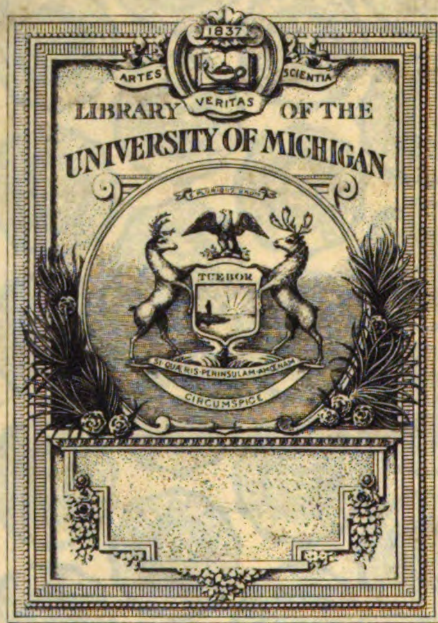

1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE


UNIVERSITY·OF·MICHIGAN

# BEIBLATT ZUR ANGLIA.

MITTEILUNGEN
ÜBER ENGLISCHE SPRACHE UND LITERATUR
UND ÜBER ENGLISCHEN UNTERRICHT

HERAUSGEGEBEN

VON

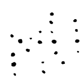
MAX FRIEDRICH MANN.

---

FÜNFUNDDREISSIGSTER JAHRGANG.



HALLE A. S.
MAX NIEMEYER.
1924.



General
Hart.

# BAND-INHALT.

(Nach Verfassern, bez. Titeln und Herausgebern alphabetisch geordnet.)

## I. Englische Sprache und Literatur einschliesslich der Volkskunde und Geschichte.

### A. Besprechungen.

### B. Aufsätze.



### C. Miszellen.



## II. Unterrichtswesen.

### A. Besprechungen.

#### 1. Allgemeine Werke.

## 2. Lehr- und Lesebücher.



## III. Aus Zeitschriften.

## Mitarbeiter dieses Bandes.

Aronstein, Prof. Dr. Phil., in Berlin. Siehe S. 77. 268.
Brenner, Dr. E. J. W., Lektor a. d. Univ. Erlangen. Siehe S. 44.
Caro, Dr. J., Studienrat i. R., Frankfurt a. M. Siehe S. 219. 364.
Dudok, Dr. G. A., in Amsterdam. Siehe S. 205.
Ekwall, Dr. Eilert, Prof. a. d. Univ. Lund. Siehe S. 21. 129. 193. 225.
Ellinger, Prof. Dr. Joh., in Wien. Siehe S. 277.
Fehr, Dr. B., Prof. a. d. Univ. Zürich. Siehe S. 1. 42. 72. 97. 141. 210.
Fischer, Dr. W., Prof. a. d. Techn. Hochschule Dresden. Siehe S. 76. 119. 168. 204. 289.
Flasdieck, Dr. H., Privatdoz. a. d. Univ. Göttingen. Siehe S. 127. 164.
Friedwagner, Dr. M., Geh. Reg.-Rat, Prof. a. d. Univ. Frankfurt a. M. Siehe S. 265.
Hecht, Dr. H., Prof. a. d. Univ. Göttingen. Siehe S. 218.
Holthausen, Dr. F., Geh. Reg.-Rat, Prof. a. d. Univ. Kiel. Siehe S. 32. 33. 95. 237.
Hübener, Dr. G., Prof. a. d. Univ. Königsberg. Siehe S. 366.
Huscher, Dr. H., Privatdoz. a. d. Univ. Leipzig. Siehe S. 119. 181.
Krause, Dr. W., Privatdoz. a. d. Univ. Göttingen. Siehe S. 257.
Liebermann, Dr. F., Prof. in Berlin. Siehe S. 65. 214.
Liljegren, Dr. S. B., in Lund. Siehe S. 49. 79. 158. 234. 302. 353.
Luick, Dr. K., Prof. a. d. Univ. Wien. Siehe S. 190.
Mann, Prof. Dr. Max, in Frankfurt a. M. Siehe S. 270, 334.
Marcus, Dr. Hans, in Charlottenburg. Siehe S. 306. 372.
Masing, Dr. H., Prof. a. d. Univ. Dorpat. Siehe S. 197.
Mellin, Prof. J., Studiendirektor in Münsterberg (Schl.). Siehe S. 62. 271. 281.
Mogk, Dr. E., Prof. a. d. Univ. Leipzig. Siehe S. 161.
Mühe, Dr. W., Oberstudiendir. in Hamburg. Siehe S. 61. 371.
Mutschmann, Dr. H., Prof. a. d. Univ. Dorpat. Siehe S. 272.
Price, Dr. H. T., in Kiel. Siehe S. 113.
Western, Dr. Aug., Rektor in Frederikstad (Norw.). Siehe S. 150.
Wild, Dr. F., Prof. a. d. Univ. Wien. Siehe S. 70. 137. 148.

# Beiblatt zur Anglia.

## Mitteilungen
## über englische Sprache und Literatur
## und über englischen Unterricht.

XXXV. Bd. Januar 1924. Nr. I.

## I. SPRACHE UND LITERATUR.

**Josef Wihan; Die Hamletsage, ein Beitrag zur Geschichte der Renaissance in England.**

A. u. d. T.: **Leipziger Beiträge zur englischen Philologie,** hgb. von **Max Förster,** Heft III, Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1921. — 89 S.

**Lilian Winstanley, Hamlet and the Scottish Succession.** Being an Examination of the Relations of the Play of Hamlet to the Scottish Succession and the Essex Conspiracy. Cambridge, at the University Press, 1921. — 188 S. 10/-net.

**Lilian Winstanley, Macbeth, King Lear and Contemporary History.** Being a Study of the Relations of the Play of Macbeth to the Personal History of James I, the Darnley Murder and the St. Bartholomew Massacre and also of King Lear as Symbolic Mythology. Cambridge, at the University Press, 1922. — 228 S. 15/-net.

**Howard Mumford Jones, The King in Hamlet.**

A. u. d. T.: **University of Texas Bulletin** No. 1865: November 20, 1918 (authorized 1921), Comparative Literature Series No. 1. Published by the University of Texas, Austin. 100 S.

**Lorenz Morsbach, Der Weg zu Shakespeare und zum Hamletdrama.** Eine Umkehr. Halle a. S., Niemeyer, 1923. — VIII u. 111 S.

Hamleträtsel! Fast scheint es, als ob es Hamleträtsel geben müsse, solange es eine Menschheit gibt. Lafst uns Buch um Buch öffnen!

Nach einer ebenso gewissenhaften wie scharfsinnigen Kritik der seit 1910 erschienenen Hamletarbeiten[1]) mit ihren

[1]) Entgangen sind Wihan: W. F. Trench, Shakespeare's Hamlet 1913; Simon Augustine Blackmore, The Riddle of Hamlet and the Newest Answers,

Erklärungsversuchen geht Wihan dem schwierigen Hamletproblem selber zu Leibe. Eine eingehende psychologische Sezierung beginnt. Feinsinnige Beobachtungen werden niedergelegt.[1]) Als Urpunkt der Lösung aber ergibt sich ein bestimmter Fehler in Hamlets Charakter: seine Maſslosigkeit, sowohl im Fühlen, Urteilen und Wollen. Wihan glaubt, daſs Shakespeare selber in den Reden des Claudius und des Laertes uns Fingerzeige dafür gegeben habe, daſs die Lösung hier zu suchen sei. Die Maſslosigkeit der Gefühle des einen Augenblicks bewirkt als Reaktion ein ohnmächtiges Zusammensinken im nächsten Moment, die Maſslosigkeit des Urteils die Weltverachtung und damit eine Vergröſserung der ihm gestellten Aufgabe. Hamlet glaubt die Welt wieder einrenken zu müssen. Hamlet deckt sich weder mit den Renaissancetypen der Mäſsigung, wie ihn Montaigne verteidigt, noch dem der inneren Freiheit, des individualistischen Helden (die Unterscheidung ist S. Singers Mittelalter und Renaissance, 1910 entnommen). Jener befindet sich in Horatio, dieser in Laertes verleiblicht. Hamlet steht neben diesen Typen, die er beide bewundert, die er in sich selber vereinigen möchte, aber nicht kann. So erkennt schlieſslich Wihan als Grundidee der Hamlettragödie die Notwendigkeit einer Verschmelzung beider Ideale zu einem neuen Lebensideal der Zukunft, wobei das Scheitern dieses Strebens in Hamlet die Tragik des Stückes begründet. Wihans Studie verdient gebührende Berücksichtigung von seiten jedes ernsthaften Shakespeareforschers.

In was für eine Wildnis der Irrungen man sich verlieren kann, wenn man traumverloren dem falschen Licht einer fixen Idee folgt, zeigt das Buch der Lilian Winstanley. Sympathisch berührt wohl der frische, lebendige Ton der Studie. Richtig sind auch gewisse Voraussetzungen, wie etwa die Forderung, daſs man ein Shakespearesches Stück nicht mit dem Instrument moderner Psychologie bearbeiten dürfe, oder die andere

Boston 1917. Neu hinzugekommen sind: Howard Mumford Jones, The King in H., University of Texas Bulletin 1918 (1921); Lilian Winstanley, H. and the Scottish Succession, Cambridge 1921; L. Morsbach, Der Weg zu Sh. und das H.drama, Halle 1923.

[1]) So über die Unterschiede in der Auffassung Hamlets in $Q_1$ u. $Q_2$ oder über das ethische, nicht das bloſse tätliche Ziel des Hamletschen Willens.

Forderung, dafs man auch versuchen müsse, im Drama die Befriedigung gewisser Erwartungen zu erkennen, die im elisabethanischen Zuschauer zu bestimmten Zeitpunkten lebendig waren, die mit den die Gemüter beschäftigenden zeitgenössischen politischen Ereignissen in engstem Zusammenhang stehen. Aber die Verfasserin hilft uns keinen Schritt weiter, die elisabethanische Psychologie zu erlernen und, was schlimmer ist, sie versteht es nicht, wenn sie die Oberfläche des Dramas abkratzt, um das zeitgenössisch politische Palimpsestbild freizumachen, mit den nüchternen Augen des Verstandes zu blicken. Ihr Auge umflimmert sich und sie sieht Dinge, die nie da waren, blofse Bilder ihrer Phantasie, den Widerschein dessen, was sie zu beweisen wünscht. Ihre Gleichungen sind die folgenden: der Shakespearsche Hamletmord — Claudius ermordet den König und heiratet, richtiger verführt, dessen Frau und bedroht das Leben des jungen Prinzen — ist eine Maskierung des schottischen Darnleymordes, an den die Elisabethaner im Jahre 1601 allen Anlafs hatten zurückzudenken, da die Blicke auf Darnleys Sohn, Jakob VI. von Schottland, als Elisabeths präsumptiven Thronfolger gerichtet waren. Also: Darnley ist der alte Hamlet, Bothwell ist Claudius, Maria Stuart ist Gertrud, Jakob ist der junge Hamlet. Es kommen weitere Gleichungen hinzu. So dürfte Polonius gewisse Züge des Cecil Burleigh — George Russel French spricht davon 1869 —, Laertes solche des Thomas Cecil aufweisen. Und, was sehr wichtig ist, Hamlet maskiert auch bis zu einem gewissen Grade Shakespeares Freund und Gönner, den Grafen von Essex, dessen schweres Geschick — am 21. Februar 1601 mufste er sein Haupt auf den Block legen, weil er versucht haben soll, die schottische Nachfolge vorzeitig herbeizuführen — dem Dichter zu Herzen ging. Horatios ergreifende Worte beim Anblick des sterbenden Hamlet: *Good night, sweet prince, And flights of Angels sing thee to thy rest* klingen an des Grafen Abschiedsgebet an: *And when my soul and body shall part, send thy blessed angels to be near unto me which may convey it to the joys of heaven* (wenn *Malone* Recht hat!) und erinnern an das '*Good Night*' der rauhen Ballade *Essex's Last Good-night,* die kurz nach der Enthauptung herumgeboten wurde. Essex ist überhaupt in das Leben Shakespeares und seiner Truppe

tief eingetreten. Zur Zeit der Essexrevolution spielten sie Shakespeares Stück Richard II., um durch die Absetzungsszene beim Volke Stimmung für Elisabeths Absetzung und Essexens Thronerhebung zu machen. Wenigstens wurde den Spielern diese Absicht von der Regierung unterschoben und sie fielen in Ungnade. Diesem Problem widmet die Verfasserin ein besonderes Kapitel: *Richard II and Hamlet.*

Soweit in groben Zügen die These. Sie ist alt. Die Verwicklung der Aufführung Richards II. in die Essexrebellion wird schon von Sidney Lee behandelt. Der Essexhandel als politischer Hintergrund zum Hamlet wird von Georg Brandes in seinem bekannten Buch über Shakespeare ausgebeutet, während der ganze Fragenkomplex 1897 auch von Hermann Conrad in „Shakespeares Selbstbekenntnissen" breitgetreten worden ist. Dabei hat Brandes auf den Darnleymord hingewiesen, an die eine elisabethanische Zuhörerschaft als Parallele vielleicht denken konnte. Soweit kann man gehen, weiter nicht. Die Poloniusparallele und Horatios „Gute Nacht" als Essexanklang stehen im Dämmerlicht der Wahrscheinlichkeit. Im übrigen aber zwingt Miss Wistanley gewalttätig und willkürlich Zug für Zug Motive der zeitgenössischen Geschichte dem Hamletdrama auf, wobei sie von wackligen Prämissen aus begeistert in drolligen Purzelbäumen zu den fernstabliegenden Schlüssen springt und nicht begreifen kann, daſs der Leser nicht nachstürzen will. Ihre Methode ist falsch. Sie geht so vor, daſs sie zeigt, wie Shakespeare sich enger an die historischen Ereignisse als an die Amlethsage anlehne. Dabei zitiert sie den Saxo Grammaticus, gelegentlich die *Hystorie of Hamblet,* die nach dem Hamlet erschien, nie aber Belleforest. Saxo fällt als Quelle weg. Belleforest ist zu Vergleichszwecken das einzig brauchbare Dokument, da wir ja Kyds Urhamlet nicht besitzen. Im wesentlichen wickeln sich die Ereignisse so ab wie in Belleforest, der die Fabel gegenüber Saxo in eine andere moralische Sphäre erhebt. Die graue Urzeit ist modernisiert und hat christliche Färbung und Renaissancestimmung erhalten. Der Schluſs ist anders. Aber die Melancholie des Helden wird schon von Belleforest betont neben anderen ganz auffallenden Einzelzügen, die Morsbach in seiner Schrift klar herausgehoben hat. Diese *histoire tragique* hat Shakespeare neben dem Urhamlet benützt. Hier lag alles

beieinander. Wenn der Dichter so vorgegangen wäre, wie Miss Winstanley es ihm hier zumutet, was hätte er da nicht alles lesen müssen, schottische Breitseiten, Buchanans *Oration* und *Detection* — ein schottisches Buch, gedruckt 1572, *which was certainly available both for himself and for his audience* (Beweis!) — und noch viel anderes Schottisches, wenn nicht gar Andrew Lang und den *Dictionary of National Biography!* Denn durch mündliche Überlieferung hätte er das nicht alles ermitteln können. London war nicht Edinburg. Ein Beispiel statt vieler für Miss Winstanleys ungesunde Argumentierung! Sie sagt: bei Saxo wird der alte König von seinem Bruder offen ermordet, bei Shakespeare wird er im geheimen in einem Garten vergiftet. Woher hat der Dichter diese Abweichung? Von den Ereignissen. Darnley wurde in einem Garten erdrosselt, nachdem vorher ein Giftversuch gemacht worden war. Nun hat aber Shakespeare die geheime Ermordung ganz einfach von seiner Quelle übernommen. Denn für den Urhamlet ist uns der zur Rache auffordernde Geist bezeugt. Dieser Geist hat aber bei Kyd nur dann einen Sinn, wenn er als Enthüller des wahren Sachverhalts, eben der geheimen Ermordung, vor dem Prinzen erscheint. Wäre der Mord offen begangen worden, so wüſste auch der Prinz davon und müſste nicht erst zur Rache aufgestachelt werden.[1]) Den Geist verdankt übrigens Shakespeare nach Miss Winstanley nicht dem Urhamlet, sondern schottischen Balladen über den Darnleymord! Und der langweilige Jakob, der Hamlet Modell gestanden haben soll — Stück um Stück versucht Miss Winstanley die Identität zu beweisen —, wer kann hierbei noch ernst bleiben? Wie oft hat dieser Jakob den jüngeren Bothwell, den Neffen des „Mörders", verschont! Er ist der hamletsche Zögerer! Ungehalten über seine Langmut diesem Bothwell gegenüber, schreibt ihm Elisabeth 1592: *I find so many ways your state so unjoynted, that it needs a skilfuller bone-setter than I to joyne each part in its right place.* Die Wörtlein *unjoynted* und *joyne* schieben sich sofort zum weit hinaushängenden Sprungbrett zusammen. Der Sturz in die Tiefe folgt. Wer denkt hier nicht, so heiſst es, an Hamlets bitteren Schrei: *The time is out of joint: O cursed spite that ever I*

---

[1]) Dies hat Creizenach, Gesch. des neueren Dramas, IV, 547—8 mit seinem bekannten Scharfsinn erschlossen.

*was born to set it right?* Also Shakespeare hat als Dreifsigjähriger 1592 Einblick in Elisabeths Brief gehabt, oder die Worte *unjoynted* und *joyned* flogen zehn Jahre später zwischen London und Edinburg von Mund zu Mund! Auf derartigen salti mortali ist das ganze Buch aufgebaut. Die Verfasserin glaubt heute fest an die Wirklichkeit ihrer Entdeckungen. Wenn sie nach Jahren in aller Ruhe ihr Buch wieder liest, wird sie zur Einsicht kommen, dafs sie einst mit Peter Pan nach *Neverland* geflogen war.

Noch schlimmer steht es mit Miss Winstanleys zweiten umfänglicherem Buche. Dinge werden hier mit Begeisterung und Überzeugung vorgetragen, *which pass all understanding.* Ich erwähne nur folgendes. Macbeth wurde kurz nach der Pulververschwörung vor Jakob I. zu Hofe aufgeführt. Banquo steht in besonders günstigem Lichte, ist er doch der Ahnherr des jetzt regierenden Königs, Jakobs I. Der Hexenspuk spielt in Macbeth eine grofse Rolle. Das ist nicht verwunderlich; denn der König, der an die Geister, an seine eigene Verfolgung durch den Teufel glaubte, hat darüber selber ein Buch geschrieben, *Demonology.* Das ist alles bekannt. Man hat bis jetzt allgemein angenommen, Shakespeare habe in diesem Stücke dem regierenden Monarchen Komplimente machen wollen. Nun aber kommt der Seitensprung. Die Ermordung Duncans wird bei Shakespeare nach einer anderen Episode in Holinshed behandelt, der Ermordung des Duff durch Donwald. Dabei sind aber neue Züge hinzugekommen. Man beachte: die geheime Vorbesprechung zwischen Macbeth und Lady Macbeth, die Stille der Nacht, die Zubereitung eines Trunkes, den Macbeth vor der Mordtat zu sich nimmt und dessen Fertigstellung ihm durch Klingeln gekündet wird, Macbeths Sich-Nieder-Legen zum Schlaf, um seine Täterschaft zu verschleiern, die Anrede an den Dolch, das Klopfen am Tore. Diese Züge, die bei Holinshed fehlen, hat Shakespeare der Geschichte entnommen, d. h. dem Darnleymord und der Bartholomäusnacht. Wieso kommt Shakespeare zur Benützung des Duffmordes? Antwort: die Pulververschwörung, an die jedermann dachte, wurde damals öfters mit dem Darnleymord verglichen. Der Darnleymord aber wurde von Belleforest und Adam Blackwood als mit dem Duffmord am nächsten verwandt bezeichnet. Da Shakespeare sich seit dem Hamlet mit dem Darnleymord beschäftigt hatte — wie in dem ersten Buch nicht bewiesen wurde —, so fiel ihm das auf und er holte die Duffepisode hervor, um damit den Darnleymord in seinem Macbeth zu markieren. Macbeth ist ja symbolische Darstellung des Darnleymordes einerseits und der Bartholomäusnacht andererseits. Zunächst einmal folgende Richtigstellung. Für den reifen Shakespeare ist die Hyponoia, das Arbeiten mit dem Doppelsinn, dem folgerichtigen, strengen Parallelismus zwischen Fabel und zeitgenössischem Ereignis, der noch bei Sidney und Spenser eine so grofse Rolle spielt,[1]) überwunden. Wenn er im „Sturm“

[1]) Für Spenser vgl. die Bücher von Greenlaw und Cory, für Sidney das Buch von Brie.

noch einmal mit dem Doppelsinn arbeitet, so gibt er das auch äufserlich mit aller Deutlichkeit zu erkennen. Wohl kennt er immer einen höhern Nebensinn, der über die Fabel hinausgeht: die künstlerische Symbolik, die das Erzählte zu einem Gleichnis ewiger Wahrheit erhebt. Im übrigen aber ist sein Drama das, was es scheint. Wer bei ihm gelegentliche Anspielungen sucht, ist auf rechter Fährte; wer aber aus seinem Werk Hyponoia herauswittern will, verliert seine Zeit. Warum Shakespeare im Macbeth eine andere Holinshedsche Episode zur Ausmalung des Duncanmordes herangezogen hat, ist vom künstlerischen Standpunkt aus von vornherein klar. Er mufste dramatisch eindrucksvolle Details haben, und diese fand er in seinem Lieblingslesebuch an anderer Stelle, der schaurigen Stimmung, die er in das ganze Drama hineinlegen wollte, durchaus entsprechend. Damit ist eigentlich die Winstanleysche Gesamtdeutung schon erledigt. Aber sehen wir weiter zu, wie sie Shakespeares Zutaten glaubt belegen zu können. Bothwell (Onkel und Neffe) sind Macbeth, Darnley ist Duncan, Maria Stuart ist Lady Macbeth, Lennox, Darnleys Vater, ist Lennox. Vor dem Darnleymord hatte Maria Stuart in ihrem Zimmer nach Mitternacht mit Bothwell eine lange Unterredung, worauf sich Bothwell in sein eigenes Zimmer zurückzog.[1]) Also hier haben wir Macbeths Gespräch mit Lady Macbeth!!! Immer wieder betonen die schottischen Proklamationen, dafs Bothwell seine Mordtat in der Stille der Nacht vollzogen habe. Holinshed sagt nichts von der Stille der Nacht. Also hat Shakespeare ...! Bothwell kommt nach Hause und ruft nach einem Getränk, nimmt es und legt sich zu Bett. Also hier haben wir Macbeth, der der Lady sagt, sie solle ihm ein Getränk zubereiten und der aus Gründen der Verstellung den Morgenrock anzieht![2]) Es liegt ein Plan des Darnleymordes im Record Office aufbewahrt, darauf eine Zeichnung, die Darnleys und seines Dieners Leiche darstellen, darüber ein Dolch, der in der Luft schwebt. Shakespeare hat dieses Bild gesehen (!) und dementsprechend den berühmten Dolchmonolog geschrieben. Bothwell hat sich niedergelegt, da klopft es schon am Tor, ein Bote meldet, Darnleys Haus sei in die Luft geflogen. Das ist das berühmte Klopfen in Macbeth!!! Diese Parallelismen bedürfen kaum der Widerlegung. Die Stille der Nacht! Was ist damit bewiesen? Achtzig Prozent aller Mordtaten finden in der Stille der Nacht statt. Aus begreiflichen Gründen! Der geängstigte Macbeth, der sich vor der Tat Mut antrinken mufs, hat mit dem nach der Tat trinkenden Bothwell nichts gemeinsam. Und das Klopfen? Shakespeare hat es wahrhaftig nicht nötig, diesen genialen Einsatz in seiner dramatischen Partitur von aufsen her zu entlehnen. Das ist bei ihm ein stehendes Motiv. Claudios Schicksal ist besiegelt, sein Tod sicher. Da klopft es (Measure for Measure V, 71—92). Othello hat Desdemona ermordet. Da ruft etwas draufsen immer wieder und begehrt Einlafs. Desdemona singt das Lied von der Trauerweide. Da — mitten im Gesang

[1]) Nach George Buchanan, *Detection of the Doings of Mary Queen of Scots.*

[2]) Dies nach einer andern Quelle: George Dalgeish bezeugt es in Pitcairn, *Ancient Scottish Criminal Trials* — und Hephurns Zeugnis, ebenda.

— scheint es ihr, dafs jemand klopfe (Othello IV, 3, 22ff.). Das bekannte Totenklopfen! Im Macbeth ist es genau entsprechend. Drüben liegt Duncan ermordet. Aber noch ist nicht alles vollendet. Macbeth mufs zurück, um die schlafenden Diener mit Blut zu beschmieren. Er kann nicht mehr. Schliefslich geht die Lady und nimmt ihm die Bürde ab. Da klopft es. Sie kehrt zurück mit blutbeschmierten Händen. Da klopft es wieder! Ist es nicht, als ob sich darin Duncans Geist bemerkbar machen wollte? Realismus und Geisterhaftigkeit nebeneinander.[1])

Wir ziehen weiter durch einen Urwald von Täuschungen. Eine blofse Erwähnung genügt, um sie als solche zu erkennen. Bothwell versucht sich vor der Welt reinzuwaschen (*the cleansing of B*). Macbeth wäscht sich nach der Tat die Hände, nachdem schon vorher die Lady gesagt hat: *a little water clears us of this deed.* Nichts sei davon in Holinshed! Im Record Office befindet sich in demselben Plane des Darnleymordes das Bild eines Kindes mit den Worten darunter: Richte und räche meine Sache, oh Herr! Ein gebrochener Zweig liegt bei den Leichen. (Der junge Jakob, Darnleys Sohn!) Das ist natürlich nach Miss W. die Quelle zu der „dritten Erscheinung" in Macbeths Hexenvision bei Shakespeare (IV, 1), wo ein gekröntes Kind mit einem Baum in der Hand auftaucht! Triumphierend ruft Miss W. aus: *Now none of those three things are found in Shakespeare's source; Holinshed has ... no reference whatever to a child crowned and holding the broken branch of a tree ... there is the child who is crowned, obviously typifying the infant king, with the broken branch which typifies either the tree under which Darnley's body was found or the broken branch of Darnley's life.* Ein Beispiel statt vieler für die Art und Weise, wie eilig und flüchtig Miss W. ihre Schlüsse zieht. Man beachte die unbewufste Fälschung, die in dem *broken branch of a tree* liegt, der in Sh.'s Macbeth sein soll. (Ihr ganzes Buch setzt sich zusammen aus solchen unbewufsten Fälschungen!) Wo steht bei Shakespeare etwas von einem gebrochenen Baumzweig? Shakespeare sagt: *a child crowned with a tree in his hand.* Dafs das nicht das Kindchen Jakob sein kann, mit einem Baum — keinem geknickten Zweig — in der Hand, ist klar; denn Jakob erscheint ja nachher als echter König. Die bisherige Erklärung pafst ja ausgezeichnet. Das gekrönte Kind ist Malcolm, der nach Macbeths Tod König wird; der Baum bedeutet den Wald von Birnam, durch den er Macbeth überlisten wird. Lennox, der Vater Darnleys, tritt gegen Bothwell als Ankläger auf, kann aber nicht durchdringen, weil die Macht nicht auf seiner Seite steht. In Sh.'s Macbeth erscheint ein Lennox als einer der „hauptsächlichsten Ankläger" Macbeths. Also ...! Wieder eine unbewufste Fälschung! *Why should Sh. introduce this person and bring him prominently forward ... One of the chief accusers.* Wo ist denn im Sh. ein „Ankläger"? Der Shakespearesche Lennox — Lennox hat Sh. neben Ross usw. als bekannten schottischen Namen eingeführt — ist ein Aushorcher, der durch den Argwohn des „Lord" erst noch umgestimmt werden mufs. Seine Haltung hat mit der seines Namensvetters

[1]) Ich entnehme diese Erklärung August Ackermann, Der Seelenglauben bei Sh., Zürcher Diss. 1914, S. 78.

auch nicht das geringste gemeinsam. Er spielt die unbedeutendste Rolle unter den *thanes*. Wie kann man demgegenüber von *prominently forward* sprechen!

Was Miss Winstanley über die Hexenprozesse berichtet, bringt nichts Neues. Da sie wichtige Vorarbeiten nicht nennt oder nicht kennt, so glaubt sie epochemachende Entdeckungen erkämpft zu haben. Sie zitiert Pitcairn ausgiebig. Sie weist nach, dafs eine Shakespearesche Hexe auf einem Sieb dahinsegelt wie in den Zeugnissen aus schottischen Hexenprozessen. Dafs Shakespeare hier annahm, sein König würde durch die Darstellung des Hexenspuks gefesselt, dürfte einleuchten. Aber das wissen wir schon längst. Das Sieb hat schon Steevens (1736—1800) im 18. Jahrhundert nachgewiesen, und zwar aus einer Quelle, die der Verfasserin entgangen zu sein scheint, aus den *News from Scotland* 1591 [1]), einer ausführlichen Geschichte des abscheulichen Prozesses, den Jakob VI. gegen den Schulmeister Fian als den Veranlasser des Seesturmes führte, in den Jakob auf seiner Brautfahrt geraten war. Die *News* waren ein Buch, das in mehreren Auflagen gedruckt wurde. Aus ihm, aus Scott's *Discovery of Witchcraft* und aus Ovids Met. VII, 262 ff. hat Shakespeare Anregungen empfangen. Darüber vergleiche man Creizenach, a. a. O. IV, 133 ff., Kröger, Die Sage von M. bis zu Sh., Berlin 1904, 209 ff., wo die Frage erschöpfend behandelt wird. Die Verfasserin tut den unvernünftigen Schlufs, der jüngere Bothwell, der mit dem Teufel und seinen Geistern im Bunde gestanden haben soll, sei somit deutlich in der Gestalt Macbeths zu erkennen. Sie sieht auch hier *the closest parallels!*

Nun kommen wir zu Miss Winstanleys kühnster Entdeckung. Macbeth ist nicht nur der verkappte Darnleymord, sondern die verkappte Bartholomäusnacht. Man höre und staune! Karl IX. ist Macbeth, Coligny ist Banquo, Katherine von Medici ist Lady Macbeth. Denn Karl IX. zögert zuerst, die Mordtaten anzuordnen, Katherine mufs ihn erst dazu bringen. Parallele! Karl IX. hat nachher Gewissensbisse und schlaflose Nächte genau so wie Lady Macbeth und Macbeth, der doch kurz nach der Tat rufen hört: *Sleep no more, Macbeth does murder sleep.* [2]) Das Blut flofs in den Strafsen von Paris, dass die Seine sich rötete. Ein hugenottischer Dichter ruft aus: *Atro fluentem sanguine Sequanum Expavit horrens Oceanus pater.* Aha! Ist hier nicht die Stelle, wo Macbeth vom Ozean spricht, dessen ganze Flut seine Hände vom Blut nicht reinzuwaschen vermöchte? Und das im Ernst! Colignys Leiche wurde schrecklich verstümmelt durch die Strafsengräben geschleppt und in die Seine geworfen. Genau so bei Banquo! Sagt nicht einer der Mörder, Banquo liege im Strafsengraben mit 20 Wunden am Haupt? Nichts davon in Holinshed! Das Morden ging in der Bartholomäusnacht bei Fackellicht vor sich. Verlangt nicht Banquo eine Fackel, bevor die Mörder ihn überfallen?

---

[1]) Gedruckt Roxburghe-Club Nr. 7 (1816).

[2]) Auch hier betont Miss W. das Fehlen dieses Zuges in Holinshed. Aber Holinshed hat diesen Zug in jenem andern von Shakespeare benutzten Kapitel über den gekrönten Mörder Kenneth, der bei seinen Gewissensqualen des Nachts eine drohende Stimme vernimmt.

Nichts davon in Holinshed! Acht Tage nach der Schreckensnacht liefs sich eine ganze Schar von Krähen auf dem grofsen Pavillon des Louvres nieder. In der Nacht darauf hörte der König Stimmen und Getöse in der Luft. Da haben wir den Raben, der schon bei Duncans Ankunft im Schlosse dessen Tod vorauskräht! Da haben wir die unruhige Nacht in Macbeth, wo Schornsteine stürzen und schreckliche Schreie die Luft durchkreischen! Wiederum, und dies im Ernst! *We have here a very close resemblance to D'Aubigné's narrative of the birds of ill-omen and the voices heard in the air, and there is no parallel passage in Holinshed.* Natürlich! Dabei hat aber Holinshed bei der Schilderung des Duffmordes den Aufruhr in der Natur,[1]) der Shakespeare auch sonst geläufig ist. Man denke doch an Caesar! Eule und Rabe als Totenvögel erwähnt Shakespeare immer wieder: 2 Heinr. VI, III, 2, 40—41, Othello IV, 21—22; 3 Heinr. VI, II, 6, 56—59, Troi. and Cres. V, 10, 16—17 usw.[2]) Und kennt denn die Verfasserin nicht die Ballade von den drei Raben? Was sie überhaupt an dieser Szene schon vorher herumdeutet, grenzt an das Unglaubliche. Sie begreift nicht, dafs von einer Stille der Nacht und von einem Sturm in der Nacht zugleich die Rede sein könne (S. 81) und sie kommt zu dem Schlufs, Shakespeare schreibe hier Symbolismen. Die Stille ist die wirkliche Stille, die den Darnleymord umhüllte, der Sturm ist der Verkünder des Mordes in der ganzen Welt! Dafs die Erde zitterte, deutet auf die Pulverentladung beim Darnleymord! So etwas! Es ist doch ganz klar, was Shakespeare wollte. Vor der Mordtat ist es stille, nach dem Mord bricht die Natur in Aufruhr aus. Die schönste Entdeckung ist die folgende. Lady Macbeth klingelt, um ihrem Gemahl zu künden, dafs der Trank fertig sei. Macbeth schreitet zur Tat und das Klingeln erscheint ihm wie Duncans Totenläuten. Das ist das Glöcklein von St. Germain L'Auxerrois, wodurch Katherine von Medici — Lady Macbeth! — das Zeichen zum Morden gab!

Aber nicht genug damit. Auch *King Lear* ist Daynleymord und Bartholomäusnacht. Shakespeares Änderungen an Holinshed sind der Geschichte entnommen. Bei Shakespeare verteilt der alte König sein ganzes Land an seine Töchter und behält nichts für sich. Er führt den treuen Kent und Gonerils bösen Verwalter Oswald ein. Nichts davon in seinen Quellen! Ganze Schlösser werden auf diesen Neuerungen aufgebaut. Dabei ist es der Verfasserin entgangen, dafs Shakespeare nicht nur Holinshed, sondern nachweislich auch das alte anonyme Stück von Leire benützt hat, wo wir alle diese Züge vorfinden. Wieder ein Beispiel von der heillosen Flüchtigkeit, mit der Miss Winstanly arbeitet. Die Gleichungen sind die folgenden: Lear ist Darnley. Wie vertrauenselig war doch Darnley der Maria gegenüber! Wie pochte er auf seinen Königstitel, der ihm wieder entzogen wurde! Wie wird er ausgestofsen und in ein leeres Haus gebracht, *torn and ruinous*, das eines Königs nicht würdig war! Wie Lear, der nach einem zerfallenen Hause geführt wird! (Miss W. meint das *farmhouse*, auf das sie neben der „Heide" Luftschlösser baut. Weder das *farmhouse* noch die

[1]) S. vorige Anmerkung.

[2]) Ackermann a. a. O. 74.

Heide stammen von Shakespeare. Die *heath* ist eine Bühnenanweisung, die von Rowe herrührt, während das *farmhouse* Theobalds Zugabe ist. Das Haus ist ein Teil von Gloucesters Schlofs. Vgl. darüber W. Perrett, *The Story of King Lear*, Berlin 1904, S. 260, eine Studie, deren aufmerksames Lesen Miss W. vor vielen Irrtümern hätte bewahren können.) Goneril und Regan sind Maria Stuart. Wie hat sie ihn doch zuerst gehänselt und dann abgeschüttelt. Oswald ist Rizzio. Wie ist doch Rizzio dem Darnley gegenüber unverschämt aufgetreten! Murray ist Kent. Wie hafste Maria den Murray, der durch Darnleys Zorn verbannt wurde und dann wieder zurückkehrte, um Darnley zu helfen! Edmund ist der ältere Bothwell. Goneril ist Maria, Regan ist Lady Bothwell. Beide lieben denselben Schurken, wie sich aus den *Casket Letters* ergibt.

Nun aber die verkappte Bartholomäusnacht! Lear ist Coligny, Goneril ist Katherine von Medici, Regan ist Margarete von Valois, Cordelia ist die mit Antoine von Bourbon vermählte Jeanne von Navarra, Edmund ist Heinrich, Herzog von Guise, Edgar Heinrich von Navarra, der nachmalige Henri IV., und Gloster — Frankreich selber. Hier vergehen einem Hören und Sehen. Colignys Mord wurde wie der Darnleymord als *parricide* bezeichnel, war also ein Vatermord wie der Tod Lears. Der Verfasserin entgeht, dafs *parricide* auch als Königsmord oder Mord einer besonders hochstehenden Person gedeutet werden kann (s. N. E. D. *Also the murder of any one whose person is considered specially sacred as being the ruler of the country or in some position of trust.* Im Französischen ebenfalls). Der König nannte Coligny „Vater". Also gleich Lear! Wer französisch kann, weifs, wie der Ausdruck heute noch weitherzig auf jeden älteren Mann angewendet wird (*le père X, le père Y*). Coligny ist vertrauensselig wie Lear. Colignys Bildnis wurde zum Spott mit Stroh gekrönt genau so wie sich Lear mit Blumen schmückt! Coligny wird gerichtet, verurteilt und im Bilde gehängt wie Lear, der den *mock-trial* veranstaltet. Johanna von Navarra hat nie begreifen können, wie Coligny den Katholiken (Goneril und Regan) trauen konnte. Genau so Cordelia, der Lears Verblendung unbegreiflich war. Johanna soll durch Katherina durch Gift aus dem Wege geräumt worden sein. Jetzt wissen wir, warum Shakespeare die Cordelia sterben läfst. Sie wurde aller ihrer Länder beraubt genau so wie Cordelia. Miss Winstanley ruft am Schlufs aus: *It seems to me that the parallel is complete!* Edgar ist Heinrich von Navarra, Frankreichs guter Sohn, den sein Bruder Edmund, der Bastard, Henri de Guise, der schlechte Sohn Frankreichs, seinen Feinden ausliefert. Dennoch bleibt Edgar dem Vater Gloucester treu, wie Heinrich v. N. seinem Lande nie die Treue brach. Man lese P. Mathieus *Deplorable Death of Henry IV.* und man wird das alles verstehen. Der berühmte Sturm sind die Unruhen in Frankreich. Nur wenn wir das alles wissen, meint die Verfasserin, können wir die ganze schaurige Tiefe der Leartragödie ermessen. Nein! Dann marschieren wir an ihrer tragischen Gröfse erst recht vorbei.

Was hat Miss Winstanley bewiesen? Nichts. Sie behauptet immer wieder, die Pulververschwörung habe das Volksgemüt an den Darnleymord und die Bartholomäusnacht erinnert. Diese beiden Ereignisse hätten damals dem englischen Volke lebhaft vor Augen gestanden. Kein einziges ihrer

Zitate beweist das. In Wirklichkeit war im Jahre 1606 dem englischen Volke der alte Darnleymord (1567) und die Bartholomäusnacht (1572) gleichgültig. Ich bezweifle, ob der damalige Durchschnittstheaterbesucher Coligny auch nur dem Namen nach kannte.[1] Und diesem Theaterbesucher mutet die Verfasserin zu, Coligny und weiſs der Himmel wen noch dazu unter dichtester Drapierung zu erkennen. Und was für einen Sinn hätte es gehabt, dem König ein Stück — Macbeth — vorzusetzen, wo ihm gezeigt worden wäre, wie erbärmlich und verbrecherisch seine eigene Mutter war? Nettes Kompliment für diesen König, der sich s. Z. bei Elisabeth über Spenser beschwert hatte, weil dieser unter der durchsichtigen Maske der Duessa die Maria Stuart beschimpfte! Wo kommt die Shakespearephilologie hin, wenn sie solche Purzelbäume schlägt, wie es in diesem Buch geschieht? Und noch ist das Ende des Tanzes nicht abzusehen, da die Verfasserin in P. Matthieus Buch in Heinrich von Navarra den Prototyp des Ariels im „Sturm“ erkannt hat. Sie verspricht uns — horribile dictu — ein neues Buch darüber. Sie gedenkt der Ermutigung, das ihr Hamletbuch ihr eingebracht habe. Sollten Fachleute sie ermutigt haben, so wäre dies aufs tiefste zu bedauern. Vielmehr wäre es deren Aufgabe, der hoffnungslos verirrten Entdeckerin in freundschaftlicher Weise endlich einmal den Star zu stechen.

Damit kehren wir zum Hamlet zurück! H. M. Jones spinnt einen alten Gedanken weiter aus, den schon Saintsbury (Cambridge History of Engl. Lit. V) und Max Wolff in seiner bekannten Biographie betont haben, daſs nämlich König Claudius durchaus nicht das Bild eines gewöhnlichen Schurken, sondern das eines achtunggebietenden Mannes darstelle. Er ist der König, den Dänemark braucht; denn der alte Hamlet war ein rauher Berserker, dessen politische Unfähigkeit das Reich in die gröſsten Gefahren gebracht hat, lauert doch Fortinbras nur auf eine passende Gelegenheit, Dänemark die Norwegen angetane Schmach zurückzubezahlen. Und der junge Hamlet? Er ist vorläufig ganz untüchtig zur Herrschaft. Er muſs zuerst dazu erzogen werden. Dahin gehen des Claudius Absichten. Durch seine staatsmännische Klugheit steuert er das gefährdete Schiff an den schlimmsten Klippen — Norwegen, Polen, England — vorbei. Aber äuſsere Umstände, die Hamletintrige, der Laertesaufstand durchkreuzen seine weisen Pläne und Dänemark verliert schlieſslich seinen fähigsten Herrscher. Fortinbras, der sich nur auf das Recht seiner brutalen Macht stützt, wird König. Nicht daſs die Dänen ihn wollen, sie müssen ihn haben. Der Claudius, wie Hamlet ihn sieht, ist

[1] Und dieses trotz Marlowes *Bartholemewe Massacre*.

eben nicht der wahre Claudius. Fünf Vorwürfe macht ihm Hamlet: Häfslichkeit, Sinnlichkeit in geschlechtlicher und alkoholischer Richtung, Kronenraub, blutschänderischen Ehebruch und Brudermord. Davon sind der erste und zweite unwahr, der dritte zweifelhaft, der vierte nur halbwahr und der fünfte allein zutreffend. Also man höre auf der Bühne auf, diesen Claudius als blofsen Schurken mit roter Perücke zu spielen. Claudius ist neben Hamlet die grofse Bühnengestalt. Die heutige Darstellung huldigt dem „star"-System. Hamlet überschattet alles mit seinen Posen und Monologen. Dann kommt Ophelia, diese wenig gehaltvolle Gestalt — *trite* nennt sie Jones —, neben der man die viel gröfsere Königin nicht aufkommen läfst.

Jones bietet uns auf diesen hundert höchst lebendig geschriebenen Seiten ein Stück geschicktester Erörterungskunst. Er greift nicht weiter aus, er entnimmt alles Baumaterial dem Shakespeareschen Hamletdrama. Er malt den König, diesen *master of men*, er rekonstruiert den damaligen Staat Dänemark und dessen politische Situation in Nordeuropa. Mögen dabei im einzelnen brauchbare und wertvolle Ergebnisse gezeitigt worden sein, als Ganzes mufs ich Jones' Studie ablehnen. Jones begeht den Fehler, in denjenigen Fällen, wo Shakespeare in künstlerischer Absicht sich mit ein paar kühn hingeworfenen Worten begnügt, die Lücken des Bildes sorgfältig bis ins kleinste hinein auszupinseln. Und siehe, ein neues Bild ist da, nicht mehr das Shakespearesche. Jones spinnt im Shakespeareschen Hamlet ungedachte Gedanken aus. Kein Zweifel! Das läfst sich alles aus dem vorhandenen Material ableiten. Aber ist es Shakespeares Absicht, dafs wir das tun? Sicherlich nicht! Lassen wir ruhig beiseite, was er ungedacht und ungesagt gelassen, wozu er nicht einmal Andeutungen gegeben hat. Sonst fälschen wir das Bild, sonst gehen wir schleichend lange Gedankengänge, die uns immer weiter vom Ursprung entfernen. Schliefslich stehen wir in wildfremder Gegend. Wo Jones gelandet ist, da ist nicht mehr Hamletland. Man nehme Fortinbras. Wie prächtig wirkt doch diese rasch hingehauene Gestalt, die dem heroischen Hintergrund der Familientragödie den richtigen, äufsern, einmaligen Akzent gibt. Vom Seelenleben dieses Helden, der nur äufsere Gebärde sein soll, brauchen wir nichts zu wissen.

Was hat nun Jones durch sein Weiterdenken aus ihm gemacht? Eine mindere Nummer! Und der alte König? Bei Shakespeare lauter Heldentum, Kraft, Würde und hehre, fürstliche Art? Ein Bild, den Bedürfnissen des Augenblicks entsprechend, rasch hingezeichnet. Bei Jones ein aus der Mode gefallener Draufgänger! *But such a King as old Hamlet, I repeat, would ruin any country, and most of all, a poor and a small one.* Daran hat Shakespeare doch keinen Augenblick gedacht. Bei Claudius liegt der Fall verwickelter. Es war reizvoller, den Meuchelmörder zu einem eleganten und fähigen König zu machen. Damit haben wir allerdings einen „Widerspruch zwischen dramatischem Schein und Sein", wie es Schücking (Charakterprobleme 173) nennt, den er so erklärt, dafs die Gestalt von Szene zu Szene gemacht worden sei, woraus sich ergab, dafs die Szenenteile dieser Gestalt nicht aus einem Gufs sind. Niemals ist es aber Shakespeares Absicht gewesen, dafs wir in Claudius den Retter des Vaterlandes erblicken sollten. Das liegt am Ausgangspunkt eines angebauten Gedankencouloirs. Wir sollen geradezu Claudius mit Hamlets Augen sehen. Wir sollen überhaupt alles mit seinen Augen sehen. Dann erst wird die Prosa — Realpolitik bei Jones — zur reinsten Poesie.

Solchen Versuchen der Überpsychologisierung, der Überdeutung und derÜbererörterung gegenüber versucht Morsbach die schlichte, ursprüngliche Einstellung des 16. Jahrhunderts zu gewinnen. Dadurch vereinfacht sich ihm die Hamletschau auf ein paar unverkennbare, klare Linienzüge. Er führt die Quellen vor, zeigt, was in Belleforest schon vorhanden war, ein Rachevollzug, der durch äufsere und innere Hemmungen bedingt ist. (Wie wichtig, dafs man die Quellen selber liest!) Nun gibt er uns den Grundrifs des Planes. Ich hebe daraus hervor. Hamlet fafst sofort nach den Enthüllungen des Geistes seinen Entschlufs. Plan (Verstellung) und Ziel sind ihm klar. Die Erfüllung hängt von den Umständen und Gelegenheiten ab. Und was ist sein Ziel? Keine primitive vendetta, sondern *To set it right,* d. h. die Rechtsordnung wiederherzustellen. Zu keiner Zeit ist Hamlet ein Zauderer, der aus Bedenken oder infolge seiner Naturanlage nicht handeln kann. Am Schlufs erfüllt sich Hamlets Ziel. Das Recht ist wiederhergestellt und der Schurke ist — wie schon bei Belleforest —

vor aller Welt durch sich selber entlarvt. So sieht es aus, wenn wir den Verlauf der Handlung betrachten. Ein Fehler wäre es, die Monologe, wie das öfters geschehen ist, in den Mittelpunkt der Betrachtung zu stellen und den Handlungsverlauf beiseite zu schieben. Die Monologe sind zum Teil Betrachtungen allgemeiner Natur, zum Teil aber Ausrufe leidenschaftlicher Erregung, die — entsprechend der Hamletschen Maſslosigkeit, die Wihan so stark betont — das Tatsächliche übertreiben und oft entstellen. Die Aufwallungen und Selbstanklagen sind nicht nur aus der Naturanlage, sondern meist aus dem vorliegenden Anlaſs heraus zu erklären. Ein Schauspieler hat deklamiert, der Moment der möglichen Entlarvung ist nahe und Hamlet sieht die Schurkerei seines Onkels aufs neue in den grellsten Farben vor sich. Eine stürmische Aufregung bemächtigt sich seiner und er tobt, weil er der schwächere Teil ist. Der Monolog *To be or not to be* hat manchen Kritiker verlockt, die Hand auf die falsche Türklinke zu legen. „Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage". Das Schlegelsche „hier" führt auf Abwege. Sein oder Nichtsein ist das Problem, die Streitfrage (*question*), ob es eine edlere Gesinnung verrate, die Schicksalsschläge zu ertragen oder ihnen durch Selbstmord ein Ende zu machen. Der Keimansatz zu diesen Sentenzen ist schon bei Belleforest zu finden. Es handelt sich um allgemeine Gedanken, die für Hamlets Seelenlage nicht in Betracht fallen. Daraus den Schluſs zu ziehen, Hamlet trage sich mit Selbstmordgedanken ab, ist unzulässig. Diese Monologe zeigen uns demnach keinen Schwächling, keinen Melancholiker, sondern einen leidenschaftlich erregten, aber entschlossenen Prinzen. So kommt Morsbach zum Schluſs: „Hamlet ist kein zwiespältiger Hamlet, kein Hamlet der Sagen und Hamlet der Renaissance; kein Hamlet der Rächer und Hamlet der Zweifler, der Denker; kein Hamlet des Dramas und Hamlet-Shakespeare, sondern ein einheitlicher Hamlet, aus einem Guſs, nur der tragische Held der Tragödie, nichts anderes."

Was sind nun die Bedingungen dieser neuen, richtiger ursprünglichen Einstellung? Morsbach hat sie in vier vorausgehenden Kapiteln umschrieben. Hamlet, sagt er uns, hat bisher als Charakterdrama schlechthin gegolten. Es ist aber wie jedes andere Shakespearesche Drama ein „mit gröſster

Sorgfalt bis ins einzelne herausgearbeitete(r) Ereigniszusammenhang". Denn auch Shakespeares Meistertragödien sind Handlungs- und Ereignisdramen. Ausgangspunkt ist ihm die Handlung. Erst in zweiter Linie kommt die Charakterzeichnung. „Der Charakter ist der Handlung, nicht die Handlung dem Charakter angepafst". Als grofser Künstler hat Shakespeare darüber hinaus dem Einzelfall symbolische Bedeutung gegeben. Das Stoffliche aber steht voran. Zusammen mit der damaligen Bühneneinrichtung bestimmt es Aufbau und Gliederung des Dramas. Diese Tatsachen sind im Auge zu behalten, will man dem Dichter gerecht werden. Mit seinen künstlerischen Ansichten prallte Shakespeare mit Ben Jonson zusammen, dem die Fabel nur wenig bedeutete, der nur die Schwächen und Laster der Zeit schildern, der zur klassizistischen Geschlossenheit zurück wollte, während Shakespeare, dem die Fabel sehr viel war, mit ihr Menschen aus allen Zeiten übernahm und deshalb entgegen Jonson auch Idealgestalten vorführte und der einheimisch-romantischen Freiheit huldigte. Hie Shakespeare, hie Jonson, das war der versteckte Sinn des Theaterstreits (1598—1602), dem Morsbach ein orientierendes Kapitel widmet. In jene Jahre fällt nun gerade der Hamlet, der bis zu einem gewissen Grade als Programmstück gelten kann.

Dies einige Gedanken aus der Schrift eines Mannes, der jahrelang als akademischer Lehrer mit den Fragen der Shakespeareerkenntnis gerungen und durch ihr fieberverseuchtes Dickicht hindurch zur gesunden Klarheit vorgedrungen ist. Seine „Umkehr" wendet sich an Fachleute und auch an weitere Kreise. Sie alle werden ihm für die treffliche Führerschaft dankbar sein und mit mir in dem Wunsche einig gehen, dafs die unverwüstliche Kraft dieses Altmeisters der englischen Philologie uns noch lange erhalten bleibe.

Zürich. Bernhard Fehr.

**Charles J. Sisson, Le Goût Public et le Théâtre Élisabéthain jusqu'à la mort de Shakespeare.** Dijon, Imprimerie Darantière, 1923. — 197 S.

Die vorliegende Dissertation dürfte symptomatisch sein. Sie gehört in das Gebiet der Geschmacksgeschichte, die

Schücking schon seit einigen Jahren mit Erfolg betreibt und deren Ziele und Methoden er soeben in einem Büchlein näher umschrieben hat [1]). Der Verfasser scheint von den Arbeiten Schückings und seiner Schüler keine Kenntnis zu haben. Betrachten wir uns die Wege, die er geht.

Es gibt im 16. Jahrhundert einen bestimmten vorwiegenden englischen Geschmack, dem der Dramatiker entgegenkommt. Die Grundnote dieses Geschmackes entdecken wir eigentlich schon im Mittelalter. Die Renaissance hat hier verfeinernd und hinzufügend gewirkt, ohne den Grundcharakter im wesentlichen ändern zu können. Gewiſs können wir auf den ersten Blick im englischen Theater zwei Zuschauerklassen und damit zwei scheinbar entgegengesetzte Geschmacksrichtungen unterscheiden: die volkstümliche und die klassische, von denen die eine an den Volkstheatern, die andere an Universität und Hof gepflegt wurde. Aber selbst die Universitätsstücke, die zunächst lateinisch gespielt wurden und im englischen Gewande die drei Einheiten beobachteten, zeigen Eigenheiten, die nach dem Volkstümlichen hin Brücken schlagen. Es überwiegt bei ihnen die Komödie, in lateinischer sowohl als in englischer Form. *Gammer Gurton's Needle* (1550—53), die zweite englische Komödie, verdankt ihren straffen Aufbau dem klassischen Einfluſs. Aber das ist alles. Im übrigen herrscht der grobe Scherz der *Miracles*, deren Rauhrealismus auch die andern Komödien befolgen, die Gestalten aus dem Leben in grotesker Weise verzeichnen. Dieser Realismus färbt ab auf die Universitätstragödien, die wie *Christus Redivivus* oder *Archipropheta* von Grimald und *Esechias* (1540—64) von Udall komische Einlagen bringen. Und neben dem Realistischen macht sich das Romantische breit. Man denkt etwa an Tragödien wie Gagers Ulysses *Redux*, an *Solymannidae*, an *Tomumbeius* (1582), an Lustspiele wie Edwards, *Palamon and Arcyte* (1566), der stofflich auf Chaucer zurückgreift. Das Klassische und das Naive — das letztere in natürlicher und phantastischer Schattierung — wohnen hier nebeneinander. Die zweite Richtung aber ist die ursprüngliche, die von der ersten nicht verdrängt, wohl aber umgebildet und verfeinert

[1]) L. L. Schücking, Die Soziologie der literarischen Geschmacksbildung, Philosophische Reihe, hgb. v. Dr. A. Werner, München, Rösl & Cie., 1923.

worden ist. Auch der Hof war den volkstümlichen dramatischen Elementen durchaus nicht abgeneigt, bewegen sich doch Volksgestalten in der klassischen Fabel von Edwards' *Damon and Pythias* und führt doch *Gorboduc* die beliebten dumb shows ein. Beide Stücke wurden 1564 bzw. 1561 vor der Königin gespielt. Die Einheit des Geschmacks war demnach deutlich vorhanden. Diese Tatsache vermag auch die zeitgenössische literarische Kritik nicht umzustofsen, die sich nur wenig um das Theater bekümmert, und wenn sie Urteile darüber fällt, sehr oft die wirklichen Verhältnisse gar nicht widerspiegelt. So war es zur Zeit der grofsen Königin. Volksgeschmack und Nationalgeschmack deckten sich. Nach ihrem Tode schlich sich langsam die Entfremdung zwischen dem Nationalgeschmack und dem Theater ein, das sich von den Puritanern einerseits und den Galanten zu Hofe andrerseits immer mehr in die Enge gedrängt fühlte.

Volksgeschmack! Seine Kritik ist das Parterre. Für dieses sind sowohl *Twelfth Night* als auch *Hamlet* geschrieben. Vor ihm müssen beide bestehen. Was das Parterre erwartet, darüber gibt uns Beaumont Fingerzeige in seinem *Knight of the Burning Pestle* (1610 oder 11). Wer sitzt hier? Der Krämer, seine Frau und sein Lehrling. Der Krämer verlangt ein anderes Stück als das gespielte zu sehen und läfst seinen Lehrling Ralph in einer Don Quichotteartigen Rolle auftreten. Gelegentlich erfahren wir durch Beaumont, was diese Leutchen am liebsten sehen und was ihnen auf den Brettern am besten gefällt. Sie lesen Ritterromane (Morte d'Arthur, Amadis le Gaulois), spanische Romane, gedruckte Stücke, das *Book of Common Prayer*, die Bibel, zeitgenössische Geschichte, Reisebücher, Balladen. Von gespielten Stücken gefallen ihnen am besten Heywood's *The Four Prentices of London*, *The Rape of Lucrece*, *Edward the Fourth*, *If you know not me, you know nobody*, Kyds *Spanish Tragedy*, Shakespeares *Henry the Fourth*, Peeles *Edward the First*, die anonymen *Mucedorus*, *The Bold Beauchamps* und *The History of Richard Whittington.* Ein Gemisch von Geschichte, Romantik und bürgerlicher Häuslichkeit! Da sind jähe und steile Peripetien. Da sind auf das Ende gerichtete Spannungen. Der Schlufs reizt diese Zuschauer am meisten und sie wetten über den Ausgang. Sie ereifern sich für das Schicksal gewisser Gestalten auf der

Bühne. Die Krämerin entzücken die Kostüme[1]). Beide, Mann und Frau, haben ihre Freude an den eingelegten Liedern, an der Musik und an den Schlufstänzen. An der Bühnensprache gefällt ihnen die grofse heroische Gebärde. (Die lärmende unruhig stehende Zuschauermenge nötigte den Schauspielern eine laute rhythmische Sprache auf.) Im übrigen ist die Macht ihrer Illusion grofs; sie glauben alles und finden sich in den unmöglichsten Situationen zurecht. (Lücken überspringt ihre kindliche Phantasie willig und schnell).

Dem Geschmack dieser Menschen mufste gehuldigt werden. Wohl schauten die *University Wits* eine Zeitlang hochnäsig auf die Berufsdramatiker der Stadt hinunter, die ihre Muse dem Volke dienstbar machten. Sie konnten in ihrer stolzen Gebärde auf die Länge nicht verharren. Schreiben war Geschäft und so mufsten auch sie die Umkehr finden (vgl. Greene, a Groatsworth of Wit). Gegen den Strom zu schwimmen versuchten zeitlebens Ben Jonson und Chapman. Aber sie drangen nicht durch. Ben Jonson vergafs in seinem Realismus, dafs das Publikum den Realismus als Basis des Komischen, nicht der sozialen Satire verlangte.

Shakespeare hat dem Volksgeschmack stets Rechnung getragen, ohne dessen Sklave zu werden. In der Komik fand er Zustände vor, die ihm als Künstler nicht zusagen konnten. Er übernimmt die Gestalt des Narren, des alten *Vice* der Interludien, ohne die ein Stück dem Elisabethaner undenkbar war. In den *Two Gentlemen of Verona* zeichnet er sie noch in den alten Zügen der Groteskerie und Karikatur. Aber *Vice* war schon in ihren Anfängen eine Gestalt, die Distanz hielt vor dem wirklichen Leben und seinen Emotionen, ein grotesker Chor, ein komischer Deuter. Wie glänzend er sie in diesem Sinne weiterentwickelt hat, bedarf keiner nähern Erörterung. Ausschalten durfte er den Narren schon deshalb nicht, weil die gröfsten Schauspieler sich um diese Rolle stritten — man denke an Tarlton und Kempe. Da konnte er

[1]) Sisson nimmt entgegen Feuillerat an, dafs die Szenerie im Volkstheater primitivster Art war. Der Prunk der Theater, den nach Feuillerat Reisende bezeugen und gegen den die Puritaner in den Predigten loszogen, bezog sich nur auf das Gebäude und die Kostüme. (Vgl. das Kap. VI Mise en scène et construction, wo Interessantes über die Entstehung des sog. *décor simultané* steht.)

aber einen Schritt weiter gehen und diesen Mimen etwas besseres auf den Leib schreiben, einen Bottom und einen Falstaff. Das Wesentliche war aber, dafs das Komische und das Groteske nicht mehr an einen isolierten Überlieferungstypus, der zum gespielten Drama selber keine innerlichen Bezüge hatte, gebunden blieben, sondern in das Drama selber organisch eingebaut würden. Davon zeugen Hamlet, Ophelia und Lear im Sturmgeheul und schon Jahre vorher Sir Toby Belch und Malvolio. Und wenn die überlieferte Narrengestalt im Shakespeareschen Drama Gastrecht beanspruchen wollte, so konnte sie das nur, wenn sie geradezu dramatische Notwendigkeit geworden war. Das ist Touchstone, das ist Malvolio, das ist Falstaff. In der Tragödie hat Shakespeare die vom Volksgeschmack gestellten Forderungen erfüllt, indem er sie zugleich läuterte und veredelte. Er mufste Erzählungen mit Peripetien und sensationellen Elementen vorführen, das Volk verlangte es. Er mufste realistische Momente einflechten, das Volk verlangte es. Er mufste in „Historien“ Patriotismus aufspielen, die epische Neugierde, die naive Phantasie und der Nationalismus des Volkes verlangten es. Er hat das alles getan. Aber das Ganze mufste Kunst sein. Das hatte schon Marlowe eingesehen, der eine höhere Dramatik auf volkstümlicher Basis aufbaute. Shakespeare ging über Marlowe hinaus. Er gestaltete seinen dramatischen Lyrismus zu einer dramatischen Philosophie um. Seine Stücke stehen jetzt für Ideen und Hamlet ist nicht nur eine Erzählung, das Erlebnis eines Menschen, es ist ein Seelenproblem.

Dies sind einige Gedanken aus der verdienstvollen Studie des Engländers Sisson, der es verstanden hat, uns schon bekannte Tatsachen heranzuziehen und in ein neues Licht zu halten. Dafs er alles heranziehen würde, war bei einer Pionierarbeit nicht zu erwarten. Was in dieser Hinsicht noch geschehen könnte, zeigen die eingangs angedeuteten Arbeiten Schückings und seiner Schüler. Wir sind gespannt zu sehen, wie die französische Anglistik die Probleme der Geschmacksgeschichte weiter verfolgen wird.

Zürich. Bernhard Fehr.

**Dr. Otto Ritter, Vermischte Beiträge zur englischen Sprachgeschichte.** Etymologie, Ortsnamenkunde, Lautlehre. Halle (Saale). Max Niemeyer. 1922. XI + 219 pp.

The greater part of Professor Ritter's book deals with etymologies of individual English words or names, but Part III, Studien zur englischen lautgeschichte (pp. 157—206) is devoted to phonological problems, and questions of a more general scope are incidentally discussed also in other parts. The book contains a great deal of useful material and a great number of valuable suggestions and observations.

In Chapter I, Studien zur englischen und germanischen etymologie (pp. 1—67) Professor Ritter discusses the etymology of a number of English or Old English words, as *bosom*, *briar*, *chough*, *churn*, etc. Most fully he deals with the word *churn*, to which no less than 37 pages are devoted. The word is held to be a derivative, not of *kern* 'cream', but of the root *ker*, *kwer* 'to turn, to twist', its original meaning being 'rühr- oder quirlgefäfs'. The root is very fully discussed; in reality a full root-lexicon is given, and other roots showing similar sense-developments are dealt with.

The etymological discussions, even where they cannot be said to be final or immediately convincing, are valuable and instructive. Some of the words are of more or less doubtful meaning (as OE. *credic, scenn*), and one, OE. **clȳder*, is probably a ghost-word. The etymologies, in such cases, are correspondingly uncertain. Two words, *bosom* and *sūsl*, are derived from bases with an *r* before the *s* (*bosom* from **bōrsma-*, perhaps related to *bear*, *sūsl* from **sūrsla-*, belonging to *sūr* 'sour'). In both cases older derivations implying loss of *h* before *s* are rejected. But loss of *h* before *s* is surely a good deal better evidenced than loss of *r*. Before *s* followed by a consonant loss of *h* is exceedingly well attested, as in *mist*, *wæsm* (Brugmann, Grundr. I, § 805). In OE. *ōxn*, *þīxl* we have to start from bases with a vowel between the *s* and the consonanant. As regards *kirn* 'erntefest' Björkmann's article in Anglia-Beiblatt XXVIII, p. 184 ff., would have been worth mentioning (Cf., however, Nachträge, p. 207).

Chapter II (pp. 68—147) deals with place-names, and an excursus (pp. 147—156) gives extracts from a new Flurnamenbuch of the author's. The place-name part takes the form, so

to speak, of marginal notes to monographs on place-names published by Duignan, Goodall, Roberts, Skeat. Professor Ritter has not had access to very much material beyond that used by his predecessors, and he has often not had any fresh forms on which to base his etymologies. He has to draw his conclusions mostly from the forms collected before. Now some of the authors of place-name books were not very well equipped for etymological research, and their critic has often a fairly easy task. Some of the new etymologies proposed are on the whole quite easy, and those which would most naturally suggest themselves to the trained philologist. Some have been suggested before by other scholars. Some of Professor Ritter's suggestions are very good indeed and mean a real advance of our knowledge. Several are in my opinion not convincing. It is impossible to deal with all the vast number of names discussed and I must restrict myself to a selection.

First I must dwell at some length on the question of pre-English names. This is a matter of principle, which is of considerable importance. It is generally assumed nowadays that the vast majority of English names of rivers and streams are pre-English. Ritter adopts this view unreservedly. For my own part I think that even if the majority of names of rivers and some names of streams and brooks are pre-English, we should be careful not to draw the conclusion that all such names are pre-English. A good many names of rivers are demonstrably English, as Wantsum, Wensum, Browney, Bourne, Ea, Rea, Fleet, the innumerable compounds of the type Ashbourne, Walbrook, etc. Many are Scandinavian, as Brathay, Greta, Rautha, Skell, etc. Greet, according to Ritter, is obviously pre-English, the OE. *Grēote* having been „leicht anglisiert". I know by personal experience the Greet in Nottinghamshire, and can testify that derivation from OE. *grēot* 'gravel' gives excellent sense. I have no doubt Greet is an English name, meaning 'the gravelly stream'. A great number of river names, especially in the east of England, are back-formations, as Thet Nrf., from Thetford, OE. *þēodford*, Slea from Sleaford, OE. *Sliowaford*. As regards small streams, it is true that in the west of England they frequently have pre-English names, but this is not so in the eastern counties. And even in the west, as in Devon and Somerset, English

names occur. I mention only Harburn in Devon, shown by the place-name Harberton to be an old name. It is, of course, easy to counter these remarks of mine by the reply that names of the types adduced are only apparently English, being adaptations or modifications of pre-English names. If so, discussion becomes impossible or fruitless. We must approach the problem with an open mind, not with a preconceived opinion.

But so long as Professor Ritter is dealing with river-names, his theories do not give rise to much detailed criticism. It is when he comes to names of villages and homesteads that his theory of pre-English origin gives cause for serious objection. He assumes pre-English origin for an extraordinary number of such names. Now it should be noticed that, so far as appears from his book, Professor Ritter has not made a special study of Celtic languages, and he generally contents himself with the bare statement that such and such a name is pre English. The statement is really in most cases tantamount to saying that no etymology has been found for the name. I have before this had an opportunity of lodging a warning against this habit of concluding that names that have an unusual appearance or are difficult to explain, are probably or necessarily pre-English. Before such a conclusion is made, it should be examined whether there is anything in the form of the name or any other circumstance that renders a Celtic etymology plausible. If there is not, little is gained by the statement that names are pre-English, and considerable harm is done, because students are led to give up too early the attempt at finding an etymology by the help of English material. Here Professor Ritter would probably object that the difficulty of finding a Celtic etymology proves nothing, as names may be even pre-Celtic. Here we come to another question of principle.

I do not deny that there may be some pre-Celtic place-names in England, though all we can say is that there is the abstract possibility that there may be such names. When the pre-English place-names in England have been carefully studied it will be time to approach this question and try to point out probably pre-Celtic names. If there are such names, we may be fairly sure that they are to be sought among names of

rivers or hills or the like. There is only a very slight chance that pre-Celtic names are among names of villages or homesteads. Very few pre-English names of such descriptions are on record except in the western counties, and it would be very odd if an appreciable number of these should be even pre-Celtic. There is also the very important question if the same sites have to any great extent been occupied from pre-Celtic to Anglo-Saxon and modern times. Recent research seems to show that this objection is not merely one of theory.

My own opinion is that it is very doubtful if any of the names held by Ritter to be pre-English, with the exception of some names of rivers or the like, are really so. I cannot discuss the whole of the material, but will select one district, Sussex, for which pre-English names are assumed to a remarkable extent. It would in my opinion be extremely surprising if Sussex, one of the parts of England first occupied by Saxons should have such a strong pre-English element in its place-nomenclature. I do not here enter upon names such as Brede or Rye, which may be old river-names. As regards Brede a discussion is of no value so long as early forms of the name have not been found. I discuss the names in alphabetical order.

Easebourne (*Esborne*, *Eseburne* DB). As *bourne* is very often combined with English words, as in Blackburn, Ashbourne, Aldingbourne, etc., derivation of the first element from OE. *Esa* is most plausible. It is unnecessary to assume a pre-English origin. — Firle (*Ferles*, *Ferla*, *Ferle* DB) does not look British, as initial *f* is rare in British languages. The name is very easy to explain under the very plausible assumption that it is an obscured compound. There are several possibilities, but I unhesitatingly suggest as the source an OE. *fȳrhyll* 'fire hill', i. e. 'beacon hill'. The place is at the foot of a prominent hill, called Firle Beacon. The final -s is due to the fact that there are two Firles. Professor Ritter's suggestion that the interchange of forms with and without -s in this and other names is due to the name having been adopted „mit unfester endung“ is extremely improbable. — Heene (*Hene* DB). This is a very difficult name, and I have no definite suggestion to make, but I do not think this points to pre-English origin. We might compare Swed. *Hjo*, which is identical with ON. *hiú(n)* 'family, household' (from **hiun*,

**hiwun*), OHG. *hîûn* etc. An OE. **hīwun*, whence **hīun*, **hēon*, might very well have existed. Or we might compare Hien in Gelderland, which appears as (*in*) *Hauinum* in 814, as *Hehun* in 997, as *Hin* in 1134, and may belong to OE. *hēg* 'hay' etc. — Hove had OE. *ō*, and can thus not be derived from OE. *hof*. I take it to be simply the plural of OE. *hōfe* 'ground ivy'. Place-names are often derived from plant-names. We may compare Weybread, Suff. (from OE. *wegbrǣde* 'plantain'), Redfern, Lancs. A further instance is Rodmell, Suss. (*Redmelle* DB, *Radmeld* 1278), which cannot of course have anything do to with the Scand. Rathmell, Yorks., but goes back to OE. *rēadan meldan* 'the red oraches'. OE. *melde* is the name of various species of Atriplex, especially Atriplex hortensis, on which botany tells us that it is often red brown. Redmile, Leics. (*Redmelde* DB) is the same name. Tuxford, Notts. (*Tuxfarne* DB, *Tuxforne* c 1300 IPM) seems to have as second element OE. *fearn* 'fern', the first element being OE. *tusc, tux*, which appears to be the source of Engl. *tussock*, found in various plant names, as *tussock-grass*, *-sedge*. — Higham, Iden, Ifield, Iford, Iridge are held to have as first element a hypothetical pre-English word *ī* meaning 'water'. Iford is *Niworde* in DB. This seems to point to an original name *Niford*, containing the well-evidenced form *nī-* (OE. *nīge*) for *new* found in Nyetimber, etc. The *n-* may have been lost in combinations such as *in Niforda*. Iridge is *Iwrygge* in FA 1316. The name clearly means 'yew ridge'. The *w* was carried over to the second syllable and lost. Ifield is easily derived from *Iw-feld*. I see no reason why Higham, Iden should be derived rather from the hypothetical pre-English *ī* 'water' than from OE. *īg* 'island, water-meadow'. — Keymer cannot, of course, have as first element OE. *cȳ* plur., but the old genitive was *cȳ*, and is the obvious source of Key-. We may compare Kyo, Kyloe, derived by Mawer from *cȳhōh*, *cȳlēah*. OE. *cȳmere* is exactly analogous to OE. *oxaners*, *oxan hǣðfeld* and the like. — Lavington has nothing to do with the stream-name *Lovente*, as I pointed out years ago in my review of Roberts's book. The DB form *Levitone* points most probably to OE. *Lēofan tun*. — Lewes is according to Professor Ritter „offenbar vorags.“. The absence of *H-* in good Old English forms seems to render the

Some Draytons and Draycotts are in situations where fishing with large nets cannot well have been carried on. It is not the fact that *dray* never occurs except as the first element. An exception is Drax, Yorks., *Euldredrege*, *Ealdedrege* 959 BCS 1052, *Drac* DB. The form Drax is curious. We have to start from OE. *dragu*, plur., with the addition of the plural ending *-s* (or, if *dræg* was a masculine, from OE. *dragas*). I am most inclined to believe that *dray* is identical in origin and meaning with Scand. *drag*, which is common in place-names. The meaning may be 'a place where ships are dragged overland', but other meanings, such as 'a place where timber is dragged' may also be thought of. A meaning 'fishing-net town' is possible only in the case of one of the Wiltshire Nettons, the one on the Avon. The other Netton is high up on a hill far from any stream: this is no doubt the reason why Ekblom did not suggest that the name means 'place where fishing with nets is carried on'. I derive Netton from OE. *Nēat(a)tūn*, and compare names such as Lambton, Shepton, Swinton.

P. 84. Bredfield, Suff., has more probably as first element OE. *brǣde* a plant-name, found in *wegbrǣde*, than an old stream-name. As regards Bricett in comparison with OE. *Bricticeshaga* I refer to Wheeler's important article in Mod. Lang. Rev., vol. xi, p. 218. Pre-English origin of Bricett is improbable. — P. 96. Holmestrowe. Scandinavian elements should be assumed in the case of Sussex names only when native origin is out of the question. *Homestreu* is in DB the name of a hundred; this renders Scandinavian origin of *Holm-* still more improbable. I suggest that *holm* is identical with OSax. *holm* 'a hill'. A survival of this old Saxon word in an isolated old South Saxon place-name seems to me perfectly plausible. -- Lurgashall, Lurgershall are curious. I suggest that the name is a compound of OE. *hlīet* 'lot, share' and *gærshealh* 'meadow', lit. 'grass haugh'; cf. OE. *gærstūn*. The meaning would be something like 'a meadow in which all the villagers had a share'. This etymology seems to suit Ludgershall in Wilts. and Bucks., and Lurgashall, Suss., which are on or near streams. The change of OE. *īe* to *ȳ* and *u* is perfectly in order. Early forms in *Lete-*, *Lute-* are common.

P. 109. Storrington. The early forms tell distinctly

against derivation from OE. *storc*. The place is on the little river Stor. The first element might be derived from an old stream-name. — P. 113. Younsmere can surely not contain Scand. *Jóhan*, *Jón*, which was not introduced until after the Christianization of Scandinavia. No doubt the name *Johan* was used occasionally in Saxon times. — P. 124. In view of such names as Lighthazels, Lightoaks, Lighthorne may well mean 'the light thornbush'. — P. 147. OE. *defe* (dat.) in Crawf. Ch. I would rather derive from the root *dab* found in ON. *dafi* 'a pool' than from Brit. *dub* 'dark'.

On the last chapter I have no special remarks to make, except that it contains many very valuable suggestions and observations on various difficult and important problems. Only I will remark that the place-name Beer is certainly not OE. *bȳre*, as has been suggested, and as Professor Ritter seems to find probable. I have myself had this belief, but have come to the conclusion that it must be OE. *bǣr* 'pasture', most common in *denbǣr* 'swine-pasture'. Kentish forms such as *focgingabyra* are no doubt inverse spellings for *-bēra*, due to the Kentish change *ȳ* > *ē*.

Lund. Eilert Ekwall.

**Ewald Rothstein, Die Wortstellung in der Peterborough Chronik.** Halle a. S. Max Niemeyer. 1922. VIII + 108 Ss.

A. u. d. T.: **Studien zur englischen Philologie,** herausgegeben von **Lorenz Morsbach** LXIV.

Die vorliegende Abhandlung, die schon im Oktober 1915 als Dissertation genehmigt und nach dem vorzeitigen Tode des Verfassers von seinem Lehrer, Prof. Morsbach, veröffentlicht wurde, hat den Zweck, die Wortstellung in der Peterborough Chronik genau zu untersuchen, wobei besonders Gewicht darauf gelegt wird, die Verschiedenheiten des älteren und des jüngeren Teiles desselben festzustellen. Es stellt sich heraus, dafs, wie zu erwarten war, Teil III gegenüber den älteren Partien einen wesentlichen Fortschritt zu einer immer mehr normierenden Wortstellung aufweist. Die Inversion geht zurück. Synthese weicht der Analyse. In der Anordnung der prädikativen Bestimmungen zueinander, besonders in der Stellung der Objekte zum Verb, prägt sich der Übergang zu einer nach und nach festen Stellung aus.

Die Arbeit zeichnet sich durch musterhafte Genauigkeit und Strenge der Methode aus. Es werden der Reihe nach die Stellung des Subjekts zum Prädikat, die Stellung der prädikativen Bestimmungen zum Subjekt und Verb und der prädikativen Bestimmungen untereinander und zum Verb eingehend untersucht. Die besonderen Gründe stilistischer, traditioneller, satzrhythmischer Art, die für die Wortstellung mafsgebend gewesen sind, werden scharfsinnig und feinsinnig dargelegt. Das Material wird vollständig — teilweise zwar durch Hinweise auf die Belegstellen — mitgeteilt. Statistische Zusammenstellungen erleichtern die Gesamtübersicht. Die Arbeit ist überhaupt ein sehr verdienstlicher Beitrag zur Kenntnis der Geschichte der englischen Wortstellung.

Lund. Eilert Ekwall.

**Hermann Albert, Mittelalterlicher englisch-französischer Jargon.** Halle a. S., Max Niemeyer, 1922. 74 Ss.

A. u. d. T.: **Studien zur englischen Philologie**, herausgegeben von **L. Morsbach** LXIII.

Die vorliegende Arbeit behandelt den englisch-französischen Jargon in gewissen französischen Texten hauptsächlich des 13. Jahrhunderts. Der Zweck ist, die Theorie Morsbachs, nach der sich das Anglonormannische unter englischem Einflufs organisch entwickelt hat, nachzuprüfen. Die Untersuchung bestätigt die Richtigkeit dieser Theorie.

Das Französisch der Jargontexte zeigt mehrere anglonormannische Züge, aber auch Eigentümlicheiten, die englischen Einflufs verraten. Auf dem Gebiete der Lautlehre besonders hervortretend sind der häufige Abfall des End-*e*, Ersatz von frz. *ü* durch *ou* (*u*), und das Aufgeben der Mouillierung. Verdrängung des romanischen Akzentes wird durch gewisse Schreibungen angedeutet. Auf dem Gebiete der Formenlehre fallen auf die häufigen Genusverwechslungen und die starke Zersetzung des Formensystems des Verbums. Die von Matzke geäufserten Zweifel an der Echtheit des Jargons sind nach Albert unbegründet. Es liege kein Grund vor, gewisse Erscheinungen als provenzalisch oder deutsch zu erklären. Die organische Entwicklung des Anglofranzösischen zeige sich besonders bei einem Vergleich zwischen der Sprache in den

Jargontexten des 13. Jahrhunderts und der des Mystère de Saint Louis aus dem 15. Jahrhundert. Albert findet auch Anzeichen dafür, dafs das Anglofranzösische mundartlich und nach Volksschichten verschieden war.

Es ist mir wahrscheinlich, dafs die Aufstellungen des Verfassers im ganzen richtig sind. Jedoch glaube ich nicht, dafs die Jargontexte allein ausreichen, um ganz bestimmte Ergebnisse zu erreichen. Es wird nötig sein, weiteres Material heranzuziehen und zu untersuchen, ehe endgültige Schlüsse betreffs mundartlicher Verschiedenheiten u. dgl. gezogen werden können. Auch fragt es sich, ob die Jargontexte voneinander unabhängige Beobachtungen des Anglofranzösischen darstellen. Es kommt mir ganz möglich vor, dafs sie einen literarischen Charakter tragen. Vielleicht wurden Jargontexte zuerst von anglonormannischen Schriftstellern geschrieben und später von Franzosen nachgeahmt. Es wäre etwas verwunderlich, wenn französische Schriftsteller über den englisch-französischen Jargon so gut unterrichtet gewesen wären.

Die von Behrens angeführte Aussprache [au] in Wörtern wie *flute*, *duke* u. dgl., die "in the refined phase (as spoken by an upper class of people, chiefly in the market towns)" von Mid-Yorkshire vorkommen soll, beweifst nicht Substitution von [u] für frz. [y]. Offenbar haben wir es mit überschriftsprachlichen Formen zu tun. In Yorkshire blieb ae. *ū* regelmäfsig bewahrt, wie in *cow*, *loud*. Die gewöhnliche nordenglische Aussprache vom Vokal in *duke* u. dgl. ist [u·] aus *iu*. Wer richtig zu sprechen bemüht ist, führt leicht [au] ein, nicht nur in *cow*, *loud*, sondern auch in *duke*. Dagegen ist es eine richtige Beobachtung, dafs Ersatz von frz. *u* [y] durch *ou* [u] in den Jargontexten in mittelenglischen Texten aus dem Norden ein Gegenstück hat. Auch der Abfall des End-*e* in den Jargontexten könnte nordenglische Eigentümlichkeit sein.

Ich verstehe nicht, warum der Übergang von *v* zu *f* in den Jargontexten (und in gewissen mittelenglischen Formen) dadurch zustande gekommen sein sollte, dafs *v* zuerst zu *w*, dann zu *f* wurde. Einfache Substitution von *f* für *v* ist viel natürlicher. Einzelnes *b* statt *p* erklärt sich am einfachsten, wenn das altfrz. *p* wie das heutige eine reine Tenuis war, die ja akustisch einem *b* ähnlich ist.

Die Abhandlung ist ein wertvoller Beitrag zur Lösung einer interessanten und wichtigen Frage.

Lund. Eilert Ekwall.

## Zu Sir Gawain and the green knight.

V. 530 f. lauten in den Ausgaben:

*& wynter wyndes azayn', as þe worlde askez / no sage.*

Nun teilt Onions im Literary Supplement der Times vom 16. August 1923 S. 545 eine überzeugende Besserung von H. Bradley mit, der *fage* 'Betrug, Täuschung' statt *sage* liest und hinter *askez* ein Komma setzt. Die Stelle würde bedeuten: 'and winter returns, as the world (= nature) requires, in deed'. Die Reimwörter sind *wage* und *vyage*, die Etymologie von *fage* ist bisher nicht gefunden.

Kiel. F. Holthausen.

## II. AUS ZEITSCHRIFTEN.

**Neophilologus** VIII, 3: Behaghel, Humor u. Spieltrieb in der deutschen Sprache. — Heldt, A chronological and critical review of the appreciation and condemnation of the comic dramatists of the Restoration and Orange periods, III. — van Ijzeren, Theophrastus en de Nieuwe Comedie.

**Germanisch-Rom. Monatsschr.** XI, 1/2: Petsch, Ein engl. Kritiker des Dramas der Gegenwart. — Brunner, Amerikanische Lyrik der Gegenwart. — XI, 3/4: Seiler, Sprichwörtl. Lebensbeobachtungen u. Lebensregeln. — Förster, Proben eines Englischen Eigennamen-Wörterbuches.

[4. 12. 23.]

INHALT.



Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

# Beiblatt zur Anglia.

## Mitteilungen
## über englische Sprache und Literatur
## und über englischen Unterricht.

XXXV. Bd. Februar 1924. Nr. II.

## I. SPRACHE UND LITERATUR.

**Alex. Johannesson, Grammatik der urnordischen Runeninschriften.** A. u. d. T.: **German. Bibliothek,** herausg. von **W. Streitberg.** 1. Abt. Elementar- u. Handbücher. Heidelberg 1923. C. Winters Univers.-Buchhandlung. VIII + 136 Ss. 8°.

Diese Arbeit eines Isländers wurde von J. C. Poestion-Wien übersetzt; die Revision der Übersetzung besorgte nach Poestions Tode Dr. Fr. R. Schröder, der auch den Druck überwacht und einige Änderungen und Verbesserungen des Manuskripts vorgenommen hat. Auf den ersten 74 Seiten des Büchleins haben wir eine ausführliche Darstellung der urnord. Laut- und Formenlehre auf historisch-vergleichender Grundlage, dann folgen die 87 ältesten Inschriften (in alphabetischer Reihenfolge nach den Fundorten) transkribiert, in altisländ. Form, erklärt und übersetzt mit Angabe der einschlägigen Spezialliteratur. Den Beschlufs machen eine ausführliche Bibliographie sowie ein Wortregister. Dafs das Werkchen auf der Höhe der Forschung steht, braucht wohl nicht erst versichert zu werden: dafür bürgt schon der Name des Herausgebers. Aber ebenso sicher ist es, dafs hier nicht überall das letzte Wort gesprochen ist, denn die Inschriften sind oft lückenhaft, manche Wörter nur angedeutet, und bei vielen ist die Deutung noch sehr unsicher und problematisch. Bei andrer Erklärung einzelner Denkmäler oder Formen wird sich entsprechend auch manches in der Grammatik ändern — Fragezeichen werden verschwinden oder an anderer Stelle auftauchen. Jedenfalls ist es erstaunlich und tröstend zugleich, wenn man an diesem spröden Material sieht, wieviel sichere

Resultate schon durch den Scharfsinn und unverdrossenen Forscherfleifs nordischer und deutscher Gelehrten erzielt worden sind!

Ein paar anspruchslose Bemerkungen mögen diese Anzeige beschliefsen. Zu § 20 Anm.: *gestumR* steht doch wohl für älteres **gestimR* (vgl. got. *gastim*) und hat seinen Umlaut bewahrt. — § 21. Sprofsvokal zeigt auch *herAma-*. — § 22ff. Der Wechsel *e* : *i* und *o* : *u* kann nach Sievers auch auf der Intonation beruhen. — § 31 Anm. Ac. *wil* ist spät belegt und gewifs afrz. Lehnwort. — S. 77, Z. 9 l. *Æðel-* statt *Æðet-*. — S. 94, Nr. 32: ein as. *se* 'der' gibt es nicht! — S. 95: wie kommt aisl. *múgi*, *múgr* 'Masse, Menge' zu der Bedeutung 'Genosse'? — S. 96, Nr. 36: ein ae. *wíle* 'Kunstfertigkeit' kenne ich nicht. Vgl. oben zu § 31. — Merkwürdig ist auch der starke Nom. *wīlagaR* nach dem best. Artikel. — S. 98f. fehlt die Übersetzung von Nr. 41. — S. 101, Z. 4 v. u. *thit* ist as.

Kiel. F. Holthausen.

**Neudänische Syntax** von **H. Jensen**, Privatdoz. a. d. Universität Kiel. Heidelberg 1923. Carl Winters Univers.-Buchhandlung. — 183 Ss. 8°. (Grundpr. kart. 6 M.).

Das vorliegende Werk bildet eine Fortsetzung von der im J. 1922 erschienenen Neudän. Laut- und Formenlehre desselben Verfassers. Die Darstellung ist nicht historisch, sondern blofs beschreibend, dabei aber erschöpfend und streng wissenschaftlich in Grundlage und Anordnung. Dr. Jensen hat damit eine wirkliche Lücke in unsrer grammatischen Literatur ausgefüllt; noch keine nordische Sprache ist bisher in deutscher Sprache so vollständig behandelt worden. Manche Regeln sind von ihm zuerst formuliert worden, das Material ist sowohl der Schriftsprache wie der Umgangs- und Dichtersprache entnommen, wobei auch manches Stilistische und Phraseologische aus praktischen Gründen miteingeschlossen ist. Die Quellen bilden teils dänische Lehrbücher (Mikkelsen und Falk-Torp), teils Zeitschriftenartikel, teils eigne Sammlungen und Beobachtungen. In der Anordnung des Stoffes folgt er dem logischen Prinzip: Wortarten, Satzteile, Konkordanz, Wortstellung und Satzarten. Allerdings mufste dabei manche Erscheinung an verschiedenen Stellen besprochen werden, was

aber der Benutzer kaum bedauern dürfte. Die im Vorwort ausgesprochene Hoffnung, dafs das Werkchen freundliche Aufnahme bei Forschern und Studierenden finden möge, wird sich gewifs erfüllen. Ich kann es jedenfalls bestens als vortreffliches Hilfsmittel empfehlen, besonders da die Ausdrucksweise stets klar und präcis ist. Druck und Ausstattung lassen nichts zu wünschen übrig. Eine willkommene Beigabe ist der ausführliche Index.

Kiel. F. Holthausen.

**J. H. Kern, De taalvormen van 't middelengelse gedicht Havelok.** A. u. d. T.: **Mededeelingen der koninkl. akad. van wetensch.,** *afd. letterkunde*, deel 55, serie A, no. 2. Amsterdam 1923. 35 Ss. 8°.

Während man den Havelok bisher allgemein nach Lincolnshire setzte, kommt K. durch Vergleichung der Formen mit denen andrer Gedichte des östlichen Mittellandes zu dem Ergebnis, dafs vielmehr nur der Norden von Norfolk, Cambridgeshire, Huntingdonsh. oder Northamptonsh. als Heimat der Romanze in Betracht komme. Die treffliche Arbeit bringt noch eine überzeugende Besserung der Reime von V. 883 f., wo er *keft* = aschwed. *köft* für *bouth* und *eft* für *oft* vorschlägt. — Jeder, der sich mit dem Mittelenglischen beschäftigt, wird Kerns Abhandlung mit Nutzen lesen.

Kiel. F. Holthausen.

**The Book of the Foundation of St. Bartholomew's Church in London,** The Church belonging to the Priory of the same in West Smithfield. Edited from the original Manuscript in the British Museum, Cott. Vesp. B IX, by **Sir Norman Moore,** Bart., M. D. Fellow of the Royal College of Physicians, consulting Physician of St. Bartholomew's Hospital etc. London 1923 (Early Engl. Text Soc., Or. Ser. 163). XII + 72 Ss. 8°. — Price 10/.

Der hier zum erstenmal herausgegebene Text ist ein Prosadenkmal, um 1400 entstanden, die Übersetzung eines lateinischen Originals von c. 1174—89, das von einem Augustinerkanonikus des Klosters herrührt. Beide stehen in der einzigen

Handschrift, von der die Abbildung einer Seite beigegeben ist. Einige Fufsnoten dienen zur Erläuterung erklärungsbedürftiger Stellen; meist wird die entsprechende lateinische Phrase kurz angeführt, was auch in der Regel genügt. Da der Herausgeber vor Vollendung des Buches starb, hat Miss M. N. Weale den Text revidiert, kollationiert und ein kurzes Glossar beigefügt. Das Werkchen ist voll von Wundergeschichten und dadurch auch kulturhistorisch interessant; es gibt ein gutes Bild der Prosa zur Zeit von Chaucers Tode.

Auf die sprachliche Seite des Textes wird leider gar nicht eingegangen, obgleich hier manches zu sagen gewesen wäre. Einiges, das mir bei der Durchsicht des Glossars auffiel, sei hier kurz zusammengestellt. In der Schreibung fällt besonders der häufige Gebrauch von *ei, ey* für *ē* und *oi, oy* für *ō* auf, was an die Orthographie des Schottischen erinnert. So finden wir *beiste, beit, breid, breiste, breith, cheir, cleys, deif, deith, deynrye, deyp, eiste, feite, Greyce, Greyke, greyf, heip, heir, yseyn, meide, peis, peyse, peyll, preysse, seyr, sheippe, streym, sweit, theif, threid, unneith, weyr, yfreid* neben Formen mit *e* und *ee*. Aber *ei, ey* steht auch für kurzes *e*, vgl. *heigge, leid* (Part. Prt.), *leisse, meitt* (P. P.), *streyngethyd, theifte, weylsum*, sogar in unbetonter Silbe: *jubeit, raveyn*. Beispiele für *oi, oy* = *ō* sind: *doyr, doyn, foit, hoist, ydoine, roys, stoid, stoyne, whois, woide*. Die Qualität der *ē* und *ō* spielt dabei keine Rolle. Seltner findet sich *ai* für *ā*, z. B. *drayf* (Prt.), *paysse* oder *ei* für *i*, z. B. *leyft, yeift*. Häufig wechseln in betonter Silbe *e* und *i*, z. B. *besy* und *bisy, left* und *lift, brest* und *bryst*, u. a. m. Bemerkenswert sind die nördlichen *ā* in *awne* 'own', *drayf* 'drove', *haldyng* 'holding', *wham* 'whom', ferner *yw* für *ew* in *thrywh* 'threw'. Ein überschüssiges *-d* erscheint in *betynd* 'beaten' und *undirnymdid* (Schreibfehler?) = *-nymyd*, während es in *bile* 'build' und *biling* 'building' fehlt. Umgekehrte Schreibung zeigt *douyhtyng*; hübsch ist der adverbiale Komparativ *swyfterly*, wenn es nicht für *swyftlyer* verschrieben ist, denn an Schreibfehlern fehlt es im Texte keineswegs, so ist z. B. *bysynne* 'facinoris' gewifs in *bysynesse* zu ändern! Gehört dazu nicht auch *brethen* 'cervisia', das im Glossar mit 'brewing' übersetzt wird? Auch *laife* 'laity' bleibt mir unklar (l. *laite?* oder = ae. *lāf* 'Rest'?), während *areis* 'arose' entweder Schreibfehler oder = *arēs*

nach dem Plur. *arēsen* < ae. *ārisun* ist.[1]) Das Part. *govyn* 'given' ist eine Neubildung wie ne. *woven*. In bezug auf Präfixabfall und -vertauschung wäre noch manches zu bemerken, ebenso in syntaktischer Beziehung, doch ich mufs abbrechen.

Man sieht, der Text ist auch sprachlich interessant und bildet für Anglisten, die sich noch für Grammatik erwärmen können, eine reiche, schöne, grüne Weide!

Kiel. F. Holthausen.

**Ludus Coventriæ or The Plaie called Corpus Christi** Cotton Ms. Vespasian D. VIII by **K. S. Block,** M. A. Lecturer in English, The Royal Holloway College, University of London. Early Engl. Text Soc. Extra Ser. CXX. London 1922. LX und 404 Ss. 8°. — Price: 30/.

Man kann es nur mit Freude begrüfsen, dafs Halliwells Ausgabe dieses wichtigen Denkmals für die Shakespeare Soc. vom Jahre 1841 durch eine neue ersetzt wird. Trotzdem die Editio princeps nach Blocks Zeugnisse in der Textwiedergabe sehr genau war, liefs sie doch durch Änderung der Anordnung und Numerierung der Stücke wesentliche Züge der Hs. nicht deutlich erkennen. Dem ist nun insofern gründlich abgeholfen worden, als in der Neuausgabe ein diplomatischer Abdruck ohne Textbesserungen und (leider) auch ohne moderne Interpunktion geboten wird. Selbst evidente Fehler der Hs. blieben unverbessert. Das ist natürlich sehr bequem für den Herausgeber, aber kein Vergnügen für den Benutzer, der doch nicht immer Philolog und Textkritiker ist.

Im übrigen geht die ausführliche Einleitung mit löblicher Gründlichkeit auf die verschiedenen Fragen ein, die das Denkmal betreffen, auch die Quellenfrage, obwohl ihm die Kieler Dissertation von Falke nicht zugänglich war. Nur die Sprache der Spiele wird nicht berührt, da auch die Abhandlung von Kramer (Halle 1892) dem Herausgaber nicht zur Verfügung stand. Er hätte daraus ersehen, dafs die Sammlung in ihrer vorliegenden Form nordostmittelländischen Charakter

[1]) Vgl. *glede* in dem von Schleich kürzlich herausgegebenen Guy of Warwick (nach GRM. XI, 187).

trägt, aber wohl im Südosten entstanden ist, also keineswegs mit Coventry etwas zu tun haben kann. Dafs in der Einleitung die bekannten *Meditationes Vitae Christi* immer noch Bonaventura[1]) zugeschrieben werden, ist dagegen weniger verwunderlich, wenn man bedenkt, wie lange es oft dauert, bis wissenschaftliche Entdeckungen Gemeingut der Gebildeten, selbst der Fachgenossen werden!

Willkommene Textbeigaben sind die photographischen Wiedergaben von zwei Seiten (fol. 1a und 37a) der Hs., die zugleich eine Kontrolle für die Genauigkeit des Abdrucks gestatten. Ich habe auf der ersten Seite nur zwei Unstimmigkeiten gefunden: V. 2 l. *be-gynnyng* st. *-gynning* und V. 13 l. *abyde* st. *a[hyde*; bei der zweiten Tafel war nichts zu bemerken. Wie schon bemerkt, ist der Text häufig fehlerhaft und verbesserungsbedürftig. Indem ich mir ein genaueres Eingehen auf Fragen der Textkritik für später vorbehalte, will ich hier nur einige Belege für meine Behauptung geben. S. 1, V. 1: *Now gracyous god, groundyd of all goodnesse*, ist so sinnlos, denn es mufs natürlich *ground* heifsen! — Ib. V. 17f. l. *Angellys* st. *Angell.* — S. 5, V. 150: *þe ded styk do floure ful gay* l. *doth* oder *did* st. *do.* — S. 8, V. 260: *The holy gost and al ouyr hym on*, l. *won* st. *on.* — S. 12, V. 393 : *his modgr doth se þat syth gret mornyug makyth she*, l. *at* st. *doth se.* — S. 15, V. 486 l. *þer xal come Aungell⟨is⟩ tweyn.* — Ib. V. 505 l. *who se⟨þ⟩ þat pagent.* — S. 15, V. 509: *ded men xul rysyn and þat þer in hast*, st. *þer.* — S. 17, V. 22 erg. *O god ⟨in⟩ thre*, vgl. *I am oo god in personys thre* V. 12. — Ib. V. 32 l. *Angell⟨is⟩*, ebenso V. 36 und S. 19, V. 83. — S. 19, V. 76 l. *and pas fro joy to peyne⟨s⟩ smerte.* — Ib. V. 108 erg. *þi wyff þou ȝeve ⟨a⟩ name also.* — S. 21, V. 176: *in joye of paradyse nevyr more to duelle* ist zu lang. Man streiche *joye of.* — S. 116, V. 34: *hese juge* l. *he synge*, vgl. unten zum Glossar. — S. 153, V. 73: *I xal marryn þo men þat m(umbli)n o a myche*, vgl. *mumblyng on a crust* bei Awdelay, *Frat. Vacab.* 1561, im NED. unter *mumble* 3 zitiert. Es ist allerdings ein grober Anachronismus, wenn Herodes hier schon die kommunizierenden Christen bedroht (vgl. S. 403 zur Stelle). — S. 154, V. 76 erg. *for to lame l⟨ede⟩rys of þe lesse lay.* — S. 154, V. 86: *Boys now blaberyn*

[1]) Vgl. meine Bemerkung im Beiblatt 1923, S. 224.

*bostynge of a baron bad* ist zu lang, str. *bostynge.* — Ib. V. 87: *In bedde* ⟨*þat*⟩ *is born be bestys suche bost is blowe* ist ebenfalls zu lang, str. *suche bost* (hinter *born* gehört ein Komma). — S. 156, V. 131 erg. *where* ⟨*þe*⟩ *kynge gynny wyde.* — S. 345, V. 286 erg. *As ony sharpe hnyff xuld kytt* ⟨*have*⟩ *breed.* — S. 369, V. 387 erg. *the deryl hym spede* ⟨*þat*⟩ *hedyr me brouth.*

Im Verzeichnis der Eigennamen, wo B. aus Bequemlichkeit (wie auch im Glossar) nur die Seiten- nicht zugleich die Verszahlen angibt, habe ich folgendes zu bemerken. *Calsydon* 244, 374 ist falsch abgeteilt, denn der Vers: *þis path is Calsydon be goostly ordenawns*[1]) ist aufzulösen: *þis path is scal syd on,* wobei *syd* = *sith* (ae. *sīðian* 'gehen') sein mufs. Das Verbum ist noch im Frühmittelengl. mehrfach belegt. — *Januense* steht auf S. 198, nicht 298. — *Samaryan* 269, 21 ist natürlich Samaria (lat. Acc. *Samariam*), indem der Apostel Philippus mit dem Evangelisten gleichen Namens, der Samaria bekehrte, verwechselt ist. — *Ypotan* könnte *Mesopotamia* oder *Aethiopia* sein. — *Zabulon* ist ein Teufel, also nicht das Land des Stammes! Es ist einfach die mittelalterliche Form von *Diabulus* mit Assibilierung von *Dia-* > *Za-*.

Zum Glossar. Hierbei möchte ich eine Reihe schwieriger oder verderbter Wörter erwähnen: *assumpte* S. 354, V. 11: *when sche assumpte above the ierarchye,* kann nicht Prät., sondern mufs part. prt. rein, denn davor ist sicher *was* zu ergänzen, vgl. *sow sche was assumpte* S. 355, 25. — *be glete* 155, 125 möchte ich lieber als Fehler für *begete* 'begotten' fassen, nicht als *glete* 'Glanz'. Das *-l-* erklärt sich aus dem vorhergehenden *flesshe.* — *clymbyn* 170, 39 ist sinnlos: *A barn ... wolde cl. kynge and knytys.* Steht es für *combryn?* — *dygne* in der Verbindung *for d. of my dygnyte* 173, 132 ist in *dynt* zu bessern. Der Grund der Verschreibung ist klar. — *feyn* in dem Verse (328, 29): *the naylis gun his lemys feyn* sollte *treyn* (zu ae. *trega*) sein. — *hese juge* (116, 34) in: *hese juge hese unwurthynes and age* steht für *he sejnge* = lat. *considerans* (vgl. Einl. XLIII). Die Form kommt noch 76, 123 und 311 (Stage dir.) vor. — *ray* in: *tyl rybbys be torent with a reed ray* (170, 33) dürfte 'Streifen, Blutstreifen' bedeuten,

[1]) Was B. im Nachtrag S. 403 über den Edelstein Chalcedon vorbringt, gehört nicht zur Sache.

denn *array* oder *ray* 'Tanz' pafst doch nicht. — *senstere* in: *be that s. ded, Mary, that fise* (357, 57) ist schwerlich = ne. *seamstress*, sondern steht für *senester* = ne. *sinister*. — *seyne* in: *me thynkyth be ȝour presentys seyne* (152, 23) ist eher das ae. adj. *gesíne, gesēne* 'sichtbar, deutlich', als Verschreibung für *shene* 'bright'. — *therkeness, thyrkness* hat seinen Anlaut wohl durch Einflufs von *thester* erhalten; vgl. die Verwechslung von *durran* 'wagen' und *thurƀan* 'dürfen' im As. und Afries. — *unterest* 167, 144 steht für *utterest*, vielleicht durch Einflufs des folg. *ende*. — *weryd* 328, 11 in dem Verse: *awey he weryd þo fendys wight* möchte ich in *feryd* 'schreckte' (zu ae. *fǣran*) bessern. — Nach dem Gesagten darf ich wohl mein Urteil über die Ausgabe dahin zusammenfassen, dafs sie doch manches zu wünschen übrig läfst.

Kiel. F. Holthausen.

**Englische Gründungssagen von Geoffrey of Monmouth bis zur Renaissance.** Ein Versuch von **Dr. Hans Matter.** Heidelberg 1922, C. Winters Univers.-Buchhandlung.

A. u. d. T.: **Anglist. Forsch.** herausg. von **Dr. Joh. Hoops**, Heft 58. XXXIV u. 985 Ss. 8°. Preis: 18 Mk.

Ein Teil dieser sehr umfangreichen Arbeit, nämlich das Kapitel über Geoffrey, die Brutus-, Hengist-, Angela- und Albinasage hat bereits im Jahre 1921 als Dissertation der Universität Freiburg vorgelegen. Das ganze Werk behandelt diejenigen Sagen der englischen Literatur, die sich auf die Eroberung und Besiedlung Englands sowie auf die Gründung von Städten beziehen. Ein höchst respektables Literaturverzeichnis — mehrere hundert Nummern — zeugt von dem Fleifse des Verfassers, der, ein Schüler von Prof. Brie, sein Buch bescheidener Weise nur als einen ‚Versuch' bezeichnet. Es ist in fünf Teile gegliedert: 1. Die *Historia regum Brittanniae*, 2. Reichsgründungssagen: a) Brutus, b) Hengist und Vortigern, c) Havelok, d) Maiden Inge oder Königin Angela, e) Albina und die Riesen, 3. Städtegründungssagen, wozu auch die der Universitäten Oxford und Cambridge sowie der Abtei Glastonbury gestellt sind, 4. Sage und Politik (Kaiser, England und Frankreich, Irland, Britannia major). 5. Bedeutung der Gründungssagen in der Literatur der Renaissance (Kritik,

Ren.-Sage von Albion, poet. Literatur unter den Tudors u. Jakob I.). Ich kann aus der Fülle des Stoffes und der Darlegungen natürlich nur einiges Wichtige herausheben und muſs in bezug auf andere Dinge auf die Lektüre des Buches selbst verweisen, das allerdings „ausdauernde Leser" erfordert! S. 2 ff. beschäftigt sich M. mit zwei angezweifelten Werken Geoffreys, dem Leben und den Prophezeiungen Merlins. Er hält sie beide für echt — vielleicht würde die Stimmprobe hier entscheiden! Desgleichen glaubt er den Versicherungen Geoffreys, daſs er ein britisches Buch — allerdings frei — übersetzt habe. Die Brutussage, die schon vor G. existierte, ist ein Produkt gelehrter Spekulation und Erfindung, kein alter Mythus, ebenso wie die fränkische Trojasage. Zu der Sage von Gog und Magog (S. 115 ff.) möchte ich nachtragen, daſs auch ein geistliches Spiel im Cyclus von Newcastle-upon-Tyne diese zum Gegenstand hatte[1]).

Bei der Besprechung der Sage von Hengist weist M. (S. 183) die Ansicht W. Meyers gewiſs mit Recht ab, daſs der Hengist der Finnsage mit dem Angelsachsenführer identisch sei, wenn er auch bei Nennius sowohl wie im Gedichte Folcwald zum Vater habe. Nennius dürfte die ae. Finnsage gekannt und benutzt haben.

Am interessantesten ist für uns der Abschnitt über die Haveloksage und -dichtung. Leider zitiert M. das mittelenglische Gedicht noch nach der veralteten Ausgabe von Skeat vom Jahre 1868; er verlegt seine Entstehungszeit noch in den Anfang des 14. Jahrh., während Deutschbein mit guten Gründen etwa das Jahr 1275 annimmt. In den französischen Fassungen erblickt er eine ältere und ursprünglichere Form der Sage und glaubt, daſs D. in seinen historischen Ausdeutungen zu weit gehe. Auch an den Ausführungen Hertha Brandenburgs übt der Verf. berechtigte Kritik.

Im allgemeinen haben die Darlegungen Matters mehr Interesse für den Historiker und Sagenforscher, als für den Literaturfreund. Diesen dürften aus dem Schluſskapitel besonders die Bemerkungen über das Drama, die Reimchroniken, Epen und Balladen unter den Tudors und Jakob I. anziehen, die zeigen, daſs trotz der von der kritischen Geschichts-

[1]) Vgl. meine Ausgabe des Noahspiels, Göteborg 1897, S. 16.

forschung abgelehnten Pseudourkunden das nationale und politische Gefühl an den alten, liebgewordenen Sagen festhielt.

Kiel. F. Holthausen.

**Charles F. G. Masterman**, P. C., **England After War.** London, Hodder and Stoughton, 1922, XIII u. 215 S., 10/6.

Mit gespanntester Aufmerksamkeit lesen wir diese Fortsetzung zu dem bekannten Buche *The Condition of England,* die der frühere englische Staatsminister Masterman aus dem reichen Born seiner Beobachtungen aufgebaut hat. Masterman hat die seltene Gabe, auf die typischen Erscheinungen im Kulturleben seines Volkes den Finger zu legen. Selbst das eingehendste Studium der verfügbaren Quellen bei gesteigertem professoralen Philologenfleiſs vermag keine so ertragreiche Ernte zu sichern wie das Lesen dieser gesprächsartigen Erörterungen. Ich greife nur einzelnes heraus. Der Feudalismus ist untergegangen. Mit dem Ausbruch des Krieges zogen die jungen Adligen ins Feld, um in das Tal der Todesschatten hinunter zu steigen. Sie sind nicht mehr zurückgekommen. Zu Hause haben ihre Eltern und Verwandten nach dem Friedensschluſs unter dem unerträglichen Druck der hohen Steuern begonnen, die groſsen Domänen zu verkaufen. Der mittlere Adel veräuſsert seinen gesamten Grundbesitz. Der allerreichste Adel behält von mehreren Rittergütern nur den Stammsitz. Die alten Familien zerstreuen sich. Die Kriegsgewinnler nehmen ihren Platz ein. Gewiſs hat die Verschiebung schon vor dem Kriege eingesetzt, aber mit dem Unterschied, daſs damals der gute alte Stammadel noch imstande war, den Eindringlingen die alten Adelssitten allmählich aufzuzwingen, während er heute derart in die Minderheit gedrängt worden ist, daſs sein Einfluſs sich erschöpft hat. Eine zweite groſse Erscheinung ist die Verarmung der Mittelklassen bei einer durchgehenden Umschichtung zwischen niedrigen Mittelklassen und höhern Arbeiterklassen. Der Straſsenkehrer ist fast besser bezahlt als der Volksschullehrer, der ungelernte Arbeiter besser als der Durchschnittsgeistliche, der Setzer besser als der Journalist. Also etwa so: vor dem Krieg stehen auf der zweiten Sprosse die besser bezahlten Kanzlisten, Buchhalter und Versicherungsagenten, auf

der dritten Sprosse die schlechter bezahlten Geistlichen, Lehrer und im Ruhestand lebenden Beamten, auf der vierten Sprosse die gelernten Arbeiter und Handwerker, Mechaniker, Kohlenhauer, Lokomotivführer, auf der fünften Sprosse die schlecht bezahlten Kanzlisten und kleinen Krämer, auf der sechsten Sprosse die ungelernten Arbeiter, Eisenbahner. Jetzt heifst es so: zweite Sprosse gelernte Arbeiter, Mechaniker usw., dritte Sprosse besser bezahlte Kanzlisten usw., vierte Sprosse schlecht bezahlte Geistliche usw., fünfte Sprosse ungelernte Arbeiter usw., sechste Sprosse schlecht bezahlte Kanzlisten usw., siebente Sprosse noch schlechter bezahlte Geistliche usw. Das sind die „neuen Armen“. Die Klasse, die die Ideen schafft, geht unter. Die Intelligenz verläfst die Bürger und geht zu den Sozialisten über. Wie sie sparen und rackern! Sie haben es längst aufgegeben, der „Respektabilität“ Opfer zu bringen.

Interessante Mitteilungen folgen über die Arbeiter und was sie von den Reichen denken, die von tausend und abertausend Blicken beobachtet werden. Es fehlt auch kein Kapitel über die Arbeitslosigkeit und die Wohnungsnot. Man hat den Kämpfenden versprochen, sie werden mit dem Frieden ein Land bewohnen dürfen, wie es Helden gebührt (*a land fit for heroes to live in*). Sie kehren zurück und finden weder Arbeit noch Wohnung. Dafür aber Menschen, die zu Hause geblieben sind und sich durch Kriegsgewinne bereichert haben (vgl. das Kapitel *Profiteers*).

Dies sind einige Gedanken aus Mastermans Buch. Über die englische Vaterlandsliebe sagt der Verfasser, die englische Anhänglichkeit gelte nicht dem Boden, sondern der Rasse, *home, sweet home*, das Heimweh, blicke aus der Ferne auf das Menschliche, auf ein bleiches Kindergesicht, auf das Lächeln einer Frau beim Kerzenlicht. Im höchsten Fall könnte man von der See als der stofflichen Vergegenständlichung englischer Vaterlandsliebe reden. Von der Kirche sagt Masterman, sie sei *in the doldrums*. Ihr Ansehen habe durch den Krieg schwer gelitten und der Modernismus bereite ihr Schwierigkeiten[1]). Wie im ältern Buch so werden auch hier Blicke auf die Literatur geworfen. Galsworthy, Bennett, Shaw

[1]) Darüber ist jetzt zu vergleichen der Roman *The Cathedral* (1923) von Hugh Walpole.

werden herangezogen, vor allen Dingen auch Wells, dessen *Tono Bungay* der Verfasser als den gröſsten englischen Roman betrachtet, während er von der Theologie, die Wells in *The Undying Fire* entwickelt, nicht allzuviel hält.

Zürich. Bernhard Fehr.

---

**Dr. Werner Picht, England nach dem Kriege.** Josef Kösel und Friedrich Pustet, München 1923.

Philologie und Politik scheinen nicht viel miteinander zu tun zu haben. Der Philologe war selten ein Kulturpolitiker. Das hat sich in der schweren Krisis unserer Zeit bitter gerächt. Man hat die Schaffung eines allgemeinen Urteiles über England in den schwierigsten politischen Zeiten der Presse, der Demagogie und der nationalen Voreingenommenheit überlassen. Viel Unerwünschtes wäre uns erspart geblieben, hätten tatsächliche Kenner englischer Eigenart ihre Stimme lauter erhoben und erheben dürfen. Das, was von Philologenhand über England geschrieben wurde in der Siedehitze des europäischen Brandes, entsprach nicht immer den Tatsachen. Man vermiſste zu häufig die ruhige Sachlichkeit. Die kulturpolitische Orientierung innerhalb der englischen Philologie, auch von Behörden sanktioniert, kommt reichlich spät. Die kulturelle Forschung als Teilgebiet unseres Faches schafft der Philologie in vollstem Maſse praktische Arbeitsmöglichkeiten im Rahmen des allgemein geistigen Wiederaufbaues. Leider ringen sich derartige Anschauungen nur schwer durch, unten wie oben.

Pichts Buch kommt nicht aus der Philologie, gehört aber in die Bücherei des englischen Philologen. Wer versucht hat, mit der englischen Seele fertig zu werden, wird sich in seinen Ausführungen zu Haus fühlen. Wer London kennt, liebt, wie Picht selbst es tut, empfindet es fast leise als ein Preisgeben intimer Erlebnisse, wenn die geheimsten Ecken dieser Schönheit aufgedeckt werden — wüſste man nicht, daſs Picht selbst kein Mensch ist, dem es leicht wird, Inneres nach auſsen zu wenden. Man liest das Buch nicht nur mit Interesse, sondern mit gröſster Sympathie, wenn man in der von ihm beschriebenen Atmosphäre selbst gelebt hat. Picht ist eine Natur, die die fremde Kultur zu erfühlen vermag,

ohne sich als Deutscher in ihr zu verlieren, wie es manchen deutschen Studenten ergangen ist. Er hat die englische Atmosphäre vor dem Kriege richtig erfühlt und kommt deshalb auch nach dem Krieg mit der richtigen Einstellung hinüber. Zweck der Reise war Teilnahme an einem Settlementskongrefs. Wir könnten vielleicht viele hinüberschicken, um unser Elend propagandistisch zu schildern. Picht wendet sich gegen derartige Propaganda. Man hat sie jetzt anscheinend mit Amerika vor. Und doch war Picht Propaganda für unsere Sache. Nur stark in ihrem eigenen Land wurzelnde Naturen, aber ausgerüstet mit jener nicht erlernbaren Einstellungsmöglichkeit auf fremde Welten werden Erfolg haben. Pichts Erfolg liegt schon allein in dem Gehalt des Buches, das ernstester Wahrheitsliebe und Drang zu scharfer Offenheit entsprungen ist. Fragen politischer Moral kann nur der mit der Gründlichkeit und Eindringlichkeit Pichts vortragen, der selber diesen Standpunkt sittlicher Durchdringung politischen Handelns einnimmt. Man mag noch soviel Unmoralisches in englischer Geschichte und englischer Kultur herausfinden — die Erfolge des Landes, beim Volk und Individuum, wurzeln ohne Zweifel in einem traditionellen Sittlichkeitsgefühl. Sie wurzeln in einer Moral, die als Machtfaktor unüberwindlich ist. Picht hebt diesen Punkt schon in der wertvollen Einleitung stark hervor. Wertvoll wegen des Bekenntnisses seines Glaubens an die sittliche Wiedergeburt des Geistes internationaler Politik durch die Deutschen einerseits, wertvoll andererseits wegen seines Eintretens für den grofsen Teil des englischen Volkes, der sich durch die Abkehr von der landläufigen Moral im Kriege und nachfolgenden Frieden schwer getroffen fühlt, wertvoll besonders auch wegen jenes Mutes zur absoluten Moral im politischen Handeln. Die übertriebene Zitierung des Sprichwortes „r'ght or wrong, my country" hat uns dem Verständnis des Kriegsengländers und damit des Engländers überhaupt nicht viel näher gebracht. Wie viele Aufsätze, schon in der Absicht irregeleitet, sind unter diesem Kopf verbrochen worden? Deutsches und englisches Wesen sind für das gegenseitige Urteil durch das Kriegserlebnis eine schmutzige Flut verdrehter Begriffe geworden. Aber es gibt feste grüne Inseln bei beiden, die alles überdauern. Auf ihnen müssen wir wieder Fufs fassen, beide. Picht arbeitet

für eine solche „stückweise Wiedereroberung eines gereinigten Bildes der Welt“ mit tiefem, religiös-fundierten, echt deutschen Pflichtgefühl. Dafs Picht bei dieser Art der Beurteilung nicht ein „deutscher Michel“ so oft belächelter Natur ist, dafs er sich die Hände reicht mit jetzt mächtigen Gruppen der englischen Gesellschaft, weifs jeder Kenner des modernen England. H. G. Wells ist wohl nicht England. Und doch ist sein Kriegsroman „Mr. Britling sees it through“ England. Fast alles, was Picht über englische Freiheit, den englischen Gentleman, englische Moral, Formenleben, Demokratie usw. sagt, von aufsen kommend, wird durch Wells bewiesen, von innen heraus. Der grofse Zug zu politischer Moral, das Ringen um die wirkliche Seele des Geschehens, der bei uns leider immer noch fast völlig mifsverstandene moralische Machtfaktor — das alles steht auch in der „Weltgeschichte“ des gleichen Schriftstellers, die er uns geschenkt hat als unvergängliches Dokument derjenigen englischen Geschichtsauffassung, die zu bekämpfen Narrheit ist. Picht verlangt von uns das, was Morel von seinen Engländern verlangt: Gerechtigkeit. Morels „Foreign Affairs“ dürften bei uns über dem Ärger über Daily Mail nicht vergessen werden. Pichts Buch wurde im Manchester Guardian bereits besprochen. Aufserdem zeigt schon seine Berufung zur Konferenz die leise beginnende Verminderung völkischen Widerstrebens in einzelnen Schichten.

Es ist selbstverständlich, dafs London Picht wieder packt, ihn wieder anschaut mit seinen vielen Rätselaugen, das London, von dem man — Hand aufs Herz! — innerlich nie mehr ganz loskommt, wenn man einmal dort gelebt und gearbeitet hat. Der Geist einer solchen Stadt ergreift Besitz von einem. „Man kennt kein Land, wenn man nicht darin gearbeitet hat“. Picht hat vor dem Kriege in der Settlementsbewegung gearbeitet. Er hat in der Atmosphäre Londons gelebt. Das fühlt man aus jedem Wort. Er hat die grofsen Linien der Stadt erlebt, die es fertig bringen, geschmacklose Einzelheiten in einem grandiosen Riesengeschmack untergehen zu lassen. Ebenso hat er die romantischen Feinheiten „somewhere round the corner“ in sich realisiert. Gerade hier sehe ich eine grofse Stärke Pichts. Die meisten Deutschen sehen nur die eine Seite des Engländers, seine anscheinend realen Eigenschaften, sein Machtbewufstsein, sein Selbstbewufstsein, seinen

Formalismus, seine scheinbare Kunstarmut — Picht die andere. Er hat englisches „Seelenland“ gefunden. Nicht nur in einer jener Ecken in London abseits, oft unmittelbar neben dem tosenden Verkehr der Hauptadern, sondern in weiten Gebieten der gesamten englischen Kultur. Er sucht hinter die Aufsenseiten zu kommen, die die Oberflächlichkeit zumeist als englische Eigenarten verschreit. Als ob Browning nicht englisch wäre, oder Chesterton, oder die Quäker, oder die Präraphaeliten! Wer hätte diesen Pulsschlag einer ewig wachen geheimen Seele drüben nicht immer und immer wieder empfunden? „In England aber findet man sich unvorbereitet, fast erschreckend am Rande eines unergründlichen Brunnens, in dem die Wasser der Seele wie ein Abenteuer und ein Geheimnis aufleuchten“. Wohl am stärksten ist dies in Oxford zu fühlen. Picht hat auch hier erlebt, in sich realisiert. In dieser Märchenstadt, deren Lebensstil so unendlich tief in das Wesen der Mittelklasse Englands eingreift. Picht gibt persönlichste Erlebnisse aus dieser Quellenstadt englischer Formen und Ideen. So trifft er die beste Art der Beschreibung. Denn „Oxford ist eine Stadt der Persönlichkeiten und offenbart sich nur durch intime persönliche Berührungen“. Es dringen nicht viele Ausländer bis zum Kern dieser Stadt vor. Das ist, wie Picht auch betont, Gefühlssache. Aber wer den Stil dieser gedämpften Kultur, gedämpft in Farbe und Ton, in sich erlebt hat, der kommt dem Verständnis des englischen Wesens an einem Abend in dem Zimmer eines englischen Studenten näher als der Reisende, der globetrotterartig wochenlang von Ort zu Ort zieht. Es müfste denn sein, dafs er wie Picht auch in der Landschaft, im Lake District, in Kent den Atem dieses eigenartigen Landes verspürt. Key schreibt in seinem neuen Buche über Amerika einmal, dafs die Völker im Grunde genommen doch alle gleich seien. Bücher wie das von Picht strafen ihn Lügen. Es spricht für die Tiefe tatsächlicher Erfassung des englischen Wesens, dafs Picht das Wort „das Land ohne Musik“ nicht willig übernimmt, sondern dagegen als Allgemeinbezeichnung englischen Seelenlebens Front macht. Oxford allein verneint dieses herbe Urteil. Aber zu den Malern und Dichtern hätte Picht auch noch die wirklich vorhandene Kirchenmusik als Gegenbeweis anführen können oder die Volkslieder, die in reicher Fülle jenem zumeist un-

vorsichtig hingenommenen Schlagwort entgegenstehen. Mit diesem seelischen Leben der Nation hängt auch ihre Stellung zur Religion zusammen. Der enge Zusammenhang von englischer Religiosität und Wirtschaft ist von Nationalökonomen und Soziologen stärkstens betont worden. Die Selbstverständlichkeit englischer Religionsübung — „der Engländer ist von Natur gläubig" — scheint dem oberflächlichen Beobachter wieder als Heuchelei, wie der englische moralische Instinkt als Prüderie. Aber die englische Religion der Tat führt zur Politik. Die Einheit des englischen Wesens ist eben nur dem offenbar, der diese Dinge sieht und trotz ihrer vielen Schattenseiten und Seitensprünge, auf die Picht stets hinweist, im Grunde an sie glaubt. Das tut Picht und mit ihm muſs es jeder Anglist, der mit seinen Studien, um mit Picht zu reden, einen Schacht in die Kultur Englands getrieben hat.

Auf den für England fundamentalen Gebieten der Religion und Moral, zurückgehend bis auf den Puritanismus, zeigen sich für Picht die deutlichsten Anzeichen innerer nationaler Wandlung. Der Krieg hat Spalten gerissen in diese fest scheinenden Flächen. Sie haben schon vor dem Kriege unterirdisch gebebt. Aber nun haben die Kriegsfolgen, die nach verschiedener Richtung doch schwer auf dem Lande lasten, den Prozeſs der inneren Lockerung beschleunigt. Die frühere Selbstsicherheit schwankt. Die Moral ist gesunken. Manche Kulturgebiete gehen den breiten Weg des gewöhnlichsten Genusses. Es ist bedeutsam, von Picht zu erfahren, daſs das Theaterleben noch tiefer gesunken ist. Schon vorher war das Londoner Theater eine gefährliche Stütze des sentimentalen Elements im Engländer. Nach dem, was Picht sagt — und das wird durch einen Blick in den Vergnügungsanzeiger einer englischen Zeitung im allgemeinen bestätigt — ergibt sich England hier seinem stärksten inneren Kulturfeind, der Neigung zur Übertreibung seelischer Erlebnisse, seiner Sentimentalität. Gott sei Dank ist London im Theaterwesen nicht allein maſsgebend. Die sonst für den Engländer typische Zurückhaltung — eine Hauptforderung der in Oxford und Cambridge erzogenen Schicht der Mittelklasse, eine Errungenschaft der Puritanerzeit — schmilzt in gewissen seelischen Gebieten vor der Sonne eines in ihren Quellen wohl noch nicht klaren Überfühlens, das sehr schnell zum weichlichen Sentimentalen

hinüberleitet. Belege aus dem Gebiete der Malerei und Skulptur, wie auch der Monumentalarchitektur liefsen sich massenweise anführen. Nachahmende Perioden, mit den Einwanderungen falsch verstandener fremder Elemente, besonders der Kunst, haben da schweren Schaden angerichtet. So geht dieser Vorgang einer gewissen Entpersönlichung, den Picht nach dem Kriege stärker in Bewegung sieht, weit zurück als ein Jahrhunderte umfassendes Schicksal eines Volkes, das neben gewaltigen Sicherheiten an langsam wirkenden für den Gemeinblick zu tief sitzenden Unsicherheiten leidet.

Picht kam hinüber als Vertreter der Volksbildungsbewegung. Er hat in diesem Buch, das in kleinem Rahmen gröfste Dinge beherbergt, Grundprinzipien dieser Bewegung auf das Bücherschreiben übertragen. Echtheit, rücksichtslose Offenheit, Persönlichkeit. Seine Neutralität ist ja nur durch strengste persönliche Energie zu erreichen. Picht hat nicht für Philologen geschrieben. Aber wenn englische Philologie als kulturpolitisches Quellenfach für den allgemein menschlichen geistigen Wiederaufbau Arbeit leisten will — und kein Fach kann sich heute dieser Pflicht entziehen — so kommt sie um diese Betrachtungsweise nicht herum. Wir sind sowieso längst daran, uns von den Nationalökonomen, Soziologen und auch Theologen in der Erforschung englischen „Seelenlandes" den Rang ablaufen zu lassen.

Erlangen, 21. August 1923. E. J. W. Brenner.

---

## Die Gedichte Rupert Brookes.

Die Namen unter den jüngsten Dichtern Englands, die jetzt am häufigsten genannt werden, sind wohl die Rupert Brookes und James Elroy Fleckers. Es ist fraglich, ob die Gründe dieser Tatsache darin zu suchen sind, dafs diese beiden ihre zeitgenössischen Mitdichter an Bedeutung überragen, oder ob ihr früher Tod im Weltkriege — oder besser während des Weltkrieges — die Aufmerksamkeit mehr auf sie gelenkt hat, als es sonst der Fall gewesen sein würde. Jedenfalls verlohnt es sich offenbar der Mühe, bei ihren Werken ein wenig zu verweilen, um darin historisch, zeitgenössisch und persönlich Bedingtes etwas auseinanderzuhalten zu versuchen.

Wir wollen vorläufig nur auf Brooke Rücksicht nehmen, da sein Schaffen uns seit einigen Jahren gesammelt vorliegt, während uns betreffs Fleckers nur jüngst dieser Dienst geleistet worden ist.

Die historischen Bedingungen Brookes scheinen nicht besonders verwickelt. Angesichts der eingehenden Studien, die er der Antike und den Elisabethanern gewidmet, ist es merkwürdig, wie wenig diese beiden Bildungsquellen für sein eigentliches Schaffen bedeuten, zum Unterschied von Fleckers Griechentum[1]). Auch ist es fraglich, ob wir weit in die Geschichte englischer Literatur zurückgreifen müssen, um seine Vorbilder und Meister zu entdecken. Der erste Name, der uns in die Augen springt, ist wohl der Miltons. Welches ist aber hier der Zusammenhang zwischen den beiden Dichtern? Miltons Herrschaft über die englische Poesie nach ihm ist gewaltiger als die irgend eines seiner Nachfolger. Wenn wir im kleinen Sonett *Clouds* finden:

*"they ride the calm mid-heaven ...;"*

oder in *The Goddess in the Wood*:

*"swift terror broke the abrupt hour ...;"*

oder in *Town and Country*:

*"Unheeding stars and unfamiliar moons ...*
*Unconscious and unpassionate and still ...*
*... your lit upward face ...;"*

oder in *Paralysis*:

*"I press*
*On impassable bars, or emptily*
*Laugh in my great loneliness,"*

so geht dies zweifelsohne auf Milton zurück. Wir erkennen seine Gewohnheit, seelische Ruhe als die Negation oder das Aufheben von seelischer Erregtheit und Leidenschaft zu betrachten, einen Zug, der offenbar von seinem eigenen leidenschaftlichen Temperament herrührt; ferner die Intensivierung des Aktionsbegriffes durch das Setzen des, formaliter wenigstens, nicht zu Vollbringenden im Objekte, oder *vice versa*; die weitausholende Verwendung von Volitionsmomente erheischenden Eigenschaftswörtern auf Begriffe, die Zeit,

[1]) Brookes *Experiments in Choriambics* sind wohl von keiner eigentlichen Bedeutung.

Druck von Karras, Kröber & Nietschmann, Halle (Saale)

Umstand u. dgl. bezeichnen; die Einführung von lateinisch bedingten Vorstellungskomplexen in englischsprachlicher Tracht. Wir erkennen in alledem Milton wieder[1]), aber es braucht nichts anderes zu sein als das Abfärben der Milton-Tradition wie sie in Keats, in Shelley u. a. zutage tritt. Dagegen muten uns z. B. die letzten drei Zeilen von dem Sonette *Peace* als abgeklärter Milton an, sowohl was die strenge und ernste Form als auch die den Leidenschaften und Kämpfen des Lebens abgerungene, gehobene und einheitliche Stimmung und den Ausblick betrifft[2]):

"*We, who have known shame, we have found release there,*
*Where there's no ill, no grief but sleep has mending,*
*Naught broken save this body, lost but breath;*
*Nothing to shake the laughing heart's long peace there,*
*But only agony, and that has ending;*
*And the worst friend and enemy is but Death*[3]).

Ein unzweifelhaft direkter Zusammenhang besteht, scheint es mir, mit Walt Whitman: Wie wir es später klarzulegen versuchen wollen, gab es eine gewisse temperamentliche Verwandtschaft zwischen dem Animalismus des amerikanischen Kraftmenschen und Müfsiggänger und dem Lebenshunger Brookes. Am meisten auffallend ist aber die den beiden Dichtern gemeinsame Katalogisierungssucht. Wie Whitman liebt es Brooke, sich ins unendliche Aufzählen von blofsen Gegenständen zu verlieren, die nur da sind, um zu zeigen, wie der Dichter sie einen nach dem anderen in die Hand nimmt, und mit den Fingern hätschelnd darüber fährt und sie wieder fortlegt, um einen anderen Gegenstand anzufassen. So z. B. in *A Letter to a Live Poet*:

[1]) Die Behandlung von Miltons Stil in Raleighs *Milton* bietet Verdienstliches, geht aber m. E. kaum über Andeutungen hinaus. Die von mir eben angeführten Eigentümlichkeiten scheinen mir von weit gröfserem Belang.

[2]) Milton-Meridithscher Tradition entstammt auch die Verwendung absoluter Partizipialkonstruktionen nach dem Muster: "this heart, all evil shed away;" (The Soldier; vgl. "calm of mind all passion spent," Samson).

[3]) Das Gedicht *Heaven* scheint eine bewufste Nachbildung des Metrums von *L'Allegro* zu sein. Siehe *Collected Poems*, S. LXII; *Comus* hat auch eine grofse, wenngleich äufserliche, Bedeutung für Brooke gehabt. Siehe *Coll. Poems*, XXXIV ff.

*"to see*
*Gaunt anapæsts stand up out of the verse,*
*Combative accents, stress where no stress should be,*
*Spondee on spondee, iamb on choriamb,*
*The thrill of all the tribrachs in the world,*
*And all the vowels rising to the E."*
usw.;

oder in *The Grand Lover*:

"These I have loved:
White plates and cups, clean-gleaming,
Ringed with blue lines; and feathery, faery dust;
Wet roofs, beneath the lamplight; the strong crust
Of friendly bread; and many-tasting food;
Rainbows; and the blue bitter smoke of wood;
And radiant raindrops couching in cool flowers;
. . . . . . . . . . . . . . . . . . . .
the rough male kiss
Of blankets; grainy wood; live hair that is
Shining and free; blue-massing clouds; the keen
Unpassioned beauty of a great machine;
The benison of hot water; furs to touch;
The good smell of old clothes; and other such --"
usw.

Dieses Aufzählen, diese Häufung von Gegenständen und Vorstellungen hat einen besonderen Zweck, der gegen eine andere Art von Häufung von Begriffen in Brookes Dichtung deutlich sich abhebt. Die ihm und Whitman gemeinsame Häufung hat, könnte man sagen, ethisch-religiöse Zwecke. Wenn sie einen Gegenstand nach dem anderen ausdrücklich nennen, die sonst als zu nebensächlich im Dasein erachtet sind, um besonders hervorgehoben, genau beobachtet, von der Aufmerksamkeit zum Mittelpunkt gemacht werden zu können, so rührt dies von der das Dasein im Ganzen und im Einzelnen umfassenden und umarmenden Gesinnung der Dichter gegenüber dem Leben her. Es ist somit eine Weltanschauung, der Brooke-Whitmansche Pantheismus, kein eigentliches Kunstmittel.

Ein Kunstmittel, rein ästhetisch abzielend, ist dagegen die Häufung von Adjektiven in *Beauty and Beauty*:

"When Beauty and Beauty meet
All naked, fair to fair,
The earth is crying-sweet,
And scattering-bright the air,
Eddying, dizzying, closing round,
With soft and drunken laughter."

Dieser Kunstgriff, den wir übrigens sehr wenig von Brooke verwendet finden, ist auf das Hervorbringen einer gewissen einheitlichen Stimmung durch Häufung rein lautlich und bildlich gleich anmutender Klang- und Vorstellungskomplexe abgesehen. Bei Poe, z. B., wohl dem bedeutendsten d. h. einflufsreichsten, erneuerungsfähigsten Dichter englischer Sprache im 19. Jahrhundert, geschieht ja diese Häufung in solch einem Mafse, dafs der Sinn der Wörter ganz verloren geht oder ganz gleichgültig wird. Wie gesagt, merkt man nicht viel davon bei Brooke, und bei ihm behalten immer die Vorstellungskomplexe den Vorrang vor den klangeffektlichen.[1])

Unter allen englischen Dichtern hat aber Meredith die deutlichsten Spuren in den Gedichten Brookes hinterlassen. Manchem wird dies überraschend erscheinen. Man ist schon lange gewohnt, mit Meredith als mit einer momentanen und isolierten Tatsache der englischen Literatur zu wirtschaften. So viel ich weifs, hat man ihn mit wenigen Ausnahmen aufser acht gelassen bei der Feststellung von beeinflussenden Faktoren in der gegenwärtigen englischen Dichtung. Das ist aber ein ernster Fehlgriff. Die Welt Merediths ist eine schwer zugängliche sowohl was Form als Inhalt betrifft. Er fordert von seinen Lesern Gefühlstiefe, Gemütstiefe und Tiefe der Gedanken und die Fähigkeit der Einfühlung. Und das sind alles Eigenschaften, die bei den wenigsten Lesern vorkommen. Auch den Kritikern ist Meredith wenig bekannt. Den Dichtern aber, die wie Brooke eben vom Aufsergewöhnlichen, vom Schwerzulänglichen, vom Tiefen und Anstrengung Erheischenden angezogen werden, ist Meredith eine höchst bedeutungsvolle Erscheinung geworden[2]).

---

[1]) Noch eine dritte Art von Katalogisierung, die auf Chaucer, Spenser und Milton zurückgeht, wäre zu erwähnen: die epische Katalogisierung, wie wir sie im Homerschen Schiffskataloge typisch sehen, und weiter dann im Aufzählen der Teufel, der Einzeldinge der Schöpfung u. a. m. im *Verlorenen Paradies*. Sie dient aber ganz anderen Zwecken als den eben genannten: sie ist da, um der epischen Breite, der Fülle an Einzelheiten willen. Der Katalog in Brookes *The Funeral of Youth* nähert sich dieser epischen Katalogisierung, die anfänglich Ruhmeszwecken gedient haben mag, als Adelsregister gemeint gewesen sein kann.

[2]) Vgl. *Camb. Hist. Engl. Lit.* Bd. XIII, S. 449, wo erkannt wird, dafs es die Dichtung Merediths mehr als seine Romane sind, die seinen Nachfolgern von Bedeutung gewesen.

Was am meisten die Dichtung Brookes als eine von Meredith stark beeinflufste kennzeichnet, ist die sprachliche Form. Wie Whistler in der Radierkunst, so hat es Meredith in der Dichtkunst bis zur Vollkommenheit verstanden, durch wiederholte Auslassung und straffe Knappheit der hingeworfenen Linien eine aufserordentliche Suggestionskraft seinen Versen zu verleihen, eine Suggestionskraft aber, die eine aufserordentliche Geübtheit und Geschmeidigkeit der Phantasie des Apperzipierenden erheischt. Wie Whistlers Radierungen, so sagen auch Merediths Gedichte dem grofsen Publikum wenig oder nichts. Sie sehen einen Strich hier, einen da, vermögen sie eben nicht zu deuten oder zu verknüpfen, weil ihnen die Kunst des Auslassens des Nebensächlichen, des Akzentuierens des Wesentlichen unbekannt geblieben:

"I'll think of Love in books, Love without end;
Women with child, content; and old men sleeping;
And wet strong ploughlands, scarred for certain grain;
And babes that weep, and so forget their weeping;
And the young heavens, forgetful after rain;
And evening hush, broken by homing wings:
And Song's nobility, and Wisdom holy,
That live, we dead." (The Busy Heart)

In *homing wings*, *That live*, *we dead* usw. erkennen wir vor allem Meredith unschwer wieder. Alle nicht ganz notwendigen, vermittelnden Vorstellungskomplexe, die auf die dem Leser aufzudrängenden Hauptmomente zuleiten, sind sorgfältig ausgeschaltet, so dafs ernst und knapp gemeifselte Worte oder Wortkomplexe, die ganze Sätze repräsentieren, bedeutungsschwanger und von innerer Fülle strotzend, sich unvermittelt nebeneinander reihen, den meisten Lesern rätselhaft. Brooke ist aber in dieser Weise gewissermafsen einer der auffälligsten Bereicherer der englischen Sprache nach Meredith geworden, dessen oft geäufserte Scheu vor Insularität dieser Eigenschaft auch in der englischen Sprache, mehr als er es sich bewufst war, entgegentrat.

Nicht nur die sprachliche Tracht aber erinnert bei Brooke an Meredith. Hier und da streift er auch an Meredithsche Stimmungen und an die Vorstellungsart Merediths. Der Anfang des eben zitierten Sonetts *Peace* klingt stellenweise ganz wie aus der Feder des Spät-Viktorianers stammend:

"Now, God be thanked Who has matched us with this hour,
And caught our youth, and wakened us from sleeping,
With hand made sure, clear eye, and sharpened power,
To turn, *as swimmers into clearness leaping,*
Glad from a world grown old and cold and weary,
Leave the sick hearts that honour could not move,
And half-men, and their dirty songs and dreary,
And all the little emptiness of love!"

Es gibt hier Klänge, die Meredith ganz fremd geblieben, das ist wahr. Sie hängen aber, wie später gezeigt werden soll, mit der Unreife Brookes und mit seinem Mangel an der Meredithschen temperamentlichen Einheitlichkeit zusammen. Die Redensart *as swimmers* usw. verrät aber nicht nur die Lehre von der Katharsis der menschlichen Leidenschaften durch die Natur, sondern erinnert auch an die Meredithsche temperamentliche Frische und Urwüchsigkeit. Vgl. hier auch *The Dead*:

"These hearts were woven of human joys and cares,
Washed marvellously with sorrow, swift to mirth,"

mit dessen Hinweis auf die Katharsis vermittelst der Trauer, während *Modern Love*, in vieler Hinsicht das bedeutendste und einflufsreichste Epos der modernen englischen Literatur, deutliche Spuren z. B. in *There's Wisdom in Women* und *He Wonders Whether to Praise or to Blame Her*, hinterlassen hat.

Mit diesem Ausblick wären, scheint es mir, die Linien, die von Brooke rückwärts in die englische Literaturgeschichte leiten, wenigstens vorläufig genügend berücksichtigt[1]). Wir könnten dann ein wenig Umschau in seiner eigenen Zeit halten, um etwas Näheres über seinen dortigen Platz zu erfahren.

Brooke ist einer der Dichter, deren ausgewählte Gedichte in den Anthologien *Georgian Poetry*, vom *Poetry Bookshop* herausgegeben, veröffentlicht worden sind. Diese Tatsache besagt etwas über die Stellung Brookes innerhalb der modernen englischen Literatur. Denn diese Anthologien von *Georgian Poetry* sind Veröffentlichungen der neuen Bewegung, die man in England zuweilen als *the New Poetry* bezeichnet. Welche

---

[1]) Wir müssen auf seine frühere Begeisterung für Swinburne, Pater, Wilde und Dowson hinweisen, die aber nur, wie mir scheint, seine erste, unreife Dichtung wesentlich beeinflufst hat. Die französisch bedingten Bestrebungen Dowsons sehen wir wohl z. B. in Brookes *Day That I Have Loved*.

Ziele diese neuen Dichter sich gesetzt, erfahren wir teils in ihren Gedichten, teils auch in programmatischen Ausführungen. Unter den Theoretikern findet man z. B Ezra Pound, der besonders hervorhebt, daſs die "Neuseher" nicht nur eine gröſsere Freiheit der Form und der Stoffwahl gegenüber beabsichtigen, sondern geradezu unbegrenzte Freiheit in diesen Hinsichten. Metrische Freiheit, Freiheit des Ausdrucks, der Wortwahl, des Stoffes, und der Behandlung des Stoffes ist die Losung. Fort mit allem was dem Dichter beim Dichten schädlich oder hinderlich ist! Ein vollkommener Bruch mit der Tradition ist beabsichtigt. Der Reim wird noch verwendet, aber zuweilen in solch einer Weise, daſs seine Bedeutung als Kunstmittel ganz und gar verloren geht. Wilfrid Wilson Gibson reimt z. B. häufig zwei Zeilen, die von fünf, zehn oder mehr Versen getrennt sind. So in *The Hare*:

"My hands were hot upon a hare,
Half-strangled, struggling in a snare —
My knuckles at her warm wind-pipe —
When suddenly, her eyes shot back,
Big, fearful, staggering and black,
And ere I knew, my grip was slack;
And I was clutching empty air,
Half-mad, half-glad at my lost luck ...
When I awoke beside the stack.
'Twas just the minute when the snipe" etc.

Eben dieses Gedicht bietet mehrere Beispiele dessen, was *the New Poetry* als Freiheit des Ausdruckes betrachtet; d. h. dessen Gebrauch von Worten und Redewendungen, die entschieden als unpoetisch im alten Sinne anmuten, die ein Gepräge des Alltäglichen, des Sinnlosen, des Vulgären, des Geschmacklosen zeigen, kurz, solche Bestandteile der Sprache, wo intellektuelle Trägheit, Nachlässigkeit, Degeneration, Unbeholfenheit u. dgl. als bildende Faktoren erkenntlich sind.

"I lay a moment wondering,
My heart *a-thump like anything,*"
"She knew too well how it must end ...
And so, last night, *clean-daft* with dread,
She'd bundled up a pack and fled ..."
"I knew 'twould only need the sun
To *send the shudders right about* ...
The sleepy sluggard of a sun
That *still kept snoozing* out of sight."

Diese Freiheit des Ausdruckes ist Brooke mit den anderen Dichtern des *New Poetry* gemeinsam. Ab und zu treffen wir bei ihm Stellen an, die eine bestimmte Abweichung von den früheren Regeln über Stilstrenge, Stiltreue und Stileinheit in der Poesie bezeichnet. Vgl. die folgenden Zeilen:

"And there's an end, I think, of kissing.
*When our mouths are one with Mouth* ..."
"Now there's a choice — heartache or tortured liver!
A sea-sick body, or *a you-sick soul!*"

Im allgemeinen ist aber Brooke sehr wählerisch hinsichtlich des Ausdrucks, und Nachlässigkeiten wie die obigen scheinen mehr aus dem jugendlichen Zynismus und Wunsch "to shock" hervorzugehen[1]), als aus dem Bedürfnis, die unbeschorene Alltagssprache in der Dichtung anzustreben. Sein Stil ist dichterisch im alten Sinne dieses Wortes.

Als Metriker huldigt aber Brooke der Kakophonie und Unregelmäſsigkeit in ebenso groſser Ausdehnung wie die übrigen Dichter der *Georgian Poetry.* Verse wie:

"And link'd beauty of bodies, and pity that
This gay machine of splendour 'ld soon be broken,"

sind häufig. Was man hier vermiſst, ist Verständnis für Rhythmus und die rein musikalischen Werte des Verses. Wir wissen, daſs z. B. Druckinversion, gebrochener Rhythmus oder gar völliger Wechsel von fallendem und steigendem Rhythmus bei Meistern wie Milton und Shakespeare ganz gewöhnlich sind. Aber ihre Unregelmäſsigkeiten sind gerade verstärkende Kunstmittel, erhöhen die Schönheit des Versbaues, sie wissen den Sinn der Worte, deren Klang, den Satzbau, die deklamatorische Phrasierung, alles, miteinander zu kombinieren zu einem harmonischen Ganzen. Zeilen, wie die oben angegebenen, sind aber nicht nur schlecht als Verse, sondern auch als Prosa betrachtet. Sie sind etwa wie die Miltonsche Zeile:

"Rocks, caves, lakes, fens, bogs, dens, and shades of death"

aber nicht dichterisch bedingt wie diese. Besonders nachteilig wirkt die metrische Freiheit der *New Poetry* dort, wo klassische, bei uns nicht eingebürgerte Metra zur Verwendung kommen. Unter den Brookeschen Experiments finden wir

---

[1]) Es ist kaum zu leugnen, daſs dies oft auch der Fall zu sein scheint bei vielen Anhängern des *New Poetry.* Damit soll ihnen allen nicht Ernst und Zielbewuſstheit in der genannten Hinsicht abgesprochen werden.

zwei choriambische Gedichte, wo eine klaffende Spaltung von Rhythmus und Satzsinn vorkommt, über die Horatius gewifs die Augen weit aufgerissen hätte. Die einzige Überbrückung der Choriamben, die Horatius kennt, ist wohl dort, wo Elimination stattfand:

"Mutatus, Ligurine, in faciem verteret hispidam."

Völlig mifsglückt bleibt also der folgende Versuch, die absolute Pause des choriambischen Verses zu vernachlässigen:

"Waiting, quiet and glad-eyed in the dark, knowing that once a gleam,"

wo nicht nur Satzsinn und Phrasierung wegen der Überbrückung leiden, sondern der Rhythmus ganz falsch wird. Ebenso im folgenden Verse:

"The flame, burning apart. Face of my dreams vainly in vision white."

Die Verschiedenheit zwischen englischer und lateinischer Wortstellung bedingt aber geradezu gröfsere Strenge in der Übereinstimmung zwischen Phrasierung und Metrum in englischen Choriamben. Horatius kann sehr wohl sagen:

"Quis post vina gravem militiam aut pauperiem crepat?"

Solche Verse bei Brooke sind aber entschieden verfehlt:

"When love dies with the last light, and the last song has been sung, and friends."

Auch im übrigen ist natürlich die Formtradition von der *New Poetry* vernachlässigt oder Experimentieren unterworfen. Mit dem Sonett wird vielfach experimentiert um es biegsamer zu machen. Siegfried Sassoon invertiert die Folge von Quadernarien und Terzinen und ändert das Reimschema nach Belieben auch in den Quadernarien, wo es sonst innerhalb gewisser Grenzen streng festgelegt zu sein pflegt.

"All night the flares go up; the Dragon sings
And beats upon the dark with furious wings;
And, stung to rage by his own darting fires,
Reaches with grappling coils from town to town;
He lusts to break the loveliness of spires,
And hurls their martyred music toppling down.

Yet, though the slain are homeless as the breeze,
Vocal are they, like storm-bewilder'd seas.
Their faces are the fair, unshrouded night,
And planets are their eyes, their ageless dreams.
Tenderly stooping earthward from their height,
They wander in the dusk with chanting streams;
And they are dawn-lit trees, with arms up-flung,
To hail the burning heavens they left unsung."

Auch Brooke kennt diese Inversion und Durchbrechung des traditionellen Reimschemas im Sonett. Aber er fügt hinzu willkürliche Verslänge, wo Sassoon noch der Tradition gehorcht.

"When colour goes home into the eyes,
And lights that shine are shut again,
With dancing girls and sweet birds' cries
Behind the gateways of the brain;
And that no-place which gave them birth, shall close
The rainbow and the rose: —

Still may Time hold some golden space
Where I'll unpack that scented store
Of song and flower and sky and face,
And count, and touch, and turn them o'er,
Musing upon them; as a mother, who
Has watched her children all the rich day through,
Sits, quiet-handed, in the fading light,
When children sleep, ere night."

Formell hat natürlich dieses Sonett viel Bedenken erregt. In vieler Hinsicht, so scheint es mir, kaum mit Recht. Wer sich nicht an reiner Formkunst weiden kann, mufs gestehen, dafs die steife Form dieses Versschemas dem Wert der Dichtart beträchtlich Eintrag tut. Es dürfte wenige Sonette geben, wo nicht der Inhalt in eine freiere Form schöner hineinzudichten wäre, während die meisten Sonette einen mehr oder weniger peinlichen Eindruck des Zwanges und Zwickens zurücklassen. Der Traditionsbruch der neuen Dichter gegenüber Reimschema und Verslänge im Sonett dürfte daher nur befreiend wirken, die Möglichkeiten dieser Dichtart vermehren. Dagegen scheint die Inversion der Strophenfolge weniger glücklich. Der Ursprung des Sonetts, dessen logische Bedingung, dürfte wohl darin zu suchen sein, dafs man ein Strophenschema vonnöten hatte, das eine kurze stoffliche Auseinandersetzung mit folgender Zusammenfassung enthalte. Wenn aber die Zusammenfassung eines Gedankens dessen Auseinandersetzung an Umfang übertrifft, geht die beabsichtigte Wirkung mehr oder weniger verloren, der Eindruck, den das Sonett zurückläfst, neigt dazu, sich aufzulösen, zersplittert zu werden. Dies scheint in der Tat der Fall mit den oben zitierten Sassoonschen und Brookeschen Sonetten zu sein.

Diese *New Poetry* könnte in Beziehung auf die Art des Schauens, der poetischen Vision als einmalige Stimmungspoesie,

Impressionismus oder so etwas bezeichnet werden. Eine einheitliche „Message“ oder Ideenrichtung ist ihr kaum abzulauschen, die Gedichte tragen das Gepräge des Augenblickes, der Stimmung des jeweiligen Augenblickes. Das schliefst natürlich nicht aus, dafs man verschiedene Temperamente von markierter Einheitlichkeit des Empfindens und des Schauens unter diesen Dichtern herausfühlt. Ebensowenig, dafs man gemeinsame Neigungen und Charakteristika — nicht nur solche der Form, wie oben gesagt worden ist, sondern auch der Auffassung, der Beobachtung, der Deutung des Erschauten — bei ihnen vorfindet.

Mit einem oft derben Realismus, der das Triviale, Werkeltägliche, Banale, das von der Ästhetik zuvor als nicht poesiefähig Beurteilte heranzieht, und auch als trivial, werktäglich usw. sieht, vereint sich in der *New Poetry* eine Neigung zum Symbolismus, zum subjektiven Gelten-lassen der erschauten Realitäten, einem Symbolismus, der aber stark, oft angestrengt, intellektualistisch bedingt ist, nicht aus der Mystik, dem Rätsel des Daseins und des Geschehens sich dem Dichter aufdrängt, sondern von ihm auf assoziativem Wege, sinnenanalogisch, synästhetisch, ausgeklügelt erscheint. Mit diesem Intellektualismus hängt eine gewisse spätromantische Hohlheit, ein Zwiespalt der poetischen Konzeption zusammen, wo das Intellekt-Ich des Dichters auf sein Stimmungs-Ich lauert, entweder in der Weise, dafs das erste im Dunklen bleibt, nur leise herauszufühlen ist, oder auch z. B. in der Schlufszeile mit einem Heineschen: „Doktor, sind Sie des Teufels,“ höhnisch dreinfährt und die Stimmung in Atome zerschmettert.

Diese Elemente sind z. B. vorhanden in dem vorhin erwähnten Gedichte *The Hare*, von Wilson Gibson, wo die Vision von den angstvollen Augen eines Hasen, dessen Befreiung aus der Schlinge und Verfolgung, mit der Schilderung eines Zigeunermädchens, der Angst ihrer Augen vor dem alten ekelhaften Anbeter, ihrer Flucht und Lösung von der angstvollen Jungfräulichkeit des Blickes durch die keimende Mutterschaft — wo alles dies in bunter Mischung von Realismus und halb spintisierendem, halb ungereiftem Symbolismus verwoben wird.

(Schlufs folgt.)

Lund. S. B. Liljegren.

## II. UNTERRICHTSWESEN.

**Short Repetition-Course of English Literature in Dialogue Form by H. Probst,** Ph. D. Verlag von Trewendt und Granier. Breslau 1922.

Probsts Repetitorium, VI und 209 Seiten umfassend, ist wie das Vorwort sagt, dazu bestimmt, fortgeschrittenen Studenten als Examensvorbereitung zu dienen, und verfolgt somit nicht wissenschaftliche, sondern rein praktische Ziele Sieht man von der grundsätzlichen Erörterung über die Existenzberechtigung von Repetitorien überhaupt ab, so läfst sich von der vorliegenden Arbeit sagen, dafs sie im ganzen ihrem Zweck wohl gerecht wird. Die Dialogform als Frage und Antwort ist in diesem Fall das Naturgegebene, und die englischen Literaturgeschichtsdarstellungen entlehnte Fassung der Antworten bietet eine wenn auch nicht gerade stileinheitliche Textzusammenstellung, die für Sprachübungszwecke immerhin nützlich sein kann. Freilich hat der Verfasser in dem Bestreben, möglichst mit Anglizismen aufzuwarten, gelegentlich wohl auch Wendungen mit aufgenommen, die, so echt sie sein mögen, nicht gerade Muster von stilistischem Geschmack und sauberer Synonymik darstellen, während die nicht immer sehr sorgfältige Drucklegung es zweifelhaft erscheinen läfst, ob die ungleichmäfsige Handhabung der Interpunktion auf Irrtum beruht oder gewollt ist. Ein paar Belege: *At first, in the Norman period, the Miracle plays had a purely didactic purpose which however more and more was left* (p. 61). — ... *in a light half terrific and halb farcical* (ibid.). — ... *to put Christian life into the masses* (p. 201).

Ausgezeichnet in Frage und Antwort durchgearbeitet ist die den Hauptteil des Buches ausmachende Geschichte der sechs Literaturperioden, die von den Anfängen bis zur Victorianischen Ära gezählt werden. Selbstredend räumt die für Examenszwecke anscheinend immer noch unerläfsliche Hochbewertung der Pseudoklassik der Behandlung von Dryden und Pope einen breiten Platz ein (je vier Seiten), während sich Autoren wie Swift, Fielding und Smollet mit je ein paar Zeilen begnügen müssen.

Am stiefmütterlichsten ist die Literatur des 19. Jahrhunderts behandelt worden. Das zeigt sich schon in der Form

mancher geradezu hilflos anmutenden Fragen. So wird p. 196 auf die Frage *"What kind of plays were represented throughout the reign of Victoria?"* die Antwort *"Melodrama and farces"* erwartet. Der Aufforderung *"Name some minor novelists of recent literature"*, p. 202, antwortet die Aufzählung und Charakteristik von nicht weniger als zehn Autoren, darunter George Elliot, Rudyard Kipling, Jerome K. Jerome und Thomas Hardy, von welch letzterem es in seltsamem Widerspruch zu der Einordnung unter die *"minor novelists"* p. 203 heifst: *"His place is in the foremost rank of the present novelists."*

Unter die *"most prominent novelists"* dagegen stellt Probst zwischen Charles Kingsley und Frederick Marryat die Kunst- und Literaturkritiker und Essayisten John Ruskin und Matthew Arnold. Es steht zu befürchten, dafs Kandidaten, die mit der Nennung dieser beiden Namen der Aufforderung entsprechen: *"Mention some of the most prominent novelists of the Victorian age"*, den Erfolg ihres Examens ernstlich gefährden.

Doch solche Dinge sind nur vereinzelt. Im allgemeinen ist das Probstsche Repetitorium, das seinen reichhaltigen, durchweg in zuverlässiger Bearbeitung dargebotenen Stoff durch treffliche Parallelen zwischen analogen Entwicklungen und Erscheinungen in verschiedenen Perioden der englischen und mit denen auswärtiger Literaturen belebt, für die Zwecke, denen es dienen soll, gut zu verwerten.

Hamburg. Th. Mühe.

**Lehrbuch der englischen Sprache für Lyzeen, Oberlyzeen und Studienanstalten.** Auf Grund der neuen Lehrpläne bearbeitet von **Dr. R. Dinkler, Anna Mittelbach** und **Dr. Th. Zeiger.** Zweiter Teil: Oberstufe. A. Lesebuch; B. Übungsbuch. Dritte Aufl. VI + 144 Ss. Grdz. 1.55. B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1923.

Die Neuauflage der Oberstufe hat insofern eine Neugestaltung erfahren, als man dem Wunsche des preufsischen Ministeriums entsprechend das Übungsmaterial von dem Lesestoffe getrennt hat. Der Lektürestoff selbst ist gekürzt und inhaltlich verbessert worden, so dafs das ganze Lesebuch auf 38 Seiten zusammengeschmolzen ist; weitere 39 Seiten fallen

dem Übungsbuche zu, und den Rest von 67 Seiten nehmen die Wörterverzeichnisse ein. Das ist bei einem Lesebuche für die Oberstufe entschieden ein Mifsverhältnis; man mufs doch auf dieser Stufe einen bestimmten Wortschatz als bekannt voraussetzen. Auch manche Übungsaufgaben setzen wenig voraus. Wertvoll sind die Lese- und Übungsstücke durch die Vermittlung der Kenntnis der „Seelen- und Geisteshaltung der fremden Volksgemeinschaft, wie sie in der geschichtlichen Entwicklung des fremden Staates, den Literaturschätzen und dem gesamten Kulturleben des fremden Volkes zum Ausdruck kommt“.

Münsterberg i. Schl. J. Mellin.

**Englisches Unterrichtswerk von Dinkler-Zeiger-Humpf.**

I. **Grundbuch,** Lehr- und Übungsbuch für den engl. Unterricht an Reformanstalten, Gymnasien und Aufbauschulen bearbeitet von **Dr. Rudolf Dinkler,** Studiendirektor, und **Dr. Gustav Humpf,** Studienrat. VI + 102 Ss. Grdz. 1,55. Verlag und Druck von B. G. Teubner. Leipzig und Berlin 1923.

II. **Great Britain: Greater Britain.** Englisches Lesebuch herausgegeben von Studiendirektor **Dr. R. Dinkler,** Remscheid. IV + 88 Ss. Grdz. 1,55. ibid.

III. **Übungsbuch** bearbeitet von **Dr. R. Dinkler** und **Dr. G. Humpf.** VI + 44 Ss. Grdz. 0,80. ibid.

IV. **Abrifs der englischen Grammatik** von **Dr. Theodor Zeiger,** Oberstudiendirektor in Frankfurt a. M. 109 Ss. Grdz. 0,95. ibid.

Mit stetig wachsender Befriedigung habe ich die vier Teile dieses neuen Unterrichtswerkes durchgearbeitet. Die Bearbeiter sind überzeugt, dafs die im reifern Alter einsetzende Unterweisung eines ernsten, inhaltsreichen Sprachstoffes bedarf, wenn sie zum gründlichen Verständnis des fremden Kulturlebens führen soll. Die sorgfältige Auswahl der Stoffe und ihre Verwertung zu Übungszwecken ist der Hauptvorzug des Werkes.

Die Einführung in die Lautlehre geht von 86 wohl ausgewählten, durchweg inhaltsreichen Sätzen mit Umschrift und wortgetreuer deutscher Übersetzung aus. Hierdurch wird am leichtesten eine Treffsicherheit in der Laut-, Wort- und Satzaus-

sprache nebst einem grundlegenden Wortschatze gewonnen. Die Stoffdarbietung des Grundbuches umfafst 12 Lektionen, die sämtlich niederschmetternd lang sind; man denke sich, Nr. 1 hat nicht weniger als 220 Vokabeln. Man kann des Guten auch zuviel auf einmal geniefsen müssen. Der grammatische Anhang ist kurz und bündig. Das Wörterverzeichnis nimmt beständig auf die sprachliche Ableitung Rücksicht.

Das Lesebuch hat die Abschnitte 1. Zivilisation; 2. Kolonisation; 3. Charakter; 4. Soziale Lage; 5. Neuere Geschichte; 6. Amerika; 7. die Heiligkeit der Arbeit: man sieht, es weist die denkbar beste Auswahl auf.

Das Übungsbuch ist sehr praktisch, dürfte aber unter den heutigen Verhältnissen entbehrlich sein.

Den reinsten Genufs bereitet die Beurteilung der Grammatik von Zeiger, deren uneingeschränktes Lob ich in einer früheren Besprechung gesungen habe.

Über unwesentliche Mängel sehe ich hinweg und empfehle das Werk in allen seinen Teilen rückhaltlos.

Münsterberg i. Schl. J. Mellin.

[21. 12. 23.]

INHALT.



Herausgegeben von Prof. Dr. **Max Friedrich Mann** in **Frankfurt a/M.**

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

# Beiblatt zur Anglia.

**Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.**

XXXV. Bd. März 1924. Nr. III.

## I. SPRACHE UND LITERATUR.

**Nellie Slayton Aurner**, Ph. D., Assistant Prof. of Engl., **Hengest**, *a study in early English hero legend.* Univ. of Iowa Studies, Humanistic Studies, vol. II n. 1. Iowa City 1921. 124 p.

Die Verfasserin verfocht 1917 in *An analysis of the interpretations of the Finnsburg documents* die Identität des Finnsburg-Helden mit dem Eroberer von Kent. Hierfür tritt das letzte Kapitel vorliegenden Heftes ein, ohne eigene Ideen, im Anschlufs an Chadwick, Imelmann, Lawrence und Clark. Frl. A. selbst hält zwar ein Hengist-Lied, von dem wir blofse Restspur besäfsen, für eine reine Vermutung. Aber nicht einmal von einer Hengist-Sage zu reden liegt m. E. Grund vor. Jene geschichtliche Gestalt nämlich blieb, soviel bekannt, nicht lange im Volksgedächtnis, ward nie im Altertum mit dem Stoffe der Angelsächsischen Dichtung verbunden und nicht von Erzählungen umrankt. Den Grund letzterer Negative erfragt die junge Amerikanerin, aber nicht der alte Ref., dem schon Positives zu erklären schwer genug fällt. Die Kritik der Karl- oder Arthursage lernt m. E. aus Hengist nichts: das ergibt diese fleifsige Sammlung von Erwähnungen Hengists in etwa dreifsig lateinischen, englischen und französischen Schriftwerken eines Jahrtausends bis herab zu Milton. Diese füllt nicht nur drei Viertel des Textes der Abhandlung, sondern der schon oft wiederholte Stoff kehrt in 44 Tabellen am Schlufs wieder, geordnet zur Biographie unter Rubriken wie *Education, Marriage*, die zumeist leer bleiben müssen. Ein wissenschaftlicher Biograph Hengists dürfte die Erwähnung in der Kenter Königsliste und beim Überblicken der Nachwelts-Erinnerungen an ihn einige leitende

Geschichtswerke des Mittelalters, die hier fehlen, nicht vergessen. Der Verzicht auf Kritik jener übersetzten oder ausgezogenen oder abgeschriebenen Stellen begründet sich wunderlich damit, solche sei schon an denselben benutzten Quellen geübt durch Fletcher zum Arthursagen-Zyklus. Ungeschieden also tritt hier der auf fünf Zeilen vorführbare historische Kern neben Auswüchse, die ich klassifizieren möchte als 1. Mifsverständnis textlicher Vorlage und rhetorischen Stilschmuck samt historiographischem Bedürfnis der Verbindung oder Begründung überlieferter Einzelheiten nach der Willkür des Wiedererzählers, 2. Keltische Erzählung (also nicht germanische Sage) der *Historia Britonum* und bewufste Erfindung des Fabulisten Galfrid, endlich 3. pedantische Gelehrtenlüge des Friesen S. Peters im 16. Jh., die man ruhig hätte im Staube der Bibliotheken vermodern lassen sollen. Zu jenen Auswüchsen nun kennt Literaturvergleichung oft genug die Keimzellen, nämlich Wandermotive epischer Kunst, z. B. Auswanderung, durch Übervölkerung begründet und durchs Los bestimmt, ferner die Schenkung eines durch eine Kuhhaut umspannbaren Stückes Land, sodann die Versöhnung mit einem fremden Stamm durch Liebschaft des eingeborenen Fürsten, die Frl. A. wohl ohne Grund aus dem Evangelium von Herodias Tochter erklärt, endlich der Mord an Eingeladenen durch die heimlich bewaffneten Einlader. — Nichts von Beda Verschiedenes braucht dagegen gemeint zu sein, wenn Hengist *Anglus*, *Saxo*, Sarazene genannt wird; die ersteren Namen können „Inselgermanen ohne Gegensatz zum nicht genannten Stamme“, der letztere seit 12. Jh. „Heide“ bedeuten. Zur bekannten Ruhmsucht des Lokalpatriotismus mufs man es rechnen, wenn ein Chronist in Anjou mit diesem Lande *Anglia* verwechselt; und zum berüchtigten Etymologie-Schwindel gehört es, wenn *Brut* England als Englists Land erklärt. Die Literaturgeschichte hätte es Frl. A. gedankt, wenn hier die einzelne Quelle, die Abhängigkeit und die Stoffbehandlung festgestellt würde, doch auch auf schriftstellerische Bewertung der Chronisten, Erzähler und Dichter wird hier verzichtet. Freilich nur durch die Betrachtung eines ganzen Werkes, wie ich z. B. bei Galfrid und Huntingdon gezeigt habe, läfst sich ein Urteil über des Schriftstellers Autorität gewinnen; ein Einzelsatz reicht dazu nicht aus. Die Verfasserin ignoriert

leider alle monographische Vorarbeit zur Kritik, nicht blofs deutsche, z. B. Zimmer und Mommsen für Nennius, den sie aus Gale und — Übersetzungen benutzt. — Unzweifelhaft, Beda ist älteste englische Autorität für Hengist. Hier aber steht dessen teilweiser Benutzer, der angelsächsische Annalist, irrig als dessen Quelle voran. Vom Horsa-Stein wird Beda, wie nachweislich von vielem anderen, aus Canterbury Kunde gehabt haben, vielleicht auch von Kents Königsgenealogie. Dafs er sonst schriftliches *record* von Hengist las, bezweifle ich. Auch die Frage, woher ein Annalist frühestens achten Jahrhunderts Schlachtenorte des fünften kannte, beunruhigt Frl. A. nicht; ich weifs wie vor Jahrzehnten noch keine bessere Antwort als die Hypothese kürzester Notizen in Keltischen Kirchen. — Möge die junge Philologin für ihren ehrlichen Eifer bald ein aussichtsreicheres Thema finden!

Aus der Einleitung interessiert allgemein ein Satz, zwar nicht für Hengist, sondern — für die Kenntnis Tho. Jefferson's von Verfassungsgeschichte seines Stammlandes: dieser Jurist und Staatsmann, um 1750—60 geschult, meinte ernsthaft, von Hengist habe die angelsächsische Welt samt Amerika politische Idee und Staatsform übernommen.

Berlin. F. Liebermann.

---

**The Tragedy of Sir John van Olden Barnavelt.** Anonymous Elizabethan Play edited from the Manuscript with Introduction and Notes by **Wilhelmina P. Frijlinck** (Amsterdamer Dissertation) 1922, Amsterdam. CLVII + 119 pp. gr. 8°.

Am 13. Mai 1619 wurde der Kanzler und Grofspensionär von Holland, John van Olden Barnavelt, einer der bedeutendsten Staatsmänner seiner Zeit, nach einem politischen Prozesse als Verräter im Haag enthauptet. Der Prozefs erregte begreifliches Aufsehen sowohl in Holland als auch in England und rief eine zahlreiche Pamphlet- und auch Balladenliteratur hervor. Schon am 14. August desselben Jahres sollte ein Drama über diesen Prozefs in London gespielt werden, wurde zwar aus politischen Gründen zunächst verboten, dann aber doch am 27. August unter grofsem Beifall aufgeführt. Die journalistische Seite des englischen Dramas zeigt sich hier

mit einer verblüffenden Deutlichkeit. Drei Monate vergehen zwischen dem Ereignis in einem fremden Lande und seiner dramatischen Darstellung, und das Drama ist nicht etwa, wie wir das bei uns namentlich in den letzten Jahren erst erlebt haben, ein wertloser Schmarren, eine freche Spekulation auf die Sensationslust des Publikums, sondern ein bedeutendes Dichterwerk, anonym erschienen, aber, wie sich unschwer feststellen läfst, verfafst von den hervorragendsten und angesehensten Dramatikern der Zeit, Fletcher und Massinger. Wegen ihres aktuellen politischen Charakters gelangt die Tragödie aber nicht zum Druck und wird erst 2½ Jahrhunderte später von A. H Bullen entdeckt und in seine *Collection of Old Plays* vol. II aufgenommen (1883). Der Neudruck erregte grofses Interesse und zwar namentlich in dem Lande, dessen Geschichte das Drama behandelt. Dort erscheint schon im folgenden Jahre eine sich an Bullen anschliefsende Sonderausgabe mit einer Einleitung von Professor Fruin, dann 1885 eine Übersetzung ins Holländische von C. W. Opzoomer, der eine deutsche von F. A. Gelbcke im Jahre 1890 folgt. Hier liegt nun eine kritische Textausgabe vor mit ausführlicher Einleitung und Anmerkungen in dem Format und etwa in der Art der Yale Studies in English.

Der Text, dem eine Liste der dramatis personae und, soweit sie nach den Randbemerkungen im Bühnenmanuskript festzustellen waren, der Schauspieler des Königs, die das Stück aufführten, sowie zwei faksimilierte Seiten des MS. beigegeben sind, ist ein genauer Abdruck dieses letzteren. Er enthält auch alle Randzeichen und Bemerkungen des Zensors Sir George Buc, seine Streichungen im Text und die dafür eingesetzten Zeilen. Wir erhalten so ein Bild davon, wie diese Dinge in jener Zeit gehandhabt wurden. Die Anmerkungen bringen vor allem Parallelstellen aus anderen Dramen der Zeit, besonders aus denen Massingers, Fletchers und auch Shakespeares.

Die Einleitung ist sehr ausführlich und gibt Aufschlufs über den geschichtlichen Stoff, die Verfasserschaft, die Verteilung der Szenen unter die beiden Autoren, die Bedeutung, den Wert, die geschichtliche Treue und die kritische Beurteilung des Stückes. Was die letztere angeht, so ist nach meiner Meinung die Verfasserin zu absprechend. Gewifs ist

die Darstellung des Dramas unhistorisch, einseitig, parteiisch. Dazu standen die Verfasser den Ereignissen zu nahe, arbeiteten zu hastig und stützten sich, wie nachgewiesen wird, auf eine ganz parteiisch orientierte Literatur. Auch sehen sie die Ereignisse durch die Brille einer spezifisch englischen und Olden Barnavelt feindlichen Einstellung. Wenn man alles das bedenkt, so ist es doch bewunderswert, wie es ihnen gelungen ist, die Gestalt des grofsen englischen Staatsmannes, so wenig sympathisch sie in dem Drama auch erscheint, lebendig und kunstvoll hinzustellen und ihr in dem Prinzen von Oranien einen durchaus würdigen und fein erfafsten Gegenspieler zu geben. Die übrigen Charaktere, darunter so bedeutende Persönlichkeiten, wie Hugo Grotius und van Leidenberch, sind allerdings nur skizziert. Überhaupt vermissen wir bei der Charakteristik die Einheit der Auffassung; man merkt, dafs zwei Verfasser an diesem Stücke gearbeitet haben.

Aber trotzdem ist dieses Stück, das doch im Grunde eine journalistische Schnellarbeit ist, ein politisches Pamphlet, eine ganz hervorragende und für die Höhe der dramatischen Kunst jener Zeit chrakteristische Leistung. Es enthält grofse Szenen voll prächtiger Rhetorik, in denen sich besonders Massingers Kunst zeigt, und kunstvolle humoristische und Rührszenen, die den Stempel der künstlerischen Eigenart Fletchers tragen. In der Verteilung der Szenen unter die beiden Dichter schliefst sich die Verfasserin im allgemeinen an ihre Vorgänger, besonders Boyle und Oliphant, an. In der Tat sind besonders Fletchers Vers und Stil unverkennbar, wie auch seine psychologische Auffassung und seine Kritik des Lebens etwas durchaus Originelles haben, das auf das ganze spätere elisabethanische Drama bestimmend und richtunggebend eingewirkt hat.

Eine Bibliographie schliefst den Band. Glossar und Index, wie wir sie am Schlusse der Yale-Ausgaben finden, sind leider nicht beigegeben. Jedenfalls ist die Ausgabe als eine wertvolle Bereicherung unserer Kenntnis des englischen Dramas zu begrüfsen.

Berlin, im Oktober 1923. Phil. Aronstein.

---

**Chaucer, The Clerkes Tale of Oxenford, edited by Kenneth Sisam.** Oxford at the Clarendon Press 1923. XXVI + 78 S.

Der Verfasser von Fourteenth Century Verse and Prose (1921) hat die höhere englische Schuljugend mit einer hübschen Ausgabe der alten Griseldisgeschichte beschenkt. Mehrere gute Abbildungen sorgen dafür, dafs man das schmucke Büchlein gern zur Hand nimmt. Die Einleitung beschäftigt sich mit der Stoffgeschichte und dem Ursprung der Sage, wendet sich dann Boccaccios Decamerone und Petrarcas lateinischer Übersetzung der letzten Novelle dieser Rahmenerzählung zu und weist die Annahme zurück, dafs Chaucer Petrarca kennen lernte und aus dessen eigenem Munde die Geschichte erfuhr. Vielmehr wird die Entstehung der Clerkes Tale in jene Zeit verlegt, als der mittelenglische Dichter schon an den Canterbury Tales zu arbeiten begonnen hatte, deren Plan nun dargestellt wird. An der Hand des Bildes der Ellesmere Handschrift wird Chaucers äufsere Erscheinung geschildert. Der Verfasser geht dann auf die Frage nach der Gruppierung der Erzählungen und nach der Dauer der Reise ein (nach Furnivall) und begründet die Stellung der Clerkes Tale im Ganzen der Canterbury Tales (Marriage Group). Schliefslich wird noch betont, dafs Chaucer sich in der Erzählung ziemlich genau an Petrarca anschlofs. Eine Seite ist einer Betrachtung von Chaucers Leben und Werk gewidmet und eine weitere Seite bietet eine Select Bibliography, in der nur englisch geschriebene Werke von Engländern und Amerikanern, aber auch zwei Übersetzungen aus dem Französischen (Jusserand und Legouis) angeführt werden. Später wird einmal flüchtig John Kochs Name genannt. Die Grundlage des Textes bildet The Ellesmere Chaucer reproduced in facsimile (1911); zur Kontrolle werden die Mss. Hengwrt (nicht Hengwyrt), Harley 7334 und Corpus herangezogen. Der Herausgeber folgt dem Schreibgebrauche der Ellesmere-Handschrift[1]); Abweichungen von den Lesarten dieses Ms. sind unterhalb des Textes verzeichnet. Nur für die Verteilung von *v* und *u*, *j* und *i*, die Interpunktionszeichen und die grofsen Anfangsbuchstaben war die ne. Gepflogenheit mafsgabend. Punkte

[1]) Freilich seufzt er S. 58: „It is disquieting that the best Ms. tradition should show traces of over-ingenious editing."

oberhalb eines *e* sollen andeuten, wann ihm in unbetonter Stellung ein Lautwert zukommt und ein eigenartiges Betonungssystem wird in Fällen gebraucht, wo der ne. und der me. Akzent nicht übereinstimmen.[1]) Der Akut bedeutet die Betonung der ersten oder zweiten Silbe: *óbeisant, coráge*, der Gravis Betonung der dritten oder vierten Silbe: *creatùre, pacìent.* Der Clerkes Tale samt ihrem dazu gehörigen Prolog (bei Skeat E 1—1212) gehen die 24 Verse des General Prologue (A 285—308) voraus, in denen Chaucer den Clerk of Oxenford schildert, und um die Stellung dieser Erzählung in der sogenannten Marriage Group besser zu kennzeichnen, hat der Herausgeber The Prologe of the Marchantes Tale hinzugefügt. Die Ausgabe soll wohl mehr literarisch-ästhetischen als philologisch-kritischen Zwecken dienen. Daher sind die Bemerkungen über Chaucer's English und das Metrum auf sechs Seiten zusammengedrängt. Die Erklärung auffälligerer Verbalformen wird dem Glossary überlassen. Der Verfasser betont besonders die Bedeutungsverschiebungen bei Wörtern, die seit Chaucers Zeit, ziemlich unverändert in der Schreibung, der englischen Sprache angehören. Die Bedeutungsansätze im Glossary können aber nicht immer den Anspruch auf allgemeine Gültigkeit erheben, sondern sind den besonderen Fällen angepaſst, die in der Clerkes Tale auftauchen. Daher werden auch Belegstellen verzeichnet. Von historischen Erklärungen wird ganz Abstand genommen, nur bei cure und soory findet sich der Zusatz: not connected with care, bzw. sorrow. Die Notes dienen der Deutung einzelner Stellen unter Heranziehung von ähnlichen Belegen. Dabei wird der Leser auf das Phrasenhafte mancher Ausdrücke aufmerksam gemacht, die aus der Spielmannstechnik stammen. Einzelne vom Neuenglischen abweichende syntaktische Erscheinungen werden erklärt. Dagegen ergibt sich nur selten ein Anlaſs, die handschriftliche Überlieferung einer Prüfung zu unterziehen. Wertvoll ist die fortlaufende Vergleichung der Dichtung Chaucers mit Petrarcas lateinischer Behandlung der Geschichte.

---

[1]) Ich möchte aber bezweifeln, daſs in den Versen 138, 242 und 914 Sisam's Betonungsweise richtig ist.

Wien, im November 1923. Friedrich Wild.

**Joseph Quincy Adams, A Life of William Shakespeare.** With Illustrations. London, Constable & Co., London 1923. XVII u. 560 S. — 21/-.

Wir begrüßsen das Erscheinen dieser neuen Shakespearebiographie als eine schöne Leistung. Das Buch will Sidney Lees Skakespeare in dessen erweiterter Fassung vom Jahre 1915 nicht ersetzen. Dies wird nach wie vor das Vade Mecum jedes Shakespearebeflissenen bleiben. Es will vielmehr eine Darstellung des Dichterlebens nach allen bis jetzt verfügbaren Quellen geben. Es ist anziehender geschrieben als Lees nüchternes Brevier und seine schönen und reichlichen Illustrationen wollen auch das Auge befriedigen. Schade, daſs der Verfasser trotz dem beträchtlichen Anmerkungsapparat nicht zu allen Zitaten die Belege gibt. Diese Forderung zu erfüllen wäre ein Leichtes gewesen und hätte den wissenschaftlichen Wert des Buches erhöht. Gelegentlich verrät auch der Verfasser eine gewisse Leichtgläubigkeit, die ihn veranlaſst, alte Geschichten aus Halliwell-Phillips aufzuwärmen (Shakespeare als Metzgerlehrling, als Dorfschulmeister). Doch sind das Kleinigkeiten. Die Wiederherstellung der wechselnden sozialen Hintergründe zu Shakespeare sind wohl gelungen. Adams hat es verstanden, sich die Ergebnisse der besten Forschungsarbeiten geschickt zunutze zu machen. Ich erwähne für das Stratfordkapitel die Bücher der Mrs. C. C. Stopes, *Shakespeare's Family* 1901 and *S's. environment* 1914 und das wertvolle Buch *Minutes and Accounts of the Corporation of Stratford-on-Avon and Other Records 1553—1620, transcribed by Richard Savage, with introduction and notes by Edgar J. Fripp*, vol. I 1553—66 (Oxford, Dugdale Society.) 1921, 21/-. Hier hätte vielleicht das zweite Kapitel aus Wetz, Lebensnachrichten über Shakespeare (1912), Berücksichtigung finden können. Für die Essexrebellion konnte Adams einige wertvolle Einzelheiten dem kürzlich erschienenen Buche der Mrs. Stopes entnehmen: *The Life of Henry, third earl of Southampton, Shakespeare's Patron*, Cambridge at the University Press 1922, 544 S., 42/-.

Besonders wertvoll sind Adams' Kapitel 7 (*Rise of Professionalism in the Drama*), 14 (*The Erection of New Playhouses, The Globe*) and 27—30, die von den Manuskripten und Ausgaben handeln. Auf dem Gebiet der Bühnengeschichte

hat der Verfasser durch sein Buch *Shakespearean Playhouses* 1917 (europäische Ausgabe bei Constable London 1920, 473 S.) tüchtig vorgearbeitet, so dafs er sich bei Einzelfragen damit begnügen kann, sich auf diese wichtige Vorarbeit zu berufen[1]). Alle bisherige Forschung ist hier zu Rate gezogen worden, so bei Behandlung der Lage des Globetheaters die beiden vorzüglichen Artikel von William Wallace, *Shakespeare and the Globe* (Times, 30. April und 1. Mai 1914) und die vom London County Council 1921 veröffentlichte Schrift *The Site of the Globe Playhouse.*

Ein paar recht hübsche Seiten gehen hier in einem andern Kapitel voraus, in dem eine Aufführung der Komödie der Irrungen durch Shakespeare und seine Kameraden geschildert wird, die am 28. Dezember 1594 in Gray's Inn stattfand. Die Quelle dazu sind die *Gesta Grayorum* ... (nach dem Manuskript von 1688 zum ersten Male gedruckt von W. W. Greg in *The Malone Society Reprints 1914*). Für diesen Anlafs dürfte Shakespeare sein Lustspiel umgearbeitet haben. Die Juristen hielten wie gewohnt ihr Narrenfest ab, zu dessen Herrscher (*Lord of Misrule*) sie ein Mitglied wählten, dem sie den Titel *Prince of Purpoole* beilegten. Am 28. Dezember kamen die Templer (die Mitglieder des innern und mittlern Tempels) mit ihrem „Gesandten" bei Grays Inn auf Besuch. Da ging ein regelrechter Höllenlärm los und es dauerte lange, bis Shakespeare und die Seinigen mit der Komödie der Irrungen beginnen konnten. Es war eine „Nacht der Irrungen", wie die Juristen nachher zu sagen pflegten. Tags darauf unternahmen die Studenten ein Spottverhör zur Untersuchung der vorhergehenden Unruhen.

Auf dem Gebiet der Manuskripte und Drucke sind es zwei Punkte, die uns in erhöhtem Mafse fesseln. Zunächst die Frage nach Shakespeares Schrift. Man will ja jetzt 143 von Shakespeares eigener Hand auf drei Folioseiten geschriebene Zeilen entdeckt haben in dem Schauspiel *Sir Thomas More*, das Creizenach in seiner Geschichte des Neueren Dramas V 186—191 eingehend gewürdigt hat. Schon 1871

---

[1]) Zur Ergänzung erwähne ich: Mrs. Stopes, *Burbage and Shakespeare's Stage*, 1913; A. H. Thorndike, *S'.s Theatre, with illustrations*, Macmillan, New York 1916, 489 S., 10/6.

hatte Spedding in einer sogenannten Zusatzszene, die den Aufstand der Londoner Lehrlinge darstellt, die Hand Shakespeares vermutet. Der Gedanke wurde 1911 von W. W. Greg in seiner Neuausgabe dieses Thomas Morusstückes für die Malone Society wieder aufgenommen. Greg schrieb das ganze Drama dem Anthony Munday zu, erkannte — es handelt sich um die Hs. Harleian 7368 — aufser Shakespeare 5 weitere ergänzende Hände und die Randbemerkungen des *Master of the Revels, Tilney.* Ein grofser Schritt vorwärts war das Buch des Sir Edward Maunde Thompson, *Shakespeare's Handwriting*, Oxford 1916, der Shakespeares 6 beglaubigte Unterschriften mit den 143 Zeilen vergleicht und als gewiegter Paläograph zum Schlufs kommt, dafs wir es hier tatsächlich mit Shakespeares eigenen Schriftzügen zu tun haben. Adams gibt uns eine gut faksimilierte Wiedergabe eines grofsen Teiles der ersten Seite. (Mir fällt auf die Übereinstimmung des *a*. In der Zeugenaussage vom 11. Mai 1612 zieht Shakespeare das *a* seines Namens kühn aufwärts, als schriebe er ein *A*. Genau so an gewissen Stellen der Handschrift!) Die erste Seite zeigt eine aufgeregte Hand, in der der Tumult der Volksszene nachzittert. Die Sprecher werden nicht bezeichnet. Ein *other* oder *oth* oder *o* mufs genügen. Dann kommt bei der beruhigenden Rede des Sir Thomas Regelmäfsigkeit und Gesetztheit in das Schriftbild. Auf allen 3 Seiten begegnen wir nur wenigen Korrekturen. Ganz selten wird ein Wort durchgestrichen. Das stimmt mit dem von Ben Jonson überlieferten Zeugnis überein, wonach Shakespeare nie eine Zeile durchstrich. Wenn die Szene von Shakespeare stammt, so hätte er sie etwa 1593 bis 94 geschrieben. (Soeben [Oktober 1923] ist bei der Cambridge University Press ein Buch erschienen, *Shakespeare's Hand in "Sir Thomas More"*, in dem 5 Gelehrte, E. M. Thompson, Greg, Pollard, Dover Wilson und R. W. Chamber [der Beowulfforscher] die Frage vom paläographischen und textkritischen Standpunkte endgültig zu lösen versuchen.) Das Resultat heifst bei allen: Shakespeare [1]).

Zum zweiten kommt die Frage: Wie entstand damals ein Dramamanuskript und eine sog. Quartausgabe? Ben Jonson schrieb unter Geburtswehen in seiner abscheulichen Schrift

[1]) Ich werde das Buch im nächsten Heft dieser Zeitschrift besprechen.

seine *foul sheets.* Ein Schreiber verfertigte daraus die *fair sheets.* Shakespeare schrieb leicht und verhältnismäfsig deutlich. Das Manuskript, das er seiner Gesellschaft übergab, konnte als Autograph dem *Master of the Revels* zur Prüfung vorgelegt werden. Nach der Zensur gelangte es, mit der amtlichen Lizenz versehen, an die Gesellschaft zurück. Der Spielleiter machte sich jetzt an die Akt- und Szeneneinteilung, an die Ausmerzung und Zusammenziehung gewisser Teile und übergab die umredigierte Handschrift einem Schreiber, damit er daraus die Rollen ausziehe. Dann wanderte die stark angegriffene Handschrift ins Theater zurück, wo sie in ein Pergament — oft einem alten mittellateinischen Buch entnommen — zur *prompt-copy* zusammengenäht wurde, um in dieser haltbaren Gestalt dem Souffleur zu dienen, der seinerseits wieder ihm nützlich scheinende Bühnenanweisungen eintragen konnte. Das *Book* — so hiefs es — wurde sorgfältig unter Schlofs und Riegel aufbewahrt. Die Gesellschaft stellte es nur ausnahmweise einem Drucker zur Verfügung. So entstanden die „guten“ Quartausgaben. Aber es gab unter den sog. *hirelings* — den untern Schauspielern, die für jedes Auftreten individuell bezahlt wurden und keinen Anteil an den Gewinnen der verschiedenen Aufführungen hatten — gewissenlose Gesellen, die den Druckern entstellte Texte lieferten. Wie? Sie lauschten die grofsen Rollen ab; die kleinen Rollen, die sie selber spielten, konnten sie leicht hinzufügen. So mufs es gewesen sein; denn nur so läfst es sich erklären, dafs in den „schlechten“ Quartos bei argen Verstümmelungen der wichtigen Teile gewisse kleine Rollen ganz einwandfrei wiedergegeben sind. Ein gutes Beispiel dafür ist die Hamletquartausgabe vom Jahre 1603. Dieser schlechte Text ist geliefert worden von dem Schauspieler, der nacheinander die Rollen des Marcellus, Voltimand, eines der fahrenden Mimen, eines Soldaten in Fortinbras' Heer, des zweiten Totengräbers, des Priesters und eines Gesandten aus England abwickelte. Diese Rollen konnte er ohne weiteres liefern. Das Lauschen tat das übrige. Dazu kam aber noch die Zuhilfenahme einer Abschrift des alten Hamletstückes.[1]) Die Mitglieder der Gesellschaft ent-

[1]) Anders urteilt jetzt H. De Groot, *Hamlet, its textual history,* Amsterdam 1923. Besprechung folgt im nächsten Heft.

deckten den Betrug und gaben — wir dürfen dies wohl annehmen — dem Fälscher den Laufpaſs. Über diese und ähnliche Fragen besitzen wir jetzt eine abschlieſsende Darstellung in A. W. Pollard's *Shakespeare's Fight with the Pirates and the Problems of the transmission of his Text, Cambridge University Press* 1917, 2. Aufl. 1920. Bibliographisch wichtig ist Miss H. C. Bartlett, *Mr. William Shakespeare, Original and Early Editions of his Quartos and Folios*, Oxford 1922.

Die Erörterung der Folioausgabe schneidet das Problem des Shakespearekanons an. Hier geht Adams eigene Wege. Er hält *Titus Andronicus, Pericles, Timon of Athens, Cymbeline, Henry* VIII für Stücke, die nur z. T. von Shakespeare stammen. Diese Frage ist noch lange nicht gelöst. Unter neuen einschlägigen Werken seien genannt: H. Dugdale Sykes, *Sidelights on Shakespeare* 1919, J. M. Robertson, *The Shakespeare Canon* 1922,[1]) R. Crompton Rhodes, *Shakespeare's First Folio, a Study,* Oxford, Blackwell 1923.

Wir schlieſsen Adams' Buch mit dem Gefühl der Dankbarkeit dem Verfasser gegenüber, der es verstanden hat, den oft trockenen Stoff, so anziehend zu gestalten.[2])

Zürich. Bernhard Fehr.

---

**S. B. Liljegren, La Pensée de Milton et Giordano Bruno.** Extrait de la *Revue de littérature comparée,* année 1923, fasc. 4. Paris, Champion, 1923. 27 S.

In dieser präzisen, methodisch ausgezeichneten Untersuchung trägt Liljegren zunächst all die äuſseren Tatsachen zusammen, die etwa dafür sprechen könnten, daſs Brunos Gedankenwelt im England der Milton-Zeit bekannt war, und kommt hierbei zu wesentlich negativen Ergebnissen. Spencer

[1]) Dazu noch, *The Shakespeare Canon* II 1923.

[2]) Zu 174: über die „schwarze Dame" der Sonette ist jetzt zu vergleichen: Max J. Wolff, Petrarkismus und Antipetrarkismus in S.s Sonetten, Englische Studien 49, 161—189. — Zu 430: über Impresa vgl. F. Brie Shakespeare und die Impresakunst seiner Zeit, Shakespeare-Jahrbuch 50 (1914) 9—30. — Eine wertvolle Darstellung der Shakespearekritik der letzten 30 Jahre gibt C. H. Herford, *A Sketch of Recent Shakespearean Investigation 1893—1923*, London, Blackie and Sons, 1923, VII u. 58 S

ist hier (trotz E. Greenlaw in *Studies in Philology* XVII (1920), S. 330 f.) wohl ziemlich auszuschalten; die Berührungen von Thomas Carews Maskenspiel *Caelum Britannicum* (1633) mit Brunos *Spaccio della bestia trionfante* ist rein stofflich-äufserlich. Bacon kannte und schätzte den Nolaner nur wenig, und die zahlreicheren Berührungen von Burtons *Anatomy of Melancholy* mit Bruno beziehen sich lediglich auf des letzteren naturwissenschaftliche, nicht aber seine philosophischen Lehren. Auch die Prüfung und Vergleichung der Grundgedanken in den philosophischen Anschauungen Brunos und Miltons führt zu keinen positiven Ergebnissen. Dafs Vernunft und Offenbarungsglaube bei beiden ein Kompromifs eingehen, hat nichts Auffälliges an sich; es liegen hier m E. zwei unabhängige Entwicklungen jener freieren Religionsauffassung vor, die vom Späthumanismus zum Deismus führt.[1]) In seinen astronomischen Anschauungen stützt sich Milton durchaus auf Copernikus, während Bruno mit seiner Lehre von der unendlichen Vielheit endlicher Welten über den deutschen Astronomen weit hinausgeht.[2]) Für Bruno ist die Weltschöpfung eine Notwendigkeit, indem sein pantheistischer Gottesbegriff dadurch erst einen Inhalt bekommt; Miltons Gott schafft die Welt, ganz im Sinne der orthodoxen Theologie, in freiem Willensakte. Und wenn auch in einzelnem (wie in der Rolle des Gottessohnes bei der Schöpfung) Milton die reine Orthodoxie verläfst, so bleibt doch dies der Hauptunterschied zwischen den beiden Systemen: Bruno wird von seinen platonischen und neuplatonischen Anfängen in folgerichtiger Entwicklung zu einem erhabenen, lebendigen Pantheismus geführt; bei Milton sind die Grundanschauungen theologisch und seine pantheistischen Gedanken-

---

[1]) Vgl. W. Fischer, *Schriften zum englischen Deismus*, im *Beiblatt zur Anglia*, Oktober 1923. — Die von Liljegren S. 18—19 angeführte Beweisstelle aus Brunos *Del infinito universo e mondi* ist wie eine Vorwegnahme der Lehre von der doppelten Religion — eine für das Volk und eine andere für die Aufgeklärten —, die von den späteren Deisten so gerne verteidigt wird. Die ebenda angezogene Miltonstelle von der Berechtigung der Täuschung und der Lüge (*Doctr. Christ.*, Bohn V, 115 f.) bezieht sich dagegen nur auf das bürgerliche und politische Leben. Ein Paktieren in Sachen der Religion damit zu verteidigen, lag Milton wohl fern.

[2]) Zur Ergänzung von Liljegrens Ausführungen vergleiche auch Windelband, *Geschichte der neueren Philosophie* [5] 1911, Band I, 72—75.

gänge erscheinen als sekundäre Ergebnisse einer nicht immer streng logischen, eklektischen Spekulation.[1]) Endlich findet sich bei Milton keine Spur der Brunoschen Monaden- und Seelenlehre. Liljegren kommt somit zu dem m. E. zwingenden Schlufs, dafs sich in keinem der verglichenen Hauptpunkte ein Einflufs Brunos auf Milton nachweisen läfst, sei es, dafs die Lehre des Italieners Milton völlig unbekannt war oder dafs sein anders gerichteter Geist sie eines genaueren Studiums für unwert erachtete.

Dresden. Walther Fischer.

**Frederic Anthony Child, The Life and Uncollected Poems of Thomas Flatman.** Diss. University of Pennsylvania, Philadelphia 1921, 56 S.

Der Wert dieser kurzen Arbeit über den wenig gekannten und wenig bedeutenden Royalisten, Juristen und Dichter pindarischer Oden Thomas Flatman (1637—1688) beruht auf einigen bisher ungedruckten Briefen und Gedichten dieses Autors. Verf. teilt sieben, zum Teil recht interessante Briefe Flatmans an seinen Verwandten William Sancroft, Dekan zu St. Paul und späteren Erzbischof von Canterbury aus den Jahren 1666—1683/4 mit (Tanner Collection, Bodleian Library, Oxford). Von den hier abgedruckten 28 Gedichten stammen drei aus einem Autograph Flatmans im Besitze der Bibliothek der University of Pennsylvania, drei sind signierte Widmungs- und Gelegenheitsgedichte aus abgelegenen Druckbänden, ein weiteres, an Sancroft gerichtet, findet sich unter dessen Briefen in der Tanner Collection. Aus welchen Gründen ein dem Lukrezübersetzer Creech gewidmetes, unsigniertes Lobgedicht ebenfalls Flatman zugeschrieben wird, ist aus der Arbeit nicht ersichtlich. Endlich nimmt Verf. eine Bemerkung Woods in *Athenae Oxonienses* auf, nach der Flatman auch die etwas rätselhafte politische Wochenschrift *Heraclitus Ridens* (1681—82) redigiert habe. Er behauptet, dafs die in dieser Veröffentlichung enthaltenen Gedichte ernsten Charakters auf Grund innerer, stilistischer Beweise ziemlich sicher Flatmann zu-

---

[1]) Vgl. W. Fischer, *Der alte und der neue Milton*, German.-roman. Monatsschrift, 1922, S. 301, über den von Saurat in *La Pensée de Milton* (1920) allzustark betonten Pantheismus Miltons.

geschrieben werden können, und bringt etwa zwanzig dieser Gedichte zum Abdruck. Leider verzichtet er darauf, seine Anschauung im einzelnen zu begründen, so dafs die kleine Streitfrage nur wenig gefördert erscheint.

Dresden. Walter Fischer.

---

## Die Gedichte Rupert Brookes.

(Schlufs.)

Der Symbolismus ist eben kein integrierendes Element bei Brooke. Annäherungen oder Spuren davon sind nur hier und da zu finden, z. B. im Gedicht *Dust.* Realismus, Intellektualismus, mutwillige Zerstörung der hervorgerufenen Stimmung sind dagegen vorhanden, wie wir in den schon zitierten Gedichten gesehen. In *Jealousy* begegnen wir dem brutalsten Realismus, den man sich nur denken kann; die einzige Zeile:

"When our mouths are one with Mouth"

bricht die Stimmung des ganzen Gedichtes *Tiare Tahiti* entzwei. Der Intellektualismus der Brookeschen Dichtung offenbart sich auch in der extremen Gedrängtheit des Ausdrucks, die stellenweise ebenso rätselhaft wie bei Meredith auftritt. Das oben zitierte Sonett *The Treasure* ist ein Beispiel dessen, was englische Kritiker *Zerebration,* äufserste raffinierte Konzentration, nennen. Der Anfang von *The Night Journey* ist auch das Resultat eines langen Assoziationsprozesses, dem die meisten verknüpfenden Glieder herausgefallen sind, so dafs nur noch vereinzelte Teile zurück geblieben sind, die dem Leser andeuten sollen, welches der Gedankengang des Dichters gewesen ist.

"Hands and lit faces eddy to a line;
The dazed last minutes click; the clamour dies.
Beyond the great-swung arc o'the roof, divine,
Night, smoky-scarv'd, with thousand coloured eyes
Glares the imperious mystery of the way."

Wenn wir uns aber nur die dem Dichter vorschwebenden Bilder des Bahnsteiges, der hell beleuchteten Gesichter und Hände, der Nacht und der fernen Lichter vergegenwärtigt haben, wird der beabsichtigte Sinn ziemlich klar. Dies ist nicht immer der Fall. Das Gedicht *Town and Country* bietet des Rätselhaften mehr sogar als *Hymn to Colour* oder *Seed-*

*Time*, und keineswegs durch Symbolismus wie bei Meredith, sondern nur durch die Sprache und das exzessive Beschneiden vermittelnder Assoziationen:

"Here, where love's stuff is body, arm and side
Are stabbing-sweet 'gainst chair and lamp and wall.
In every touch more intimate meanings hide;
And flaming brains are the white heart of all."

Die Meinung des Dichters dürfte hier sein, dafs der raffinierteren Seele der Städter, deren geschärfter Beobachtung und lebhafterem Intellekt eine gröfsere Fülle von Sensationen mit dem Beisammensein vereint ist, sodafs das Aneinanderstreifen der Körper, der Hände ihrem regen Bewufstsein voll Bedeutung wird, wo das träge, ungeübte Temperament der Landbewohner nichts bemerkt hätte.

"Here, million pulses to one centre beat;
Closed in by men's vast friendliness, alone,
Two can be drunk with solitude, and meet
On the sheer point where sense with knowing's one."

Das Kollektivleben und -streben der Anhäufung von Menschen hindert es nicht, dafs ein absolutes Gefühl des Alleinseins, der Einsamkeit des Einzelnen oder des Liebespaares mitten im Gedränge sich bemächtige bis zur alles vergessenden, fühlenden und intuitiv wissenden Ekstase.

"Here the green-purple clanging royal night,
And the straight lines and silent walls of town,
And roar, and glare, and dust, and myriad white
Undying passers, pinnacle and crown

Intensest heavens between close-lying faces
By the lamp's airless fierce ecstatic fire;
And we've found love in little hidden places,
Under great shades, between the mist and mire."

Es ist wohl kaum anderes möglich als hier London in Sommerdämmerung und Sommernacht zu ahnen, wo das Leben und die Liebe durch den heifsen Atem der Stadt ringsum, das unbestimmte ferne Zittern der Erdenfläche unter der rastlosen Millionenstadt, das Schillern und Flimmern der Luftschichten über ihr erkannt wird. Und der Dichter schliefst mit einer Warnung vor dem Lande ab, wo die grofse Ruhe, das Schweigen, der langsame Puls des Daseins den beiden Liebenden den Stimulus zum Geniefsen, zum Fühlen, zur

„Zerebration“ der Liebeswonne verloren gehen liefse, ihnen Mufse zum Nachdenken aufdränge und damit die Hohlheit der Dinge und ihrer Liebe offenbare:

"Stay! though the woods are quiet, and you've heard
Night creep along the hedges. Never go
Where tangled foliage shrouds the crying bird,
And the remote winds sigh, and waters flow!

Lest — as our words fall dumb on windless noons,
Or hearts grow hushed and solitary, beneath
Unheeding stars and unfamiliar moons,
Or boughs bend over, close and quiet as death, —

Unconscious and unpassionate and still,
Cloud-like we lean and stare as bright leaves stare,
And gradually along the stranger hill
Our unwalled loves thin out on vacuous air,

And suddenly there's no meaning in our kiss,
And your lit upward face grows, where we lie,
Lonelier and dreadfuller than sunlight is,
And dumb and mad and eyeless like the sky."

Es ist ohne weiteres klar, dafs dieser Intellektualismus der Brookeschen Dichtung — wie überhaupt der *New Poetry* — sehr nachteilig ist, deren Eindruck und unmittelbar einleuchtende Schönheit verringert. Wäre sein Temperament und seine Stoffwahl nicht solch eine allgemein anziehende, würden seine Gedichte gewifs nicht mehr als die Merediths gelesen werden.

Das Hauptelement des Brookeschen Gemüts ist lebensbejahend. Er schöpft mit vollen Händen aus den Leiden und Freuden des Lebens, er liebt und hafst verschwenderisch. Seine Seele ist so voller Erlebnis, dafs der Fünfundzwanzigjährige schon von der Fülle der Lebenserinnerungen ganz überwältigt wird, wie ein Greis bei einem Rückblick vom Abend des Lebens aus. In *The Great Lover* hält er eine Umschau des Erschauten und Erlebten, dessen, was ihm begegnet und was er geliebt:

"I have been so great a lover: filled my days
So proudly with the splendour of Love's praise,
The pain, the calm, and the astonishment,
Desire illimitable, and still content,
And all dear names men use, to cheat despair,
For the perplexed and viewless streams that bear
Our hearts at random down the dark of life."

Er weifs offenbar, wie es kommt, wenn man die ganze Welt ans Herz drückt vor lauter Lebensfreude und Liebe zum Dasein, und dies bis zu dem Grade, wo das Leben, auch das Individualleben, unzerstörbar erscheint, in die Ewigkeit hinein sich verliert. Er will an dem Tod vorbei, in irgendeiner Weise, wenn nicht anders, so soll er doch in der Erinnerung der Menschen fortleben:

"Now, ere the unthinking silence on that strife
Steals down, I would cheat drowsy Death so far,
My night shall be remembered for a star
That outshone all the suns of all men's days."

(The Great Lover)

Aber auch sein irdisches Ich kann nicht anders als jenseits des Todes irgendwie fortwähren, die Partikel seines Wesens werden nach der Zersetzung mit dem enteilenden Leben Schritt halten, lebendig, wollend, fühlend, sehnsüchtig, auf dem Hauche des Windes schwebend, nicht ruhend, immer suchend, bis deren eine sich mit einem Atome einer einst Geliebten zusammenfindet und ihre noch lebendige Liebe neuen Liebenden die Natur neu belebt, die Mystik des Lebenswunders neuen Augen entgegenweht, mit ihrer Glut entschwundener Tage die Lohe der Liebenden jetzigen Tages anfacht.

"When we are dust, when we are dust! —
Not dead, not undesirous yet,
Still sentient, still unsatisfied,
We 'll ride the air, and shine and flit,
Around the places where we died,

. . . . . . . . . . . . . . . . . .

Nor ever rest, nor ever lie,
Till, beyond thinking, out of view,
One mote of all the dust that's I
Shall meet one atom that was you.

Then in some garden hushed from wind,
Warm in a sunset's afterglow,
The lovers in the flowers will find
A sweet and strange unquiet grow

Upon the peace; and, past desiring,
So high a beauty in the air,
And such a light, and such a quiring,
And such a radiant ecstasy there,

They 'll know not if it's fire, or dew,
Or out of earth, or in the height,

Singing, or flame, or scent, or hue,
Or two that pass, in light, to light,

Out of the garden, higher, higher ...
But in that instant they shall learn
The shattering ecstasy of our fire,
And the weak passionless hearts will burn

And faint in that amazing glow,
Until the darkness close above,
And they will know — poor fools, they 'll know! —
One moment, what it is to love."

(Dust)

Der Jugendstolz, die Lebensfülle, die aus den beiden letzten Strophen klingen, sind doch nicht ganz der Zersplitterung fremd. Im Gegenteil, dem Lauscher der Brookeschen Lyrik drängen sich immer wieder gewisse leise Nebentöne auf, die keiner einheitlichen Harmonie entstammen. Auf dem Gipfel der Entzückung, in der Hochflut der Wonne grinst ihm plötzlich das Gespenst der Vergänglichkeit entgegen, die Hand, die er drückt, zerbröckelt, die heifsen Lippen der Geliebten werden zu Staub unter seinem Kufs, das feuchte Licht der Augen schwindet seinem Blick wie Nebel vor den schonungslosen Strahlen der Sonne, und von leeren Augenhöhlen angeglotzt steht der Dichter da.

"Even then
When two mouths, thirsty each for each, find slaking,
And agony's forgot, and hushed the crying
Of credulous hearts, in heaven — such are but taking
Their own poor dreams within their arms, and lying
Each in his lonely night, each with a ghost."

Dieses schleichende Nichtigkeitsgefühl gegenüber dem Leben steigert sich bisweilen bis zum ekelerfüllten Zynismus, der dem Sänger seine hellen, vollen, jubelnden Töne in häfsliche, rauhe, krächzende umwandelt. So in *Jealousy*, wo der Anblick der Geliebten in den Armen eines Nebenbuhlers dem Dichter ein krampfhaftes Schimpfen und Speien entlockt. Er weidet sich daran, mit seinen Gedanken das Ehepaar bis in die Alterstage zu verfolgen, wo "the stupid bow of his red lips", "the empty grace of those strong legs and arms", "that rosy face", was jetzt ihr Herz entzückt und zu solcher Liebe entfacht, dafs sie ihm die Herrschaft, das Schalten und Walten über ihre Reize, ihren Leib und ihre Seele verliehen — wo alles

dies verwelkt und ihr häfslich erscheinen, sie anekeln mufs, wo sie "must tend a foul sick fumbling dribbling body," wo "his rare lips hang flabby and can't hold slobber," wo sie das Scheufslichste von allem ertragen mufs: "senility's queasy furtive love-making."

"Then you 'll be tired; and passion dead and rotten;
And he 'll be dirty, dirty!
O lithe and free
And lightfoot, that the poor heart cries to see,
That's how I'll see your man and you! —
But you
— Oh, when *that* time comes, you 'll be dirty too!"

Woher stammt dieser Mifston der Brookeschen Muse? Zuweilen — eine gewisse Unreife seiner Dichtung, soweit sie uns vorliegt, ist nicht zu leugnen — entstammt er offenbar reiner „Flegeljährigkeit," der Sucht der bartkeimenden Jahre, schon mit dem Leben fertig zu scheinen, schon den Trank des Lebens bis zur Hefe geleert zu haben. Aber aufserdem war Brooke kaum ein einheitliches Temperament. Es fiel ihm schwer, sich im Leben zurechtzufinden, er war nicht auf "the long littleness of life" vorbereitet. Wenn man es vermocht hat, die Linien, die Brookes siebenundzwanzig Lebensjahre andeuten, in die Zukunft zu verfolgen, fühlt man sich überzeugt, dafs er nie seinen Platz in der Gesellschaft hätte finden können. Seinem Gemüt wohnte eine gewisse Zersplitterung inne, die wahrlich nicht mit einer Dozentur der klassischen Sprachen, einer gutbürgerlichen Frau und reichem Kindersegen zu heilen gewesen wäre. Er hatte — nicht zuviel, sondern — allzu vielmals geliebt, um in einem Pferdestand der staatlichen Ehe-institution Ruhe finden zu können. Die mangelnde Fähigkeit, sich einer Aufgabe hinzugeben, von etwas auf immer ganz erfüllt und gefesselt zu werden, hat diese Lebensanschauung, oder besser diesen Ausblick auf das Leben, bewirkt, diesen oberflächlichen Zynismus. So kam er dazu, dafs sein Leben zwischen Hingerissenwerden und Ernüchterung hin und her pendelte. Deshalb wurde ihm der Krieg zur temporären Kraftquelle, die die Elemente seines Wesens sammelte und fest aneinander knüpfte. Deshalb fühlte er diese Ungeheuerlichkeit als etwas Gutes und Befreiendes.

"Now God be thanked Who has matched us with His hour," etc.

Die Grundstimmung dieses Sonetts müssen wir wohl also auf Unmut über das eigene Leben zurückführen, vom Dichter natürlich mehr oder weniger verallgemeinert, was eine gewisse Gleichgültigkeit gegenüber dem Leben anderer, die von diesem Greuel getroffen wären, mit einschliefst. Dafs diese sammelnde, kraftanspannende Wirkung des Krieges auf Brookes Temperament längere Zeit, geschweige denn sein ganzes Leben, hätte andauern können, ist nach dem Gesagten wenig wahrscheinlich. Ihm war aber damit zur Zeit eine Wohltat geworden, dafs er in dieser Weise von einem grofsen Gefühl ganz ausgefüllt wurde, das ihn Augenblicksstimmungen überhob. Aus einem Fragment aus dem Nachlafs, im April 1915 entstanden, können wir aber mit ziemlicher Gewifsheit bestätigen, dafs die vereinheitlichende Wirkung des Krieges auf Brookes Gemüt eine vorübergehende war. Er erzählt in diesem Gedichte, wie er heimlich seine Kriegskameraden, sie des Abends in der Kajüte versammelt, er draufsen in Finsternis versteckt, beobachtet, wie er hätte Mitleid fühlen wollen mit ihren schönen, kräftigen Leibern, die bald gebrochen und zertreten auf dem Schlachtfelde liegen würden, wie sie ihm aber unwirklich, schattenhaft erschienen, lebendige Gespenster, die bald tote Gespenster sein würden, ganz in Übereinstimmung mit dem, was wir über die schleichenden Vergänglichkeitsgedanken in der früheren Brookeschen Dichtung zuvor gesagt.

Wiewohl keine ganz saubere Scheidung gestattend, könnte die Inspirationsquelle verwendet werden, um eine kurze Untersuchung der Art und der Elemente der Brookeschen Dichtung dem Inhalte nach zu bewerkstelligen. Man könnte dann mit seiner Kriegspoesie anfangen, da sie am leichtesten auszuscheiden und zu analysieren ist.

Die ersten Verse, die der Krieg auslöste, waren ganz traditionell bedingt. Sie wurden von Dichtern geschrieben, die wirklichkeitsfremd ihrem Gegenstand gegenüberstanden und sich im althergebrachten, überindividuellen Gerede von einer gerechten, ruhmreichen, stolzen Sache ergingen. Auch Brooke hat diesem alten schmunzelnden Moloch des Patriotismus geopfert. Davon zeugt das schon erwähnte Sonett *Peace*:

"Now God be thanked Who has matched us with His hour."

Die persönliche Anteilnahme aber, das der Realität Gegenübergestelltwerden, zwang das Individuum auf sich

selbst zurückzugehen, den allgemeinen Gesichtspunkt für den persönlichen zu verlassen, der Tod rückt ihm nahe, das eigene Schicksal tritt ihm in den Vordergrund. Diese Phase fand ihren Ausdruck in Brookes *The Soldier*:

"If I should die, think only this of me,
That there's some corner of a foreign field
That is for ever England. There shall be
In that rich earth a richer dust concealed;" etc.

Als aber der erste Anprall an die Wirklichkeit geschehen, fing die Sorge ums eigene Leben an, der Sorge ums gemeinsame Wohl zu weichen, das Individuum wurde durch die Kameradschaft von der Egozentrizität erlöst. Dieses Gefühl hat *The Dead* I inspiriert:

"Blow out, you bugles, over the rich Dead!
There's none of these so lonely and poor of old,
But, dying, has made us rarer gifts than gold.
These laid the world away; poured out the red
Sweet wine of youth; gave up the years to be
Of work and joy, and that unhoped serene,
That men call age: and those who would have been,
Their sons, they gave, their immortality."

Auch *The Dead* II rührt von diesem Gefühl her:

"These hearts were woven of human joys and cares,
Washed marvellously with sorrow, swift to mirth.
The years had given them kindness. Dawn was theirs,
And sunset, and the colours of the earth."

Das posthume Fragment ist schon vorher erwähnt: durch das Fenster beobachtet der Dichter seine Kameraden in der Schiffskajüte, sie erscheinen ihm als zum Tode verurteilte Gespenster. Der Dichter ist über sich selbst hinaus gekommen.

Die anderen Phasen des Krieges werden nicht in der Brookeschen Dichtung sichtbar, er ist zu früh gestorben. Nur dafs im Fragment die vom Kriege so oft bewirkte Depersonalisation leise angedeutet wird. Die Gewaltsamkeit des Geschehens, des beständigen Szenenwechsels, zerrüttet die Einheitlichkeit des Bewufstseins, das Individuum wird mifstrauisch gegenüber dem Zeugnisse seiner Sinne, es fragt sich: Bin ich es, der dies sieht, fühlt, hört? Sind dies die Dinge oder Menschen, wie ich es bisher geglaubt oder wie sie selbst geglaubt zu sein?

Derselbe Zustand wird übrigens in Brookes „Reisebildern" sichtbar, wo die Fülle der neuen Eindrücke in ganz fremder Umgebung ihm sein früheres Leben verunwirklicht, gleichsam auf ein anderes, fremdes, in Dunkel gehülltes Individuum überträgt. So im Gedicht *Waikiki*, wo der Dichter sich in die Schönheit der Tropen hinein verliert, in die lauen Hauche der Dämmerung, der duftenden, seufzenden, wellenrauschenden Dämmerung der Hawaischen Inseln, wo der Himmelsraum in neuem, prachtvollerem Schmuck strahlt, wo

"new stars burn into the ancient skies,"

und die Wehmut der Nachtigall den Dichter in Sehnsucht und Erinnerungen wiegt:

"And I recall, lose, grasp, forget again,
And still remember, a tale I have heard, or known,
An empty tale, of idleness and pain,
Of two that loved — or did not love — and one
Whose perplexed heart did evil, foolishly,
A long while since, and by some other sea."

Dieselbe Stimmung ist noch deutlicher in dem um einige Monate späteren Gedichte *Hauntings*, auf dem Schiffe mitten im stillen Ozean geschrieben, wo Meeresstille und die unterbrochene Ruhe, das eintönige, geschehnisleere Hinziehen der Tage, ringsum von Himmel und Wasser umgeben, des Dichters Ohr für die stillen Stimmen in seinem Inneren empfindlicher macht, ihn den fernen Erinnerungen seines früheren, durch die Fülle und Lebhaftigkeit des eben Erlebten in die Ferne gerückten Lebens ausliefert.

"So a poor ghost, beside his misty streams,
Is haunted by strange doubts, evasive dreams,
Hints of a pre-Lethean life, of men,
Stars, rocks, and flesh, things unintelligible,
And light on waving grass, he knows not when,
And feet that ran, but where, he cannot tell."

Es würde vielleicht als verfehlt erscheinen von einer Brookeschen Weltanschauung zu reden, die in seinen Gedichten zum Ausdruck käme. Er war eben kein tief veranlagter Geist, im Gegenteil, der Zauber seiner Individualität lag eben im unmittelbaren, impulsiven, unreflektierten Mitleben, in der spontanen Antwort an das Geschehen um ihn her, in der jugendlichen "unsophisticated" Reaktion auf die Anfrage der Um-

welt hin. Dennoch gibt es einige Gedichte, die als Antwort auf ewige Fragen des menschlichen Geistes gemeint sind. Dabei kommt erstens ein entschiedener Skeptizismus zum Ausdruck hinsichtlich der Religion. In seinen Briefen liebt er es ja, sich einen Atheisten zu nennen. Im Gedicht *Heaven* spottet er über Jenseitsvorstellungen und deren geläufige Begründung. Der Dichter läfst die Fische von ihrer Welt aus das Unsterblichkeitsproblem lösen, die Frage nach dem Jenseits stellen und beantworten, jahend beantworten. Denn, wo wäre das Lebewesen, das, vom eigenen Selbstgefühl bestrickt, nicht schlösse, dafs eben es selbst und seinesgleichen unsterblich sein müfsten?

"Fish say, they have their Stream and Pond;
But is there anything Beyond?

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

One may not doubt that, somehow, Good
Shall come of Water and of Mud;
And, sure, the reverent eye must see
A Purpose in Liquidity.
We darkly know, by Faith we cry,
The future is not Wholly Dry.
Mud unto mud! — Death eddies near —
Not here the appointed End, not here!
But somewhere, beyond Space and Time,
Is wetter water, slimier slime!
And there (they trust) there swimmeth One
Who swam ere rivers were begun,
Immense, of fishy form and mind,
Squamous, omnipotent, and kind;
And under that Almighty Fin,
The littlest fish may enter in."

Dieses Gedicht aber dürfte nur die Stellung Brookes gegenüber dem Christentum andeuten. Er gedenkt hier offenbar nur der grob-naiven Vorstellungen von einem jenseitigen Schlaraffenland, wo die Tugenden des Philistertums von palmzweigtragenden Engeln in ewiger Langeweile verherrlicht werden, Vorstellungen, die aus der grobschlachtigsten Egozentrizität und aus einem Menschentum hervorgehen, dem das edle Tier ebenso überlegen scheint wie die Houyhnhnms den Yahoos. Dagegen haben wir schon vorher gesehen, wie der Gedanke an ein absolutes Aufhören des Daseins Brooke äufserst zuwider war, von seinem Temperament selbst als

ganz unmöglich empfunden wurde. Wenn wir die Art der Brookeschen positiven Anschauungen bezüglich transzendentaler Probleme bestimmen wollen, geraten wir — wie so häufig bei den jungen geistigen Führern seiner Generation — auf einen Pantheismus, der natürlich mit dem Platonismus zusammenhängt. So in *Tiare Tahiti*, wo der Dichter, im Zauber der paradiesischen Insel befangen, im Gespräch mit der schönen Mamua des Wesens der Dinge gedenkt, der Vergänglichkeit, des Jenseits, um mit einem „Geniefse des Augenblicks" zu enden.

"All are one in Paradise,
You and Pupure[1]) are one,
And Taii, and the ungainly wise.
There the Eternals are, and there
The Good, the Lovely, and the True,
And Types, whose earthly copies were
The foolish broken things we knew."

Das sind offenbar die Plantonischen Ideen, die der Phantasie des Dichters vorschweben. Dem Brookeschen Animalismus, der, wie schon gesagt, in gewisser Hinsicht an den Whitmanschen erinnert, war aber diese Ideenwelt ziemlich abstrakt und es kommt folglich eine geistige Revolte des Dichters gegen sie mehrmals zum Vorschein. Das Gedicht *Mutability* baut sich auf den Platonischen Vorstellungen auf, der Dichter verweist auf das Jenseits, von dem die sichtbare Welt nur der Schatten ist; wo Weisheit und Wahrheit, das Gute und das Schöne nicht mehr als relativ, sondern als absolut zu schauen sind; wo statt unserer sterblichen Herzen es unsterbliche Liebe gibt; statt unserer Leiber, der Verwesung unterworfen, die Schönheit; statt der blassen Schemen dieser Welt, die wahren Sonnen des Jenseits:

They say there's a high windless world and strange,
Out of the wash of days and temporal tide,
Where Faith and Good, Wisdom and Truth abide,
*Eterna corpora*, subject to no change.
There the sure suns of these pale shadows move;
There stand the immortal ensigns of our war;
Our melting flesh fixed Beauty there, a star,
And perishing hearts imperishable Love ...

---

[1]) Aus den Briefen Brookes erfahren wir, dafs er von den Einwohnern Tahitis Pupure genannt wurde.

Diese Welt ist aber dem Dichter kaum mehr als ein Gedankenexperiment, er kommt über die sichtbaren Formen des Diesseits nicht hinaus, er kennt nur seine Taten und die anderer, das Seufzen, das Singen, das Lachen, das Küssen der Menschen; er weifs nur von der Liebe, die mit dem Herzen, mit dem Liebenden stirbt, nur vom Lachen, das mit den Lippen vergeht.

"Dear, we know only that we sigh, kiss, smile;
Each kiss lasts but the kissing; and grief goes over;
Love has no habitation but the heart,
Poor straws! on the dark flood we catch awhile,
Cling, and are borne into the night apart,
The laugh dies with the lips, 'Love' with the lover."

Es ist also eine moderne Form des Pantheismus, die wir bei Brooke finden, seine Seele ist ein Efflux des Einen und wird einst dorthin zurückfliefsen, die Partikel seines Wesens haben am Ganzen teil, der Tod bedeutet nur einen Umzug, eine Neuordnung der Bestandteile seiner bisherigen Daseinsform, wiewohl mit beibehaltener Eigenart und Individualität, die ihr Gepräge den neuen Lebenserscheinungen, an denen sie teilhaftig wird, verleiht.

"And think, this heart, all evil shed away,
A pulse in the eternal mind, no less
Gives somewhere back the thoughts by England given;"

(Vgl. auch das oben zitierte Gedicht *Dust.*)

An diesen vielen Streifzügen seiner Gedanken ins Jenseits haftet aber immer der Vorstellungskonkretismus des Diesseitigen, das Jenseits will ihm nur als Nicht-Diesseits, als Negation erscheinen, was offenbar auf seinem ausgeprägten Animalismus beruht. Das oben zitierte Sonett *The Treasure* drückt den Gedanken oder die Hoffnung aus, dafs das Aufhören des Lebens nicht auch ein Aufhören des Daseins bedeute, dafs die Fülle des Lebens, als der Dichter nicht mehr mitten darin steht, ihm ein angehäufter Hort sein dürfe, den er vermittelst seiner Erinnerung liebkosen könne, aus dem er die verschiedenen Momente, Eindrücke, Visionen, Gefühle hervorholen und geniefsen dürfe. Die Aussicht darauf, dafs dies nicht möglich sei, dafs der Tod ihn auf immer von allem schönen Irdischen trennen werde, entlockt dem Dichter in *The Great Lover* schmerzliche Worte. Nachdem er hier — wie

oben angedeutet — einen wahrhaftigen Katalog der irdischen geliebten Gegenstände verfertigt hat, bricht er in Klagen aus, dafs alles dies im Tode ihm nicht folgen dürfe, dafs, seinen inbrünstigsten Bitten zum Trotz, er alles das am Tore des Totenreiches verlassen müsse, dafs dort alles ihn im Stich lassen werde:

"And these shall pass,
Whatever passes not, in the great hour,
Nor all my passion, all my prayers, have power
To hold them with me through the gate of Death.
They 'll play deserter, turn with the traitor breath,
Break the high bond we made, and sell Love's trust
And sacramented covenant to the dust."

Sein Konkretismus spiegelt ihm wohl eine neue Welt vor, die sein Liebesbedürfnis erlöse:

"Oh, never a doubt but, somewhere, I shall wake,
And give what 's left of love again, and make
New friends, new strangers ..."

aber das alles hilft ihm doch nicht über die Tatsache hinweg, dafs, was er am meisten geliebt, am schönsten empfunden, zurückgeblieben ist, unerreichbar hinter ihm liegt.

"But the best I 've known
Stays here, and changes, breaks, grows old, is blown
About the winds of the world, and fades from brains
Of living men, and dies."

Übrigens kommt, wie schon angedeutet, eine völlig einheitliche Anschauung bei Brooke nicht zum Vorschein. Es lag ihm offenbar gar nicht daran, er war nicht Systematiker, sondern Dichter, es war ihm mehr um Stimmungen als um Wesenheiten zu tun. Von einer Entwicklung, die er durchgemacht hätte, können wir hier absehen; er blieb im Wesentlichen in dieser Hinsicht derselbe, wenn man Elemente der Flegeljahre ausschaltet. Deshalb begegnen wir Traditionellem, aus mannigfachen Quellen in seine persönliche Errungenschaft gemischt, eine Errungenschaft, die aber — wir wiederholen es — weder als abgeklärt, verarbeitet noch als aus ernsten, entscheidenden Seelenkämpfen hervorgegangen aufzufassen ist. So finden wir öfters antike und christliche Jenseitsvorstellungen in buntem Durcheinander verwendet. Im *Sonnet Suggested by some of the Proceedings of the Society for Psychical*

*Research* stellt er sich vor, die Toten werden nach antikem Muster in ewiger Dialektik weise Worte miteinander sprechen, christlich abgeklärt, sehend, aller Mystik überhoben:

"Spend in pure converse our eternal day;
Think each in each, immediately wise;
Learn all we lacked before; hear, know, and say
What this tumultuous body now denies;
And feel, who have laid our groping hands away;
And see no longer blinded by our eyes."

Im folgenden Sonett *Clouds* werden die Vorstellungen von den Toten als den Menschen in der Form von Geistern nahe, über die Erdenfläche wie die Wolken hinziehend, gebraucht:

"I think they ride the calm mid-heaven, as these,
In wise majestic melancholy train,
And watch the moon, and the still-raging seas,
And men, coming and going on the earth."

Und der junge Himmelsstürmer hat — als er sich dafür rächen wollte, dafs Gott seine Sehnsucht nicht gewähren liefs — die goldene Leiter erklommen, hat an die Tür geklopft und alles öde und von Unkraut überwuchert gefunden, den Thron leer, die Wandteppiche vom Winde hin und her geweht.

"Proud up the Golden Stair I strode; and beat
Thrice on the Gate, and entered with a cry —
All the great courts were quiet in the sun,
And full of vacant echoes: moss had grown
Over the glassy pavement, and begun
To creep within the dusty council-halls.
An idle wind blew round an empty throne
And stirred the heavy curtains on the walls."

Die dunkle Ausdrucksweise, die Brooke bevorzugt, macht es oft zweifelhaft, ob ein Gedicht metaphysische Fragen bringt oder nicht. Der spätere Teil von *The Night Journey* gestattet eine doppelte Erklärung in dieser Hinsicht.

Die Natur erscheint verschiedentlich gestaltet in Brookes Poesie. Die Freude an den Naturerscheinungen kommt selten rein zur Sprache, sondern meistens in der Begleitung von Heimats- und Vaterlandsliebe wie im Gedicht *The Old Vicarage, Grantchester.* Es bietet die alte Erscheinung des Menschen, der in der Fremde die Heimat erst recht schätzen lernt. In einem Restaurant, unter fremdsprachigem Gerede ringsum,

in Tabaksrauch und Qualm ergreift den Dichter die Sehnsucht nach dem kleinen Dorf in der Heimat, nach dessen feuchtgrünen Wiesen, klarem, kühlen Bach, blühenden Kräutern und Mädchen:

"Just now the lilac is in bloom,
All before my little room;
And in my flower-beds, I think,
Smile the carnation and the pink,
. . . . . and green and deep
The stream mysterious glides beneath,
Green as a dream and deep as death."

Das Gedicht, von den Engländern aus leicht begreiflichen Gründen sehr bewundert, klingt aber nicht ganz rein hinsichtlich Inspiration, es steckt mehr von Gelesenem als von Erlebtem und Gefühltem darin. Der Schlufs mutet an wie Erinnerungen aus Heines *Die Menge tut es*:

"Und der Mafsmann mit der langen Nas'
Hat Mafsmann noch nicht gebissen ins Gras?" usw.

Es ist aber der grofse Unterschied, dafs Brookes Gedicht sehr lahm und ungeschickt ausklingt mit Vorstellungen, die komisch gemeint sind, aber nur matt und töricht ausfallen:

"Oh! yet
Stands the Church clock at ten to three?
And is there honey still for tea?"

Die Natur an sich ist also diesem Dichter weniger wert, sein Animalismus mufs sie menschlich beleben, um von ihr angezogen und gefesselt zu werden. Wordsworths Einleben in die Landschaft ist Brooke fremd. Von dieser Vermenschlichung der Natur sprachen wir schon anläfslich der Brookeschen Weltanschauung. Wir entdecken sie in *The Fish*, in *Tiare Tahiti*, in *Dust*, in *Grantchester*, in *The Jolly Company* usw., wo die Natur immer nur als die Staffage der Menschen und Gestalten erscheint. Die Erklärung dieser Tatsache dürfte in Brookes stark erotisch gerichtetem Temperament zu suchen sein. In *Town and Country* warnt er davor, die Ruhe der ländlichen Landschaft zu suchen, weil die Sehnsucht der Lippen, heifs im Strudel der städtischen Liebesraserei, im stillen Walde unter den feierlichen Sternen kühl werden könne:

"Never go
Where tangled foliage shrouds the crying bird,
And the remote winds sigh, and waters flow!

Lest . . . . . Unconscious and unpassionate and still,
Cloud-like we lean and stare as bright leaves stare,
And gradually along the stranger hill
Our unwalled love thin out on vacuous air,
And suddenly there's no meaning in our kiss,
And your lit upward face grows, where we lie,
Lovelier and dreadfuller than sunlight is,
And dumb and mad and eyeless like the sky."

Damit dürfte das tiefste Wesen der Brookeschen Poesie erschlossen sein. Er ist hauptsächlich ein Liebesdichter. Der Anfang des eben zitierten Gedichts, *Town and Country*, läfst uns Brooke als ein Mitglied der „erotischen Bewegung" in der englischen Literatur erkennen:

"Here, where love's stuff is body, arm and side
Are stabbing-sweet 'gainst chair and lamp and wall,
In every touch more intimate meanings hide;
And flaming brains are the white heart of all."

Wir erinnern z. B. an D. H. Lawrences Gedichte und Romane, wo die organische wie die anorganische Natur in jeder Einzelheit einen geschlechtlichen Sinn annimmt. Demgegenüber ist die Poesie Laurence Hopes, die doch ihrerzeit beträchtlich erotisch anmutete, eine altmodisch zurückhaltende. Ein rasender Hunger nach Liebe beseelt Brooke. Wie der leere Magen glaubt, dafs es in der ganzen Welt nicht genug Essen gibt, ihn zu füllen, so fühlt es der Dichter, als ob das ganze Leben nicht ausreiche, seine Liebe zu sättigen. Am Tode vorbei rast sein Hunger hin, der Körper stirbt und wird zu Staub, aber das heifse Feuer des Küssens lodert noch unersättlich:

"When we are dust, when we are dust! —
Not dead, not undesirous yet,
Still sentient, still unsatisfied,
We'll ride the air, and shine, and flit,
Around the places where we died". (*Dust*).

Und sollte er vor der Geliebten sterben, dann will er in der Schattenwelt auf sie warten, bis auch sie unter die Schatten hinuntersteigt, und er wird das sogleich erkennen, erkennen ihren leichten Schritt unter den blutlosen Schemen jenseits des Styx:

Oh, Death will find me, long before I tire
Of watching you, and swing me suddenly

Into the shade and loveliness and mire
Of the last land! There, waiting patiently,
One day, I think, I'll feel a cool wind blowing,
See a slow light across the Stygian tide,
And hear the Dead about me stir, unknowing,
And tremble. And I shall know that you have died." (*Sonnet.*)

Diesen Gedichten stehen natürlich vereinzelte andere gegenüber, wo ein zufälliges Gefühl der Sattheit und der Veränderlichkeit der menschlichen Liebe zutage tritt:

"Dear, we know only that we sigh, kiss, smile;
Each kiss lasts but the kissing; and grief goes over;
Love has no habitation but the heart.
Poor straws! On the dark flood we catch awhile,
Cling, and are borne into the night apart.
The laugh dies with the lips, "Love" with the Lover."
(*Mutability.*)

Das beruht aber offenbar auf der inneren Zersplitterung und Zersetzung, die wir zuvor in Brookes Seelenleben bemerkt haben. Diese intermittente Leere des Gefühls hebt nur das tiefe unersättliche Liebesbedürfnis des Brookeschen Temperaments noch mehr hervor. Ohne die weifsglühende Hitze der Sehnsucht wäre die schlaffe Müdigkeit und ekelnde Reaktion der Übersättigung und des Überdrusses bei diesem Dichter nicht zu deuten.

Lund. S. B. Liljegren.

---

## Zur vergleichenden Märchen- und Sagenkunde.

### 6. Das Märchen vom Schneekind.

In den sogen. Coventryspielen (neu herausgegeben von Block: *Ludus Coventriæ*, EETS. ES. CXX, 1922) erheben im 14. Stück, in dem 'Trial of Joseph and Mary' zwei Verleumder (*detractores*) gegen Maria die Anklage wegen Ehebruchs, da sie schwanger befunden ist, obwohl Joseph sie nicht berührt zu haben versichert. Der erste sagt (S. 132, V. 273 ff.):

*In ffeyth, I suppose þat þis woman slepte*
*With-owtyn all coverte, whyll þat it dede snowe,*
*And a flake þer-of into hyre mowthe crepte,*
*and þer-of þe chylde in hyre wombe doth growe.*

Wozu der zweite fügt (V. 277 ff.):

*Than beware, dame, for this is wel i-knowe,*
*whan it is born, yf þat þe sunne shyne,*
*it wyl turne to watyr agayn, as I trowe,*
*ffor snow on-to watyr doth evyr-more reclyne.*

Wir haben es bei dieser Stelle offenbar mit einer Anspielung auf den sehr verbreiteten Schwank vom **Schneekind** zu tun, der in ältester Form aus einem lat. Gedicht des 10. Jahrhunderts, dem sogen. *modus Liebinc*, bekannt ist, gedruckt in Müllenhoff-Scherers Denkmälern[3] I, 44 f., wozu die Literaturnachweise in Bd. II, 114 ff. zu vergleichen sind. Eine deutsche Übersetzung des gen. Gedichtes hat P. v. Winterfeld: Deutsche Dichter des lat. Mittelalters, München 1913, S. 213 ff., geliefert.

Kiel. F. Holthausen.

## II. AUS ZEITSCHRIFTEN.

**Leuvensche Bijdragen** XIVe Jaargang, 3. en 4 aflevering: Dupont, Het Dialect van Bree. Eene phonetisch-historische studie.

— XVe Jaargang, 3. afl.: Zauner, Zum Verstummen der Auslautkonsonanten im Französ. — Mansion, Toponymics. — Corin, Lettres de J. Ernest Wagner à Jean Paul Fr. Richter. — Dambre, Onderzoek naar het ontstaan van J. De Harduijn's „Roose-mond".

— XVe Jaargang, 3e en 4e afl.: Carnoy, Grammaire morphologique: grammaire idéologique. — Grotaers, Zuidnederlandsch dialect-onderzoek.

**Zeitschrift f. frz. u. engl. Unterr.** 22/4: Wechsler, Der frz. Lesestoff an unseren höheren Schulen. — Arnold, Miltons *Il Penseroso* deutsch. — Arns, Bemerkungen zu Hardys Lyrik. — Ullrich, Die Umgestaltung des neusprachl. Unterrichts. — Preusler, Hist. u. philos. Vertiefung der Grammatik auf der Oberstufe. — Domann, Ein falscher Weg durch die engl. Lautlehre. — Schade, Ein Englandlehrgang in Berlin.

[6. 1. 24.]

**INHALT.** Seite



Herausgegeben von Prof. Dr. **Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.**

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

# Beiblatt zur Anglia.

**Mitteilungen**
**über englische Sprache und Literatur**
**und über englischen Unterricht.**

XXXV. Bd. | April 1924. | Nr. IV.

## I. SPRACHE UND LITERATUR.

**Edward Maunde Thompson, Shakespeare's Handwriting, A Study.** Oxford at the Clarendon Press 1916. XII u. 63 S. Quart mit 5 Tafeln. 10/6.

**Shakespeare's Hand in the Play of Sir Thomas More.** Papers by **Alfred Pollard, W. W. Greg, E. M. Thompson, J. Dover Wilson** and **R. W. Chambers.** With the text of the Ill May Day Scenes ed. by W. W. Greg. Cambridge at the University Press 1923. VI u. 146 S., 7 Tafeln. 10/-.

Die grofse Frage! Haben wir jetzt wirklich in dem Manuskript des von Anthony Munday verfafsten Dramas *Sir Thomas More* drei Seiten Zutat in Shakespeares eigener Hand? Die Schriftzüge Shakespeares nicht blofs in sechs dürftigen Unterschriften, sondern nunmehr in dem flüssigen Ductus von 146 Zeilen? Das Problem war wichtig genug, um einmal vom Grunde aus untersucht zu werden. Das ist der Sinn des schönen Buches von Sir Edward Maunde Thompson und des soeben erschienenen Werkchens, an dem aufser Thompson noch vier andere Gelehrte mitgearbeitet haben. Dadurch wäre das ältere Buch überflüssig geworden, wenn wir nicht immer wieder darauf zurückgreifeu müfsten wegen der gut faksimilierten drei Seiten aus der Hs. Harleian 7368, von denen im kleineren Buche nur zwei Ausschnitte gegeben werden.

Eine allgemeine Orientierung gibt uns Pollard. *Sir Thomas More* ist ein aus Episoden zusammengestücktes Biodrama in drei Hauptteilen. Zuerst werden uns die Volksaufstände gegen die Ausländer vom sog. *Ill May Day* 1517 vorgeführt, die der Sheriff Thomas More durch seine geschickte

Beredsamkeit zu unterdrücken weifs. Hier schiebt sich eine Ersatzeinlage von anderer Hand ein, die dem Aufstand eine den damaligen Behörden genehme Darstellung geben will. Der Pöbel wird als schwach und das Königtum als Vertretertum Gottes hingestellt. Dann bekommen wir More als Sheriff in verschiedenen drolligen Lebenslagen zu sehen: er rettet einen Dieb vor dem Galgen, er spielt verkleidet seinem Freund Erasmus einen Streich usw. Schliefslich sehen wir Thomas More den schweren Schicksalsweg betreten, der ihn von Ungemach zu Ungemach in den Tod führt. Das Drama ist schon dreimal veröffentlicht worden: von Alexander Dyce 1844, als Faksimileausgabe von J. S. Farmer 1904, für die Malone Society von W. W. Greg 1911.

Greg hat 7 Schreiberhände unterschieden: *S*, der den Hauptteil (13 Blätter) geschrieben hat, die Schreiber *A* bis *E* — unter denen er in *C* einen Bühnenrevisor, in *D* Shakespeare und in *E* Thomas Dekker erkannt hat — und den Zensor Edmund Tilney. Nachträglich (1912) gelang es ihm, *S* mit Anthony Munday zu identifizieren, dessen Ms. von *John a Kent and John a Cumber* im selben Jahre von Farmer in Faksimile veröffentlicht worden war. Die Schriftzüge des Ms. erwiesen sich als mit *S* übereinstimmend.

In *C* finden wir einmal (fol. 13a) den Namen eines Schauspielers eingetragen, ein Zeichen dafür, dafs die Schauspielertruppe bzw. der Bühnenrevisor alle Hoffnung hatte, dafs das Stück vor dem *Master of the Revels* in Gnaden bestehen und über die Bretter gehen würde. Der Name lautet T. Goodal und weist auf einen Schauspieler hin, der um 1590 als Mitglied von Lord Strange's Company (der Shakespeareschen Truppe) bezeugt ist, wo er in dem Stück *The Seven Deadly Sins* gespielt hat. Damit ist die Verbindung von *D* mit Shakespeares Truppe gegeben.

Was Anspielungen auf zeitgenössische Ereignisse betrifft, so sind uns mehrere Revolten gegen die Ausländer bezeugt. Die von 1593 pafst besser als diejenige von 1595[1]) oder 1586.

[1]) In diesem Jahre ging Elisabeth mit grausamer Strenge gegen die Übeltäter vor. Fünf Lehrlinge wurden im Juli wegen Hochverrats gehängt und gevierteilt. Das war nicht der Augenblick, ein Stück zu schreiben, das ein Parallelereignis (1517) in Erinnerung brachte, wo in wohltuendem Gegensatz zur Grausamkeit der jungfräulichen Königin Milde geübt wurde.

(Pollards eingehende Argumentierung kann hier nicht wiedergegeben werden.) Wir kommen demnach auf die Jahre 1593 und 1594 als Grenzen der Abfassungszeit. Pollard stellt sich vor, dafs Shakespeares Truppe zu Beginn des Jahres 1594 von ihrer Tournée in den Provinzen zurückkehrte nach der Hauptstadt London, aus der sie von der Pest vertrieben worden war. Sie brachte das Ms. von Mundays Drama *John a Kent* mit sich, das sie auf ihrer Fahrt mit Erfolg gespielt hatte und fand bei ihrer Rückkehr den ablehnenden Bescheid des Zensors über *Sir Thomas More* vor. Da wurden beide Manuskripte in Decken eingebunden, die Blättern einer und derselben Pergamenthandschrift entnommen (nämlich einem Brevier aus dem 15. Jahrhundert) und von derselben Hand (nämlich *C*) mit dem Buchtitel beschrieben worden sind. Nun gingen die beiden Bücher in den Besitz des berühmten Schauspielers Alleyn über, der 1594 seine Verbindung mit Shakespeares Truppe abbrach und wieder zu seiner alten Brüderschaft, der *Lord Admiral's Company*, zurückkehrte. Etwa Dezember 1596 verkaufte Alleyn beide Manuskripte einem Liebhaber; denn beide Schriften müssen eine zeitlang in demselben Besitz geblieben sein, da sie in derselben Weise an den Aufsenrändern ihrer Papierblätter durch Feuchtigkeit beschädigt sind.

Über die verschiedenen Hände des Gesamt-Ms. gibt Greg eine zusammenfassende Darstellung.

Von höchster Wichtigkeit sind Thompsons Darlegungen über die Schrift von *D*, die sich — von ein paar wertvollen Ergänzungen abgesehen — im wesentlichen mit den Ausführungen seines früheren Buches decken. Sie sind ein glänzendes Beispiel paläographischen Scharfsinns und müssen vom Leser bis ins kleinste verfolgt und nachgefühlt werden. Um das zu erleichtern, hat Thompson auf zwei Tafeln für jeden einzelnen kleinen und grofsen Buchstaben alle in *D* und den sechs Unterschriften vorkommenden Formen nachgezeichnet. Von den Überraschungen, die sein genaues Vergleichen gebracht hat, seien folgende genannt. *D* bringt jedesmal bei dem offenen *u*-artigen kleinen *a* — wo er vom vorhergehenden Buchstaben her den Anfangszug des *a* hoch hinaufschleift und dann wieder auf die Schreiblinie herunterzieht — ein sporenartiges, gar nicht zum Buchstaben ge-

hörendes Häkchen an. Genau so Shakespeare in der von Wallace entdeckten Unterschrift (1612, Shakp*er*)! Thompson hat dieses Häkchen in den zahllosen ihm unter die Augen gekommenen Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts sonst nie vorgefunden. Man darf hier geradezu von einer Shakespeareschen Schreibeigentümlichkeit reden. Man vergleiche das *ha* von *that* auf Zeile 105 mit dem *ha* in der Unterschrift Shakp*er* (1612) und man wird in beiden Fällen dieselbe Verschleifung von *h* und *a* feststellen können. *D* verwendet viererlei *k*, darunter eine Form, die höchst eigenartig ist und in der Unterschrift wiederkehrt. In *D* 50 kommt statt des gewöhnlichen englischen *p* (das dem *p* unserer Fraktur ähnelt) ausnahmsweise dreimal hintereinander bei *peace*, *peace*, *scilens*, *peace* ein sonderbares, fast römisch aussehendes *p* vor (kurz, mit Querstrich bei der Rundung). Es ist das auch in den Unterschriften aus der Art fallende *p* in der Signatur vom 11. März 1613. Das grofse *S* in *Surrey* (D, Zeile 24), das in seiner Symmetrie gut geraten ist, gleicht auffallend dem *S* der ersten Unterschrift (1612). Eine auffallende Erscheinung bei *D* ist das, was Thompson den *ornamental upstroke* nennt, den übertrieben langen, weit unter der Zeile ansetzenden Aufstrich. Er kehrt wieder in dem *By me William Shakspeare* der Testamentsurkunde. Durch *D* wird uns auch begreiflich, warum Shakespeare in den sechs Unterschriften seinen Namen dreimal und zwar immer wieder anders abgekürzt hat. In *D* wimmelt es von Abkürzungen willkürlichster Art. *Moor* erscheint bald als *Mo*, bald als *Moo* (wo ein kleines *r* den Namenlaut vollständig gemacht hätte). Schon spätestens seit 1613 litt Shakespeare an einem mit einem nervösen Leiden zusammenhängenden Schreibkrampf. Die Unterschrift von 1613 und vollends die drei folgenden beweisen, dafs die Rechtsnachlinks-Bewegung ihm Schwierigkeiten machte.

Läfst sich die Orthographie von *D* mit derjenigen der guten Quartos in Einklang bringen? Diese Frage sucht J. Dover Wilson zu beantworten. Gemeinsam sind dem *D* und den guten Quartos das grofse *C* statt *c* am Anfang eines Wortes, die Vernachlässigung der Zählung der Kleinstriche bei Kombinationen von *m*, *n*, *u*, *i*, *c*, *r*, *w*. Das *in* von *Linco* hat zwei, das *un* von *dung* fünf Striche. Quartofehler wie *game* < *gain*, *sanctity* < *sanity*, *vncharmd* < *unharmd*, *where*

< *when* und *coach* < *couch*, *rain* < *ruin*, die zwei letztern auf der nachlässigen, dem *u* ähnelnden *a*-Form beruhend, ferner *end* < *due* (*d* sieht dem *e* gleich), *euer* < *over* (*o* hat *e*-Form), *hand* < *home* (*a* wie *o* geformt) sind durchaus im Geiste der *D*-Schreibung gehalten. Ein hübscher Parallelismus ist das *scilens* auf D 129. Wir finden es als Eigennamen in 2 H IV 16 Male genau so geschrieben (*Master Scilens*). Der Quartosetzer normalisierte die Shakespeareschreibung. Das Nomen *silence* erscheint deshalb in den QQ immer normal. Bei einem Eigennamen aber hielt sich der Setzer an das Ms. Deshalb wird hier die Originalschreibung hinübergerettet. Noch eines! *D* geht mit dem Papierraum verschwenderisch um. Etwa 50 Zeilen kommen auf eine Seite! In Q 2 H IV fehlt eine Szene von 108 Zeilen. Sie ist später nachgeholt worden. Offenbar war ein beidseitig beschriebenes Blatt verlegt worden. 54 Zeilen standen auf jeder Seite. Genau der Durchschnitt von *D*! Als Einzeltatsachen für sich betrachtet beweisen derartige Parallelismen nicht viel. Mit ihrer zunehmenden Häufigkeit aber beschwert sich die Beweiskraft.

Wie steht es mit den in *D* ausgedrückten Ideen? Chambers behandelt dieses Problem in einer feinsinnigen Untersuchung. Zwei dichterische Stellungnahmen lassen sich erkennen. Der Glaube an Ordnung und Autorität und die Überzeugung, dafs die Menge wankelmütig und in ihrer Logik grotesk, innerlich aber doch gutmütig, und den Argumenten der Grofsmut, des *fair play* und des Mitleids zugänglich ist. Beides verbindet sich miteinander in *D*. Es ist Shakespeares Stellungnahme, die sonst kein Elisabethaner hat. *Degree*, d. h. Autorität, verteidigt er in der Rede des Ulysses in Troilus and Creseide, in Julius Caesar und Coriolan, wobei die Metapher *would feed on one another* des Coriolanus in gleichem Zusammenhang wörtlich mit Zeile 210 des *Sir Thomas More* übereinstimmt (während Ulysses *And last eat up himself* hat). Und das ist nicht die einzige Bildergleichheit. Shakespeares Stellung zum Volk erhellt aus gewissen Szenen in Caesar und Coriolan. Shakespeare lacht die Menge aus und liebt sie doch. Die bekannte Jack Cade-Szene in 2 H VI hat Chambers nur deshalb nicht herangezogen, weil das Stück als Ganzes nicht unbedingt Shakespeares Werk ist.

Fünf Gelehrte sind hier an der Arbeit gewesen, um eine

für die Shakespeareforschung hochwichtige Frage endgiltig zu lösen. Man bedenke, dafs eine endgiltige Lösung den Baconianern und ihren Vettern alles Wasser abgraben würde. Betonen wir, dafs bei diesen Untersuchungen der Wunsch nicht Vater des Gedankens gewesen ist, dafs vielmehr jeder der fünf Forscher mit ebenso viel Scharfsinn wie strengster Sachlichkeit seinen schwierigen, schwach beleuchteten Weg gegangen ist. Geduldig legt er Steinchen auf Steinchen, um ein imposantes Beweisgebäude aufzurichten. Von den Hunderten von Argumenten, die uns vorgelegt werden, ist kein einziges, dem schlagende Beweiskraft innewohnt. Das Zusammenwirken vieler kleiner Indizien soll schliefslich den Beweis erbringen. So viel ist sicher: das Gegenteil, die Aufruhrszene sei nicht von Shakepeares Hand, kann nicht bewiesen werden. Das ist aber nur das Negative. Das Positive hat wohl Form gewonnen. Aber die Substanz, die es birgt, ist noch blafs und dünnblütig. Hoffen wir, dafs neue Funde es der Forschung bald ermöglichen werden, der hohen Wahrscheinlichkeit so feste Stützen zu verleihen, dafs aus dem Schein ein sicheres Sein wird.

Zürich. Bernhard Fehr.

**Helene Richter, Shakespeare der Mensch.**
A. u. d. T.: **Englische Bibliothek**, hgb. von **Max Förster**, Band III. — Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1923. — 191 S.

Der Hauptvorzug des vorliegenden Buches ist seine Selbständigkeit. Mit eigenem Meifsel nach eigenem Sinn sucht Helene Richter das Künstlerbild Shakespeares zu hauen. Es ist ihr schön gelungen in den beiden letzten der sechs Kapitel: 5. Der Tragödiendichter, 6. Der Komödiendichter. Dort wird „Macbeth“, hier „Was Ihr wollt“ als Gattungsbeispiel gewählt. In Macbeth werden die Polarität von Idee (Ehrgeiz) und Gemütserlebnis und die Gewitterluft der Stimmungen geschickt herausgearbeitet.[1]) Das Bild, das die Kapitel 1, 2 und 4 (Schauspieler, Theaterdichter, Weltmann und Weltweiser) uns vorführen, betrachtet man gerne, wird sich aber noch häufiger

[1]) Dafs Macbeth das zum Mörder gewordene Genie sei, dürfte sich kaum mit Shakespeares Idee decken.

als bei Wetzens künstlerisch lebendigen Bioskonstruktionen sagen müssen: „das mag so, kann aber auch anders gewesen sein". Dies ganz besonders in den nicht seltenen Fällen, wo sich die Verfasserin in den Tatsachen getäuscht hat. Gelegentliche Ungenauigkeiten wie die 4 Stunden, die Stratford von Warwick und die 5 Stunden, die es von Kenilworth trennen sollen — in Wirklichkeit handelt es sich um 7 bezw. 10 bis 11 Meilen, also um $2^1/_2$ bezw. $3^3/_4$ Stunden — haben nichts zu bedeuten. Irrige Prämissen aber mit kühnen Schlüssen und Begriffsverwirrungen verfälschen das Bild. Hier einige Beispiele:

S. 10. Es wird gesprochen von Sh.s Vertrautheit mit der Natur im Sinne von Land, von vegetabilisch-faunischer Welt (Erwähnung von „Feldbau und Viehzucht, Garten- und Obstbau"). In diesen Zusammenhang hinein paſst Hamlets Wort über das Maſshalten der Natur (III, 2, 22): *that you o'erstep not the modesty of nature* nicht, da „Natur" hier in einem ganz andern Sinne gebraucht wird. Auf S. 101 verfällt H. R. in einen ähnlichen Fehler. Edmunds Bekenntnis: „Du Natur bist meine Gottheit" usw. entlockt der Verfasserin Worte wie: „Hier verlobt der Romantiker sich der Natur" oder „Natureinfühlung und Naturbeseelung, die den modernen Dichter kennzeichnen". Damit hat die „Natur" Edmunds nichts zu tun, da „Natur" hier in dem amoralischen Sinne von „animalischer Trieb" gebraucht wird. Welche Verirrung! Und dazu welcher Widerspruch! Hier (S. 101) ist also Sh. der Einstellung auf die Natur fähig, die dem „Romantiker" eignet. Auf S. 10 aber sind wir belehrt worden, daſs Sh. nur „Dinge, Vorgänge" gibt, aber „keinen reflektierenden oder empfindsamen Naturgenuſs", „keine Gefühlsergüsse über Naturschönheit", d. h. also keine romantische Einstellung mit der ihr eigenen Natureinfühlung kennt — die übrigens Sh., die Romantik vorausnehmend, mehrfach aufweist.

S. 12. „Wer anders als ein Landkind konnte vom 'Winter unseres Miſsvergnügens' sprechen (Richard III 1, 1)"! Wenn wir aber weiter lesen, so sehen wir, daſs hier das Stadtkind spricht. (Der Winter nämlich, der durch „diese Sonne York zu prächtigem Sommer geworden ist".) Ein in Sh.s Periode der Manieriertheit geschriebener Concetto mit gesuchter heraldischer Anspielung!

S. 17. „Jedenfalls ist die wiederholte Verwendung erzwungenen Schulbesuches als Metapher auffallend". Es folgen 4 Beispiele. Auffallend ist sie sicherlich nicht, heulten doch unter der Zuchtrute der damaligen Schulmeister alle Schüler. Davon zeugen alle Erziehungsbücher jener Zeit. Noch 1622 schreibt Henry Peacham in *The Compleat Gentleman* über die „unbemäntelte Grausamkeit" der Lehrer: *I knew one who in winter would ordinarily on a cold morning whip his boys over, for no other purpose than to get himself a heat.*

S. 26. „Wir aber wissen von einer solchen (d. h. Königsrolle), der des Geistes im *Hamlet*. Und weiter kennen wir von seinen Rollen nur

noch zwei: die des alten Dieners Adam in *Wie es Euch gefällt* und die des Tribunen Marcius in *Titus Andronicus.*“ Von „Wissen“ und „Kennen“ kann keine Rede sein. Beim Hamletgeist und Adam handelt es sich beidemale um spät überliefertes Gerede.

S. 29—31. Hier finden sich längere Ausführungen über die Fälle, wo Shakespeare bei einer aufs äufserste getriebenen Spannung „sich sozusagen ausschaltet“ „und den Schauspieler einschaltet, der dann eben in solchen Augenblicken die erschütterndsten Wirkungen erzielt“. Beispiel: Romeo V 1, wo der Geliebte auf die durch den Diener überbrachte Todesbotschaft „unvermittelt und ohne Pause“ die Worte ausstöfst: „Steht es denn so? Ich trotze euch, ihr Sterne! usw. „Hol' Tint' und Feder ... Ich will fort heute Nacht!“ Nach H. R. ist es nicht denkbar, dafs diese Todesbereitschaft bei nüchterner Fassung „ohne die Spur eines Übergangs“ plötzlich eintritt. „Der Leser findet hier eine Lücke“, die Kainz so auszufüllen pflegte, dafs er den Romeo als zuerst wie betäubt zu Boden sinkend und dann dort als rasend, keuchend und schluchzend darstellte. Schliefslich richtet er sich zum Sprechen auf, ein geknickter Mensch. Das mag ein Stück ergreifendster Schauspielkunst gewesen sein. Nach dem Sinne Shakespeares war es nicht. Man lese in der Quelle — Brookes *Romeus* — nach, die Sh. aufs strengste befolgt hat, so weit die Bühnenbedingungen es gestatteten. Die Kunde verursacht Kummer und Tränen. Aber plötzlich gibt L i e b e ihm den Gedanken ein (*This fond and sudden fantasy* 2552), bei Julia zu sterben. Er rast und schreit nicht. Er wäscht sich vielmehr das Gesicht, d a m i t  n i e m a n d  s e i n e n  S c h m e r z  e r k e n n e (*which he with all his care did seek from every one to hide* 2560) und geht auf die Strafse. Sh. hat das genau übernommen. Nur hat er die zwei Örtlichkeiten, Zimmer und Strafse, in eins zusammengezogen. Das Ganze spielt a u f  d e r  S t r a f s e. Dadurch ergab sich, dafs Romeo von Anfang an seinen Schmerz v e r h ü l l e n mufste — vor den Augen der Menschen. Dieselbe Liebe aber, die die Sterne bewegt, gibt ihm die plötzliche Eingebung, den Sternen zu trotzen. Die „Lücke“ mag für den modernen Schauspieler vorhanden sein. Für Shakespeare und Burbage bestand sie nicht.

S. 43. Für Droeshout p o r t r a i t lies Droeshout s t i c h.

S. 43. Dafs Sh. lahm gewesen sein soll, ergibt sich weder aus Sonett 37 noch 89 (s o zu lesen statt 39). Nicht etwa, dafs wir die Stelle in 37 „im metaphorischen Sinn“ auffassen möchten, um von der Vorstellung, Sh. sei lahm gewesen, loszukommen. Die Lahmheit ist n i c h t metaphorisch gemeint. Wesentlich für die richtige Beurteilung des Passus ist Sh.s durch und durch überlieferungsartige, stil- und modebedingte Einstellung auf das Objekt seiner Anbetung, demgegenüber er sich selber als Dichter und Diener dem Sonettenschema gemäfs als möglichst niedrig, unwürdig, als häfslich, als seelisch und körperlich bemakelt hinstellen mufs. Daraus sind Schlüsse auf die *persona* Shakespeares n i c h t zu ziehen. Sonst müfsten wir den prächtigen wie aus Erlebnisstimmungen entsteigenden Sonetten 71 bis 74 die Gewifsheit entnehmen, der Dichter sei alt und stünde an der Schwelle des Todes und könne somit nicht Shakespeare sein. Sonnet 89 aber könnte bestenfalls als eine Leugnung der Lahmheit Shakespeares angesprochen werden. Denn der Sinn ist unzweideutig: erkläre, du verlässest mich wegen

irgend eines Makels, der mir anhafte und ich will aus Liebe zu dir diesen Makel vormimen (*comment upon that offence*); stelle alles auf den Kopf; sag, ich sei lahm — ich bin es nicht! — und ich spiele sofort den Hinkenden, genau so, wie ich deine Bekanntschaft, die doch wirklich ist, als ausgewischt betrachten will, wenn du es verlangst. — Dazu birgt H. R.s Darlegung einen Widerspruch. Der dreifsigjährige Sh. der Sonette soll lahm sein. Vorher wird (S. 18) behauptet, Sh. habe in Naturburschen wie Valentine, Faulconbridge und Mercutio sich selber gezeichnet.

S. 62. Von Sh.s Sonettenvorbildern läfst H. R. das wichtigste (Daniel) ungenannt. — Sh. „hält sich ... an die spezifisch englische (Sonettenform) Thomas Wyatts (drei Quatrinen und ein Reimpaar)". Stimmt nicht! Sh. folgt Surrey. Wyatt bewahrt immer noch — wenn auch ein gebrochenes — Sestet (abba abba | cd cc dd), während erst bei Surrey die „spezifisch englische" Form, wo jede Spur des Sestet verschwunden ist, auftritt (abab cdcd efef | gg). So auch Sh.s Reimschema!

S. 66. Es ist einfach nicht richtig, dafs Sh. in der Personenkonstellation seiner Sonette vom Renaissanceschema abweicht. Dazu vergleiche man die vorzügliche Arbeit Max J. Wolffs „Petrarkismus und Antipetrarkismus in Sh.s Sonetten", Englische Studien 49 und das griechische Epigramm 23 des Poliziano, das H. Schmidt nachgewiesen hat (s. Ztschr. für fr. und engl. Unterricht 1916, 199—200): Διττὸς Ἔρως mit dem Bild des kecken, herben, schwarzhaarigen und des weichen blonden Eros, die einander im Herzen des Dichters bekämpfen. Daneben halte man Sh.s Sonett 144. Die Erlebnisjagd der Literarhistoriker ist eine Manie, die in der Shakespeareforschung in die Einöde führt.

S. 70. Dafs Barnabe Barnes der Dichterrival der Sonette sei, steht durchaus nicht fest. Sh. spielt auf einen hervorragenden Dichter mit „stolzem Segel" an. Chapman entspricht diesen und andern Andeutungen besser.

S. 120. Die Rede des Ulysses über *degree* hat mit „Gleichgewicht, Ordnung und Mafs" im Menschen nichts zu tun, sie beschränkt sich auf die Gesellschaft. Sie verherrlicht das Autoritätsprinzip. Darüber vgl. jetzt die vorzüglichen Ausführungen von R. W. Chambers in dem Büchlein von Pollard, *Shakespeare's Hand in Sir Thomas Moore*, Cambridge 1923.[1])

S. 122. Was über Sh.s Geringschätzung des Pöbels gesagt wird, geht zu weit. Vgl. die feine Abwägung von R. W. Chambers, a. a. O.

S. 131. „Glendowers Geburt begleitet ein Erdbeben." So nach Glendowers eigenem Zeugnis. Sh. läfst ihn das sagen, um ihn lächerlich zu machen. Es pafst also nicht als Beispiel für den „Glauben an übernatürliche Kräfte", den „Sh. in vollsaftiger Urwüchsigkeit" übernimmt.

Das wichtigste Kapitel, von Erörterungsmöglichkeiten dicht durchsetzt, ist das dritte: „der Formkünstler"; denn hier werden, ohne dafs der Name genannt würde, Wölfflins „kunstgeschichtliche Grundbegriffe" auf Shakespeares Dramatik an-

[1]) S. meine Besprechung in dieser Zts. XXXIV, 101.

gewendet. Die Verfasserin behauptet (S. 6), hiermit „eine neue Methode der Untersuchung zum erstenmal auf Shakespeare angewendet“ zu haben. Nun hat aber schon 1916 Walzel in seinem Aufsatz über „Shakespeares dramatische Baukunst“ im 52. Band des Jahrbuchs der deutschen Shakespearegesellschaft, zu dem auch H. Richter einen Beitrag gesteuert hat, zum ersten Male die Shakespearesche Architektonik unter namentlicher Erwähnung der Wölfflinschen Kategorien durch den Hinweis auf die Formgebung der Barockkunst begreiflich zu machen versucht, so dafs dann Fritz Strich, der gleichfalls auf Wölfflin fufst, in seinem Buch „Deutsche Klassik und Romantik“ (1922) den Walzelschen Bezug „Shakespeare-Barock“ als etwas Bekanntes weiter verwenden konnte. Eine Andeutung Wölfflins aufnehmend, hat mein romanistischer Kollege, Theophil Spoerri, die Wölfflinsche Kunstbetrachtung an Ariost und Tasso feinsinnig erläutert („Renaissance und Barock“, Bern, Paul Haupt, 1922).[1])

Wie packt die Verfasserin das Problem an? „Die Gesetze, die in dieser Epoche für die bildende Kunst mafsgebend sind“, treten „auch in (Shakespeares) Werke unverkennbar als Richtlinien“ hervor. Welches sind die damals herrschenden Formideen? Auf dem Kontinent der Barock, der nach Wölfflin schon seit 1520 die Renaissance abgelöst hat. In der Renaissance: strenges Formgefühl, klassische Einfachheit, vollendete Ruhe, unantastbare Einheitlichkeit, Vorherrschen des Plastischen und Linearen, deutliche Unterscheidung von Licht und Dunkel, Nachempfindung der Antike. Im Barock: Freiheit, ein x[2]), Flufs ungehinderter Bewegung, Vorherrschen des Malerischen und des Kolorits, Linienverwischung, latente Romantik. Warum nicht lieber die fünf klarumrissenen Kategorien Wölfflins aufzählen?

Zunächst versucht H. Richter in dem Abschnitt „Symmetrie und Asymmetrie“ gewisse Shakespearesche Formgesetze herauszuarbeiten. In Wirklichkeit handelt es sich um die Ausschöpfung der dritten Kategorie Wölfflins: von geschlos-

---

[1]) Vgl. auch die interessante Aufsatzreihe im Euphorion 24 (1923) von Arthur Hübscher, Barock als Gestaltung antithetischen Lebensgefühls: Grundlegung einer Phaseologie der Geistesgeschichte.

[2]) Das Gegenstück zur klassischen Einfachheit wird nicht genannt.

sener zu offener Form, tektonische Entspannung; hier Symmetrie mit Mittelachse, dort Asymmetrie mit Diagonale. Wir erwarten zunächst ein schlagendes Beispiel für die barocke Asymmetrie bei Shakespeare. Statt dessen werden wir mit der Feststellung bedient, dafs „hinter dem Schein des Zufälligen“ „Rhythmus und Symmetrie nur desto unentbehrlicher am Werke“ seien. (In der Tat versteckt der Barock gerne die Regel.) „Je weniger sie für aller Augen an der Oberfläche liegen sollen, mit um so feinerem Kunstempfinden wollen sie gehandhabt sein.“ Beispiel: Romeo und Julia! Das unglücklichste Beispiel! Denn Romeo und Julia ist — und das liegt „für aller Augen an der Oberfläche“ — das Shakespearesche Drama der Symmetrie schlechthin und will es auch sein. Wer könnte jemals etwas anderes hinter ihm suchen![1]) Es gehört mit Richard III in die symmetrisierende, italianisierende Periode. Alles weist darauf hin: Gestaltengruppierung, Handlungsbewegung, sogar Wort und Satz mit ihrer ebenmäfsigen Antithese und Metabole (abba). Eben nicht Barock, sondern, wenn man will, Renaissance, die Shakespeare langsam in Heinrich IV, A und B und Heinrich V, wo die Auflösung der Formen zunimmt, überwindet. Auch die Metrik geht diesen Weg. Die wie bei Marlowe und Greene syntaktisch abgesteckten Versstrecken weichen der freien Auflösung durch Enjambement (über Marlowe und Greene weit hinausschreitend). Wenn wir in spätern Dramen die Symmetrie gelegentlich wiederfinden, so sind das Formerinnerungen, wie sie jeder Künstler pflegt.

Aber auch in ihrem weiteren Beispiel, das uns die Shakespearesche Asymmetrie vor Augen führen soll, ist Helene Richter nicht glücklicher. Nicht Mittelachse, sondern Diagonale!

„Es geht die Achse des Dramas, der tragende Gedanke, bei Shakespeare nicht durch einen im Mittelpunkt stehenden Helden ..., sondern durch den Raum, will sagen durch das Gedankenfeld des Dramas, zwischen den Figuren hindurch und an ihnen vorbei, in gewaltige Schicksalstiefen.“ (81—2). Und weiter: „Die tragende Idee durchschneidet das Stück (d. h. Othello) in einer Diagonale, die von Othello ... zu seinem Gegenspieler Jago läuft ... Jago hetzt Othello in den Argwohn hinein, zum Gegenpol seiner ursprünglichen Natur hin, so dafs er die ganze Entwicklung der

[1]) Vgl. dazu Sarrazins vortreffliche Ausführungen.

tragenden Idee an sich als ein Schicksal erlebt, die ganze Diagonale durchläuft ... Jago, der Othello in dieser Gedankendiagonale wie an einem Seil zu seinem eigenen Standpunkt am anderen Ende hinzieht, steht als der eigentlich bewegende Geist des Dramas fest ... Desdemona ... steht ... an einem mittleren Punkt der Diagonale" (83—4).

Die Diagonale! Warum soll das Seil zwischen Jago und Othello nicht rechtwinklig sondern diagonal liegen? Warum sind diese Ausführungen über die schräge Linie bei klarer Nachprüfung ohne jegliche Überzeugung, nichtssagend, innerlich unwahr? Weil hier mit bloſsen Metaphern gearbeitet wird, die nicht logisch gesetzliche, wirkliche, sondern, unwirkliche, durch das Wortspiel vorgetäuschte Beziehungen zwischen den Dingen herstellen. (Gedankenfeld, Gedanke als schräge Achse, Diagonale, Seil.) Diagonale, ins Gefühls- und Ideenleben verschoben, hört auf ein Maſsstab der Form zu sein. (Wenn Walzel Kleopatra und Lear als Figuren bezeichnet, die dem Auge oft entschwinden, als wären sie nicht in der Bildmitte, sondern auf der unter der Diagonale liegenden Bildhälfte — nach Art des Barock — eingetragen, so haben wir es mit einer in allen Einzelheiten folgerichtig durchgeführten Übertragung zu tun.) H. Rs. „Schicksalstiefen" sind eine Reminiszenz der Wölfflinschen zweiten Kategorie (vom Flächenhaften zum Tiefenhaften), worüber Strich (a. a. O. 178 u. ff.) geistvolle Ausführungen bringt, aber eben auch nur durch Metaphern über tiefe Abgründe sommerfädendünne Stege schlägt. (Übrigens: wandelt der klassische Held nicht auch nach Schicksalstiefen? Die Antwort lautet vielleicht, daſs er nur auf der Fläche sich bewegt.)

Daſs der Weg bei Shakspeare von der geschlossenen zur offenen Stilisierung geht, dürfte feststehen. Walzel hat das an Hand von Ant. u. Kleo. und König Lear unter Heranziehung der dritten Wölfflinschen Kategorie gezeigt. Dieser Weg verläuft parallel der Linie, die Deutschbein in seinem Vortrag über Shakespeare und die Renaissance gezogen hat: durch die Renaissance hindurch zu ihrer Überwindung. Evolution! Zu dieser Erkenntnis hat sich H. Richter den Zugang verbaut durch die Aufstellung einer sonderbaren Gleichung. Wohl stutzig gemacht durch die Tatsache, daſs der englische Sprachgebrauch das Wort „barock" kaum kennt, schreitet sie spähend den architektonischen Stilstrom in England ab und findet, daſs

er hier einen andern Lauf geht als bei uns. Im Mittelalter lebt die englische Gotik, die bei Vorherrschen der vertikalen auch die horizontale Linie betont und der Renaissance mit ihrer in die Breite ausladenden Formen schon halbwegs entgegenkommt. Diese Gotik ist nicht so sehr Sehnsucht als Wohlgefühl des innern Gleichgewichts, nicht so sehr Kampf als ruhiger Übergang der einen Form in die andere. Zu einer alles verdrängenden Renaissance ist es in England nicht gekommen. Ein Gemisch, der Tudorstil, voll Jugend, Kraft, Mut und Freude, hat die Renaissance hintertrieben, die nur einen Einschlag durch den alten Zettel schiefsen durfte. Es ergibt sich somit auch im Einzelnen die Entsprechung des Tudorstils zu unserm Barock. (Also: Tudorstil vor Shakespeare, Tudorstil während Shakespeare, somit Tudorstil in Shakespeare von Anfang an; Tudorstil gleich Barock, somit Shakespeare gleich Barock von Anfang an.) Für mich ist die Gleichung Tudorstil gleich Barock ein Salto mortale.[1]) Wie kann denn der pathetische, unruhige kontinentale Barock, den H. Richter der Romantik angleicht, dem Tudorstil entsprechen, wenn doch des letztern Grundzüge das bodenständige Englische, in sich Ausgeglichene sein sollen! Dazu betrachte man sich folgenden Widerspruch. Ich zitiere:

| | |
|---|---|
| Der zeitlich[2]) ... dem Barock entsprechende Stil aus der Zeit Jakobs I setzt ... ein Menschenalter später ein (in Shakespeares letzter Zeit). S. 74, Z. 4 v. u. | Das wahre englische Gegenstück des Barock in Bezug auf Gleichzeitigkeit[2]) und Sinn ist der Tudorstil. S. 75, Z. 4. |

Welche von beiden Gleichzeitigkeiten gilt jetzt?

Mag es architektonisch eine Renaissance in England gegeben haben oder nicht, in der Musik herrschte keine Insularität, dort galt die Symmetrie und die geschlossene Form; noch mehr aber herrschte in der ganzen Literatur Heinrichs VIII eine wahre Sehnsucht nach italienischer Renaissancesymmetrie.[3])

---

[1]) Nachdem der Sturz geschehen ist, vergifst H. Richter den Tudorstil und fängt wieder an, von Shakespeares Kunst in Ausdrücken des kontinentalen Barocks zu reden. Methodisch fremdartig!

[2]) Von mir gesperrt.

[3]) S. das vorzügliche Buch von J. M. Berdan, Early Tudor Poetry, London, Macmillan 1920. Ferner: L. Einstein, Tudor Ideals, New York 1921; Henry Osborn Taylor, Thought and Expression in the 16th Century, 2 Bde.,

Wo ist hier während der Herrschaft des Tudorstils der poetische Barock? Und Lily und Marlowe? Auch bei ihnen Symmetrie und Renaissance. Der Tudorstil findet in der Literatur seine Entsprechung nicht.

Shakespeare und der Barock! Ein grofses Problem. Die Gleichung darf nicht auf der ganzen Linie geleugnet werden. Das Problem mufs zu Ende gedacht werden. Insofern begrüfsen wir auch Helene Richters Buch als einen Beitrag zur Lösung. Aber zunächst hüte man sich, jede der Wölfflinschen Kategorien auf die Literaturbetrachtung anzuwenden. So ist die vierte Kategorie ein Hindernis (von der Vielheitlichkeit zur Einheitlichkeit!). Klassik mannigfaltig, Romantik einheitlich? Strich nimmt sich des hoffnungslosen Falles an und will ihm durch ein glänzendes Plaidoyer zum Sieg verhelfen. „Man spricht wohl dem romantischen Stil die Einheit ab, aber er gerade hat sie in einem tieferen Sinne und es fehlt ihm jene Vielheit, die der Klassik eignet.“ Ein Eiertanz! Helene Richter macht es sich bequemer. Auf S. 74 vertauscht sie die Glieder der Gleichungen. Jetzt heifst es: Renaissance-Einheit, Barock-Mannigfaltigkeit. („Die unantastbare Einheitlichkeit der Kunst beugt sich der Mannigfaltigkeit des Lebens.“) Nachher aber (S. 87) ergreift sie das Wort zum Plaidoyer desselben Kunden, den Strich verteidigen mufs. Hier stimmt etwas nicht.

Zum zweiten hüte man sich, die Sache nur phänomenologisch zu machen, ohne sich um die historische Entwicklung zu bekümmern. In dieser Hinsicht hat Max J. Wolff (Internationale Monatsschrift XI, 1917) schwerwiegende Argumente ins Feld geführt. Shakespeare darf nicht als einsame Bergspitze betrachtet werden. Die Entwicklungslinien im Zeitalter Heinrichs VIII müssen genau verfolgt werden. Man beschränke sich nicht auf das Drama, das andere Künste in seinen Dienst zwingt. Wie viel von der atektonischen gebrochenen Linie in Shakespeares Dramatik geht ganz einfach auf die elisabethanische Dreibühneneinrichtung zurück! Wie steht es mit der Entwicklung des Formwillens in der Epik, in der Lyrik?

---

London, Macmillan 1921. Basil Willey, Tendencies in Renaissance Literary Theory, Cambridge 1922 (148 S.) zeigt, wie Englands literarische Theorie einfach mit Frankreich und Italien Schritt hält.

Und vor allen Dingen in der Wortkunde im eigentlichen Sinne? Denn Dichtung ist nicht nur — vorübergehend einmal — Bühnenkunst, sondern stets Wortkunst. Spricht sich das in der Zeit sich wandelnde Körpergefühl nicht auch in der prinzipienreichen Harmonielehre, Melodik und Kontrapunktik der Worte aus? Und noch eines! Man fange nicht mit kühnen Deduktionen an, die das Gesetzmäfsige schon längst enthalten sollen, dessen Anwendung man nun auf Schritt und Tritt zu erkennen glaubt, sondern in ehrlicher Induktion sammle und ordne man zunächst das Tatsächliche und gewinne von hier aus — aus den Notwendigkeiten der Tatsachenmasse, nicht durch Metaphern — Formprinzipien.[1])

H. Richters Entwicklung von Sh.s Formwillen gipfelt in der Auffassung, dafs er, die Möglichkeiten des Barock vertiefend,[2]) ein „neues Formideal für die dramatische Dichtung" schuf (74), das in einer Polarität sichtbar wird, die sie unter neun Gesichtspunkten behandelt: Symmetrie und Asymmetrie, Gesetz der Einheiten (z. B. im Zeitbegrif etwa Zeitlosigkeit und Zeitgefühl), Typus und Individualität, Ruhe und Bewegung, Konkretheit und Symbolik, Verschmelzung von Stimmungsgegensätzen, Idealschönheit und Naturschönheit, Schlichtheit und Prunk, Form und Phantasie. Es fallen hier öfters feinsinnige Bemerkungen, so etwa über den technisch gefährlichen vierten Akt. Aber mit der Polarität — einem in der jetzigen literarischen Kritik beliebten Modestandpunkt — rückt eigentlich H. Richter vom Barock wieder ab und erhält eine bequeme, aber kritisch wertlose Formel, die alles

[1]) Korrekturnote. Das Thema „Shakespeare-Barock" habe ich diesen Winter im englischen Seminar der Universität Zürich behandeln lassen. Die Schlufsergebnisse, zu denen mein Referent, Otto Vollenweider, gelangt ist, dürfte auch die Leser des Beiblattes interessieren. (Sie decken sich nicht überall mit meinen Ansichten.) Er sagt: „Sh. hat sich beim ersten Begriffspaar als Renaissancekünstler gezeigt, da er linear zeichnet. Zweitens aber steht er auf Seite des Barock; denn sein Werk hat Tiefe. Drittens steht er mitten zwischen geschlossener und offener Form, da sich trotz des offenen Stils eine innere Geschlossenheit offenbart. Viertens: Subordination aller Elemente ist sowohl Prinzip Sh.s als auch des Barock. Fünftens steht Sh. auf Seite der Renaissance; denn absolute Klarheit zeichnet sein Werk aus."

[2]) Man könnte vielleicht sagen, den konventionellen zeitlichsozialen Formwillen seinem eigenen individuellen Formwillen verschwistert hat.

enthält. Auch hier, im Kapitel über die Form, fehlt es nicht an Irrungen in der Tatsächlichkeit. Wir haben solche schon ausgehoben. Man vgl. weiter:

S. 85. Die Verfasserin spricht von Sh.s Zeitbehandlung, die sich gelegentlich des „verjüngten Maſsstabes“ bediene. „Der Zeitbegriff wird ausgeschaltet.“ Nein, aber, wie Herder sagt, „das Maſs der Zeit ist hinweg“. Es ist eine dramatische Zeit da, die aber mit keiner Uhr zu messen ist. (Vgl. Strich a. a. O. 171 u. ff., der Herders schöne überzeugende Stelle zitiert. Nach Strich erlebte und gestaltete „der Barock die Welt als Zeit“. Barockisch gedacht und gesprochen, müſste das auch für Sh. gelten.)

S. 96. „In der klassischen und Renaissancekunst ist das Werk, was es darstellt. Es bedeutet nichts, es ist nicht mehr, als es ist, es wird konkret geschaut.“ Tatsache ist, daſs die Renaissanceliteratur aller Länder mit der *ὑπόνοια* operiert, wonach das literarische Werk „mehr bedeutet, als es ist“.

S. 103. „Auch die euphonistische Bildersprache wird häufig barock“ (Romeo I, 5, 43: Julia hängt an der Wange der Nacht wie ein prächtiger Karfunkel im Ohr einer Äthiopin). Die manierierten Sonette haben an einer bestimmten Stelle (27) ein ganz ähnliches Bild. Das ist Petrarkismus, älter als Barock.

S. 105. „*Troilus and Cressida* wird in Sh.s Hand zum typischen Meisterwerke des Barocks.“ „Ehe er sichs versieht, ist er mit den Trägern klassischer Namen auf du und du“ (107). Das war Chaucer auch.

S. 108. „Der unkriegerische Troilus“ wird „eines Schlachtentodes gewürdigt.“ Er wird von seinem „Nebenbuhler, den er mutig zum Kampf stellt“, „überwältigt“! Wo steht das in Sh.? Bei Sh. bleibt ja der Kampf unentschieden und Troilus lebt.

Vieles in Helene Richters Buch ist auf Sand gebaut und hat deshalb keinen bleibenden Wert.[1]) Demgegenüber aber steht eine Fülle schöner Gedanken, trefflicher Beobachtungen und Anregungen, die das Buch für jeden Shakespearebeflissenen lesenswert machen. Nur deshalb hat der Referent es einer so eingehenden Kritik unterworfen und — er darf hinzufügen — es mit einer Vorsicht und Genauigkeit gelesen, die die Verfasserin in ihrer Behandlung der Kritik und sogar der Texte Shakespeares nicht immer betätigt hat.

---

[1]) Da bleibt in Formfragen das Buch von H. E. Fansler, *The Evolution of Technic in Elizabethan Tragedy*, New York 1914, immer noch unübertroffen. (Vgl. Beibl. 28.)

Zürich. Bernhard Fehr.

**A. W. Pollard. Shakespeare's Fight with the Pirates and the Problems of the Transmission of his Text.** Second edition, revised with an Introduction. Cambridge. At the University Press. 1920. 7 s. 6 d. net.

This is the first of a series of books by A. W. Pollard and J. Dover Wilson. Later issues are to deal with the plot of Hamlet, and Problems of the Good Quartos and of the First Folio, as well as with the "Stolen and Surreptitious" Texts. The substance of the book under review consists of lectures delivered at Cambridge in 1915, and first issued in book form in 1917. "The central idea of the lectures is that the early editions upon which a text of Shakespeare's plays must be based, are a good deal closer to the original manuscripts from his pen than most of the text-builders have allowed."

The book opens with an Introduction giving a general survey of the subject and passes on to the first chapter, Regulation of the book-trade in the Sixteenth Century. Here Dr. Pollard discusses the changes brought about in the author's position by the substitution of the printed book for the manuscript. By various and often surprising ways we see the author gradually becoming able to regard his book as a property in which he had certain rights, even if these were ill-defined. The controversies started by Luther gave the author his first chance, for from now onwards authority, in its eagerness to suppress heresy, put books under a censorship. This was no doubt a hindrance in many ways, but as it led to the establishment of the Stationers' Company it was a blessing in disguise. Entrance in the books of the Stationers' Company served not only as a permission to print, it became also a promise of protection against piracy. His position being thus secured, a publisher was more certain of his profit and could therefore afford to give an author better terms.

The second lecture mainly deals with the question of piracy in Shakespeare's day. Dr. Pollard makes the point that piracy was not very frequent and it was chiefly confined to works of dead authors and to those whose rank would have forbidden them to receive payment for books. (To these cases we may add preachers. The example of Henry Smith shows that sermons might be systematically pirated.) The players

were probably well able to look after themselves. They were under the protection of the Lord Chamberlain and Lord High Admiral, who were important members of the Privy Council. Dr. Pollard notes that the plays were published in batches, a number being bunched together in a short period, and then for a long interval few or none are printed. It is probable that these publications took place in times of distress, e. g., when the theatres were closed on account of the plague. Only four piracies of Shakespeare exist — the four bad Quartos, R. and J., Hen. V, Merry W., Hamlet. It is interesting to note that these bad Quartos come pretty near together in point of time and the plays of Heywood which were taken by stenography fall into the same period. It would be a step forward if we could definitely state that shorthand versions of plays are not found later. At present the evidence goes to support Dr. Pollard's opinion that note-taking, once found out, could easily be stopped.

The third lecture deals with the manuscript upon which the First Folio may have been based. Dr. Pollard is cautious in his views, but he thinks there is least an even chance that some plays reached the printer in Shakespeare's handwriting. In the British Museum there are manuscripts of plays in the autograph of the the author, which bear the endorsement of the Master of the Revels, and which were afterwards turned over to the prompter and became the prompt-copy. This prompt-copy could have been given to the printer as it stood, and so the playhouse scrivener, of whom so many scholars write, would have been eliminated. There was a lively correspondence on this subject in the *Times Literary Supplement* in April, 1921, between Dr. Pollard and G. Bernard Shaw. Shaw contended that scriveners must have been used to copy playhouse manuscripts and he tried to overwhelm Dr. Pollard with a perfect barrage of brilliant argument. The world applauded Shaw but it did not understand the soundness of Dr. Pollard's method. Dr. Pollard only stated that there was evidence that certain plays in the Folio had been printed from Shakespeare's autograph — no more. To the plays printed from Shakespeare's autograph we might now add *Henry V*, though for reasons with which Dr. Pollard does not agree.

Dr. Pollard thinks that the prompt-copy from which a Quarto had been printed, was replaced by a copy of the Quarto and that in this copy of the Quarto the prompter from time to time inserted alterations and corrections from the speeches of the various actors. Then in 1623 "a copy of the last Quarto on the market was sent to the playhouse to be roughly collated with the printed prompt-copy" and the copy so corrected became the source of the Folio text. In *A New Shakespeare Quarto,* 1916, he has applied this theory with a fair measure of success to *Richard II.*

The last chapter is entitled, "The Improvers of Shakespeare", and lays down for the guidance of all editors of Shakespeare the following rule: — "the readings of any edition of a play of Shakespeare's subsequent to the First duly registered Quarto cannot have any shred of authority, unless a reasonably probable case can be made out for access having been obtained to a new manuscript, or its equivalent". This is supplemented by a second: — "the first authorised edition of any play is likely to be nearer than any other to what the author wrote".

So much of this book has already become common property that it is hard to realise how new the substance of it was when it appeared not so very long ago. In his own subject, that is to say in bibliography, Dr. Pollard is always sound and full of instruction, and this book is a perfect mine of information for the student of Shakespeare.

Kiel. H. T. Price.

---

**Rudolf Grossmann, Spanien und das elisabethanische Drama.** Hamburg, L. Friedrichsen & Co., 1920. gr. 8°. III und 138 S.

A. u. d. T.: **Hamburgische Universität, Abhandlungen aus dem Gebiete der Auslandskunde.** Band IV. Reihe B. Völkerkunde, Kulturgeschichte und Sprachen, Band 3.

Mit unlieber Verspätung, an der die Schriftleitung des „Beiblattes" keine Schuld trifft, sei hier ein Bericht über Grossmanns gründliche, von Max Förster angeregte, am iberoamerikanischen Institut in Hamburg vollendete Monographie über die Beziehungen des elisabethanischen Dramas zu Spanien und den Spaniern nachgetragen, die für Anglisten wie Hispa-

nisten voll Belehrung und Anregung ist. In vier Hauptteilen behandelt Verf. das politische, literarische und kulturelle Leben Spaniens nebst der spanischen Sprache, wie sie sich auf dem englischen Theater von 1530—1642 widerspiegeln. Die Mannigfaltigkeit der Beziehungen, die sich auf diese Weise ergeben, dürfte auch den Kenner der Periode überraschen; und doch warnt Grossmann in seinen besonnenen Schlufsworten mit Recht davor, die Bedeutung der von ihm so sauber herausgearbeiteten Beziehungen zu überschätzen. Es handelt sich hier trotz allem nur um ein für die englische Literatur sekundäres Kulturgebiet, das sich mit Frankreich oder Italien an Wichtigkeit nicht messen kann: „Was Spanien an Spuren in unseren Stücken hinterlassen hat, verdankt es dem Umstande, dafs es damals zu den Führervölkern der Erde gehörte: seinen Machtfaktoren also, nicht völkerpsychologisch begründeten intellektuellen und gefühlsmäfsigen Banden“ (S. 138).

Von den politischen Ereignissen, die England und Spanien in Beziehungen bringen — und nur solche werden im elisabethanischen Drama verwertet; andere, rein spanische Ereignisse interessieren nicht — spielt natürlich die Armada die gröfste Rolle. Alle Anspielungen darauf zeugen vom glühenden Nationalstolz der Engländer, der sich seit 1588 in heftigen Hafsausbrüchen gegen Spanien ergeht. Unter diesem Gesichtspunkte des Chauvinismus ist auch die Tatsache zu werten, dafs der Typus des Spaniers auf der Bühne fast nur unsympathisch, zum mindesten als dem Engländer moralisch unterlegen gezeichnet wird.

Unter den spanischen Literaturgattungen, die für das englische Drama fruchtbar wurden, spielen die philosophisch-theologischen Traktate kaum eine Rolle. Die Didaxis ist durch Guevaras „Goldenes Buch“ und *Epístolas Familiares* vertreten, dessen Bedeutung für den spanischen Gongorismus wie für den englischen Euphuismus vom Verf. etwas zu hoch veranschlagt sein dürfte (vgl. auch L. Pfandls Anzeige von Grossmanns Arbeit im „Litbl. für german. und roman. Philologie“ 1923, Sp. 353 f.). Von den Ritterbüchern wirkten besonders die Amadisromane (1519—62) und der *Espejo de Príncipes y Cabelleros* (vgl. hierzu die S. 33, Anm. angeführten Spezialuntersuchungen von J. de Perrot, bes. im Shakespeare-Jb. 42—51); ein Drama, das die Grundzüge der Amadis-Hand-

lung behandelt, ist allerdings nicht überliefert. Der Einflufs *Don Quijotes* auf die englische Bühne zeigt sich am deutlichsten in Fletchers parodistischem *Knight of the Burning Pestle* (1613). Die Beziehungen der spanischen Novelle zum englischen Theater wurden schon in manchen Einzeluntersuchungen behandelt. Verf. beschränkt sich daher im wesentlichen darauf, an die Wirkung von Cervantes *El Curioso Impertinente* (Episodennovelle aus *Don Quijote* I, 33–35) zu erinnern und als Muster der Behandlung einer selbständigen Novelle Fletchers *The Chances* (1615) anzuführen, eine Dramatisierung von *Señora Cornelia* aus den *Novelas Ejemplares*. Beim Schäferroman beansprucht Verf. die *Diana* des Montemayor (um 1558; in französischer Übersetzung 1578, vollständige englische Übersetzung von B. Yonge gedruckt 1598, bekannt seit 1583) auf Grund ziemlich einleuchtender wörtlicher Übereinstimmungen als eine direkte Quelle der *Two Gentlemen of Verona* (so jetzt auch A. Brandl, *Shakespeare*, Berlin 1922, S. 168). Dafs auch zwischen dem „Sommernachtstraum" und der *Diana* Beziehungen bestehen, verdiente an dieser Stelle hervorgehoben zu werden (vgl. zuletzt A. Brandl, a. a. O., S. 189). Der spanische Schelmenroman hat im englischen Lustspiel besonders zahlreiche Spuren hinterlassen. Verf. vertritt hier mit guten Gründen die Anschauung, dafs auch der elisabethanische Bramarbas vom spanischen *pícaro* in wesentlichen Zügen beeinflufst worden sei. Von den spanischen Bühnenwerken, die direkt auf das englische Theater eingewirkt haben, wird die *Celestina* (Ende des 15. Jh.) eingehend mit dem Zwischenspiel *Calisto and Melibeo* (ca. 1530) verglichen, Auf Grund innerer Kriterien sucht Verf. es wahrscheinlich zu machen, dafs das englische Stück direkt aus dem spanischen Original, ohne italienisches Zwischenglied, abgeleitet sei.

In kulturgeschichtlicher Beziehung lag Spanien auf den allerverschiedensten Gebieten im Gesichtsfelde der Elisabethaner; am wichtigsten sind hier etwa die Gebiete des Heerwesens, der Kriegführung und der Mode im weitesten Sinne. All diese kulturellen Einflüsse haben auch im englischen Wortschatz deutliche Spuren zurückgelassen, und die lexikographischen Beiträge, die Verf. im dritten und vierten Kapitel seiner Arbeit gibt, sind für jeden Anglisten, der sich für „Wörter und Sachen" interessiert, von hohem

Werte. Schade, daſs darauf verzichtet wurde, die sachlich und etymologisch behandelten englischen und spanischen Wörter am Schlusse der Arbeit noch einmal alphabetisch zusammenzustellen, wie es in der Einleitung mit den 285 berücksichtigten englischen Dramen geschah.

Ein paar Einzelheiten. S. 17 Anm. und *passim* handelt von der häufigen Ersetzung eines spanischen *a* durch dumpferes engl. *o* im Auslaut und Inlaut; z. B. span. *armada* > engl. *armado*; span. *casaca* > engl. *cassock*. — S. 62: span. *Madrid* > engl. *Madrill* (ziemlich häufig; vgl. span. adj. *madrileño*). — S. 86 und 135: *cantharides* (Massinger, *The Picture,* 1623; IV, 2), eine Fischart, und Ben Jonsons Neuschöpfung *lomtero* (*Every Man out of his Humour,* 1599; V, 4), aus span. *lomito* 'kleines Lendenstück' + *-*ero*, fehlen im NED. — S. 94 ist *orient perl* nicht 'Orientperle', sondern *orient* = 'bright, shining'; vgl. Schmidt, *Shakespeare-Lexikon.* — S. 115 sind *Dan Cupid* und vielleicht auch einige andere von den angeführten Ausdrücken von spanisch *don* zu trennen; vielmehr liegt me. *dan, daun* < afr. *danz,* lat. *dominus,* zu Grunde. — S. 121: Sehr interessant wäre es, wenn die verächtliche Bezeichnung eines Spaniers als *Dego, Don Dego, Don Diego,* die seit 1596 im elisabethanischen Drama reichlich belegt ist, wirklich zum ersten Male auf jenen Diego angewandt worden wäre, der sich um die Jahrhundertwende durch Besudelung der St. Paulskirche einen herostratischen Namen gemacht hat. Die frühesten sicheren Anspielungen auf den Vorfall scheinen sich bei Middleton, *Blurt, Master Constable* (1601), und Webster-Dekker, *Sir Thomas Wyatt* (1602), zu finden; die späteste bietet Heywoods *The Fair Maid of the West* (1622). Aus den Belegstellen ergibt sich zwar einwandfrei, daſs das Ereignis die Zeitgenossen lange beschäftigt hat; daſs aber der Vorfall allein zur Schaffung des Schimpfnamens den Anstoſs gegeben hat, wie Verf. annimmt, scheint mir noch unbewiesen. Wahrscheinlich hat er nur zur Verbreitung des bereits bestehenden Ausdrucks beigetragen. Über *dago* < *Diego* im heutigen amerikanischen Englisch vgl. meinen Beitrag '*Italienisch-Amerikanisches*' in *Neuere Sprachen* 1920, S. 167—8, und H. L. Mencken, *The American Language,* New York [2]1921, S. 333, Anm. 26. Es scheint mir nicht ausgeschlossen, daſs zwischen dem Amerikanismus und dem „Elisabethanismus" ein Zu-

sammenhang besteht, wennschon die Vermutung einer amerikanischen Neuschöpfung keineswegs von der Hand zu weisen ist. — S. 127 f. will Verf. die vier stark verderbten spanischen Zeilen des *Enterlude of Welth and Helth* (Verse 845—46 und 851—52 in Gregs Zählung, V. 833—34, 839—30 in Holthausens neuer Ausgabe, Heidelberg [2]1922), mit viel Scharfsinn aber fast unter Aufgabe der überlieferten Buchstabenfolge folgendermafsen wiederherstellen:

O Maria Jesus! que este es un mal hombre!
Me hizo un español (spaniardo) con pocas palabras.
Por amor de Dios, pega un poco [menos]
Yo queria dar [algo] por lograr que crea eso.

Diese Konjektur hat zwar den Vorzug, dafs die Zeilen sich sinngemäfs der Handlung anpassen und ein korrektes Spanisch ergeben. Aber Verf. überschätzt vielleicht doch die spanischen Kenntnisse des englischen Autors, deren Grenzen durch das maccaronische *spaniardo* gegeben sind; denn dieses ist wohl eher dem Dichter als dem Drucker zuzuschreiben.

Dresden. Walther Fischer.

---

**Ludwig Tieck, Das Buch über Shakespeare.** Herausgegeben von **H. Lüdeke.**

A. u. d. T.: **Neudrucke deutscher Literaturwerke des 18. und 19. Jhds.,** herausg. von **A. Leitzmann** u. **W. Oehlke.** Nr. 1. Max Niemeyer, Halle a. S., 1920. XXVI + 524 S.

**Lamb's Criticism.** *A Selection from the Literary Criticism of Charles Lamb*, edited with an Introduction and Short Notes by **E. M. W. Tillyard.** Cambridge at the University Press, 1923. XVI + 114 S. — 5/- net.

Von dem „Buche über Shakespeare“, das Ludwig Tieck als Krönung seiner kritischen Lebensarbeit vorschwebte, aber immer nur in fragmentarischen Ansätzen stecken blieb, bietet uns H. Lüdeke eine Erstausgabe, die alles sicher authentische und einigermafsen gestaltete Material aus dem Nachlafs in chronologischer Reihenfolge umfafst, die von Tieck selbst veröffentlichten Bruchstücke dagegen nicht nochmals abdruckt. Von dem hier Gegebenen sind nur in Köpkes Ausgabe von „Tiecks nachgelassenen Schriften“ (Leipzig 1855) schon einige kurze Partien enthalten.

In der Einleitung, die eingehend über Zustand der Mss. und Entwicklung des Gesamtplanes orientiert, setzt Lüdeke einige Teile früher an als Köpke, so z. B. den „Kommentar" auf den Winter 1793—94 (Köpke 1795), den Plan des Ganzen aus den Dresdner Tieck-Briefen auf 1810 (nach Köpke 1817) und ein paar Kapitel der Einleitung auf 1815 (n. Köpke nach 1820).

Die überaus sorgfältige Ausgabe des umfangreichen Torsos wird für jeden Tieckforscher unentbehrlich sein. Da jedoch die breite und vom Autor meist noch nicht druckreif gestaltete Form und das ausgedehnte, zum Teil älteren englischen Erklärern entnommene Notizenmaterial, das heute an vielen Stellen überholt ist, ein Herausarbeiten des Bleibend-Wertvollen erschwert, werden Nichtspezialisten zunächst lieber zu einer jüngeren Publikation H. Lüdekes greifen, zu „Ludwig Tieck und das Altenglische Theater. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik". Frankfurt a. M. 1922. (Diesterweg). Dort werden alle wesentlichen Gedanken sowohl aus dem „Buch über Shakespeare" (S. 60 ff.) als auch aus anderen Aufsätzen Tiecks über unser Thema in der Reihenfolge ihrer mutmafslichen Entstehung angeführt und erörtert.

Das „Buch über Shakespeare", wie es uns Lüdeke vorlegt, besteht zum weitaus gröfsten Teile aus einem Kommentar zu 21 Shakespearedramen („Entwurf I"). Dieser ist sehr ungleich gehalten und berührt sich fast nirgends mit den knappen, nüchternen Anmerkungen Tiecks zur „Schlegel-Tieckschen Übersetzung" (1825—33). Von wertvollen Beobachtungen allgemeinerer Art sind hervorhebenswert ein Beitrag zur Ästhetik des Komischen (S. 18—23), worin das Phlegma als Hauptkennzeichen solcher Charaktere bei Shakespeare hingestellt wird, ferner die Bemerkung, dafs alle seine Tragödien „leise anfangen" mit Ausnahme des nicht sicher authentischen 1. Teiles von „Heinrich VI." und dafs die Eingangsszenen fast immer eine besonders sorgfältige Arbeit erkennen lassen, während umgekehrt der Schlufs vielfach matt und gekünstelt erscheint, auch oft auf flüchtigere Entstehung schliefsen läfst.

Die weiteren vier Entwürfe, die Lüdeke mitteilt, sind ein Plan des ganzen Werkes („Entwurf IV"), weitere Einzelskizzen („E. II"), ein chronologisches Verzeichnis der Dramen („E. VI") sowie Bruchstücke der Einleitung („Entw. III u. V"),

davon zwei Kapitel in anscheinend endgültiger Form. Den Schlufs bilden ein Anhang über den "Passionate Pilgrim", Meinungen Tiecks über einige pseudo-Shakespearische, von ihm für echt gehaltene Stücke, und Anmerkungen Lüdekes, deren Zitate sich auf Brandls Ausg. der Schlegel-Tieckschen Übersetzung beziehen.

Entwurf IV besagt, dafs Tieck — wenigstens zeitweilig (um 1810) — das ganze Buch in Briefform abfassen wollte, obwohl keines der hier veröffentlichten Fragmente dieselbe aufweist, sie auch inhaltlich und formell nirgends an die „Briefe über Shakespeare" anklingen. Die zwei ausgeführten Kapitel der Einleitung Tiecks handeln von der Erfassung Shakespeares durch blofs naive, blofs kritische und durch zur Persönlichkeit des Dichters vordringende Leser, und anschliefsend von der religiösen und historischen Verwurzelung Shakespeares im katholisch-ritterlichen Mittelalter.

Tiecks Haltung Shakespeare gegenüber charakterisiert Lüdeke mit folgenden Worten (in „L. Tieck und das Altenglische Theater", S. 62—63): „Tieck war kein spekulativer Kopf. Er war wohl ein Träumer, aber das schlofs nicht aus, dafs er von allen Romantikern der älteren Generation — A. W. Schlegel vielleicht ausgenommen — am wenigsten abstrakt war. Das bestimmte auch seine Kritik. Ihn, den Dichter, interessierte weniger die theoretische Erörterung des Dichterproblems an Shakespeare; vielmehr war es der so frappant und gewaltig wirkende Dramatiker Shakespeare, der den Schauspieler und Theatermenschen in ihm anzog. Seine lebhafte Phantasie erfafste Shakespeare nicht als einen Begriff, als den Inbegriff einer hohen künstlerischen Vollendung; sondern er versetzte sich gleichsam als eingeweihter Zuschauer, etwa als Regisseur, in das Parterre und liefs die Stücke vorbeiziehen, jeden Akt, jede Szene, jede Situation und Gebärde mit Lob und Tadel prüfend. Insofern kann man den Kommentar als Tiecks Versuch einer Dramaturgie des englischen Dichters ansehen".

Ich glaube, dafs Lüdeke hier zu weit geht. Auch wenn ich von Tiecks poetischen (novellistischen) Versuchen, das Phänomen Shakespeare zu ergründen, absehe, drängt sich mir, nur auf Grund der ästhetischen Wertung, die die einzelnen Dramen als Ganzes sowohl als ausschnittweise in diesem

Kommentar erfahren, die Überzeugung auf, dafs Tieck das Lyrische, das im engeren, westeuropäischen Sinne „Poetische" an Shakespeares Genie mindestens ebenso hoch einschätzt wie seine rein dramatischen Eigenschaften als Bühnendichter. Er steht hierin der englischen Shakespearekritik eigentlich näher als der in Deutschland bis heute vorherrschenden.

Selbst wenn man sich die gemeinsamen psychischen Grundzüge der europäischen Romantik vergegenwärtigt, ist es überraschend, in wie vielen Punkten sich Tiecks Auffassung mit der seines englischen Zeitgenossen Charles Lamb berührt, dessen kritische Äufserungen E. M. Tillyard in feinsinniger Auswahl darbietet und in denen Shakespeare und andern Elisabethanern der meiste Platz eingeräumt ist. Dabei kann von einer direkten Beeinflussung des einen durch den andern, wie etwa der Coleridges durch die Shakespearekritik A. W. Schlegels, nicht die Rede sein. Beide, Tieck und Lamb, lassen beständig aus ihren Bemerkungen herausfühlen, dafs ihnen Shakespeare unendlich viel mehr war als der gröfste Bühnendichter, mehr noch als Seelenkünder mit rein dramatischen Mitteln. Was Tieck am höchsten an ihm schätzte, nennt er die „grofse Alchymie, durch die alles, was er berührte, in Gold verwandelt ward" (Einleitg. zur Übersetzung des „Sturm", 1793), und etwas ähnliches meint Lamb, wenn er sagt: "The sublime images, the poetry alone, is that which is present to our minds in the reading". (Tillyard's Selection, p. 45). Bei aller Schwärmerei tadelt Tieck seinen Abgott recht häufig[1]) wegen dramaturgischer Fehler, seien es nun Verstöfse gegen die Proportion und innere Gesetzlichkeit des Dramas (nicht etwa gegen klassizistische Regeln), sei es mangelnde Motivierung oder zu billige Lösung der Konflikte — ein negativer Beweis dafür, dafs es eben andere als dramaturgische Qualitäten waren, wegen deren Shakespeare für Ludwig Tieck den Gipfel aller Kunst bedeutete. Lamb hingegen hebt immer wieder die Unzulänglichkeit jeder bühnenmäfsigen Shakespearedarstellung hervor.

Tieck und Lamb rügen z. B. beide, dafs bei Hamletaufführungen dem Publikum ein zu verächtliches Bild von

---

[1]) Dies gilt allerdings nur für die Zeit der Abfassung des „Kommentars", in späteren Jahren zeigte sich Tieck vorsichtiger in seiner Kritik.

Polonius geboten wird. Während aber Tieck einen Teil der Schuld hieran Shakespeare selbst zuschiebt, „der Ophelias Liebe zu ihrem Vater nicht hinlänglich präpariert habe“, meint Lamb, Sache des Schauspielers sei es, den Zuschauer fühlen zu lassen, dafs Polonius an sich weniger verächtlich sei als Hamlet[1]) in seiner nervösen Ungeduld und wunden Empfindlichkeit glauben machen will. Nach Charles Lamb wird auch Hamlets Härte gegen Ophelia gewöhnlich übertrieben: "it is not anger, but grief assuming the appearance of anger".

Auch heute neigt die Shakespearedarstellung noch zur Übertreibung, vielleicht sogar mit unter dem Einflufs der erweiterten Kenntnis der derben elisabethanischen Bühnensitten, und auch die Kritik traut Shakespeare zuweilen weniger Feinheit und Nuance zu als die Romantiker ihm „beilegten“. Charles Lamb weist darauf hin, dafs Shakespeare nicht so sehr unter der sozialen Stellung des Schauspielerberufs als unter den Schranken theatralischer Mittel gelitten hat und legt besonderen Nachdruck auf die Worte:

"my nature is subdued
To what it works in, like the dyer's hand".
(Sonett CXI)

und

"Alas! 'tis true, I have gone here and there
And made myself a motly to thy view,
Gor'd mine own thoughts, sold cheap
what is most dear —"
(Sonett CX).

Wer aber den Erlebnisgehalt dieser Stellen in den Sonetten bezweifeln sollte, kann im Eingangschor zu "Henry V." ganz ähnliche Äufserungen über Unzulänglichkeit der Bühne — nicht nur der elisabethanischen, sondern jeder Bühne — nachlesen. Lambs Ansicht, Shakespeare habe mehr für die Phantasie seiner Leser als für das Theater geschrieben,

---

[1]) Unter den Charakterzügen Hamlets stellt Tieck allen voran seine Religiosität; ohne sie sei seine Zweifelsucht kaum verständlich. Merkwürdigerweise hält er ihn aber trotzdem für einen — in den Schlufsszenen sogar verächtlichen — Schwächling. Lambs Einstellung ist eine andere, für ihn steht im Vordergrund Hamlets "soreness of mind", die gleichwohl noch nicht Wahnsinn bedeutet.

ist darum nicht so töricht und überholt, als es zunächst bei einer bloſs kulturgeschichtlichen Betrachtung der Verhältnisse von Theater und Überlieferung der Dramen scheinen mag. Gerade die spätesten Dramen Shakespeares sind am wenigsten darstellbar, unter den Meistertragödien "Lear" (am höchsten eingeschätzt von Tieck, Lamb und Shelley), unter den romantischen Schauspielen der „Sturm" (auch ein Lieblingsstück Tiecks). Obwohl Lamb sowohl als Tieck durch ihre Studien über Shakespeares Zeitgenossen in ihren Ländern geradezu bahnbrechend wurden für ein historisches Verständnis seiner Werke, blieb ihr Hauptaugenmerk doch stets auf das Überzeitliche und im weitesten Sinne Moralische an Shakespeare gerichtet. Mehr als moderne Bücher über ihn lassen sie seine Individualität hervortreten. Daſs ihre sensitiv-lyrisch gefärbte Auffassung nicht nur die der Romantik um 1800 war, davon zeugen die allbekannten, aber wenig gedeuteten Stimmen aus der elisabethanischen und Stuart-Zeit, die an dem groſsen Zeitgenossen an erster Stelle die Zartheit und Süſse des Stiles hervorheben. Weder Tieck noch Lamb übersieht Shakespeares kraftvolles Renaissancemenschentum in Darstellung und Charakterzeichnung, aber als die individuellere Note seiner Persönlickeit lassen sie die "gentleness", "sweetness" und Milde des Charakters hervortreten. Stilistisch sind diese Merkmale natürlich am stärksten in den Sonetten, Epen und lyrischen Einlagen der Dramen ausgeprägt. Innerhalb der Sphäre des rein Dramatischen können sie sich nur in einer spürbaren subjektiven Stellungnahme zu gewissen Menschentypen kundtun. Nach Tieck nun hat Shakespeare mit ganz besonderer Vorliebe den „alten, ehrlichen" Adam in "As You Like It" gezeichnet, ebenso nach Lamb den treuen Kent im "Lear", "the noblest feature of the conceptions of his divine mind".

Die Sympathie besonders des jüngeren Shakespeare für harte Kriegernaturen wie Heinrich V. und den jungen Percy Hotspur steht in keinem unvereinbaren Gegensatz dazu. Sie besagt auch nicht, daſs Shakespeare beiden Typen mit gleich hoch gestimmten Gefühlen gegenüberstand. Auch Thomas Hardy, dessen Lieblingsgestalten Gabriel Oak, Winterborne, Clym Yeobright, Diggory Venn in ihrer Vereinigung von sanfter Milde und zähester Energie und Ausdauer oft an Shake-

spearesche Idealfiguren erinnern, verrät warme Bewunderung für einen nur zäh-energischen Charakter ohne milde Züge: General Kutuzov[1]).

Wir haben oben gesehen, daſs sich innerhalb der Shakespearekritik überhaupt Ludwig Tieck und Charles Lamb in Einzelheiten wie in ihrer Gesamteinstellung berühren. Faſst man aber beide gesondert ins Auge, so treten die Unterschiede stärker hervor als das Gemeinsame. Im Rahmen der deutschen Literaturgeschichte erscheint Tieck als feinempfindender Stimmungsmensch ohne besondere theoretisch-konstruktive Begabung, verglichen mit Lamb dagegen ist er ein vorwiegend für Probleme interessierter Geist, wobei allerdings das nationale Moment in diesem Gegensatz dadurch gemildert wird, daſs Lamb selbst in der englischen Literatur Extrem und Höhepunkt unsystematischer Detailkritik darstellt. "There is an order of imperfect intellects", sagt er selbst in "Imperfect Sympathies" (Essays of Elia, 1821) "(under which mine must be content to rank), which in its constitution is essentially anti-Caledonian. The owners of the sort of faculties I allude to, have minds rather suggestive than comprehensive." Mit

[1]) Eine Zusammenstellung gemeinsamer Wesenszüge Shakespeares und Hardys könnte man noch weiter ausdehnen. Schon Abercrombie, Duffin u. a. haben Hardys Humor dem Shakespeares verwandt befunden. Wenn man einmal absieht von jedem Wertabstand, von den zeitlichen Bedingtheiten, die in der Renaissanceepoche das Drama, zu Ende des 19. Jhds. den — erotischen — Roman zum ersten literarischen Ausdrucksmittel machen, wenn man ferner absieht von den philosophischen Strömungen beider Zeitalter, einem Moment, das in Hardys Fall in Verbindung mit der gröſseren Subjektivität der Moderne zu einer mehr erzwungenen, als künstlerisch-instinktiv scheinenden Deutung des „Schicksals" geführt hat, ergibt sich so etwas wie ein gemeinsamer Typ der Persönlichkeit. In den Werken beider haben wir dieselbe bald romantisch-liebliche, bald groſsartig-düstere Grundstimmung: man denke an die Taufrische und das Süſsträumerische des Naturhintergrundes in "As You Like It" und "A Pair of Blue Eyes" oder an die gewitterschwangere Heidenatur in "King Lear" und "The Return of the Native". Bei aller denkbaren Verschiedenheit der Probleme und deren historischer Verwurzelung in ihrem Zeitalter scheinen selbst Charaktere wie Hamlet und Jude, der Königssohn und die arme Dorfwaise, desselben Blutes zu sein. Auch die Frauencharaktere Shakespeares und Hardys zeigen fast immer dieselben Grundzüge: Reinheit, Freiheit und natürlichen Stolz. Gemeinsam ist beiden Dichtern fernerhin — worauf schon Duffin hingewiesen hat — eine Grenze ihrer Begabung: das Zeichnen der Kindesnatur liegt ihnen nicht.

Hinblick auf Lambs Stellung innerhalb der englischen Literaturkritik bemerkt Tillyard (Introduction, p. IX): "Of English masters of theoretical criticism Coleridge is the greatest; of applied, in a sense, Lamb." Tieck, Coleridge und Hazlitt übertreffen Lamb sämtlich sowohl an Belesenheit als an Weite der Sympathien und des „willkürlichen" Einfühlungsvermögens. Dort aber, wo sich Lamb persönlich von einem Werte angezogen fühlt, vermäg er denselben herauszuheben und anderen mit einer Sicherheit und Vollständigkeit mitzuteilen wie kaum ein Kritiker vor und nach ihm. Dabei ist auch hier wieder die scheinbar passive Haltung etwas typisch Englisches. Sie erinnert an Wordsworths "wise passiveness", und Walter Pater vergleicht sie (in "Appreciations") mit "the Quaker's belief in the inward light coming to one passive".

Dies hat zur Folge, dafs beim Abwägen und Ordnen von Einzelresultaten, die auf einem weiten Felde intellektueller Arbeit gewonnen sind, die deutsche Kritik gewöhnlich vorsichtiger und objektiver verfährt, hingegen da, wo eine Interpretation von reinen Werterlebnissen vorliegt, die englische Kritik zumeist gröfsere Feinheit und Treffsicherheit zeigt — wenigstens auf literarischem Gebiete. Da z. B. Tieck gewöhnlich sein Auge aufser auf den empfundenen Wert auch noch auf Probleme, im Entstehen begriffene Gedankenreihen richtet, verläfst er die passive Gefühlseinstellung gegenüber dem Objekt seiner Kritik und tadelt dann letzteres gern, wenn es seine Theorien wider Erwarten nicht bestätigt. Seltener als Lamb vermag er auch durch theoretisches Denken nicht fafsbare Einzelmomente und Übergänge durch Bilder und Vergleiche mitzuteilen.

Denen, die geneigt sind Lamb wegen zu geringer Belesenheit und einer gewissen Enge seines intellektuellen Horizontes den Vorwurf des Dilettantismus zu machen, entgegnet Tillyard: "[they] underestimate the expenditure of emotional force that must go to the appreciation of a masterpiece. It is futile to expect any one man to enjoy the accumulated outpourings of the great minds of many ages in any worthy degree of intensity."

Da es vor allem typisch-englische Werte moralisch-ästhetischer Artung sind, die Lamb an Shakespeare und seinen Zeitgenossen, an Jeremy Taylor, Sir Thomas Browne, an

Cowper und Wordsworth entdeckt, und dieselben, falls sie der Leser nicht schon von selbst ausgeschöpft, für ihn nur durch die Mittel eines unendlich beweglichen Stiles geklärt werden können, ist Tillyards Auswahl aus Lambs Criticism besonders deutschen Studierenden als Führerin zum Verständnis englischen Wesens warm zu empfehlen.

Die Ausgabe umfafst kritische Äufserungen Lambs aus der Zeit von 1796 (dem Jahre der Familientragödie) bis zu seinem Tode (1834). Teils sind es ganze Abhandlungen, wie z. B. "On the Tragedies of Shakespeare, Considered with Reference to their Fitness for Stage Representation" (1811) und die berühmte "Review of Wordsworth's Excursion" (Quarterly 1814), teils verstreute Äufserungen aus den "Essays of Elia" und anderen Publikationen, daneben — oft nur wenige Worte umfassende — Zitate aus Briefen. Die Anordnung ist stoffgeschichtlich, nicht chronologisch nach der Entstehung der einzelnen Kritiken. Tillyard erklärt in der Einleitung, dafs er nur solche Urteile aufgenommen hat, die neben ihrer stilistischen Schönheit auch wirklich ein neues Licht — "at least one spark" — auf den Gegenstand werfen. Darüber, ob es glücklich war, den Essay "On the Genius and Character of Hogarth" wegen des nichtliterarischen Gegenstandes auszulassen, obwohl darin gerade für Dichtung und bildende Kunst gleich bedeutsame Momente behandelt werden, kann man auch anderer Meinung sein als der Herausgeber. Lambs abweisende Urteile über Goethe, Shelley und Byron sind dagegen mit aufgenommen worden "to illustrate Lamb's defects".

Tillyards Bemerkungen (p. 111—12) geben nur das zum Verständnis unbedingt Nötige. Ein Register der erwähnten Autoren erleichtert — ebenso wie in Lüdekes Ausgabe des Tieckschen Werkes — das Nachschlagen.

Leipzig. Herbert Huscher.

---

**Oxford Bibliographical Society. Proceedings and Papers.** Vol. I, Part I, 1922—23. Oxford, University Press 1923. 64 Ss.

Die Oxford Bibliographical Society wurde nach dem Vorbild der Gesellschaften zu Edinburgh und London am 1. Jan. 1922 gegründet und zählte am Ende ihres ersten Geschäftsjahres 111 Mitglieder. Das vorliegende Heft gewährt einen

Einblick in die innere Geschichte dieses ersten Jahres. Die auf den Tagungen gehaltenen Vorträge behandelten Fragen des Buchwesens in Vergangenheit und Gegenwart. Die *Proceedings* bringen den Abdruck zweier dieser Vorträge. Weitaus den meisten Raum beansprucht der für den Druck überarbeitete Vortrag des durch seine *Shakespearian Punctuation* (1911) bekannten Percy Simpson *'The Bibliographical Study of Shakespeare'*. Neues will S. nicht bieten, vielmehr an Hand der in den letzten zwei Jahrzehnten gewonnenen Resultate der Shakespearetextforschung den Wert der bibliographischen Methode erläutern. Drei Hauptfortschritte sind seit 1906 zu verzeichnen: die richtige Bestimmung der Quartos von 1619; die Feststellung, dafs wenigstens einige der Stücke aus dem Autograph gedruckt wurden; die angebliche Entdeckung von drei Seiten in Sh.s Originalhs. S. gibt also einen Überblick über die Resultate der Arbeiten von Pollard, Grey, Thompson und Wilson. Den vorläufigen Abschlufs dieser Forschung bedeutet der neue *Cambridge Shakespeare* (seit 1921). Der bibliographische Anhang zur Darstellung ist sehr dankenswert. Rein praktische Zwecke verfolgt die zweite Abhandlung: *Standard Descriptions of Printed Books* von F. Madan, E. G. Duff und S. Gibson. Das in seiner äufseren Form vornehm gehaltene Heft gediegenen Inhalts läfst den weiteren Arbeiten der Oxford Bibliographical Society mit Erwartung entgegensehen.

Göttingen. Hermann M. Flasdieck.

[1. 2. 24.]

INHALT.



Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

# Beiblatt zur Anglia.

**Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.**

**XXXV. Bd. Mai 1924. Nr. V.**

## I. SPRACHE UND LITERATUR.

**The Laws of the Earliest English Kings**, edited and translated by **F. L. Attenborough**, M. A. Cambridge at the University Press. 1922. XII + 256 pp. 15 sh.

The last English edition of the Anglo-Saxon laws before the one at present under discussion was published by Thorpe in 1840. Since then two German editions have appeared, Schmid's second edition (1858) and Liebermann's (1903—16). It would be difficult to find a more striking example than this of the immense debt owed by English philology to German scholars, a debt not always sufficiently recognized. Liebermann's magnificent edition will for generations be the standard authority on the subject. Mr. Attenborough's edition makes no attempt to compete with Liebermann's. Its chief aim is to render the Laws accessible to those English readers, "who through ignorance of German are unable to use more than the text of the Laws in Liebermann's work", and "others who, though they may know German, cannot but be hampered by the very fulness of the material offered and at the same time by the conciseness with which the editor's explanations are expressed". There is no doubt but that an edition on the lines of Mr. Attenborough's was very much needed and is to be heartily welcomed. At the same time, as any fresh edition of the Laws must to a very great extent be based on Liebermann's, the present writer cannot help wondering if the preparation of an abbreviated edition ought not to have been offered to Professor Liebermann.

Mr. Attenborough's edition embraces the most important of the laws, the Kentish laws of Æthelberht, of Hlothhere

and Eadric, and of Wihtred, the West-Saxon laws of Ine and Alfred, the treaties between Ælfred and Guthrum and between Edward and Guthrum, the laws of Edward the Elder and of Æthelstan, further in appendices the short chapters *Be blaserum and be morðslihtum* and *Dom be hatan*[1]) *isene and wætre.* An English translation is printed side by side with the original text. Short and well-written introductions to each of the laws, as well as concise and helpful notes are given. There is an Index rerum but no glossary.

The editor has taken the trouble to collate the MSS., but has "scarcely been able to add anything worth mentioning" in this respect. Not having had access to the MSS. myself, I have not been able to verify Mr. Attenborough's own text. It may be mentioned, however, that Mr. Sisam, in his admirable review, in Modern Language Review, 1923, points out several mistakes. A further mistake is found, I suppose, in the very first line of the edition, where Mr. Attenborough has *Augustinus* instead of Liebermann's *Agustinus* (p. 4, l. 1).

Mr. Attenborough's edition is a very valuable piece of work, and there can be no doubt but that it amply fulfils the aim it has set itself. The translation is excellent, even if occasionally slightly free. The introduction and notes contain a useful summary of the most essential things. It goes without saying that they do not offer very much beyond Liebermann's edition. In some cases, of course, Mr. Attenborough has been able to profit by works published after the completion of Liebermann's edition. And in not a few cases he suggests translations or interpretations different from Liebermann's. The present reviewer takes it that it is especially in such cases he has profited by the advice and assistance of Professor Chadwick. Several of the suggestions seem at least well worthy of consideration.

In certain cases, however, the alleged difference from Liebermann does not seem very striking, or the editor appears to have misunderstood him. Thus as regards Æthelberht 9, 1 (Gif frigman freum stelþ, iii gebete, and cyning age þæt wite and ealle þa æhtan) Mr. Attenborough says that L. takes the second *and* to mean *or* and suggests that the choice between

[1]) According to Liebermann the MS. really has *haten.*

the two alternatives was determined by the gravity of the offence. What L. actually says is, in III, p. 7, that the second *and* must mean 'or', if the last four words are not a late interpolation. In the Glossary (Diebstahl 18) an interpolation is assumed. In this case, it is true, Mr. Attenborough does not criticize Liebermann.

In the note to Wihtred 23 Mr. A. says that all edd. emend *gedes* to *godes*, whereas he suggests himself that *gedes* is the correct reading, representing OE. *gæd* in the sense 'company'. In reality L. does not emend, though in a footnote to the text he suggests the emendation. But in the Glossary he withdraws the emendation and suggests that *gedes* is the genitive of *gæd* 'Convent, Kirchenstift'. The only difference seems to be that L. takes *gæd* to refer to a religious community, while A. conjectures that a secular company is meant. Mr. Attenborough cannot well have overlooked Liebermann's later view, so he must have forgotten it.

In the majority of cases where Mr. Attenborough's opinions differ from Liebermann's, the passages are extremely difficult and allow of alternative interpretations between which it is not easy to choose definitely. The present writer is not convinced that all the new suggestions mean an improvement, or that the arguments on which they are based are always conclusive.

Thus the fact that *yfel gedon* in Æthelb. 2 means 'to molest' or 'do a person harm' (gif ... heom mon þær yfel gedo) does not prove that the same is the meaning in ch. 18, where there is no dative object (gif man mannan wępnum bebyreþ, ðær ceas weorð, and man nænig yfel ne gedeþ). L. translates *yfel gedeþ* by 'keine Missethat begeht', A. by 'no injury however being inflicted'. — In the note on Ine 59 it is assumed that the West-Saxon shilling in Ine's time contained 4 pence, while L. takes it to have contained 5 pence. It is true it is somewhat difficult to accept L.'s view in the present case, at least at first sight. The passage runs: "oxan tægl bið scill. weorð, cus bið fifa; oxan eage bið v. p. weorð, cus bið scill. weorþ." But why should the tail of a cow and the eye of an ox be worth more than the tail of an ox and the eye of a cow. At least this question should have been discussed. — In Ine 67 *þolie þara æcra* is rendered by "he must

forfeit the crops", while L. takes *æcra* to mean 'the fields'. Mr. Attenborough refers to Bosworth-Toller, where an example of *æcer* in the sense 'a crop' is given. But here the context clearly shows the exact meaning (*ðǽr árás þicce æcer*). So it does also in other cases, as in Ine 42 (where however the meaning 'field' is possible) and in Ælfric's translation of Exodus ch. XXII, 6 (*gyf fyr bærne mugan oððe standende æceras*). But 'crop' is only an occasional meaning of *æcer*, and it would hardly be used in a context where it would easily be misunderstood, as in the one under discussion.

The absence of a compound *utfeohtan* in Bosworth-Toller can hardly be adduced as an argument against L.'s translation of Alfr. 5. A verb such as *utfeohtan* would only occur very rarely. A.'s translation "unless he comes out and fights" does not seem quite convincing. If a man had taken sanctuary in a church, he would have to remain there. If he comes out and fights he can no longer claim right of sanctuary. But it seems reasonable that he would forfeit that right also if he should 'fight out' of the door or window. — In Alfr. 21 the words *eall ðæt he him hames bohte* are rendered by "the share of the monastic property which he has bought for himself", while L. adds *mid* after *him* (in accordance with other MSS.) and translates "alles, womit er sich eine Stelle kaufte". The correctness of this is corroborated by the rendering of the Quadripartitus ("totum unde sibi mansionem emerat"), and it seems doubtful if a person who entered a monastery became part owner of it.

Quite different from those of previous editors is A.'s rendering of the latter part of Alfr. 43 (iiii Wodnesdagas on iiii ymbrenwicum ðeowum monnum eallum sien forgifen þam þe him leofost sie to sellanne æghwæt ðæs ðe him ænig mon for Godes noman geselle oððe hie on ænegum hiora hwilsticcum geearnian mægen). A.: "The four Wednesdays in the four Ember weeks shall be granted [as holidays] to all slaves whose chief desire is to sell anything which has been given to them ...". L. translates: "... um dem, der ihnen der liebste ist, etwas davon hinzugeben, was ...". He takes the aim of the law to be to render it possible for slaves to give alms to the church. The passage is of course difficult, but A.'s interpretation of the words *þam þe him leofost sie* certainly seems

forced. Taken literally the law would mean that the four Wednesdays would be granted as holidays only to those slaves who wanted to sell something, and the superlative *leofost* ("chief desire") seems distinctly out of place.

Lund. Eilert Ekwall.

**Anglo-Saxon and Norse Poems**, edited and translated by **N. Kershaw.** Cambridge at the University Press. 1922. XIV + 207 pp. 14 sh.

In the volume under discussion Miss Kershaw has collected six Anglo-Saxon and seven Norse poems. It is not quite obvious why the Anglo-Saxon and the Norse poems are published together, but all certainly offer a good deal of interest.

The six Anglo-Saxon poems are *The Wanderer, The Seafarer, The Wife's Complaint, The Husband's Message, The Ruin* and *The Battle of Brunanburh.* Most of these have received comparatively little attention from English scholars Incidentally it may be remarked that all the pieces, with the exception of *The Ruin,* are to be found in Professor Sedgefield's Anglo-Saxon Verse-Book, published in 1922 (Manchester University Press), naturally without a translation and not with the full critical apparatus and notes given by Miss Kershaw. The Norse poems are *The Hrafnsmál,* The *Battle of Hafrsfjord* (not *Hafsfjord,* as consistently written by Miss Kershaw), *The Eiríksmál, The Hákonarmál, The Darraðarljóð, The Sonatorrek,* and *The Battle of the Goths and Huns.* What Miss Kershaw calls The Battle of Hafsfjord is usually held by Scandinavian scholars to be a part of The Hrafnsmál or Haraldskvæði.

The book contains a brief introduction dealing with the MS. sources of early English and Norse poetry. Attention is drawn to the differences between the early English and Norse MS. material, which explain the different principles followed in editing Anglo-Saxon and Norse poems. As a rule there is only one MS. of each Anglo-Saxon poem, while the Norse ones are generally preserved in several MSS., mostly late transcripts of lost originals. Each poem in the edition is prefaced by a separate introduction, in which necessary information is collected as regards MSS., editions, authorship, criticism, etc.

A prose translation is printed alongside the text, and in copious notes difficult passages are discussed, information especially on realia is collected, parallel passages in other poems and literary influences are pointed out. The edition testifies to sound scholarship and wide reading. The editor shows a good knowledge not only of Old English, but also of Scandinavian languages and literature, a combination rare in our days. She has gone to her task with an open mind, and she always tries to form her opinion independently.

It is, to say the least, an ambitious task to edit all these poems, each of which offers quite particular difficulties. A whole literature has been written on the Old English elegiac poems, and various scholars have offered very different interpretations. It is not to be wondered at if in regard to them Miss Kershaw has not very often had an opportunity of giving original contributions to the solution of the problems. Her task has rather been that of presenting the various views and choosing between the alternative suggestions. As these poems have been chiefly dealt with by German scholars, she has done her countrymen, many of whom cannot read German, a real service by her critical summary of the chief literature on the poems.

The translation and interpretation of the various passages depends to a very great extent on the general view taken on the poems. As regards *The Wanderer* and *The Seafarer* the translation must be radically different in many cases if the poems are taken to be dialogues and not monologues, as Miss Kershaw thinks. It is no use offering criticism on the translation and interpretation in such cases. I may remark, however, that in my opinion, it would have been an advantage if the editor had in some cases given the various theories a little more fully, and if she had more often pointed out how very doubtful the interpretation is. It is to be feared that many readers of the book will not be in a position to distinguish between safe and hypothetical interpretations. Only a few special passages will be briefly discussed here.

The editor generally renders *oft* by 'ever' or 'constantly' (e. g. Wand. 1, 8). Surely there is no reason to take that to be the regular meaning of the word. — Wand. 32: *warað hine wræclast* "his thoughts are full of homeless wanderings".

More probably "exile falls to his lot" or the like. — The division and interpretation of Wand. 50 ff. do not seem convincing: *sorg bið geniwad, / þonne maga gemynd mod geondhweorfeð. / Greteð gliwstafum, georne geondsceaweð. / Secga geseldan swimmað eft onweg; / fleotendra ferð no þær fela bringeð / cuðra cwidegiedda.* The monotonous coincidence of end of a line and a full stop is not usual in Anglo-Saxon poetry. It seems very doubtful if *ferð* was used in the concrete sense 'a spirit'. — Wand. 86 f. *oþ þæt burgwara breahtma lease eald enta geweorc idlu stodon* "until the clamour of its occupants all ceased, and the buildings raised of old by giants stood empty". This may give the general sense of the passage, but is at any rate rather free. At least an explanatory note would have been desirable. It is sometimes held that *burgwara* is a genitive dependent upon *breahtma.* Personally I am more inclined to believe that *burgwara bearhtma lease* is parallel to *eald enta geweorc idlu. Burgwara* may mean 'cities', as in *he þa twa burhwara, Sodomam and Gomorram, forbærnde* (see Bosworth-Toller, Suppl.).

Seaf. 48. *Bearwas blostmum nimað, byrig fægriað* "the houses of the great are beautified by blossoming groves". Miss Kershaw is inclined to alter *blostmum nimað* into *blostmiað,* since *niman* is not used elsewhere with the dative. Also she takes *fægriað* to be transitive. The construction of *niman* with the instrumental is hardly more remarkable than verbs such as *geotan, spiwan, weorpan* with that case, as *tearum geotan, gledum spiwan, streamas weorpað stane*; cf. *hit hagalade stanum* (Ælfred). As regards *fægrian* we certainly expect, on the analogy of verbs such as *blācian, fūlian, heardian, hwītian, sweartian* 'to become pale' etc., that its meaning in early Old English would be 'to become fair', while *fægran,* probably found in *fægeredre* (Bosw.-T., Suppl.) and corresponding to ON. *fegra* would be transitive. Later the two verbs may have been mixed up with each other, or *fægrian* may have changed its meaning independently. It seems distinctly preferable to take the verb to be intransitive in the passage under discussion.

It can surely not be considered as certain that *dænnede* Brun. 12 is a Scandinavian loanword. ON. *dynja* could hardly have given OE. *dænnian.* Nor is the meaning of *dænnian*

exactly that of *dynja*. The statement in the note on Brun. 35, that *creodan* occurs in the heading to cap. 2 of the Laws of Edgar I, MS. D, seems due to a mistake.

The Norse poems in this place do not call for a full discussion. A few notes only will be added.

It seems the editor has sometimes been a little rash in rejecting the views of Scandinavian scholars who have devoted lifelong study to Old Norse literature and who have a far more intimate knowledge of Old Norse than Miss Kershaw. She no doubt has a good knowledge of Old Norse, but she occasionally makes slips. Hrafnsmál 3 *muni* for *munni* may be a misprint. Eiriksmál 1 *svá* is rendered 'under these circumstances'. Such a meaning of *svá* is not evidenced. In str. 2 *braka* is translated 'creak'. That is not strong enough. In str. 3 *þú væl hvat vitir* "thou knowest everything well". *Vel hvat* means 'everything'. Hák. 7 *sverða nes* is taken to mean 'point of a sword', while Scandinavian scholars look upon it as a kennning for 'shield'. *Sverða nes* is hardly a good kenning for 'point of a sword'. Sonatorrek 18 *býskip* is held to be identical with Engl. *beeskip* 'hive'. *Beeskip* is more correctly *beeskep*, *skep* being a loanword from ON. *skeppa* 'a basket, bushel'. In some cases Miss Kershaw assumes a poetical plural for a singular, e. g. Hak. 9 (*Sátu þá döglingar með sverð um togin*). Darr. 6 (*þars vé vaða vígra manna*). Sonat. 7 (*emk ofsnauðr at ástvinum*). I see no reason why in the cases adduced the meaning should be singular, and I doubt very much whether the poet. pl. for a sing. really exists in Old Norse.

It is somewhat surprising to find that Miss Kershaw does not seem to have used Finnur Jónssons edition of the Old Norse poems (Den oldislandske Skjaldedigtning) for the first few of the poems edited by her. Thus the reader is not told that in Hrafnsmál 2 Finnur Jonsson reads *þekkir svá enni fránleitu*. Under Darr. 5 it is stated that FJ reads *bragna*, while in Skjald. he reads *bragnar*.

Hrafnsm. 6 *vattu* surely means 'gloves', not 'pillows'. Ib. 15. *Hældræpr* is rendered by later editors 'worthy to be kicked'. That seems certainly much better than 'skipping'. — Battle of Hafrsfjord 2. *Isörn dúðu* means "they shook their spears". Miss Kershaw's "swords were clashing" renders the

variant *glumðu*. Ib. 5 *æstusk austr kylfur*. FJ has *austkylfur*, which seems preferable, as both *aust kylfur* and *austr kylfur*, the chief variants, may mean 'eastern ships'. Miss K. translates "their prows were in headlong flight towards the east".

The editor fully discusses the question what battle is referred to in the Darraðarljóð. She does not think the battle of Clontarf in 1014 is meant, as the young king with which the poem is chiefly concerned can hardly be identified with King Sigtrygg, who was not a young man at the time. She thinks the poem was composed for some other occasion probably in Ireland, perhaps for an earlier Sigtrygg, who in 919 slew King Njáll Glundubh. After all there is very little to suggest that the poem was written in Ireland. The view that *gagarr* in str. 3 is an Irish loanword cannot be upheld; cf. Finnur Jonsson, Norsk-islandske kultur- og sprogforhold, p. 60 (with references).

In Sonatorrek 1 the reading *pundara* is rejected and *prúðara* adopted, the result being that the strophe gives no meaning. Surely the correct reading is *pundara*. It is easy to understand a copyist substituting *prúðara*, while the substitution of *pundara* for *pruðara* is much more difficult to account for. *Prúðr* is a word that a copyist might expect to find in a poem, while *pundari* is not.

Lund. Eilert Ekwall.

---

**Selections from Chaucer**, edited by **William Allan Neilson** and **Howard Rollin Patch**. New York: Harcourt, Brace and Company 1921. LII + 505 S.

Dem Interesse an der Chaucerforschung, das seit T. R. Lounsbury's Studies in Chaucer, New York 1892, auch in Amerika erwacht ist und manchen eigenartigen Beitrag zur Kenntnis des bedeutendsten mittelenglischen Dichters gezeitigt hat, verdanken wir auch die vorliegende Auswahl aus den poetischen Werken Chaucers. Ein gutes, verkleinertes Lichtbild der Seite aus der harleianischen Handschrift von Hoccleve's De Regimine Principum, die Chaucers Bildnis trägt, schmückt den handlichen Band, der G. L. K. — jedenfalls George L. Kittredge — gewidmet ist. Die Ausgabe wendet sich an

einen möglichst grofsen Leserkreis, will aber gleichzeitig auch den Bedürfnissen englischer Studierender dienen.

Der einleitende literarhistorische Teil verwertet hauptsächlich die Ergebnisse der amerikanischen Chaucerforschung. In den Bibliographical Suggestions stofsen wir daher mit Ausnahme Skeats und des Franzosen Legouis nur auf amerikanische, keinen einzigen deutschen Namen. Dafs die Herausgeber auf andere Quellenangaben grundsätzlich verzichten, ist bei einem für Schulzwecke bestimmten Buche sehr wohl verständlich. Das erste Kapitel, The Background, ist eine Art Ehrenrettung des katholischen Mittelalters im allgemeinen. Dann lernen wir in einer knappen Übersicht England in the Fourteenth Century kennen. Hierauf wird Chaucer's Life gröfstenteils auf grund der Life Records dargestellt. Doch hören wir auch von näheren Beziehungen des Dichters zu John of Gaunt, von seinen beiden Söhnen Lewis und Thomas. Aber der Lowis, für den das Astrolabe geschrieben wurde, ist nicht Chaucers Sohn, sondern der Sohn jenes Sir Lewis Clifford, dessen Tochter mit Sir Philipp la Vache vermählt war, dem Chaucer das Gedicht Trouthe widmete und der ihm einen poetischen Grufs des französischen Dichters Eustache Deschamps überbrachte. Von einem Bruch zwischen Chaucer und Gower wollen die Herausgeber nichts wissen. Die Chronology of Chaucer's Works mufs der Leser ohne Angabe von näheren Gründen für die zeitliche Anordnung der Werke hinnehmen. In dem Abschnitt Chaucer's Reading wird in erster Linie der christliche Konsul Boethius genannt, dann besonders Dante, der Rosenroman und Ovid; erst in zweiter Linie folgen die übrigen bekannten Quellen des Dichters. Für das Kapitel Chaucer's Literary Art sind, soweit ich sehe, vorzugsweise Arbeiten amerikanischer Literarhistoriker wie Kittredge, Lowes, Neilson, Tatlock und Fr. Tupper herangezogen worden. Ein kurzer Abrifs von einem Dutzend Seiten — The Language — führt den Leser in die wichtigsten Eigentümlichkeiten der Sprache des Dichters ein und dürfte zusammen mit der Tabelle The Sounds of Chaucer und dem Glossary für den englischen Leser genügen, um die Verse richtig zu lesen und zu verstehen. Es wird ihm vielleicht auffallen, dafs als Neutrum des Personalpronomens der dritten Person nur die Form *hit* gelehrt wird, während schon in den ersten zwölf Zeilen, die

er liest, neben zweimaligem *hit* einmal auch die Form *it* erscheint und dafs *hit*, das er in den kürzeren Gedichten noch öfter antrifft, im Troilus und in den Canterbury Tales durchwegs durch *it* ersetzt ist.

In die Auswahl wurden aufgenommen: The Book of the Duchesse mit mehrfachen Kürzungen in den Klagen des schwarzen Ritters; The House of Fame, gekürzt; The Parlement of Foules, ungekürzt; Troilus and Criseyde, um ein Drittel gekürzt; ferner die Wordes unto Adam, Trouthe, Lenvoy a Scogan, Lenvoy a Bukton und Compleynte to his Empty Purs, wegen der persönlichen Beziehungen dieser Dichtungen. Die Legende of Good Women ist nur durch die Ballade Hyd Absolon vertreten und zwar in der Fassung B, wie sie in der Mehrzahl der Handschriften überliefert ist und welche die Herausgeber mit J. P. Tatlock[1]) und J. L. Lowes[2]) als die ältere ansehen und nicht in der Fassung A des Cambridger Ms. Gg, die John Koch[3]) für die ursprüngliche erklärt. Aus den Canterbury Tales wurden The Prologe, The Knightes Tale, The Prioresses Tale, The Nonne Preestes Tale, The Pardoners Tale, The Prologe of the Wyves Tale of Bathe und The Clerkes Tale ausgewählt. Die Variant Readings, die sich an die Texte anschliefsen, verzeichnen nur Abweichungen der vorliegenden Ausgabe von dem Wortlaute oder der Schreibung bei Skeat unter Angabe der Handschriften, auf grund deren Änderungen vorgenommen wurden, nicht aber der Mss. untereinander. Denn Neilson und Patch haben ihrer Sammlung die normalisierte Schreibung zugrunde gelegt, die W. W. Skeat in seinen Chauceransgaben verwendet, und zwar steht der von ihnen hergestellte Text der einbändigen Clarendon Press Edition näher als Skeats grofsem sechsbändigen Werke. Nur einige ganz geringfügige orthographische Änderungen wurden vorgenommen, wie *evere*, *stevene* für *ever*, *steven* und *had*, *did*, *eek*, *whan* in allen Fällen, in denen nicht durch das Metrum die zweisilbigen Formen

---

1) Development and Chronology of Chaucer's Works 1907.

2) The Two Prologues to the Legend of Good Women 1913.

3) Anglia 43. 197, 44. 23; die lange Kontroverse zwischen H. Lange und V. Langhans, die über diese Frage besonders in den Spalten der Anglia geführt wurde, wird nicht berührt.

*hadde*, *dide*, *eke*, *whanne* gefordert werden. Dazu kommen diakritische Zeichen, die den Leser über die Aussprache oder das Verstummen eines *e* belehren sollen. In textlicher Hinsicht wurde nicht stark von Skeat abgegangen, am meisten noch im Book of the Duchesse, wo die Überlieferung manche Verse als holperig erscheinen läſst und wo das Bestreben bestand, sie möglichst glatt im Flusse zu erhalten.

In bescheidenem Maſse kommt das Glossary den Bedürfnissen von Studierenden entgegen, indem es Etymologien verzeichnet. Dagegen ist die bei Skeat durchgeführte Angabe von Belegstellen aufgegeben. Nützlich ist es, daſs auch Eigennamen mit biographischen Bemerkungen aufgenommen wurden. Die Etymologien sind für den Anfänger berechnet. Aber es ist kein rechtes System für die Gestalt zu erkennen, in der altenglische (A. S.) Wortformen gebracht werden. Für *arm*, *elde* werden z. B. die brechungslosen Grundformen *arm*, *eldo* angegeben, dagegen für *old*, *half* die Formen mit Brechung *eald*, *healf*, auf denen Chaucers Lautungen doch nicht beruhen können. Ebenso ist nicht recht einzusehen, warum in Fällen, wo der Dichter nur die Lautung *e* kennt, als altenglische Quelle spätwestsächsische Formen mit *y* angegeben werden: *strȳpan*, *flȳman*, *wyrnan*, dagegen aber *hīeran*, *stēman*; oder warum *grehoundes* von *grīghund* abgeleitet wird. Wie soll der Anfänger *walsh-note* auf *wealhhnutu* oder *cled* auf *clāðian* zurückführen? Ein ae. *crēodan* gibt es nicht; die Form heiſst *crūdan*, trotz Bosworth Toller S. 170. Warum werden für *rest* und *gest* ae. Formen *ræst* und *gæst* angenommen? Lehnwörter, die in spätaltenglischer Zeit aus dem Skandinavischen übernommen wurden, werden als altenglisch bezeichnet: *lagu*, *wrang*; dagegen wird das wahrscheinlich einheimische *deye* auf an. *deyja* zurückgeführt. Die Form *archewyves* erklärt sich nicht aus ae. *arce* allein; vgl. N. E. D.

In der ganzen Anlage erinnert die Auswahl von Neilson und Patch stark an das zwei Jahre ältere deutsche Chaucerhandbuch für Studierende von Max Kaluza. Aber während dieser eine Grundlage für wissenschaftliche Seminarübungen schaffen wollte, wollen die amerikanischen Herausgeber Chaucer der groſsen Öffentlichkeit schenken: „Indeed it seems likely that, but for the hindrance in the change of language, Chaucer would have remained the poet of the people at large as he

has always been a favorite of the few." Ob es ihnen gelingen wird? Jedenfalls haben sie versucht, ihn ihren Landsleuten mundgerecht zu machen.

Wien, im November 1923. Friedrich Wild.

---

**H. De Groot, Hamlet, its Textual History.** *An Inquiry into the Relations between the First and Second Quartos and The First Folio of Hamlet.* Swets & Zeitlinger, Amsterdam 1923. 143 S.

Ein neuer Versuch, den Werdegang des Hamlettextes an den drei festen Pfosten $Q_1$, $Q_2$ und $F_1$ durch viele Unbekannten hindurch vorbeizuführen! Als wichtige Durchgangsstelle konstruiert De Groot, an Pollard und Dover Wilson sich anlehnend, ein Souffleurquartoexemplar, dafs gegenüber dem Shakespearemanuskript Scheidungen und Zusätze enthielt und den Folioherausgebern als Unterlage gedient hätte. (Der Entwicklungsweg wäre also: 1. Shakespeares Handschrift — nicht Reinschrift — geht 2. zum Master of the Revels, von dort 3. zum Souffleur, der im Laufe der Zeit seine Zusätze und Streichungen macht. Dieses vom Souffleur behandelte Shakespearemanuskript wandert 4. in die Druckerei, wo 1604 $Q_2$ entsteht. Ein Exemplar von $Q_2$ geht 5. in die Hände des Souffleurs, der es als neues Handbuch auf der Bühne benützt und darin neue Korrekturen und Erweiterungen einträgt. Dieses Souffleur $Q_2$-Exemplar wird 6. von Heminge und Condell zur Textherstellung von $F_1$ verwendet.) So wird uns erklärt, dafs die Folioausgabe gegenüber $Q_2$ gelegentlich einen besseren Text aufweist. Fragen: 1. Enthält $Q_2$ Andeutungen, die auf eine dahinterliegende Shakespearehandschrift weisen? 2. Sind in $F_1$ Spuren vorhanden, die nach einem Souffleurquartoexemplar führen? Beide Fragen lassen sich bejahen. Shakespeare markiert in seinem Ms. Stellen zum Ausstreichen. Der Setzer übersieht die Markierung und nimmt die Stellen doch auf. Sie stehen also jetzt in $Q_2$. Der Souffleur streicht sie nachher in seinem Handexemplar wieder aus. Wir finden sie deshalb heute in $F_1$ nicht. Schulbeispiel: $Q_2$ III, 2, 178 u. ff.:

For *women feare too much, euen as they loue,*
*And* womens feare and loue hold quantitie,
*Eyther none,* in neither ought, or in extremitie.

Das alles steht unvernünftig in $Q_2$. Das kursiv gedruckte hat Sh. zur Tilgung markiert. Der Souffleur hat dementsprechend gestrichen. Es steht deshalb in $F_1$ nicht.

Gibt es Stellen, die in $F_1$, aber nicht in $Q_2$ vorkommen? Gewifs. Sie sind so zu erklären, dafs sie ursprünglich im Ms. standen, in $Q_2$ irrtümlich weggelassen, aber im gedruckten Souffleurexemplar wieder eingesetzt und von dorther von $F_1$ übernommen wurden. Oder sie rühren von Schauspielern her, die sich eigene Zutaten gestatteten. Diese lebten sich ein, der Souffleur notierte sie nachträglich in sein gedrucktes Exemplar, und $F_1$ kopierte sie. Schliefslich haben auch Heminge und Condell von sich aus am Texte kleinere Änderungen angebracht durch reichhaltigere Interpunktierung und Verwendung grofser Buchstaben. De Groot kommt zum Schlufs, $Q_2$ stelle nach allen seinen Untersuchungen einen besseren Text dar als $F_1$.

Hier wäre zunächst zur Methode einzuwenden: das konstruierte Souffleurquartoexemplar ist ein bequemes Sammel- und Abgangsbecken, das alles enthalten und nicht enthalten kann, was nachher in die Folioausgabe hineingeflossen oder nicht hineingeflossen ist. Es ist keine Übereinstimmung oder Unstimmigkeit zwischen $Q_2$ und $F_1$ denkbar, die nicht auf dem Wege dieses Universalmittels zu erklären wäre. Man neigt deshalb zur Ansicht, dafs diese Erklärung zu einfach ist und dafs die wirklichen, uns heute nicht mehr entwirrbaren Verhältnisse wesentlich verwickelter sein dürften.

Nun kommt die wichtige Frage: wie verhält sich $Q_1$, der berüchtigte kurze und mangelhafte Druck des Hamlet vom Jahre 1603, zu $Q_2$? De Groot durchgeht alle die vielen bisherigen Lösungsvorschläge — $Q_1$ ist nur ein erster Entwurf Shakespeares, $Q_1$ ist ein durch Stenographie verderbter Raubdruck, $Q_1$ ist ein Raubdruck, zu dem ein niedriger Schauspieler das Material seiner eigenen kleinen Rollen einwandfrei, das der grofsen Rollen aber mangelhaft nach blofsem Ablauschen geliefert hat (so A. W. Pollard),[1] $Q_1$ ist gar kein Raubdruck (so Hubbard 1920)[2] — und er schlägt folgende

[1]) S. sein Buch: S.s Fight with the Pirates and the Problems of the Transmission of his Text, second edition, revised with an introduction, Cambridge, University Press 1920 und vgl. meine Zusammenfassung Beiblatt, Märzheft, bei Anlafs der Besprechung des Buches von Adams.

[2]) S. die Besprechung von Max Förster, Beiblatt 34 (1923), 289—306.

Lösung vor: Kyds Urhamlet dürfte das Eigentum der Shakespeareschen Truppe gewesen sein und lag dort als Souffleurmanuskript vor. Shakespeare nahm dieses Manuskript zur Hand und revidierte es (X). Eine spätere gründlichere Bearbeitung des alten Stückes benötigte ein vollständiges Umschreiben auf neue Blätter. So entstand das Druckmanuskript von $Q_2$. X aber stellt Shakespeares ersten Hamletversuch dar, der also in Wahrheit ein Stück Kyd mit bedeutenden Shakespeareeinsprengseln wäre. Aber dieses Stück war zu lang. Ein plumper Macher wurde deshalb damit beauftragt, es für Aufführungen in der Provinz zu kürzen (dies ist die Weiterentwicklung eines Gedankens, den v. Westenholz, Engl. Stud. 34 1904, geäufsert hat). Er unternahm zahlreiche und grofse Streichungen und verkleisterte die Lücken durch selbst erdichtete schlechte Verse oder durch sinnlose Prosasätze. Vielleicht benützte er die Blätter von X. Diese gekürzte Fassung wanderte nun offen — nicht etwa geheim, raubdruckerartig — zu den Druckern Ling und Trundell und erschien 1603 als $Q_1$. Eine eingehende Einzeluntersuchung — der Hauptteil der ganzen Arbeit —, führt fast Vers um Vers die Eigentümlichkeiten von $Q_1$ auf die dahinter liegende unabhängige Fassung der Hs. X zurück. In $Q_1$ fehlen beispielsweise Stellen — d. h. vom Zurechtmacher unterdrückte Teile von X —, die dann nachher in $Q_2$ in richtiger Form auftreten. $Q_1$ hat aber auch Zeilen, die in $Q_2$ fehlen, die aber entweder den Shakespeareschen oder den Kydschen Ton tragen. Sie spiegeln X. Wenn diese Theorie richtig ist, so erwarten wir keine gemeinschaftlichen Merkmale zwischen $Q_1$ und $F_1$ gegenüber $Q_2$. Es sind aber solche vorhanden. De Groot sucht sie als Zufälligkeiten hinzustellen. Also! $Q_1$ ist kein Raubdruck, der durch Stenographie oder Schmierenschauspielerhilfe zustandegekommen wäre. $Q_1$ ist halb Kyd, halb Shakespeare, durch den kürzenden Zurechtmacher gelegentlich entstellt.

Dafs in $Q_1$ mehr, als man bis jetzt zugeben wollte, von Kyd vorliegt, ist die ansprechendste von De Groots Thesen. Hier wäre aber ein Heranziehen des englischen Komödiantenspiels „Der Bestrafte Brudermord“ zur eingehenden kritischen Betrachtung am Platze gewesen.

Auch hier aber wirken De Groots Thesen bestechend durch ihre Einfachheit. Allerdings stört ein schlimmes Element

den Frieden einer schlichten Lösung: der plumpe Zurechtmacher, der im Auftrag, also offen und redlich kürzen und umarbeiten muſs. Für mich ist ein offen handelnder Zurechtmacher von X ein Ding der Unmöglichkeit. Warum überbindet die Schauspielertruppe, der Shakespeare angehörte, den delikaten Auftrag der Kürzung nicht Shakespeare selber, sondern ausgerechnet dem ärgsten Stümper, der in der Nähe war? Ist es denkbar, daſs Shakespeare, der doch auf den Reisen in der Provinz wohl selber mitspielte, eine solche Verschandelung seines Textes bei den Aufführungen ruhig hingenommen und deren Gang zum Druck geduldet hätte? Fehler und Unsinner, wie der Schreiber von $Q_1$ sie sich leistet, unterlaufen nicht einem offen im Auftrag arbeitenden Umschaffer — denn dieser konnte in zweifelhaften Fällen Shakespeare selber zu Rate ziehen —, sie sind die Frucht eines im Geheimen nach unzulänglichen und lückenhaften Vorlagen arbeitenden, gehetzten Dunkelmannes. Warum soll $Q_1$ kein Raubdruck sein? Alle gegen diese Annahme ins Feld geführten Argumente sind nicht stichhaltig. Daſs die Kurzschrift auſser Betracht fällt, sollte vorerst bewiesen werden. Es sollte genau untersucht werden nach dem Vorgang von Paul Friedrichs Dissertation,[1]) ob in $Q_1$ eigentliche Hörfehler oder Miſsverständnisse vorliegen, die auf die Unzulänglichkeit des Timothy Brightschen Kurzschriftsystems zurückzuführen sind. Fehlen die schlagenden Beispiele, dann fällt die Kurzschrifthypothese. Mir scheint z. B. in der folgenden Stelle ein deutlicher Hörfehler vorzuliegen:

$Q_1$ 44: it *horrors* me with fear and wonder.
$Q_2$ : it *harrows* me with fear and wonder.

In ähnlicher Richtung scheinen zu deuten:

$Q_1$ 66: with *Marshall* stalke
$Q_2$ : with *martiall* stauke.

Ein Argument wie das von Pollard und Wilson und nach ihnen von De Groot (135) angeführte, daſs stenographische Piraten vor 1605 nicht erwähnt würden, beweist nichts. Im Gegenteil, der Beleg 1605 ist vernünftigerweise auch beweiskräftig für 1600.

---

[1]) Studien zur engl. Stenographie im Zeitalter Sh.s. Timothy Bright's Characterie entwicklungsgeschichtlich betrachtet, Dissertation Leipzig 1914.

Möglich, dafs die Schmierenschauspielertheorie, die De Groot ablehnt, nicht haltbar ist.

Bei den einschlägigen Vorarbeiten, die der Verfasser alle eingehend gewürdigt hat, fällt mir auf, dafs ihm eine wichtige Nummer entgangen ist, deren Thema sich z. T. mit dem seinigen deckt: Elise Deckner, Die beiden ersten Hamlet-Quartos (Normannia 4), Berlin 1909, wo die von De Groot sich zu eigen gemachte Theorie Westenholzens mit Erfolg widerlegt wird.[1] Bei der Erörterung des deutschen Hamlet wäre noch der Aufsatz von Gersdorff im Shakespeare-Jahrbuch 48 (1912) heranzuziehen: „Vom Ursprung des deutschen Hamlet".

Zürich. Bernhard Fehr.

**Elmer Edgar Stoll, Othello. An Historical and Comparative Study.** A. u. d. T.: **The University of Minnesota Studies in Language and Literature,** Number 2. Minneapolis, Bulletin of the University, March 1915. 71 S.

Stoll gehört wie Sckücking der historischen Richtung der Shakespearekritik an, die die gefährlichen Wege derer nicht gehen will, die Shakespearesche Schöpfungen nach allen Seiten hin mit den Mafsstäben der modernen Psychologie ausmessen. Er geht sogar noch weiter und möchte nicht Leben und Menschen in Sh s Drama aus der elisabethanischen Zeitpsyche heraus beurteilen. Denn auch so würden wir Sh. fälschen. Es wäre dies gleichbedeutend mit einer Übertragung unserer rationalistisch naturalistischen Kunstbetrachtung auf die Erzeugnisse einer Zeit, der diese Auffassung noch fremd war. Im Verlauf von drei Jahrhunderten haben wir uns daran gewöhnt, die Kunst zum Spiegel der Zeit zu machen. Sh. aber gibt nicht Bilder seiner Zeit, sondern nur Bilder einer weitherzigen, „gothischen" dramatischen Kunst. Er gibt auch nicht unbedingt Gestalten seiner Zeit. Die Schurkereien, Bosheiten und romantischen Heftigkeiten seiner Figuren sind nicht der Widerschein gangbarer elisabethanischer Charaktertypen. Eine Anna, eine Elisabeth, ein Othello gehören ebenso wenig dem 15. oder 16. Jahrhundert an wie sie unserer Zeit angehören. Unwirklichkeiten, Unwahrscheinlichkeiten und Ungereimtheiten haften ihnen an, für die das elisabethanische England nicht

[1] S. Aronsteins Bespr. Beiblatt 21, 332—4.

so empfindlich war wie wir, da es sie als im Einklang mit den dramatischen Konventionen seiner Zeit stehend fühlte. Die heutige Kritik vergifst das immer wieder und bemüht sich in ihrer Sucht nach philosophischer und psychologischer Begründung, alle Defekte, Zufälligkeiten, Unwahrscheinlichkeiten und mangelhaften Motivierungen in Tugenden, in verborgene künstlerische Absichten umzudeuten. Aber nur bei Sh., bei keinem andern.

Othello soll als Beispiel dienen. Was führt uns Sh. vor? Einen edlen, freien und offenen, vertrauensseligen Menschen, der durch seine eigene Tugend zu Falle kommt. So erscheint er uns im ersten Akt und weiterhin bis zur Versuchungsszene. Da mit einem Male wird er ein anderer Mensch, argwöhnisch und eifersüchtig bis aufs äufserste. Und wir sollen glauben, dafs Jagos Künste ihn völlig umgewandelt haben. Künste? Es sind eigentlich primitive Mittel. Eine Traumlüge und ein Taschentuch und siehe der vertrauensgetreue Othello fällt im Nu auf die Knie und schwört seiner Gattin Tod. So einfach geht es im Leben doch nicht zu, so im Sprung erstürmt man nicht die seelischen Barrikaden eines andern, wie es Jago bei Othello gelingt. Wie, Othello, der andern so gern sein Vertrauen schenkt, verweigert es seiner lieben Frau und seinem treuen Freunde, um es einem Schurken zu schenken? Er, die Verkörperung der Unschuld, neigt dazu, eher an Schuld als an Unschuld zu glauben, verlangt nach Beweisen und scheint dabei von dem Wunsche beseelt, dafs sie seine Gattin nicht reinwaschen, sondern noch schwärzer besudeln mögen?

Die Kritik hat die Risse mit aller Deutlichkeit gesehen und hat sie mit spitzfindigen psychologischen und philosophischen Erklärungen verkittet. Die einen erklären, Coleridge folgend, das Unbegreifliche durch die übermenschliche, hypnotische Gewalt Jagos. Eine Erklärung ist das nicht. Die andern — unter ihnen Wetz — greifen zum Erklärungsmittel der Veranlagung zum Argwohn in Othello, so dafs Jagos Kunst ihn nur zu wecken und zu entwickeln braucht. Wieder andere decken die Widersprüche mit dem „Schicksal“ oder mit der „Verblendung der Leidenschaft“ zu, die von Anfang an da sei, wodurch die gewünschte Konstante in Othellos Charakter gefunden wäre. Ein weiterer kritischer Notbehelf ist die Annahme intellektueller Minderwertigkeit im Helden oder die

Vortäuschung einer ungeheuern geistigen und sittlichen Distanz zwischen den beiden Gatten, die Othello von Anfang an unsicher machen mufs.

Keine einzige der gegebenen Erklärungen hält einer nüchternen Prüfung stand. Es bleibt nichts anderes übrig als den unvermittelten Gefühlsumschlag in Othello als eine Tatsache der dramatischen Fabel hinzunehmen und als ein Teilstück dramatischer Konvention, wonach der Held nur soviel erkennen und sehen darf, als der tragischen Handlungsentwicklung zweckdienlich ist. Und wie sieht es nun mit der Konvention in Othello aus? In *Much Ado*, in *Cymbeline*, in Robert Greenes *Orlando Furioso*, in Beaumonts und Fletchers *Philaster*, sogar in Drydens *Conquest of Granada* geht es genau so zu wie im Othello. „Unpsychologisch“ kritiklos fällt Held oder Heldin mit einem Male auf alles herein, was der Verleumder vormacht. Die Linie der Überlieferung zieht sich hier viel länger hin als man glaubt. Der Theseus des Euripides, des Seneca und des Racine nimmt die Anklage gegen seinen Sohn entgegen und verflucht ihn sofort, seinen Tod herbeiwünschend. Nicht anders steht es mit Dolces *Herod* (c. 1560), mit Bounins Soltane (1561) und mit dem Vizekönig in Kyds *Spanish Tragedy*. Steht es etwa anders mit Gloster in *King Lear*, ja sogar mit Voltaires *Zaïre* und Schillers *Kabale und Liebe?* Warum sollte es nötig sein, gerade den *Othello* zurechtzudrücken?

Man suche nicht seelische Folgerichtigkeit in Sh.s Gestalten, man wird sie nicht finden. Die Charaktere machen bei Sh. nicht das Stück aus, dessen Handlung ihnen entfliefst wie im modernen Drama eines Ibsen. Was wir aber bei Sh. stets finden, ist bei allen Ungereimtheiten die poetische Einheit der Gestalten, deren Wesen stets im richtigen individuellen Ton sich versinnlicht, deren Leidenschaft nie falsch und gequetscht, sondern rein, wahr und wirklich klingt. Das ist nicht Psychologie, sondern Dichtung. Sie wollen wir fassen und geniefsen.

Zürich. Bernhard Fehr.

---

**The Reed of Pan,** *English Renderings of Greek Epigrams and Lyrics* by **A. C. Benson,** London, John Murray 1922.

In seiner stillen Cambridger Gelehrtenstube hat A.C.Benson einen alten Schatz gehoben. Nicht zum ersten Male ist das Kleingut griechischer Lyrik einem weiteren englischen Publikum zugänglich gemacht worden; fast gleichzeitig mit Bensons hübschem Bändchen 'The Reed of Pan' erschien die Sammlung 'Little Poems from the Greek' von Walter Leaf, Übersetzungen, die mehr philologische als rein künstlerische Zwecke im Auge haben, 'as though they were skilful modern settings of archaic and foreign airs'; und noch mehr gilt dies für die Prosaübersetzungen in Mackails 'Select Epigrams from the Greek Anthology', denen Benson viel verdankt. Bensons Absicht in seinen Nachdichtungen ist, 'to represent in English verse what I conceive the mood and progression of the original poem to be'. Um den englischen Charakter zu wahren, gibt er auch die mannigfaltigen griechischen Strophenformen auf und giefst die alten Dichtungen in englische Reimverse um, denen er gelegentlich einen etwas archaischen Anstrich gibt, während manchmal wieder eine leichte, spielende Behandlung als beste Wiedergabe der Stimmung des Originals erscheint. Man vergleiche die Übertragung des anakreontischen Liedchens 'Cupid's Bow' mit dem Original und wird finden, dafs Benson unter Beibehaltung des Versmafses des Originals nur Endreime anzubringen brauchte, um ein wirklich englisches Gedicht entstehen zu lassen:

| | |
|---|---|
| Once upon the midnight deep, | *Μεσονυκτίοις ποτ' ὥραις,* |
| When the stars their courses wheel, | *στρέφεται δτ' Ἄρκτος ἤδη* |
| And the Bear descends the steep, | *κατὰ χεῖρα τὴν Βοώτου,* |
| Close upon Boötes' heel: | *μερόπων δὲ φῦλα πάντα* |
| When the race of mortal men | *κέαται κόπῳ δαμέντα,* |
| Sleep in peace, their labour o'er, | *τότ' Ἔρως ἐπισταθείς μευ* |
| All was silent; it was then | *θυρέων ἔκοπτ' ὀχῆας . . .* |
| Came a tapping at my door . . . | (Bergk, Poetae Lyrici Graeci.) |

Es ist vielleicht nicht unangebracht, der Übersetzungskunst Bensons auch deutsche Beispiele zur Seite zu stellen.

Ich wähle das bei Bergk S. 555 abgedruckte Trostgedicht des Archilochus (7. Jh. vor Christus) und stelle daneben die metrisch genaue Nachbildung E. Geibels in seinem Klassischen Liederbuch und die freiere Version von Franz Hein in dem Bändchen Hellenische Sänger.

*Θυμέ, θύμ' ἀμηχάνοισι κήδεσιν κυκώμενε,*
*ἐνάδευ, δυσμενῶν δ'ἀλέξευ προσβαλὼν ἐναντίον*
*στέρνον, ἐν δοκοῖσιν ἐχθρῶν πλησίον κατασταθείς*
*ἀσφαλέως· καὶ μήτε νικῶν ἀμφάδην ἀγάλλεο,*
*μηδὲ νικηθεὶς ἐν οἴκῳ καταπεσὼν ὀδύρεο·*
*ἀλλὰ χαρτοῖσίν τε χαῖρε καὶ κακοῖσιν ἀσχάλα*
*μὴ λίην· γίγνωσκε δ'οἷος ῥυσμὸς ἀνθρώπους ἔχει.*
Archilochus.

---

Herz, o Herz, von ungefügen Kümmernissen schwer gebeugt,
Auf, und jenen, die dich hassen, wirf entgegen kühn die Brust
Und auf deiner Feinde Lanzen schreite selbstvertrauend zu!
Aber wenn du Sieg errungen, jauchze laut nicht vor der Welt,
Noch zu Hause schmerzgebrochen jammre, wenn du unterlagst,
Sondern freue dich im Glücke, gräme dich im Mifsgeschick
Nicht zu sehr und sei des Wandels, der die Welt beherrscht, gedenk.
E. Geibel.

---

Sei stark mein Herz, wenn rings die Feinde branden,
Bleibe aufrecht, halte mutig stand.
Mach' gelassen ihre Wut zuschanden,
Sei der Fels, den nie sie überwand.
Sei der Schild, von dem in hundert Scheeren
Deiner Feinde Hafs gebrochen sinkt,
Ehern aufrecht, starr und blank in Ehren,
Wie ihr Grimm dich tobend auch umringt.
Prahle nicht, wenn du den Sieg errungen,
Klage nicht, traf dich des Schicksals Streich.
Immer hat dasselbe Lied gesungen,
Rauh und hart, das Leben, immer gleich. F. Hein.

---

Endure, my soul, endure,
Though sore beset by grief;
Thou needst not look for cure,
Or respite, or relief.

But hold thy ground — to-day
No time for craven fears!
Seek thou the hottest fray,
And breast the bristling spears.

If victor, let thy pride
No paltry honours claim;
If vanquished, never hide
Thy head at home in shame.

But take of good and woe
Whate'er thy fortune brings,
And face the ebb and flow
That governs human things. A. C. Benson.

Bensons Übersetzungskunst dürfte durch die beiden Beispiele genügend gekennzeichnet sein. Um sich eine Vorstellung von dem mannigfaltigen Inhalt der Dichtungen machen zu können, mufs man die Sammlung selbst lesen, in der literarisches Gut aus 17 Jahrhunderten aufgespeichert ist. Es fällt uns auf, dafs Pindar, Alcaeus, Mimnermus, Aristoteles und die Tragiker nicht vertreten sind, während wir zahlreiche Übersetzungen von nachchristlichen Dichtern antreffen; Cometas aus dem 10. Jh. nach Christus ist der letzte. Ziemlich stark treten auch die Dichter aus der Zeit Justinians hervor: Arabius, Agathias, Marianus, Macedonius, Rufinus, Paulus Silentiarius, Leontinus und Julianus Aegyptiacus. Am stärksten wird Meleager (1. Jh. vor Christus) berücksichtigt, mit 21 Stücken; ihm folgen Leonidas von Tarent und Callimachus mit je 10, Agathias mit 8, Antipater von Sidon und Asclepiades mit je 7, Plato, Mnasalcas und Paulus Silentiarius mit je 6 Gedichten, während sich Sappho, Theocrit und Theognis mit je 2 Liedern und Tyrtaeus, Bacchylides und Anacreon gar nur mit einem Stück begnügen müssen.

Wien. Friedrich Wild.

---

**Dr. G. Wendt, Grammatik des heutigen Englisch.** Heidelberg, Carl Winter, 1922.

Das obengenannte Buch, das eigentlich eine gekürzte Ausgabe von desselben Verfassers „Syntax des heutigen Englisch“ ist, zeugt auf jeder Seite von einer tiefgehenden, ja geradezu erstaunlichen Kenntnis der englischen Sprache und Literatur. Es enthält eine Fülle von Erläuterungen über den heutigen englischen Sprachgebrauch, die weit über das Bedürfnis des durchschnittlichen Lehrers hinausgeht. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, verdient daher das Buch das höchste Lob. Wenn ich dagegen das grammatische System des Verfassers betrachte, finde ich, dafs er nicht scharf genug zwischen der formellen und der logischen Seite der Sprache scheidet. Hierdurch entsteht eine gewisse Unklarheit und Inkonsequenz in der Behandlung. Was nun erst diese Scheidung zwischen formellen und logischen Kategorien betrifft, verweise ich auf meine Anzeige in dieser Zeitschrift von Max Deutschbeins System der neuenglischen Syntax (XXIX, 161) und von

desselben Satz und Urteil (XXX, 216). Auch möchte ich erwähnen, dafs ich meine Auffassung praktisch verwirklicht habe in einer ausführlichen norwegischen Grammatik (*Norsk Riksmåls-grammatikk*, Kristiania 1922). Da dies Werk aber in norwegischer Sprache geschrieben ist, ist nicht zu erwarten, dafs viele der Leser dieser Zeitschrift damit Bekanntschaft machen können.

Dr. Wendt fängt mit der „Wortlehre“, also eigentlich mit der formellen Seite der Sprache an. Hier erwartet man daher, die einzelnen Wortklassen mit ihren Formen und deren Gebrauch erörtert zu finden, und das trifft auch meistens zu. Aber ich habe auch einzelne Einwendungen gegen die Darstellung zu machen, wie ich jetzt versuchen werde klar zu legen. Nachdem die verschiedenen Formen des Verbums dargestellt sind, folgt ein Kapitel: „Bedeutung, Inhalt und Umfang des Zeitworts“; aber vieles von diesem gehört nicht in die Formenlehre, sondern in den logischen Teil der Grammatik, z. B. die Einteilung in Transitiva und Intransitiva. Dieser Unterschied ist ja nicht von der Form abhängig und hat somit nichts mit der Form zu tun. Überdies wird ja das, was hierüber an dieser Stelle gesagt wird, später in der Satzlehre wiederholt, und zwar weit ausführlicher. Sonst ist das Verbum formell sehr vollständig behandelt, und im grofsen und ganzen in solcher Weise, dafs ich nichts wesentliches dagegen einzuwenden habe. Auch die Behandlung des Substantivs ist mustergültig. Nur möchte ich etwas von dem, was unter dem Adjektiv steht, im Kapitel vom Substantiv behandelt sehen, nämlich den attributivischen Gebrauch des Substantivs. Unter dem Adjektiv behandelt Verf. I. Das Adjektiv in „adjektivischer“ Form, und II. Das Adjektiv in „nicht-adjektivischer“ Form. Der letztere Ausdruck enthält zunächst eine contradictio in adjecto; denn ein „Adjektiv in nicht-adjektivischer Form“ ist ja kein Adjektiv. Damit meint nun Verf. teils Adverbia wie in *a down train*, teils und besonders Substantiva wie *an iron key*. Aber dies sollte ja unter dem Adverb und dem Substantiv behandelt werden. In unserer Zeit werden viele Arbeiten, die vormals ausschliefslich den Männern vorbehalten waren, auch von Weibern ausgeführt, aber was würde man von einer Darstellung der verschiedenen gesellschaftlichen Arbeiten und Aufgaben sagen, wo solche Weiber

als „Männer in nicht-männlicher Gestalt“ bezeichnet würden? — Hier zeigt sich eben am deutlichsten, wie wichtig es ist, die formelle und die logische Seite der Sprache auseinander zu halten. In *a down train* ist *down* formell natürlich ein Adverb, und in *an iron key* ist *iron* ebenso gewifs formell ein Substantiv, aber beide sind hier logisch Attribute. In dem formellen Teil müssen daher Ausdrücke wie *a down train* unter dem Adverb, und solche wie *an iron key* unter dem Substantiv behandelt werden. Im logischen Teil dagegen haben beide ihren Platz unter den Attributen (Beigliedern). — Übrigens ist Verf. nicht konsequent. Wenn die eben besprochenen Ausdrücke unter dem Adjektiv behandelt werden, so sollten ja konsequenterweise *the poor*, die Armen, u. dgl. unter dem Substantiv als „Substantive in nicht-substantivischer Form“ behandelt werden. Wie viel klarer wird alles werden, wenn man „Jedem das Seine“ gibt, und also z. B. unter dem Substantiv, nachdem das formelle erledigt worden ist, auch den Gebrauch des Substantivs in folgender Weise anführt: Das Substantiv wird gebraucht 1. als Oberglied in den meisten Fällen, nämlich als Subjekt oder Objekt; 2. als Beiglied zur näheren Spezialisierung eines Obergliedes, und zwar entweder in der Nennform, wie *an iron key*, oder im Genitiv, wie *the child's father*; 3. als Unterglied (gewöhnlich in Verbindung mit einem Beiglied) wie: *he died last night, he came this way, five feet long.* (Diesen Gebrauch des Substantivs bezeichnet Verf. in der Satzlehre als direktes Objekt). — Ebenso wird das Adjektiv gebraucht 1. als Beiglied in den meisten Fällen: *a good man*; 2. als Oberglied: *the poor, the deaf and dumb*; 3. als Unterglied (selten): *he flew high, he bowed low.* In Fällen wie *the blacks, innocents* u. dgl. haben wir nicht mehr Adjektive, sondern wirkliche Substantive. Auch ein Adverb kann auf dieselben drei Weisen gebraucht werden, 1. als Unterglied in den meisten Fällen: *a very good man, he speaks very well*; 2. als Beiglied: *a down train, the then minister*: 3. als Oberglied, nämlich nach einer Präposition: *far from here, from now, till then.* Umgekehrt ist in dem logischen Teile der Grammatik der Sprachstoff in Oberglieder, Beiglieder und Unterglieder einzuteilen, und unter jedem Titel sind alle Wörter und Wortverbindungen, die bzw. als Ober-, Bei- oder Unterglieder gebraucht werden, aufzuführen, z. B. als Ober-

glieder werden gebraucht: 1. Substantiva; 2. Pronomina; 3. Adjektiva; 4. Zahlwörter; 5. Adverbia; 6. Infinitive und Gerundia; 7. Wortgruppen (*twice two is four*); 8. Sätze (*That he was in error*, will scarcely be disputed; I believe *that it is true*). —

Die Wortklasse, die man Pronomina nennt, ist eine sehr heterogene Klasse. Es ist unmöglich, ein gemeinsames charakteristisches Merkmal aufzufinden, wodurch diese Wortklasse sich von anderen Wortklassen unterscheidet. Eine genügende Definition der Pronomina ist meines Wissens auch nicht aufgestellt worden. Gewöhnlich definiert man wohl „Pronomen" als ein Wort, das anstatt eines Substantivs gesetzt werden kann. Dies paſst natürlich für Pronomina wie er und sie, *he* und *she*; aber auch ein Substantiv oder ein Adjektiv kann ja in dieser Weise gebraucht werden z. B. Der Vater rief seinen Sohn, aber der Knabe blieb stehen. Ich versuchte den Mann zu warnen, aber der Unglückliche hörte mich nicht. Es ist auch, glaube ich, unmöglich, eine für alle Pronomina gültige Definition, am allerwenigsten eine formelle Definition, zu geben. Einige Pronomina wie ich, du, er, sie werden in einer besonderen Weise dekliniert, ganz verschieden von der Deklination der Substantiva und Adjektiva. Andere wie der, dieser, jener werden teilweise wie starke Adjektiva dekliniert. Wieder andere sind undeklinierbar. Auch der Gebrauch ist nicht derselbe für alle Pronomina: Die sogenannten persönlichen können nur als Oberglieder stehen, andere, wie die possessiven und demonstrativen, können sowohl als Oberglieder wie als Beiglieder gebraucht werden. Hier haben wir einen wesentlichen Unterschied: Oberglied-pronomina und Beiglied-pronomina. Nur für die ersteren möchte ich den Namen „Pronomina" gebrauchen. Für die übrigen habe ich den Namen „Determinativa" vorgeschlagen. Auch Verf. hat diesen Namen angewandt, aber nur für den bestimmten Artikel, *that-those* in gewissen Fällen, *such, the one, the same* und zum Teil *he, she, they*. Er versteht also unter diesem Namen etwas ganz anderes als ich. — Ich verstehe unter „Determinativa" ganz einfach dasselbe wie „Bestimmungswörter"; der bestimmte Artikel ist somit das am häufigsten gebrauchte Determinativum. Aber die übrigen sind Bestimmungswörter in noch höherem Grade. Was bedeutet nämlich z. B. mein Buch, *my book*?

Das mein, *my* bezeichnet ja nichts Charakteristisches für das Buch in Frage. Es bedeutet das (Buch) das mir gehört, *the* (book) *that belongs to me*, m. a. W.: es bedeutet dasselbe wie der bestimmte Artikel und noch etwas mehr. So auch z. B. dies, *this*: dies Buch, *this book* bedeutet etwa das (Buch) das hier liegt, *the* (book) *that lies here*. Weiter können diese Determinativa vor ein Adjektiv gesetzt werden ohne jedoch das Adjektiv besonders zu bestimmen: mein neues Buch, *my new book*; dieser alte Mann, *this old man*, ebenso wie der bestimmte Artikel. Sie sind also eine Art „Hyper-Artikel". — Verf. sagt, daſs das determinative *that* „zur Substantivierung von Adjektiven und Partizipien" diene, und als Beispiel führt er an: The "secret" memorandum is thus *that printed* in Parliamentary papers. — Man kann aber nicht sagen, daſs *printed* hier substantiviert ist; *that printed* bedeutet ja *that* (*memorandum that is*) *printed*, d. h. *that* ist hier substantivisch (Oberglied) und *printed* is Prädikat. In meiner Terminologie steht *that* hier eben nicht als ein gewöhnliches Determinativum. —

Wir kommen jetzt zu der Satzlehre. Der Begriff Satz wird folgenderweise definiert: „Der Satz ist die häufigste Sprachform, um einen vernünftigen Gedanken andern so zu übermitteln, daſs er richtig verstanden wird". Und weiter heiſst es: „Zu einem vernünftigen, sinngebenden Gedanken ... gehören wenigstens Subjekt und Prädikat".

Hierzu möchte ich zwei Bemerkungen machen: 1. Ein englischer nursery rhyme fängt so an: *The man in the moon, came tumbling down, and asked his way to Norwich.* Da dies keinen vernünftigen Gedanken enthält, vielmehr der reine Unsinn ist, kann es nach der oben gegebenen Definition auch kein Satz sein, obschon sowohl ein Subjekt als ein Prädikat sich da finden. 2. Es kann kaum geleugnet werden, daſs Ausrufe wie Feuer! Weh mir! *Out upon you!* u. dgl. einen vernünftigen, wenigstens einen sehr verständlichen Gedanken übermitteln; da sie aber weder Subjekt noch Prädikat enthalten, können sie nach der gegebenen Definition auch keine Sätze sein.

Es muſs sich daher mit der Definition des Verfassers nicht ganz richtig verhalten. Es zeigt sich hier, wie vorher, wie notwendig es ist, die formelle und die logische Seite der

Sprache zu unterscheiden. Die Schwäche der oben gegebenen Definition ist eben, dafs sie halb formell und halb logisch ist, ohne dafs jede dieser Seiten zu ihrem Recht gekommen ist. Der formelle Satz mufs, wie alle anderen formellen Kategorien, eine bestimmte Form haben, ohne Rücksicht darauf, was er bedeutet. Wenn die Form richtig ist, mag der Inhalt der gröfste Unsinn sein. Formell ist der Satz nämlich eine grammatische Verbindung von einem Oberglied und einem finiten Verbum, d. h. von Subjekt und Prädikat. Der logische Satz dagegen hat keine bestimmte Form. Die Form ist ganz gleichgültig, aber er mufs eine bestimmte Funktion haben, er mufs eine Erkundigung über Jemanden oder Etwas geben oder suchen. Da es aber unpraktisch ist, jedesmal den Zusatz „formell" oder „logisch" hinzuzufügen, wird es gut sein, besondere Namen für die zwei Satzarten zu haben. Den „Satz" behalte ich daher dem formellen Satz vor; für den logischen Satz dagegen gebrauche ich das Wort „Vorstellung". Ich definiere dann die zwei Arten in der folgenden Weise: Ein Satz ist eine grammatische Verbindung von einem Oberglied und einem finiten Verbum ohne Rücksicht auf den Inhalt. Eine Vorstellung ist ein Wort oder eine Wortverbindung von beliebiger Form, wodurch eine Erkundigung gegeben oder gesucht wird. Eine solche Vorstellung kann in folgender Weise ausgedrückt werden:

1. durch ein einziges Wort (Vorstellungswort): Ach! Ade! Feuer! Zurück! Komm! Geh!

2. durch Wortgruppen (Vorstellungspruppen): guten Tag! Scherz bei Seite!

3. durch einen oder mehrere formelle Sätze (Vorstellungsreihe): Er ist krank. Ich glaube, dafs er krank ist. Die letzteren zwei Sätze bilden zusammen nur eine Vorstellung, sie bedeuten nämlich: Ich glaube an seine Krankheit.

Von Einzelheiten bemerke ich noch folgendes:

Als nominales Prädikat mit copula gibt Verf. (Seite 185) nicht nur *Man is mortal*, sondern auch *We are here*. Aber in dem letzteren Beispiel kann ja *are* nicht copula genannt werden, da es „befinden uns" bedeutet, und folglich kann *here* nicht nominales Prädikat sein, sondern ganz einfach ein Adverb

(Ortsbestimmung). So auch ohne copula in *Nobody there?* Dies ist ja ganz verschieden von (Who is) *the man there?* wo *there* wirklich als Attribut zu *the man* steht, indem es die Bedeutung eines Attributsatzes hat: *the man that stands there.* —

Die Auffassung des Objekts wird gewifs auch Widerspruch hervorrufen. Ein direktes Objekt findet Verf. nämlich nicht nur in solchen Ausdrücken wie *he killed the fox, he loves his children, he dreamed a dream, they sent for the doctor,* sondern auch in: *to stand one in good stead, to look one in the face.* Betreffs meiner eigenen Auffassung sowohl des direkten wie des indirekten Objektes, verweise ich auf meine Anzeige von Deutschbeins Sprachpsychologischen Studien in Beiblatt XXIX, 345 f., und werde daher nur einige weitere Bemerkungen hier machen. Es ist natürlich ganz richtig, wenn Verf. Gruppen wie *look for, send for, talk of* und sogar *take care of* u. dgl. als transitive Gruppen auffafst, und demgemäfs das hinzugefügte Wort als direktes Objekt bezeichnet. Diese Gruppen sind nämlich logisch unauflösbar. Aber dies berechtigt uns nicht, auch Ausdrücke wie *What a man idolises he won't see* (*a*?) *flaw in* in derselben Weise aufzufassen. Ebensogut könnte man den Satz *I saw him in the next room* so teilen: *I saw him in | the next room.* Was ist nämlich in diesen Sätzen Objekt für *see?* Es ist weder *flaw* noch *him* allein, sondern *a flaw in what he idolises* und *him in the next room.* Die Ausdrücke bedeuten ja: *he won't see that there is a flaw in what he idolises,* und *I saw that he was in the next room.* M. a. W.: wir haben hier nicht eine transitive Verbalgruppe, sondern eine Objektgruppe, ganz wie in *I saw the man running, I heard the child cry.*

Es scheint mir auch zweifelhaft, ob es richtig ist, Ausdrücke wie *to stand in good stead, to look in the face* als transitive Verbalgruppen aufzufassen, und also das hinzugefügte Wort (the stood *me* in good stead; I looked *him* in the face) als direktes Objekt zu bezeichnen. Hier liegt die Sache freilich anders als in den eben besprochenen Ausdrücken, indem wir es hier mit wirklichen Verbalgruppen zu tun haben. Aber wirklich transitive Verbalgruppen pflegen ihr Objekt nach sich zu nehmen, nicht in die Mitte: es heifst: *We took care of him, we lost sight sight of him.* Und anstatt: *I looked*

*him in the face* kann man auch sagen: *I looked in his face,* was geradezu beweist, daſs wenigstens dieser Ausdruck nicht transitiv ist. Ich werde es daher vorziehen, hier ein indirektes Objekt zu konstatieren.

Verf. rechnet auch Raum-, Zeit-, Maſs- oder Wertbestimmungen wie *The room was twenty feet square, He is not a penny the worse, he is a few months my senior,* zu den direkten Objekten. Dies ist nun eigentlich eine Namensfrage. Ich betrachte diese Bestimmungen als Unterglieder.

Das Kapitel über das Satzgefüge gehört meiner Meinung nach zu dem besten des ganzen Buches. Aber auch hier würde die Übersicht klarer werden, wenn das Formelle und das Logische besser auseinander gehalten worden wäre. Die Einteilung ist logisch, die Behandlung der einzelnen Satzarten aber meistens formell. Auffallend ist, daſs, während Verf. von Attributsätzen und Adverbsätzen spricht, er keine entsprechende Klasse Substantivsätze aufstellt, sondern diese nur als Subjektsätze und Objektsätze aufstellt. Subjektsätze und Objektsätze sind ja eben nichts als Unterabteilungen der Substantivsätze, oder was ich Obergliedsätze nennen würde. Unter den präpositionalen Objektsätzen vermisse ich Sätze, die mit *in that* und *except that* anfangen. In einer rein formellen Darstellung der Nebensätze müſsten die Temporalsätze, die mit *after, before, since, till* anfangen, als präpositionale Objektsätze behandelt werden. *Before* (*after*) *he came* bedeutet ja ganz dasselbe wie *before* (*after*) *his arrival.* Der Satz *he came* ist also von der Präposition regiert. Aber vom logischen Gesichtspunkte aus ist freilich *before he came* entweder ein Adverbsatz (Untergliedsatz), wenn er eine Zeitbestimmung zum Verbum im Hauptsatze ist (*she died before he came*), oder ein Attributsatz (Beigliedsatz), wenn er ein Oberglied bestimmt (*the day before he came* = *the preceding day*).

Meine Kritik der Wendtschen Grammatik gilt, wie der Leser gewiſs ersieht, wesentlich dem grammatischen System des Verfassers, in geringerem Maſse der Einzelbehandlung. Diejenigen, die das vom Verf. aufgestellte System vorziehen, und dies System hat gewiſs viele Anhänger, werden schwerlich eine bessere Grammatik des heutigen Englisch finden. Ein

jeder, der die Zeit hat, das Werk genau zu studieren, wird gewiſs durch dies Studium bereichert werden.

Fredrikstad (Norwegen). Aug. Western.

---

## Miltons Wahl des Berufs.

In einem fleiſsigen Buch über *Protestantismus und Literatur* (S. 39 ff.) hat Schöffler einen Versuch gemacht, auf Miltons Entschluſs, nicht in die Kirche einzutreten, neues Licht zu werfen. Verf. kommt zu dem Ergebnis, daſs Milton Geistlicher nicht werden wollte, weil er nicht gleichzeitig ein weltlicher Dichter sein konnte, oder höchstens nur anonym. Diese Erklärung ist an und für sich sehr interessant und hätte unter anderen Umständen alle Beachtung verdient. Prüfen wir aber die gegebenen Tatsachen nochmals. Verf. zitiert Miltons eigene Worte, die besagen, daſs er Geistlicher nicht habe werden können, weil er zur Zeit der Entscheidung (1632) "church-outed by the prelates" wurde. Dies könne nicht richtig sein, meint Verf., weil die Tyrannei in der englischen Kirche erst mit Lauds Primat im Jahre 1633 begonnen habe. Masson habe mit Unrecht auf die Notlage des Puritanismus hingewiesen, um Miltons Worte zu stützen, und Milton habe nicht die Wahrheit gesprochen[1]).

Die Sache liegt aber so, daſs wir in diesem Falle Massons Darstellung unbedingt beipflichten müssen, so weit die historischen Tatsachen in Frage kommen. Verfassers Kenntnisse der englischen Geschichte haben an dieser Stelle völlig versagt. Er scheint in der Periode vor 1633 in England eine „der religiös allerruhigsten, von Bedrückung freiesten“ Zeiten (S. 40) zu sehen. Der Kundige weiſs aber, daſs Laud schon im Sommer 1628 Bischof von London und damit der im Zentrum und in nächster Nähe des Königs weilende eigentliche Leiter der Kirche wurde, während zur selben Zeit seine Anhänger wie Buckeridge, Montague und Howson auch Bistümer erhielten. Schon das Parlament von 1628 hatte sich mit kirchlichen Fragen abgegeben und im folgenden Jahre waren die Gemüter so

---

[1]) Die Stelle über Milton in Verfassers Buch dürfte mit wenig Umsicht und in Eile abgefaſst sein. Einige Seiten später sagt Verf., seine Erklärung zeihe Milton nicht der Lüge. Auch im übrigen kommen Inkonsequenzen vor.

erregt, daſs die Fragen des *committee on religion* vor den rein politischen behandelt werden muſsten. Die Sessionen waren stürmisch. Eliot, Rouse, Kirston sprachen heftig gegen die Kirchenpolitik der Regierung, im Dezember kamen die Instruktionen *on lecturers* usw., 1630 kam der Fall Leightons und seines *Sion's Plea against Prelacy.* Es kann wohl kaum von einer religiös allerruhigsten und freiesten Zeit die Rede sein, wenn man einem ob religiöser Meinungsverschiedenheit die Nase zerschlitzt, die Ohren abschneidet, den Rücken am Pranger verprügelt usw. Es gab eine Menge anderer, weniger extremer, aber ähnlicher Fälle, wo der Geist Lauds sich offenbarte. Daſs er es war, der seit 1628 den Aufstieg zu den höheren kirchlichen Ämtern kontrollierte, ist fraglos. Miltons sowohl als Massons Angaben sind also in diesem Falle die einzig richtigen.

Auch im folgenden sind Verfassers Angaben irrig. Er sagt, daſs der tüchtige Milton gewiſs nicht am Anfang der kirchlichen Laufbahn stecken bleiben würde, da er, Milton, schon selbst betone, wie viele Taugenichtse es in der Kirche gäbe. Der Kundige weiſs aber auch hier, daſs gerade die Untüchtigkeit der Tüchtigkeit in der engl. Kirche von damals vorgezogen wurde. Montague wurde Erzbischof im selben Jahre, als Laud nach London ging. Die Tüchtigen in der Kirche waren ja gerade die, die seit 1628 bedrängt oder verfolgt waren. Oder die Tüchtigkeit, die höher steigen konnte, war von einer ganz besonderen Art, nicht der Miltonschen. Die Servilität, die unbedingte und fleiſsige, war nicht Milton eigen. Das wird von ihm selbst wie von Zeitgenossen bezeugt. Wenn wir überhaupt Miltons eigene Worte beachten, wo er u. a. vom "sacred office ... bought with *servitude* and forswearing" spricht, wird die Sache ganz klar, und etwa brüchige Lötstellen liegen hier nicht vor.

Daſs eine Wahl zwischen Poesie und Predigt zur genannten Zeit vorgelegen habe, ist aber aus mehreren Gründen ausgeschlossen. Erstens, es bedurfte im letzten Grunde keiner solchen Wahl. Verf. erzählt ja selbst von Geistlichen wie Herrick, die wieder „säkularisiert" wurden und Weltliches veröffentlichten. Zweitens, Milton hat nicht eine glänzende Dichterlaufbahn, sondern eine glänzende Laufbahn überhaupt machen wollen. Er wird tatsächlich nicht öffentlicher Poet, nachdem er die Kirche aufgegeben hatte, sondern er versucht

alles, was ihn hätte berühmt machen können: er versucht sich als Historiker, als Pädagog (es war die Zeit des Comenius), als Pamphletist, gewissermafsen als Religionsstifter, als Politiker, als Theologe. Es unterliegt keinem Zweifel, dafs wir *Par. Lost* dem Umstand verdanken, dafs Miltons politischer Ehrgeiz an der Republik scheiterte. Drittens, die dichterischen Pläne Miltons, durch die er beabsichtigte, berühmt zu werden, waren christlich-religiöser Art. Auch die Arthursage war ja eine christlich-religiöse Legende. Und das war ganz nebensächlich unter der ungeheuren Menge der uns bekannten biblischen Themata Miltons.

Auch der Brief, den Milton an seinen Freund schreibt, und wo er nichts Bestimmtes über seine Pläne sagen will, veranlafst Verf. zu einer mifslichen Deutung, die vom selben Eifer, Beweise für seine Hypothese zu finden, herzuleiten zu sein scheint. Er sagt, Milton habe seine hochfliegenden Pläne dem Freunde nicht sagen wollen, damit er nicht lächerlich erscheine. Das ist wiederum irrig, denn gerade Milton hat es ohne Scheu gewagt, der Menschheit von seinen künftigen Grofstaten ganz offen zu erzählen. Es ist offenbar eine Tatsache, dafs Milton, als er den Brief schrieb, noch nicht im klaren über die Zukunft war. Auch das Gedicht *Ad Patrem* — es ist mir nicht klar, wie Verf. das Latein verstanden hat, wenigstens ist die Inhaltswiedergabe an mehreren Stellen unrichtig — zeigt uns Milton unschlüssig. Er nennt die Laufbahn des Dichters als eine Möglichkeit (Nunc tibi quid mirum, si me genuisse poëtam contigerit), wünscht aber im allgemeinen, durch Studien und Reflexion sich für sein Lebenswerk vorzubereiten. Dies Lebenswerk ruhte aber noch im Schofse der Götter.

Lund. S. B. Liljegren.

[4. 3. 24.]

---

INHALT.



Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle

# Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen
über englische Sprache und Literatur
und über englischen Unterricht.

XXXV. Bd. Juni 1924. Nr. VI.

## I. SPRACHE UND LITERATUR.

**Die Lieder der älteren Edda (Sæmundar Edda) hg. von K. Hildebrand.** Völlig umgearbeitet von **H. Gering.** 4. Aufl. XXVIII + 484 S. 8°. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1922. M. 9.

**Glossar zu den Liedern der Edda (Sæmundar Edda)** von **H. Gering.** 5. Aufl. X + 229 S. 8°. Paderborn, F. Schöningh, 1923.

Keiner der lebenden Germanisten hat sich um die Verbreitung und das Verständnis der eddischen Dichtung solche Verdienste erworben wie H. Gering. 1887 erschien die erste Auflage seines Glossars zu den Eddaliedern, das die Beschäftigung mit diesem altnordischen Literaturdenkmal namentlich an den Universitäten wesentlich erleichterte. Dann folgte 1892 die Übersetzung der Edda, die erste deutsche Übertragung, die wissenschaftlichen Wert hatte und Verständnis für diese Dichtung in die Laienkreise trug; 1903 erschien Gerings Vollständiges Wörterbuch zu den Liedern der Edda, in dem jedes Wort erklärt, jede Stelle, wo es in den Liedern vorkommt, aufs gewissenhafteste verzeichnet ist. Welche Aufnahme die Textausgabe und das kleinere Glossar gefunden hat, zeigt die Tatsache, dafs jene jetzt bereits in 4. Auflage vorliegt, obgleich in den Ausgaben von Finnur Jónsson, Heinzel-Detter und Neckel Konkurrenzausgaben da sind, und das Glossar in 5. Aufl. In jeder neuen Auflage hat sich die verbessernde Hand gezeigt und die zerstreuten Beiträge zum Verständnis eddischer Dichtung sind mit selbständigem Urteil ausgebeutet worden. Das ist auch in den vorliegenden geschehen soweit es unter den gegenwärtigen Verhältnissen möglich war. Dafs infolgedessen Gering manche neuere Auslegung entgangen ist, ist durchaus entschuldbar.

Nur auf eine Arbeit will ich aufmerksam machen, durch die vom medizinisch-völkervergleichenden Standpunkt aus verschiedene schwierige Worte und Stellen in das rechte Licht gerückt sind: auf Reichborn-Kjenneruds Lægerådene i den eldre Edda, die in Maal og Minne veröffentlicht sind. So verändert Gering Háv. 137[6] das handschriftliche *ax* mit Cederschiöld in *ex*, während Reichborn nachweist, daſs *ax* durchaus richtig ist, da die Ähre gerade beim Zauber eine wichtige Rolle spielt. Auch die dunkle Stelle 137[7]: *hǫll viþ hýrogi*, aus der Gering nichts zu machen weiſs, ist m. E. von Reichborn ansprechend geklärt, indem er für *hǫll* einsetzt *hyll*, den Hollunder, der natürlich auf Island nicht bekannt war. Der Hollunderstrauch ist aber ein verbreitetes Schutzmittel gegen böse Geister, und einen bösen Hausgeist als Krankheitserzeuger findet R. in dem *hýrogi*. Ferner ist das *heiptum* richtig erklärt als das Unheil, das der Böse Blick angestiftet hat; *beiti viþ bitsóttum*, Regenwurm gegen Biſs, in dem durch zahlreiche Zeugnisse die Heilkraft des Regenwurms bei den verschiedenen Völkern nachgewiesen wird. So hat die ganze dunkle Strophe Háv. 137 erst durch die volksmedizinischen Forschungen Reichborn-Kjenneruds ihre Erklärung gefunden.

Wir sind davon überzeugt, daſs Gering bei einer neuen Auflage diese Deutungsversuche berücksichtigen wird, wie ja auch die vorliegende Ausgabe im Vergleich mit der vorhergehenden manche Verbesserung aufzuweisen hat. Man vergleiche die regelmäſsige Schreibung *Hár* für *Hór*, das negat. *vitut* (Háv. 54) für *vitu*, *eins herjar* (Háv. 73) für *einherjar*; *ellilyfs* (Skm. 19, 20) für *ellifu*, *ásynjum* (Loks. 64) für *ása sunum*, u. a. Über andere Änderungen läſst sich streiten. So ob Bd. 11, 1: *Vrindr berr Vála* richtig geändert ist im Hinblick auf das relativ junge Gedicht. Es macht bei dieser zehngliedrigen Strophe den Eindruck, als ob die erste Langzeile von Haus aus gar nicht zu ihr gehöre und ursprünglich eine Randbemerkung zu *Óþins sunr* gewesen sei (*er Vála berr í vesterǫlum*). Im allgemeinen handelt es sich hauptsächlich um Umstellungen, durch die dem Rhythmus mehr Rechnung getragen wird, oder um Einsetzung synonymer Wörter wie *fljóþ* f. *kona* (Rþ. 7), *kvellisjúkar* f. *killisjúkar* (Fj. 16), *seggjum* f. *siklingum* (H. H. I, 48) u. dgl. Sonst ist der Text in der alten Weise konservativ geblieben, und der Variantenapparat, der

der Ausgabe besonderen Wert verleiht, ist der gleiche, nur mit Ergänzung der in letzter Zeit veröffentlichten Konjekturen. All diese Veränderungen sind natürlich auch in der neuen Auflage des Glossars berücksichtigt worden. Was man auch in der neuen Auflage vermifst, ist das Namenverzeichnis am Schlusse der Textausgabe, das die Benutzung vielfach erleichtern würde.

Leipzig, März 1924. E. Mogk.

**The Language of the Konungs skuggsjá (Speculum regale) by George T. Flom.** Part I. The Noun stems and the Adjectives.

A. u. d. T.: **University of Illinois Studies in Language and Literature** VII, 3. 1921. 152 S. 8°.

Flom, der sich bereits durch die photographische Ausgabe der Haupthandschrift des Speculum regale Verdienste erworben hat, legt uns hier ein ausführliches Wortverzeichnis der Substantiva und Adjektiva vor, geordnet nach Stamm und Geschlecht. In alphabetischer Reihenfolge führt er alle Wörter des norwegischen cod. AM. 243a fol. auf mit Angabe ihrer Bedeutung. Allein dabei begnügt er sich nicht. Wo ein Wort ausführlicher Erklärung bedarf, gibt er diese unter Heranziehung nicht nur der Zeugnisse aus dem Werke selbst, sondern auch aus andern nordischen Quellenwerken alter und neuer Zeit. So klärte er manche dunkle Stelle des nicht immer leichtverständlichen Textes auf und gibt die Entwicklungsgeschichte verschiedener Wörter. Zu bedauern ist nur, dafs ihm dabei die gehaltreiche Einleitung der Ausgabe von F. Jónsson mit Nordgårds Forklaringer til de viktigste av Kongespeilets Dyrenavne noch nicht zur Verfügung gestanden hat, wo zahlreiche Tiernamen erklärt werden, die sich zum Teil bei Flom nicht finden, da der Codex die betreffenden Stellen mit den Wörtern nicht enthält. So sind einzelne Wörter zu kleinen Abhandlungen erweitert wie *langorfsliar, dælleikr, skrufr, aucanafn, skrif, tœging, dulrœmi* u. a. Besonderes Gewicht ist auf die Entwicklung des Stammwortes in den Kompositis gelegt. Selbstverständlich bezieht sich dies nur auf das Substantivum, während bei dem Adjektivum die Flexion mehr in den Vordergrund tritt. Aber auch beim Subst. ist diese nicht vernachlässigt, wobei sich die auffallende Erscheinung zeigt, dafs bei *tré* 'Baum' im Akk. pl. wohl das

alte *o* der Endung noch erhalten ist, während es im Nom. pl. fehlt. Hier hätten nun freilich die Beispiele des Nom. pl. angeführt werden sollen. In grammatischer Beziehung lassen sich überhaupt interessante Beobachtungen machen, vor allem, was den Unterschied zwischen norwegischer und isländischer Sprache betrifft. So scheinen im Norwegischen die *u*-Stämme früher in die Klasse der *i*- oder *a*-Stämme übergegangen zu sein als im Isländischen; das *r* des Nom. Sg. bei *sunr* ist dort früher abgestofsen als hier. Auch hat das Norwegische besondere Neigung zur schwachen Deklination. Zu allen diesen Punkten gibt die Flomsche Arbeit trefflichen Stoff, und es ist nur zu wünschen, dafs der 2. Teil, der Adverb, Pronomen, Präposition und Verbum enthalten soll, bald erscheine, wenn er nicht unterdessen schon erschienen ist. Denn er wird im Vorwort, das im Oktober 1921 geschrieben ist, innerhalb sechs Monate angekündigt; mir ist er noch nicht zu Gesicht gekommen.

Leipzig, März 1924. E. Mogk.

---

**Mia Schwarz, Alliteration im englischen Kulturleben neuerer Zeit.** Hsg. v. Prof. Dr. **H. Spies.** Greifswald (Engl. Seminar) 1923. 36 Ss. Gz. 1.—.

Der vorliegende Druckauszug ist eine von Prof. Spies besorgte stilistische Kürzung der Schreibmaschinenfassung. Ziel der Verf. dieser Greifswalder Preisschrift von 1918 war, ein möglichst vielseitiges Bild von dem in der Prosa und Sprache des täglichen Lebens vorhandenen grofsen Schatz stabreimend gebundener Wortgruppen zu bieten und die Übersicht über die verschiedenen Verwendungsmöglichkeiten und -gründe möglichst klar zu gestalten; sie führt also damit die von Spies ESt 54 gegebenen Andeutungen weiter aus. Den Ausgangspunkt bildet ein historischer Überblick über die Anwendung der Alliteration von der ae. Zeit bis zum 18. Jahrh. Aus den hierbei gewonnenen Beobachtungen wird in einem theoretischen Teil versucht, die Beziehungen zwischen der Alliteration und den Geistesfunktionen aufzudecken. S. 20 beginnt die Behandlung des engeren Themas. In den Bemerkungen über die Literatur des 19. Jahrh. wird keine Vollständigkeit erstrebt. Das Hauptgewicht legt die Verf. auf

die Bedeutung der Alliteration im engl. Kulturleben aufserhalb der Literatur. Ihre Darstellung gliedert sich in die Abschnitte: Theologisches, Journalistische Darstellung, Politisches, Schlagworte, Sprüchworte, Formeln und formelartige Redensarten, Komposita, Reklame, Titel und Überschriften, Namengebung. S. 34 ff. sucht die Verf. in Kürze den Zusammenhang aufzudecken zwischen der starken Anwendung der Alliteration und dem engl. Volkscharakter; die Stammsilbenbetonung ist ja nur die materielle Basis. Neben dem stark konservativen Zug möchte die Verf. vor allem das Vorherrschen der Willensseite beim Engländer zur Erklärung heranziehen.

Göttingen. Hermann M. Flasdieck.

**W. J. Sedgefield, An Anglo-Saxon Verse-Book.** Manchester, at the University Press. 1922. VIII + 248 Ss.

'*This Anglo-Saxon Verse-Book is an anthology in which the most representative and original parts of our earliest poetic literature are brought together. ... The requirements of the literary student receive, perhaps for the first time in such a book, as much attention as those of the philologist.*' Mit diesen beiden Sätzen aus dem Vorwort ist die Absicht des Herausgebers in seinen eigenen Worten umschrieben. Die gewählten Proben gliedern sich in die Abschnitte: *Germanic Legend and Story; Elegiac, Lyric, and Moralizing; Narrative and Descriptive; Biblical and Christian; Miscellaneous.* Im wesentlichen begegnen die aus ähnlichen Anthologien geläufigen Stücke. Vermifst wird vor allem eine Probe aus der *Judith*; auch hätte man bei den Elegien gerne *Ruine* und *Klage des Vertriebenen* mit aufgenommen gesehn. Aus dem *Beowulf* ist keine fortlaufende Probe gewählt, sondern kleinere Abschnitte sind in ziemlicher Fülle unter den ersten vier Abschnitten mitgeteilt. Ob diese Behandlung vom pädagogischen Standpunkte aus empfehlenswert ist, mag dahingestellt bleiben; der durch sie hervorgerufene Eindruck könnte den Leser zu leicht das Ergebnis der neueren Forschung vergessen lassen, dafs das Epos ein einheitlich konzipiertes Ganzes ist. Den einzelnen Proben sind kurze orientierende Bemerkungen vorangestellt, die auf die z. T. schwierigen Probleme nicht immer genügend eingehn und die Stellungnahme des Verf. nicht klar erkennen lassen. An Einzelheiten heb ich hervor: S. 8: *A*

*minstrel named Deor tells us ...* ? — S. 25: Zum Alter des Finnsburhliedes *The evidence of the language and style of the poem is not conclusive, though both differ from those of the early poetry ....* ? — S. 28, 32. Die Frage der Einheitlichkeit von Wanderer und Seefahrer läfst S. offen. — S. 35. Über die Situation in der Klage der Frau gleitet S. zu leicht hinweg. — S. 37. Klage und Botschaft gehören nicht zusammen: Die Stimmung des Mannes ist in beiden ganz verschieden; während die Notlage des Weibes in der Klage im Vordergrund steht, ist sie in der Botschaft gar nicht angedeutet. — S. 39. In der Wulfklage sind nach S. Wolf und Eadwacer nicht identisch. — S. 61 zu Beow. 3155 ff. *'the hero's widow breaks into lamentations'* ...? — Den Proben sind beigegeben knappe Anmerkungen, im wesentlichen zur Erleichterung des sprachlichen Verständnisses (leider unter fast gänzlichem Verzicht auf Literaturangaben), ein Abrifs der ae. Metrik, ein Glossar und ein Verzeichnis der Eigennamen. — Preface Z. 12 hätte Brandt st. Brandl nicht übersehn werden sollen.

Durch Holthausens *Beowulf* und Schückings *Dichterbuch* ist Sedgefields *Verse-Book* für den deutschen Studenten entbehrlich.

Göttingen. Hermann M. Flasdieck.

**Gösta Langenfelt, On the Origin of Tribal Names.** S.-A. aus **'Anthropos' XIV,** S. 295—313.

Verf. beginnt die Abhandlung mit der Untersuchung, ob die von Erdmann (Heimat d. Angeln S. 75 ff.) für die Bildung der germ. Stammesnamen aufgestellten vier Kategorien durch das aufsergerm. Material gestützt werden: Parallelen lassen sich beibringen für die Namen, die sich auf die geographische Lage beziehen und die die stammliche Zusammengehörigkeit bezeichnen. Die von einer geistigen Eigenschaft des Volksstammes abgeleiteten Namen dagegen stellen sich ebenso wie die von einem äufseren Charakteristikum hergenommenen als ziemlich wenig gesichert dar. L. schlägt daher die Einteilung vor: 1. der Stammesname bedeutet „Menschen" oder 2. „wir (selbst)"; ferner 3. toponymische und 4. totemistische Namen; patronymische und Spottnamen sind keine eigentlichen Stammesnamen. Im folgenden wendet sich L. scharf gegen Much und

Hirt. Den Beschlufs bildet eine alphabetische Liste der altgerman. Stammesnamen, soweit sie mit Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit als Toponymika beansprucht werden können; erwähnt sei, dafs L. die übliche, doch wohl zutreffende Deutung von *Saxones* ablehnt und den Namen mit *sahs* = Fels zusammenstellt: *Saxones* = ae. *Clifware.*

Göttingen. Hermann M. Flasdieck.

**Carleton Brown, A Register of Middle English Religious and Didactic Verse.** Part I: **List of Manuscripts.** XV + 528 Ss. 1916. — Part II: **Index of First Lines and Index of Subjects and Titles.** XX + 458 Ss. 1920. Oxford, printed for the Bibliographical Society at the University Press.

Neben Wells' *Manual* sind die beiden stattlichen Bände Browns fraglos eins der für die me. Literaturforschung unentbehrlichsten Werke; jede Untersuchung wird sich fortan darauf gründen müssen. Das Werk verdankt seine Entstehung einer Anregung Furnivalls. Die systematische Ausarbeitung, 1911 begonnen, hat zu einem klassischen Werke geführt. Dem Inhalt stellt sich die äufsere Form in ihrer schlicht-geschmackvollen Gediegenheit würdig an die Seite.

Der erste Band führt, nach Bibliotheken geordnet, die einschlägigen Mss. und ihren Inhalt vor. Nicht nur die grofsen Sammlungen von Oxford, Cambridge und London sind registriert, sondern auch eine stattliche Reihe kleinerer Bibliotheken sowie zahlreiche Privatsammlungen in England und Wales. Auch die kontinentalen Bibliotheken sowie die der Vereinigten Staaten haben Aufnahme gefunden.

Den Schlüssel zu diesem Riesenmaterial bietet der zweite Band; er enthält ein zwiefaches Register. S. 15—405 wird eine alphabetisch geordnete Liste der Anfangsverse der 2723 aufgenommenen Stücke geboten, denen jeweils Angaben über die Hss., Inhalt, metrische Form, Verfasser und Editionen beigefügt sind. Ein wesentlich knapperer Index (S. 406—454) bringt das Material nach Verfassern, Titeln und Stoffen geordnet.

Die Beschränkung auf geistliche und didaktische Poesie entsprang lediglich praktischen Erwägungen; gewisse Nachteile waren dabei nicht zu vermeiden: die Grenze zwischen Didaxis und weltlicher Dichtung ist nicht immer scharf zu

ziehen. Von Dichtern, die auf mehreren Gebieten produktiv waren, konnte nur ein Teil der Werke berücksichtigt werden, z. B. Lydgate und Hoccleve. Andere Nachteile hatte die Beschränkung auf die Zeit 1200—1500 im Gefolge: beispielsweise wurden aus Sammelhss. des 16. Jahrh. nur solche Stücke einbezogen, deren Entstehung noch in das 15. Jahrh. fällt. Man mag diese durch die Umgrenzung des Werkes erforderlich gewordene Zerreifsung des Stoffes bedauern, einen Vorwurf wird man dem Verf. daraus nicht machen wollen.

Bislang sind wir viel zu sehr gewohnt, die Erzeugnisse der me. Literatur vom künstlerischen Standpunkt zu würdigen. Browns *Register* ermöglicht es, sie in ihrer wahren Bedeutung für ihre Zeit zu erkennen. Die Zahl der Hss. gibt, trotz aller in der Überlieferung obwaltenden Zufälligkeiten, das beste Mittel an die Hand, eine Dichtung im Lichte ihrer Zeit zu sehn, kulturgeschichtlich zu würdigen. An Reichhaltigkeit der Überlieferung steht an erster Stelle der *Pricke of Conscience* mit 99 Hss.; damit überragt er selbst die *Canterbury Tales* mit ihren 69 Hss. gewaltig. An zweiter Stelle der Zahl nach stehn die Hss. von *Piers Plowman*. Die Romanzen treten dagegen völlig zurück: am reichsten sind noch *Sir Isumbras* und *Seven Sages* mit je acht Hss. vertreten. Browns *Register* verzeichnet also in der geistlichen und lehrhaften Dichtung zugleich auch den für die Zeit wichtigsten Teil der literarischen Produktion.

Göttingen. Hermann M. Flasdieck.

---

**Paul Meifsner, Der Bauer in der englischen Literatur.** Bonn, Verlag von Peter Hanstein, 1922. 208 + III S.

A. u. d. T.: **Bonner Studien zur englischen Philologie.** Begründet von **Karl Bülbring,** fortgesetzt von **Wilhelm Dibelius,** Heft XV.

An Hand eines reichhaltigen, charakteristischen Materials wird hier die Entwicklung des literarischen Bauerntypus in England aufgezeigt, wobei in methodisch ansprechender Weise auch die für die einzelnen Epochen und Schriftsteller mafsgebenden politischen und soziologischen Gesichtspunkte hervorgehoben werden. Das für die Beurteilung eines jeden literarischen Typus grundlegende Verhältnis von altem und

neuem Darstellungsgut wird jeweils in besonnener Darstellung gegeneinander abgewogen, ohne dafs der individuellen Eigenart der behandelnden Schriftsteller dabei Gewalt angetan würde. Über die mittelalterlichen Anfänge, in denen der Bauer noch als komische Figur erscheint (dies der gewöhnliche Ausgangspunkt literarischer Typenbildung), und über die durch klassische Vorbilder bestimmten pastoralen Schilderungen geht der Verfasser in Kürze hinweg, um den Schwerpunkt der Darstellung auf das 18. Jahrhundert (Thomson, Cowper, Burns), die Romantik (Wordsworth, Scott, Mitford) und das 19. Jahrhundert zu verlegen. Hier werden besonders eingehend G. Crabbe, E. Brontë und vor allem G. Eliot und Th. Hardy behandelt. Überall ist das Bestreben erkenntlich, über das Stoffliche hinaus zum Gedanklichen vorzudringen und die geistigen Zusammenhänge gegenüber den gegenständlichen stärker hervortreten zu lassen. Neben den genannten Hauptvertretern werden auch weniger wichtige oder bekannte Namen wie John Dyer, B. Bloomfield, W. Barnes, R. W. Blackmore, Ian Maclaren u. a. gewürdigt. Eine kurze Skizze der Bauern in der englischen Malerei (warum werden die englischen Bilder so oft mit französischen Titeln genannt?) beschliefst die fleifsige Arbeit.

Dresden. Walter Fischer.

**James Harrington's Oceana**, edited with notes by **S. B. Liljegren.** Heidelberg 1924, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. XXIII u. 372 S. (S. 1—226 Text, S. 227—372 Anmerkungen). 8°. [Vertrieb für alle Länder aufser Schweden, Dänemark und Norwegen.]

A. u. d. T.: **Scrifter utgivna av Vetenskaps-Societeten i Lund** (Publications of the New Society of Letters at Lund), Band 4. Lund, C. W. K. Gleerup [Vertrieb für Schweden, Dänemark und Norwegen]; Preis 10 Schwed. Kronen.

Nach jahrelangen Vorarbeiten veröffentlicht der bekannte schwedische Anglist hier eine Neuausgabe der *Oceana* von James Harrington (1656), jenes interessanten Denkmals republikanischer Gesinnung aus der Cromwellzeit, das gleichwohl dem Protektor einigermafsen suspekt erschien. Sowohl editionstechnisch wie seinem wissenschaftlichen Gehalte nach ist das vorliegende Buch als eine Leistung ersten Ranges zu werten.

In einem kurzen Vorwort zeigt der Herausgeber, wie unzuverlässig die wenigen im 18. Jahrh. veranstalteten Drucke des Werkes sind, und wie auch die letzte von Morley als 53. Band der *Universal Library* veröffentlichte Ausgabe (London 1887) in bezug auf Textgenauigkeit viel zu wünschen übrig läfst. Liljegren druckt daher den Text der ersten Ausgabe von 1656 wieder ab, deren einzelne Bogen von Harrington auf drei Druckereien verteilt worden waren, um eine möglichst rasche Drucklegung zu erzielen. So erklärt es sich, dafs diese Erstausgabe eine Anzahl ganz verschiedener Typengattungen aufweist, die in vorliegender Neuausgabe in möglichst getreuen modernen Entsprechungen wiedergegeben sind.

Das Schwergewicht von Liljegrens Leistung liegt naturgemäfs in den Anmerkungen. Diese beruhen grundsätzlich und möglichst ausschliefslich auf Werken, die Harrington selbst nachweislich benützt hat oder die in seiner Zeit bekannt und gelesen waren. Diese Methode ist zwar für den Forscher wesentlich mühsamer und noch zeitraubender als die sonst gepflogene Zuhilfenahme der neuesten enzyklopädischen Nachschlagewerke, aber wie lebendig und fruchtbar ist sie dafür unter den Händen des Herausgebers geworden! Nicht nur die von den Quellen so stark abhängige Arbeitsweise Harringtons und vieler seiner Zeitgenossen ergibt sich aus den angeführten Parallelstellen mit grofser Deutlichkeit, sondern die Anmerkungen weiten sich zu einem umfassenden Bilde der Kultur und gelehrten Bildung des ganzen 17. Jahrh.

Auf einige der besonders interessanten Erläuterungen, die oft zu kleinen Abhandlungen geworden sind, sei hier besonders verwiesen. S 227: Über *Oceana* als Bezeichnung für England, die Seebeherrscherin — eine willkommene Ergänzung unserer Kenntnisse über die literarischen Anfänge des englischen Imperialismus[1]); S. 239: über die Juden in England [vgl. hierzu die demnächst (1924) im Volldruck erscheinende Greifswalder Dissertation (1923) von Paul Silberstein, *Der Zionismus in der engl. Literatur*]; S. 244: zum Begriff der Seele im 17. Jahrh. [vgl. dazu Liljegrens Studie *Milton's Philosophy* in *Scandinavian Scientific Review* 1923]; S. 248—53: über den Sanhedrim, den „Senat“ der Israeliten; S. 261 und passim: zum

---

[1]) S. 229, Z. 1 ist zu lesen: Stephanus Ritter.

Toleranzgedanken des 17. Jahrh.; S. 270 ff.: zur Auffassung des 17. Jahrh. von der Entwicklung der englischen Verfassung; S. 335: über englische Bärenhetzen [vgl. hierzu ausführlicher S. B. Liljegren, *Tjurlöpning och Tjurhetsning* in *Yearbook of the New Society of Letters at Lund* 1922 (= Årsbok 1922, Vetenscaps-Societen i Lund). — Harringtons stete Bezugnahme auf Macchiavelli (vgl. bes. S. 314) und seine kritische Stellungnahme gegenüber Hobbes (S. 237 f.) sind für die Denkweise des Schriftstellers ebenso charakteristisch wie seine Bemerkungen über Venedig, Polen, die Schweiz und Holland für die zeitgenössische Bewertung der englischen Beziehungen zu diesen Ländern.

Mit welchen Schwierigkeiten der Nachweis der Zitate Harringtons oft verbunden war, geht aus manchen Stoſsseufzern Liljegrens hervor (S. 282, 331 f., S. IX Anm.); umso anerkennenswerter ist der fast nie versagende Spürsinn und die zähe Ausdauer des Herausgebers. Die Ausstattung des bei Winter (Heidelberg) gedruckten Buches ist vorzüglich. Ein gleiches Lob aber verdient die elegante sprachliche Form Liljegrens, der sich auf Englisch, Deutsch und Französisch mit der gleichen Leichtigkeit auszudrücken versteht wie in seiner Muttersprache. So dürfen wir mit groſsen Erwartungen den beiden nächsten vom Herausgeber angekündigten Veröffentlichungen entgegensehen, einer Abhandlung über die literarischen Probleme, die die *Oceana* im weitesten Sinne aufwirft, und einer Untersuchung über den Begriff der *'balance of property'* (vgl. *Cambridge Hist. of E. Lit.* VII 299) und seiner geschichtlichen Bedeutung für England.

Dresden. Walther Fischer.

**Dr. H. Sparnaay, Verschmelzung legendarischer und weltlicher Motive in der Poesie des Mittelalters.** Groningen, im Verlag von P. Noordhoff, 1922. XV u. 155 S. Preis geh. 3,25 fl., geb. 4,00 fl.

Die Probleme dieser von groſser Sachkenntnis auf einem schwer übersehbaren Felde zeugenden Arbeit interessieren die Anglistik nur mittelbar. Aber jeder Anglist, der beim Studium mittelenglischer Versromane sich mit der Entstehungsgeschichte ihrer überlieferten oder vermuteten Quellen vertraut machen will, wird aus ihr Nutzen und vielfache Anregung ziehen. Die Frage, um die es sich hier handelt, ist kurz folgende. Daſs

die übliche Einteilung des altfranzösischen Epos in antike, bretonische, byzantinische und Abenteurer-Romane zu enge ist, daſs vielmehr die Grenzen dieses Epos dem Inhalt nach überaus schwanken, während es in seiner typischen Form und Technik durchaus nur eine einzige Gattung, eben den *roman courtois* bildet, hat Edmond Faral in seinen *Recherches sur les sources latines des contes et romans courtois du moyen âge*, Paris 1913, nachgewiesen. Sparnaay geht einen Schritt weiter und zeigt einerseits, daſs auch die gewöhnlich als schärfer umgrenzt geltende Literaturgattung der mittelalterlichen Legende Elemente ganz verschiedener, auſserlegendarischer Herkunft aufgenommen hat, andererseits, daſs in Werken, als deren besonderes Merkmal ihr einheitlich-höfisches Gepräge hervorgehoben wird, öfters ein starker Einschlag legendarischer Motive zu erkennen ist. Als Beispiele für seine Theorie behandelt er mit groſser Ausführlichkeit zunächst die Gregoriussage und kommt zu dem Ergebnis, „daſs in der Gregorsage ursprünglich ein Artusroman vorliegt“, indem „durch Verquickung [von] Zügen geistlicher Herkunft mit den beliebtesten Sagen des Artuskreises der wenig gelehrte, aber begabte Dichter ein Mischwerk höchster Vollendung, ein Muster jener Gattung der höfischen Legende geliefert“ habe (S. 54 u. 56). — Der zweite Teil der Untersuchung ist der Gralsage gewidmet, wo die verschiedenste Herkunft der hier bunt zusammengewobenen Elemente ja von jeher ein den Spürsinn der Forscher reizendes Problem war. Verf. betrachtet als ihre wichtigsten Bestandteile die Erzählung vom Gral selbst und die Dümmlingssage. Bei letzterer interessiert den Anglisten die Auffassung, daſs der me. *Syr Percyvell* zwar einige sehr ursprüngliche Züge enthalte, daſs aber „die Jugendgeschichte Percevals von Haus aus nicht das Geringste mit dem Gral noch mit dem Artuskreis zu tun habe“ (S. 79). Diese Jugendsage wurde dann, und zwar früher als die Grallegende, ins Ritterliche umgedichtet (S. 81), wobei einige der noch erkennbaren Fugen vom Verf. mit Scharfblick bloſsgelegt werden. Erst jetzt wurde in einer Tradition, deren ursprüngliche Form aber nicht erhalten ist (S. 97), die Verbindung mit dem Gral hergestellt, und zwar so, daſs Perceval der erste Gralsheld der ritterlichen Tradition wurde. Aber „in jenen Werken, wo das geistliche Element das Übergewicht gewann, [besonders in der *Queste*

*del St. Graal,*] mufste er seinen Platz dem Galaad einräumen" (S. 109). — Im dritten Teil der Arbeit werden vier andere Denkmäler in gröfserer Kürze von denselben methodischen Gesichtspunkten aus untersucht und ihre Komponenten festgestellt. Es sind dies *Der arme Heinrich* (wesentlich legendarisch, dem *Gregorius* technisch verwandt), *Wilhelm von Werden* von Ulrich von Eschenbach (kompliziertes Mischwerk mit legendarischen Zügen und geringem historischen Einschlag) und die *Schwanrittersage* (historische Grundlage mit sagenhaften Elementen; erst später legendarische Anknüpfung an die Gralsage).

In einem kurzen Schlufskapitel zieht Verf. einige allgemeine Folgerungen. Er betont, dafs die chronologische Vergleichung der überlieferten Fassungen jeweils nur von beschränktem Werte sein kann, indem auch jüngere Versionen ganz ursprüngliche Motive bewahrt haben können, und bekennt sich zum Glauben an „einen weitverbreiteten, internationalen Sagen- und Märchenbestand", aus dem die vorsichtig und besonnen wählende Forschung bei ihren Vergleichen schöpfen kann. Gegen W. Förster schlägt er die selbständige Erfindung Chrestiens verhältnismäfsig gering an und macht zur Erklärung der vielen Varianten in nachchrestiensschen Werken geltend, dafs die Quellen, aus denen die Älteren, Chrestiens und seine Zeitgenossen, geschöpft (*contes, lais,* usw.), auch den folgenden Generationen in ihrer ursprünglichen Form zur weiteren freien Benutzung zur Verfügung standen, so dafs die moderne Philologie in vielen Fällen über das wahre Verhältnis der einzelnen Motive und Motivformen niemals volle Aufklärung zu schaffen im Stande sein wird.

Dresden. W. Fischer.

**Walther Suchier, Der Schwank von der viermal getöten Leiche in der Literatur des Abend- und Morgenlandes.** Literaturgeschichtlich-volkskundliche Untersuchung. Halle (Saale), Verlag von Max Niemeyer, 1922. III u. 76 S. Preis geh. Grz. 2.

Die Erzählung von „kleinen Buckligen" aus Tausendundeine Nacht ist die bekannteste Version des Schwankes von der viermal getöteten Leiche, deren literarischen Versionen und Ursprüngen Suchier hier in gründlicher, streng an die gegebenen Tatsachen sich haltenden Untersuchung nachgeht. Den Ausgangspunkt bilden vier altfranzösische Fablels, die

sich in zwei Gruppen scheiden: einerseits *Du prestre comporté*, das für sich steht, anderseits die drei Erzählungen, in denen der passive Held ein *segretain* (Sakristan) ist; das Nähere hierüber siehe in Suchiers Beitrag in der *Z. f. roman. Phil.* 52 (1922). In der englischen Literatur — und auf diese Filiationen soll hier allein eingegangen werden — sind nicht weniger als acht Versionen des Themas zu verzeichnen. 1. Eine erweiternde Bearbeitung von F[rancis] K[irkmann] in seiner *History of Prince Erastus ... and the Seven Wise Masters of Rome,* London 1674. Sie beruht auf der *Histoire générale des larrons* von François de Calvi (Rouen 1636), die selbst wieder indirekt auf die altfranzösische *Segretain*-Gruppe zurückgeht. 2. Longfellows Erzählung *Martin Franc and the monk of Saint Anthony* (in *Outre-Mer, a pilgrimage beyond the sea,* 1835), in der Hauptsache eine Adaptierung des französischen Fablels *Du segretain moine* nach Barbazan-Méon, *Fabliaux et Contes,* Paris 1808, Bd. I, S. 242 f. — Von der wichtigen italienischen Fassung des *Segretain*-Fablels in Masuccios *Novellino* (um 1460) ist abgeleitet 3. die Erzählung *The faire lady of Norwich* im 5. Buche von Thomas Heywoods *Γυναικειον* oder *General History of Women* ([1]1624, [2]1657). Da hier die zur Zeit Heinrichs V. spielende Handlung nach Norwich verlegt ist, wurde sie später 4. in Blomfields *History of Norwich* mit einer historischen Persönlichkeit, Sir Thomas Erpingham, in Zusammenhang gebracht. Von Blomfield direkt abgeleitet ist auch 5. das humoristische Gedicht von George Colman the Younger, *The knight and the friar* (in *Broad Grins*, London 1802), das gleichfalls Sir Thomas Erpingham zum Helden hat. Über zwei andere Versionen 6. *A hue and cry after the priest, or the convent, a tale*; anonym, 1749, und 7. Richard Paul Jodrell, *The knight and* [*the?*] *friars; an historick tale*, London 1785), die Suchier unzugänglich blieben, fehlen nähere Angaben. 8. Eine Fassung volkstümlichen Ursprungs auf Grund mündlicher Überlieferung des *segretain*-Stoffes (ähnlich der Masuccio-Version) ist endlich das anonyme Gedicht *A mery jest of Dane Hew munk of Leicestre*, London, 2. Hälfte des 16. Jh.; Neudruck in *The British Bibliographer*, Bd. II, 5I3.[1])

[1]) Es ist untunlich ohne Kenntnis der Texte Vermutungen zu äufsern; aber sollte der Name *Dane Hew* nicht auf eine nähere Verbindung mit *la fame Hue* des *Dit dou soucretain* (vgl. S. 47, Anm. 2) hinweisen?

Die lehrreichen Schlufskapitel bringen den Nachweis, dafs der Ursprung auch dieses Schwankes im Orient, genauer wahrscheinlich in Indien, zu suchen ist, so dafs auch hier „die Theorie Benfeys im Begriff steht, eine wenn auch beschränkte Geltung zurückzugewinnen“ (S. 70). Das wichtigste Ergebnis der schönen Untersuchung ist, dafs wir bei diesem Schwank es nicht mit einem Stammbaum zu tun haben, dessen Verzweigungen sich aus den erhaltenen literarischen Versionen einwandfrei feststellen lassen, sondern dafs in vielen Fällen eine unabhängige Entstehung auf der Grundlage von mündlicher Überlieferung anzunehmen ist. Dies führt von selbst zu einer folkloristischen Untersuchung des ganzen Motiv-Komplexes, die Suchier in absehbarer Zeit veröffentlichen will.

Dresden. Walther Fischer.

---

**Thomas Hardy, The Famous Tragedy of the Queen of Cornwall at Tintagel in Lyonnesse.** A New Version of an Old Story arranged as a Play for Mummers. In One Act requiring no Theatre or Scenery. Macmillan and Co., Ltd., London 1923. — 6/- net.

"Begun 1916: resumed and finished 1923" lautet die Schlufsbemerkung. Die Gestaltung dieser einaktigen Tragödie fällt also in das 76. und 83. Lebensjahr des greisen Dichters. Dafs es sich jedoch um die Ausführung eines langgehegten Planes handelt, können wir wohl aus der Widmung schliefsen. Sie richtet sich an jene, die einst mit ihm am Schauplatz der Überlieferung geweilt und geträumt haben und, mit einer Ausnahme, jetzt alle dahingegangen sind. Wie die Initialen erraten lassen, sind es nächste Angehörige, darunter seine erste, 1913 verstorbene und seine zweite Gattin.

Es ist nicht zu verwundern, dafs sich Thomas Hardy noch an diesem Stoff versucht hat, scheint er doch von geradezu symbolischer Eignung für seine Kunst zu sein. Denn hier haben wir tiefste Verwurzelung in der Vergangenheit seiner Heimat Südwestengland, sodann ein oder besser das typische Beispiel für die Schicksalhaftigkeit, das Unverschuldete in der Liebe, ein Moment, das wie kein anderes bestimmend für Hardys ganze Weltanschauung wurde, und schliefslich noch in der Tradition von den zwei Isolden einen besonderen Anreiz

zur psychologischen Differenzierung der Frauencharaktere und ein Problem, das schon in seinen Romanen — besonders in den "Woodlanders" — gestreift worden ist. Wie sehr ihn gerade dieses Problem gelockt haben mag, verrät die Tatsache, dafs er die Figur der Isolde Weifshand aus der durch die mittelalterliche und neuere Dichtung bekannten Überlieferung der Sage beibehält, während er sich sonst die wahrscheinlich ältere Sagenform zu eigen macht, wie sie nur durch einige Handschriften der französischen Prosaromanze von Tristan und in der italienischen Erzählung von der "Tavola Ritonda" auf uns gekommen ist. Hardy dürfte sie durch Gertrude Schoepperles 1913 erschienenes Werk "Tristan and Isolt" (vol. II, p. 439 ff.) kennengelernt haben. Diese Version kennt die zweite Isolde gar nicht, weifs daher auch nichts von dem Segelmotiv, das sonst den Tod des Helden herbeiführen hilft. Tristan endet hier in Tintagel, indem er im Beisein der Königin Isolde von König Mark meuchlings ermordet wird. Hardy übernimmt diesen Ausgang, gestaltet jedoch im Anschlufs daran das Ende des Königs und der Königin ganz aus eigener Phantasie heraus.

Ein Prolog Merlins, des „zeitlos-unsterblichen" Zauberers der Artussage und antike Chöre, gesprochen von den Schatten alter kornischer Männer und Frauen, führen in die Tragödie ein. Abgesehen von kurzen Mitteilungen, die sie über die Vorgeschichte machen, dienen sie dazu, das Romantisch-Seltsame und Schauerliche der Sagaatmosphäre nahezubringen, zugleich aber auch, indem sie von angeblichen Augenzeugen stammen, um eine Empfindung des Realistischen, Wirklichen gegenüber den kommenden Vorgängen auszulösen. Dann tritt König Mark auf mit Gefolge und bald nach ihm die Königin. Verstört und bekümmert ist sie von einer Seefahrt an der bretonischen Küste heimgekehrt, wohin sie Tristan hatte rufen lassen. Aber die andere Isolde, sein Weib, hatte aus Eifersucht ein Wiedersehen der Liebenden vereitelt. Durch die falsche Kunde vom schwarzen Segel des nahenden Schiffes hatte sie den Schwerverwundeten der Besinnung beraubt und dann durch die Nachricht von seinem angeblichen Tode die Königin zur Umkehr bewogen. König Mark hat von der Abwesenheit seiner Gattin nachträglich erfahren und stellt sie nun mit boshaften, argwöhnischen Worten zur Rede. Freund-

liche Züge sind an seinem Charakter nicht wahrzunehmen. Isolde hafst ihn und sagt:

"he was ever a mocker, was King Mark,
And not far from a coward".

Nachdem er sich mit seinem Gefolge zu einem Zechgelage begeben, erhält die Königin die Botschaft, dafs Tristan lebt und auf dem Wege nach Tintagel begriffen ist. Als Spielmann verkleidet betritt er die Halle des Schlosses und entdeckt sich der Geliebten. Aber ihm auf dem Fufse folgt Isolde Weifshand, sein Weib. In rührender Treue und Einfalt beschwört sie ihn, während die Königin für Augenblicke die Halle verlassen hat, zurückzukehren oder sie wenigstens in seiner Nähe zu dulden. Als Tristan ihr aufbrausend ihren Betrug vorhält, entschuldigt sie diesen mit den Worten:

"... flesh is frail. Centred is woman's love,
And knows no breadth. I could not let her land,
I could not let her come".

Isolde die Königin ist nicht weniger schlicht in ihrer Rede, auch ihre Liebe ist gröfser als ihr Stolz, und doch erscheint sie neben dieser kindlich-zarten Erscheinung als eine Frau von herber, fast dämonischer Vitalität, als eine echte Wikingerin. Ohne dafs sie noch ein Wort zu ihr gesprochen, durch ihr blofses Auftreten bewirkt sie, dafs Isolde Weifshand hilflos zusammenbricht. Dies war ihr Schicksal. Doch auch das der Königin soll sich vollenden. Eifersucht und Selbstaufopferung ringen in ihrer Brust, als ein abgefangener Brief König Marks an den Oberkönig Arthur die immer drohender werdende Gefahr für die Liebenden ankündigt. Bange Ahnungen und tiefe Schwermut erfüllen sie.

"Sad, sad we are; sad, sad shall ever be.
What shall deliver us from Love's unrest,
And bonds we did not forcast, did not see!"

Nur dem Zuschauer sichtbar, belauscht sie König Mark von der Galerie der Halle aus zusammen mit dem Späher Sir Andret. Langsam steigt er herab wie eine Verkörperung des nahenden Schicksals, immer näher schleicht er sich heran an das flüsternde Paar und stöfst schliefslich Tristan den Dolch in den Rücken. Die Königin aber bereitet dem Mörder nachdem Tristan gestorben, das gleiche Ende mit derselben

Waffe. Meer und Himmel im Hintergrund werden dunkel. Die Natur scheint Anteil zu nehmen am Kampf dieser Willensmenschen. Gefolgt von Tristans Hündin Houdain stürzt die Königin hinaus in die Wetternacht und wirft sich von einer Felsklippe ins Meer.

"Alas, for this wroth day!
She's leapt the ledge and fallen
Into the loud black bay,
Whose waters, loosed and swollen,
Are spirting into spray!
She's vanished from the world,
Over the blind rock hurled;
And the little hound her friend
Has made with hers its end!"

So der Chor der Männer. Und wenn die "Women Chanters" erwidern:

"This is no falsehood fell,
But very truth indeed
That we too surely read!"

wird sich kein Widerspruch regen, wird man ebensowenig wie am Schlufs einer altgriechischen Tragödie die Empfindung haben, dieser „Pessimismus" [1]) sei unwahr. Anders ist es mit

---

[1]) Man hat an Hardys „Pessimismus" des öfteren Anstofs genommen. Indessen ist seine Wurzel eine positiv-ethische: das Mitleid mit dem Schicksal des Guten in einer im ganzen wertindifferenten Welt. Oder theologisch gewendet: Wenn auch Hardys Auffassung von Gott als Weltenschöpfer bei der Beschränktheit menschlichen Erkenntnisvermögens vermessen erscheinen mag, an Gott als der Idee des Guten hat er sich nirgends versündigt. Und seine Liebe zu diesem Gott ist gröfser als sein Ressentiment gegen den "Immanent Will". Die Intensität seines Mitgefühls für den das Gute wollenden Einzelmenschen (man denke an Winterborne, Tess, Jude) oder das unschuldige Tier ist eben erst die Ursache seiner prometheischen Auflehnung. Dabei ist sein Mitleid nicht schwächliche Klage, immer verbindet sich ihm ein starker melioristisch-sozialer Appell. So auch in den Schlufsworten des Merlin-Prologs zum vorliegenden Drama:

"Judge them not harshly in a love
Whose hold on them was strong;
Sorrow therein they tasted of,
And deeply, and too long".

Dafs seine pessimistische Auffassung vom Weltganzen aus persönlichstem Erleben stammt und nicht blofs aus kühler, ästhetizistischer Beschaulichkeit, zeigen am deutlichsten seine Gedichte. In den "Moments of Vision"

den Romanen Hardys, von denen er selbst zwar sagt, sie seien reine persönliche Impressionen ohne irgendeine philosophisch-weltanschauliche Tendenz, bei deren Lektüre aber die meisten Leser infolge der Häufung von ungünstigen Zusammenfällen im täglichen Leben der Hauptpersonen einen Eindruck des Erzwungen-Unnatürlichen, Weltanschaulich-Starren erhalten dürften. Im Drama, das nach seiner inneren Gesetzlichkeit der natürlichen Zeit mit ihren vielen kleinen und kleinsten Schicksalskreuzungen ferner steht als Epos und Roman, ist kein Platz für diesen anscheinenden Subjektivismus; denn dafs sich alle einschneidenden, zeitlich dagegen oft weit auseinander liegenden Ereignisse im Leben des einzelnen für ihn unglücklich gestalten können, widerspricht, wie die tragische Muse aller Völker und Zeiten lehrt, keineswegs der allgemeinen Erfahrung.

Hardy hat die Handlung seiner Tragödie aufserordentlich konzentriert, teils wohl, weil er an eine Aufführung mit den einfachsten Mitteln durch "Mummers" dachte, teils aber auch sicherlich, um nach sophokleischem Muster die schlichten Hauptlinien eines tragischen Geschehens zu möglichst intensiver

---

stehen zudem die Worte "Prayer denied". Dafs freilich noch ein ästhetischer Hang zum Tragischen mitgewirkt haben mag, kann nicht geleugnet werden. Hardy liebt "All the vapoury things that be" um so mehr, weil sie vergänglich sind. Bei aller Gröfse in der Handhabung der Stilmittel bleibt auch bei ihm ihre bewufste Erarbeitung nicht immer verborgen und verleiht so dem Gesamteindruck ein leises Element von "L'art pour l'art"-Charakter und "self-consciousness", der den meisten älteren Klassikern englischer Romankunst abgeht. Mit dem Urgrund der Stimmung seiner Werke hat dies gleichwohl wenig zu tun. Letzten Endes haben selbst Hardys Empfindung für das Tragische und sein Mitleidsgefühl dort ihren Ursprung, wo es noch keine Differenzierung zwischen Ethischem und Ästhetischem gibt, nämlich im Schmerzgefühl darüber, dafs alles Werterlebte, das Gute wie das Schöne, in seiner individuell-sinnlichen Eigenart unrettbar vergänglich ist. Der Konservativismus seines Wertgefühls — in ihm wurzelt auch seine „Heimatkunst" und Klassizität des Stiles — revoltiert gegen

"This never truly being
This evermore becoming"
(According to the Mighty Working, 1917)

und keine Glaubenshoffnung, kein wissenschaftlich-metaphysisches Denken kann in ihm gegen die Intensität und unmittelbare Gegebenheit dieses Fühlens aufkommen.

Wirkung zu bringen. Die Stimmung erinnert trotz allen Lokalkolorits und trotz mancher moderner Züge bei der Behandlung des Erotischen weit mehr an die der Oedipustrilogie oder an das Ende des Nibelungenliedes als an die keltisch-französisch-deutschen Denkmäler der Sage. Letztere haben ihre eigenen Vorzüge. Auf all ihr buntes und liebliches Beiwerk, auf zahllose lyrisch-epische Motive von höchster dichterischer Schönheit, wie er sie in Bédiers neufranzösischer Nacherzählung vorfand,[1] hat Hardy um der tragischen Wirkung willen verzichtet. Und gerade durch dieses Opfer beweist dieser grofse Lyriker und Romanschriftsteller, welch feines Empfinden er für die Kunstform des Dramas besitzt.

Das beste aber, was dieses anspruchslose, schlichte und doch erstaunlich kraftvolle Alterswerk bietet, hat es in gewissem Sinne gemein mit "Tess" und "The Return of the Native", mit den "Dynasts" und den lyrischen Schöpfungen: die farben- und klanggesättigte Sprachform, reich an trautheimlichen Archaismen, an Worten von seltsam einprägsamer Gewalt. Verse wie "A tragedy of dire duresse", oder "Racked was the Queen with qualm and cark", Worte wie "Christland" für "Heaven", "half-amort" oder "sans tarriance" lassen sich schwer vergessen und wirken doch so natürlich in diesem Milieu. Auch der Rhythmus der Verse und die Reimklänge sind oft von herbem Reiz, wenn auch qualitativ nicht immer auf gleicher Höhe.

Zuweilen wird man stark an die Chöre der "Dynasts" erinnert.

Die Namensformen sind die in der englischen Tradition vorherrschenden: Mark, Tristram, Andret, Iseult the Fair, Iseult the Whitehanded, Dame Brangwain (kymr. bran gwen = „weifse Krähe"). Bei dem Namen Iseult fällt der Verston bald auf die erste, bald auf die zweite Silbe.

Zwei einfache, klar- und scharfumrissene Skizzen von der Hand des Dreiundachtzigjährigen, die seine Phantasievorstellung vom Aufseneindruck des Schlosses Tintagel und vom Innern der Halle zur Zeit der Sage darstellen, begleiten

[1]) "Le Roman de Tristan et Iseut", renouvelé par Joseph Bédier, woraus Hardy, wie das Faksimile-Umschlagblatt zeigt, das Motto (nach Gottfried von Strafsburg) entnommen hat.

die Ausgabe und dienen dazu, die Kenntnisse des Lesers in der poetischen Geographie und Archäologie von Wessex noch weiter zu ergänzen.

Leipzig. Herbert Huscher.

**Snyder, Edward D., The Celtic Revival in English Literature 1760—1800.** Cambridge, Harvard University Press, 1923. 208 S. — $ 2.50 = 12/6.

Schon aus dem 16. und 17. Jahrh. führt E. Snyder Autorennamen und Büchertitel an, die von der Beschäftigung einzelner mit der keltischen Vergangenheit Zeugnis ablegen, hatte doch bereits die Thronbesteigung Heinrichs VII. Tudor, eines Nordwalisers, die englische Aufmerksamkeit auf das Waliser Volkstum gelenkt. Eduard Eckhardt, auf den hier nicht verwiesen ist, hat in seinen „Dialekt- und Ausländertypen im älteren englischen Drama" (Louvain 1910—11, Teil II, S. 12—46)[1] die zahlreichen Stellen angeführt, an denen selbst Redensarten und ganze Sätze in kymrischer Sprache eingeschoben sind, so namentlich in den Maskenspielen Ben Jonsons, der anscheinend selbst des Kymrischen mächtig war. In Shakespeares „Heinrich IV", Teil I, Akt III, Sz. 1 wird auf kymrische Dialoge zwischen Owen Glendower und seiner Tochter, Lady Mortimer, sowie auf ein walisisch gesungenes Lied angespielt, doch ist in diesem Fall der kymrische Text nicht überliefert.

Dafs bald nach der Mitte des 18. Jahrh. das Interesse am Keltentum, besonders an seiner Poesie und seinem Altertum, neu auflebte, erklärt Snyder vornehmlich aus dem Zusammentreffen zweier Momente; erstens des Strebens des Zeitgeistes nach "strangeness added to beauty" (W. Pater) verbunden mit einer Ermüdung am Gebrauch der abgenutzten klassischen Mythologie und zweitens der antiquarischen Tätigkeit des vielseitigen walisischen "scholar-poet" Lewis Morris mit dem Beinamen Llewelyn Ddu o Fon (L. der Schwarze von Anglesey), der teils durch seine englisch geschriebene Einleitung zu Diddanwch Teuluaidd („Häusliche Unterhaltung", Hausbuch, 1763), noch mehr aber und schon weit früher durch eine sehr ausgedehnte Korrespondenz auf englische Dichter eingewirkt hat. Unter

---

[1]) Vgl. auch neuerdings F. H. Harries, Shakespeare and the Welsh, London 1919, und vom selb. Verf., The Welsh Elizabethans, Pontypridd 1924 (-7/6).

diesen steht an erster Stelle Thomas Gray. Seine Ode "The Bard' (1757) geht stofflich durch Vermittlung von Carte's "History of England" (1747—1754) auf Angaben von Lewis Morris zurück und wurde vor dem Ende des Jahrhunderts "praised and quoted to an extent that baffles belief". Gray wiederum ermunterte einen Freund und Landsmann von L. Morris, Evan Evans (auch genannt Jeuan Brydydd Hir, d. i. Johann der lange Dichter) zur Veröffentlichung von "Some Specimens of the Poetry of the Welsh Bards. Translated into English" etc. (1764) und verwandelte selbst vier Gedichte daraus in englische Verse (Owen, Hoel, Caradoc, Conan). Obzwar Gray anscheinend kein Kymrisch verstand, strebte er auch sonst nach engster Berührung mit echtem waliser Keltentum, griff z. B. um die kymrische Metrik kennen zu lernen, zu John David Rhys' "Cambrobrytannicae Cymraecaeve Linguae Institutiones" (London 1592!) und liefs sich in Cambridge durch einen Vortrag des blinden Harfners John Parry aus Ruaban zur Vollendung seiner liegengebliebenen Ode "The Bard" begeistern ("such tunes of a thousand years old", Brief Grays vom Mai 1757). Gray ist es auch gewesen, der seinen späteren Biographen Mason bei dem dramatischen Keltengedicht "Caractacus" (1759) wertvollste Hilfe angedeihen liefs. Dieses fufst zwar auf Tacitus und anderen antiken Schriftstellern, verrät aber daneben zahlreiche Einflüsse neuerer Quellen, z. B. in seinen Naturschilderungen solche von zeitgenössischen Beschreibungen nordwalisischer Berglandschaft. Eine von Snyder angeführte Stelle aus einer derartigen Schilderung, worin die geheime Macht des Druidentums als naturimmanenter genius loci gefeiert wird, verrät ein Naturgefühl, das zweifellos auch durch selbsterlebte Sinneseindrücke genährt wurde. Auch scheint sie mir bereits einen Gedanken und eine Empfindung aus Shelleys "Mont Blanc" (1816) zu antizipieren, obwohl eine direkte Beeinflussung Shelleys durch Mason[1]) kaum anzunehmen ist:

"This is the secret centre of the isle:
Here, Romans, pause, and let the eye of wonder
Gaze on the solemn scene ....

---

[1]) Mason wird in Droop, A., Die Belesenheit P. B. Shelleys (1906) nicht genannt.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . .
Surely there is a hidden power, that reigns
'Mid the lone majesty of untam'd nature,
Controlling sober reason . . . . ."
(Mason, "Caractacus".)

Man vergleiche:

"Mont Blanc yet gleams on high: — the power is there,
The still and solemn power of many sights ...
. . . . . . . . . . . . . . . . . . . .
... The secret strength of things
Which governs thought, and to the infinite dome
Of Heaven is as a law, inhabits thee!"
(Shelley, "Mont Blanc", V.)

Thomas Gray ist wohl auch, besonders durch die erwähnte Ode "The Bard", einer der Anreger zu Macphersons Ossiangesängen gewesen.

Hervorhebenswert ist Snyders Hinweis auf einen Vorläufer Macphersons auf dem Gebiete keltischer Fälschungen, den anonymen Verfasser von "Longford's Glyn, A True History, Faithfully Translated (!) from the Irish Original" (London 1732). Das Macpherson gewidmete Kapitel bringt nichts wesentlich Neues.

Der zweite Teil des Buches befaſst sich mit den zahllosen englischen Nachahmungen Grays und Macphersons und einigen weiteren Versuchen, wieder unmittelbar aus keltischer Quelle zu schöpfen. Bei den Nachahmern herrscht fast völlige Unkenntnis des britischen und nordischen Altertums. Viele Dichter und Historiker vermengen z. B. das Druidentum der vorchristlichen Kelten mit dem Walhallaglauben nordgermanischer Skalden der Vikingerzeit, und selbst ein Gibbon nennt die Edda "the sacred book of the ancient Celts". Sachkundigere Veröffentlichungen werden etwas häufiger gegen Ende des Jahrhunderts; man vergleiche etwa: Edward Jones' "Musical and Poetical Relicks of the Welsh Bards, etc." (1784), die englischen Umdichtungen aus der Feder des kymrischen Barden Edward Williams (Jolo Morganwg), ausgezeichnet durch "direct simplicity" (1789), eine Biographie Llywarc Hens mit Abdruck einiger ihm zugeschriebener Gedichte auf Kymrisch

und Englisch in Parallelkolumnen von William Owen Pughe (1792) u. a.

In Irland ist der Ruhm des bei den Goidhelen damals sehr populären Dichters und Harfners Turlough O'Carolan (ir. Toirdhealbhach Ua Cearbhallain, 1670—1738) auch zu Oliver Goldsmiths Ohren gedrungen. "There can be perhaps no greater entertainment than to compare the rude Celtic simplicity with modern refinement." Mit diesen Worten beginnt Goldsmith seinen Essay "Carolan, the Irish Bard" (Essay XX, entstanden zwischen 1758—1765, Misc. Works, Globe Ed., p. 343—344. Bei Snyder vermifst man jede Angabe über Titel oder Hauptgegenstand des Essays). Goldsmith sagt von ihm: "The original natives never mention his name without rapture; both his poetry and music they have by heart, and even some of the English themselves, who have been transplanted there, find his music extremely pleasing." Goldsmith mufs einige seiner Gedichte in Übersetzung gekannt haben, denn er vergleicht sie inhaltlich und dem Schwung der Phantasie nach mit den Oden Pindars. O'Carolans "Monody on the Death of Mary Maguire" übertrug Charlotte Brooke für J. C. Walkers "Historical Memoirs of the Irish Bards" (1786) und sie selbst verfafste das wichtigste Werk jener Zeit über irische Poesie: "Reliques of Irish Poetry: consisting of heroic poems, odes, elegies, and songs, translated into English verse, etc." (1789.)

Bei der Natur des Stoffes ist es verständlich, wenn Snyders Buch trotz alles Strebens nach Vollständigkeit noch zahlreiche Lücken aufweist. Obwohl schon 1751 erschienen, hätte z. B. mit Hinblick auf die mögliche Einwirkung auf Jerome Stone und Macpherson die Auswahl aus den Gedichten Alexander Macdonalds (gäl. Alastair MacDhonuill) genannt werden sollen, in dem die schottischen Hochländer ihren gröfsten Dichter und Freiheitssänger verehren. Trotz des gälischen Titels ("Ais-eiridh na sean chanoin albannaich", „das Wiedererwachen des alten schottischen Sanges") enthielt sie eine englisch geschriebene Vorrede des Dichters, die allgemein für gälische Sprache und Literatur interessieren will.[1]) Ranald

[1]) Vgl. Schöffler, H., Protestantismus und Literatur. Leipzig 1922. S. 104.

**Macdonald**, der Sohn Alexanders, liefs 1776 eine weitere „Sammlung gälischer Lieder" (Comhchruinneachidh orannaigh Gaidhealach, Edinburgh) folgen. Um 1768 entfaltete **Hector Maclean** eine rege Sammeltätigkeit sowohl auf dem Festland Schottlands als auf den Hebriden. In seinem Hause auf der Insel Mull hielt **Samuel Johnson** Einkehr und verdankte ihm, wie er erzählt, einige zuverlässige Auskünfte über gälische Poesie.[1]) Vielleicht hat man auch in Edinburgher Literatenkreisen durch Doppelsprachige von Duncan Ban MacIntyre gehört, den manche — besonders in der Naturschilderung — noch über Macdonald stellen. Schon zu seinen Lebzeiten erschienen drei Ausgaben seiner Gedichte (1768, 1790, 1804), allerdings nur auf Gälisch, und zwischen 1781 und 1789 schrieb er alljährliche Preisgedichte für die "Highland Society". Patrick Macdonald veröffentlichte 1784 eine Auswahl schottisch-gälischer Melodien und D. Mackintosh 1785 "A Collection of Gaelic Proverbs and Familiar Phrases" (vermehrt und neu bearbeitet von Nicolson 1881). Zu den Schriften, die ein zunehmendes Interesse für Irland verraten, wären nachzutragen ein "Essay on the Antiquity of the Irish Language" (1772) und "A Grammar of the Iberno-Celtic or Irish Language, with an Essay on the Celtic Language" (1773), beides von dem englischen General Vallancey,[2]) welcher die Verwandtschaft des Irischen mit dem Punischen, Kalmückischen und gewissen amerikanischen Sprachen nachzuweisen suchte. Auf ein weiteres Publikum dürften eine "Collection of O'Carolan's Compositions" ([2]1780) von Terence Carolan sowie Bunting's "Ancient Music of Ireland" (Part I: 1796) gewirkt haben. O'Carolans Musik soll in England vornehmlich durch O'Keeffe's komische Oper "The Poor Soldier" (aufgeführt 1783 in Covent Garden) bekannt geworden sein. O. Goldsmith zitiert in dem obengenannten Essay ein Lied, "O'Rourke's noble fare will ne'er be forgot", welches O'Carolan verfafst haben soll und von **J. Swift** nach einer Übersetzung in englische Verse gebracht wurde. Nach Miss Middleton[3]) stammt jedoch der irische Originaltext nicht von O'Carolan, sondern von Aodh

---

[1]) Vgl. Stern, L. C. in „Kultur der Gegenwart" I, XI, 1. S. 103.

[2]) Vgl. Tourneur, V. Esquisse d'une histoire des études celtiques. Liège 1905, S. 74.

[3]) DNB, Artikel Turlough O'Carolan.

MacGabhrain of Glengoole (Leitrim). William Borlase, von dem Snyder bloſs berichtet, daſs ihn Mason unter seinen Quellenautoren mit aufgezählt hat, hätte als begeisterter Schilderer cornischen Altertums ein wenig mehr Beachtung verdient. 1754 erschienen seine "Antiquities, historical and monumental of the County of Cornwall ... with a vocabulary of the Cornu-British language" (Neuauflage bereits 1759). 1756 veröffentlichte er eine Schilderung der Scilly Islands, die in der "Literary Review" von Samuel Johnson gepriesen wurde als "one of the most pleasing and elegant pieces of local inquiry that our country has produced." Schlieſslich folgte noch 1758 "The Natural History of Cornwall" mit einer Beschreibung der Lokalgebräuche und einem Bericht über das allmähliche Aussterben des Cornischen. Die erstgenannte der 3 Schriften enthält auch eingehende Studien über das Druidentum, so wie man es damals zu kennen glaubte. Seine Altertumssammlung vermachte Borlase noch zu Lebzeiten dem Ashmolean Museum zu Oxford. Als antiquarisches Zeugnis erwähnenswert wäre wohl auch die 1777 von Nicholas Owen veranstaltete Ausgabe von David Jones' Übertragung angeblicher Taliesin-Gedichte in lateinische Sapphica aus d. J. 1580.

Bezeichnend für das historische und sprachliche Interesse jener Zeit am Keltentum ist ferner die Tatsache, daſs sie das bis auf heute reichhaltigste, wenn auch oft wenig zuverlässige Wörterbuch für das klassische Kymrisch geschaffen hat, den "Dictionary of the Welsh Language" (1803) von William Owen Pughe.

Unter dem Jahre 1789 nennt Snyder die Sammlung der Gedichte (barddoniaeth) des Dafydd ab Gwilym, veranstaltet von Owen Jones und Owen Pughe. 27 diesem Troubadour zugeschriebene Stücke waren bereits 1773 in Rhys Jones' "Gorchestion Beirdd Cymru" (Leistungen kymrischer Dichter) in der Ursprache publiziert worden. Sein Gedicht "The Fair Pilgrim" erreichte in der englischen Paraphrasierung von Edward Williams 1791 eine dritte Auflage und fand sogar Eingang in Roach's "Beauties of the Poets" (vol. IV, 1794).

Wenn im 18. Jahrh. das Interesse an der schottisch-gälischen und walisischen Dichtung stärker war als das an der irischen, so lag dies wohl teils, wie Schöffler gezeigt hat, an der vermittelnden Tätigkeit des protestantischen Land-

pfarrerstandes, der in Irland fehlte, teils an dem Auftreten überragender Genies, die sich damals nur in Wales (L. Morris) und Schottland (Macpherson) eine Vermittlung angelegen sein liefsen. Das politische Moment, dessen Bedeutung für die gesamte Bewegung Snyder unterstreicht, dürfte das Interesse eher noch verstärkt als gehemmt haben, denn das schottische Gälentum wurde damals in nationalenglischen Kreisen kaum weniger gehafst als das irische. Leider wird uns nicht näher gezeigt, wieso ein Wechsel in der Parteiregierung einen Umschlag von Enthusiasmus in Verurteilung des fremden Volkstums oder umgekehrt auch in Literatenkreisen bewirkt hat. Es ist wohl ein bezeichnender Zug, dafs der Edinburger Antiquar und Historiker J. Pinkerton zwar 1781 nach Macphersons Vorbild selbst zwei Ossiangesänge verfafste, in seiner "Dissertation on the Origin and Progress of the Scythians and Goths" (1781) jedoch die keltische Rasse für absolut minderwertig erklärte. Möglich, dafs die Aufdeckung der Fälschungen Macphersons, wegen der er jene Ossiangedichte in einer späteren Auflage seiner "Rimes" streichen liefs, seinen Widerwillen gegen alles Keltische verstärkt hatte. Gleichwohl zeigen uns Spenser und Tennyson, wie sich natürliche Freude an — allerdings romanisiertem — keltischem Sagengut mit stärkster politischer Abneigung gegen ein keltisches Volk vertragen können.

Zu einer Untersuchung des Problems, inwieweit in den angeführten Fällen einer Berührung von einer wirklichen Übernahme keltischen Geistes gesprochen werden kann, finden sich bei Snyder leider nur wenige Ansätze. Nicht alle Übersetzer brauchen wie Gray in "The Death of Hoel" eine kymrische Verszeile in drei englische aufgelöst zu haben [1])

[1]) Zu Greys Versen:

"From the golden cup they drink
Nectar that the bees produce,
Or the grape's extatic juice"

bemerkt Snyder: "It may be noted that Gray made no effort to hold his English version to anything like the simplicity of the Welsh, or to that of Evans's Latin. He could not read Welsh, but he might have conjectured that the Welsh "Gwin a medd o aur fu eu gwirawd" would be literally rendered "Wine and mead from gold was their drink". Evans's Latin is perfectly accurate except for the insertion of the unnecessary "poculis" .....

und Grey selbst hat zuweilen nach dem Urteil eines Kenners kymrischer Literatur wie L. C. Stern den Stil der Barden der Blütezeit „mit dem schweren Tritt ihrer Metra“ „geschickt nachgeahmt.“ Auch ist die kymrische Dichtung, besonders die ältere, durchaus nicht immer so schlicht und klar wie die Verse eines E. Williams oder Goronwy Owen. Zudem lassen sich romantische Erscheinungen, die den Charakter des Gekünstelten, Historisch-Unechten an sich tragen, ebenso innerhalb des reinkeltischen Volkstums nachweisen, man denke etwa an das von E. Williams begründete neukymrische Druidentum.

Indessen, wenn sich auch in gewissen Einzelfällen stilistische Anklänge erkennen liefsen, für die Gesamtentwicklung der englischen Literatur des 18. Jahrh. kommt doch fast ausschliefslich die stoffliche Anregung in Betracht, und Snyder betont daher mit Recht, dafs das Interesse an der keltischen Vergangenheit nur eine Teilerscheinung[1]) darstellt von jenem am nordeuropäischen Altertum überhaupt. Wenn Edward Williams die keltische Mythologie "more rational, sublime, and congenial to Human Nature" nennt als "the superlatively barbarous", "bloody Theology of the Edda", so dürfte sich dieses Unterscheidungsurteil gröfstenteils aus dem Nationalstolz dieses Südwalisers erklären. Allenfalls könnte man sagen, dafs die Sage und Geschichte der Kelten dem erwachenden revolutionären Freiheitsgefühl noch mehr Nahrung bot als die Mythologie der Eddalieder.

Wenn man von der Beeinflussung Burns' durch gälische Melodien absieht, ergibt sich, dafs das Celtic Revival des 18. Jahrh. kaum ein einziges Gedicht von hohem ästhetischen Wert hervorgebracht hat. Doch hatte, wie Snyder hervorhebt, diese Bewegung regen Anteil an der Erforschung und Erprobung neuer Empfindungswerte, die die Blüte der Romantik erst ermöglicht haben. Auch werden wir auf ihr besonderes Nachwirken bei amerikanischen Dichtern — insbesondere Poe und Walt Whitman — hingewiesen. Dafs die pseudokeltisch-

[1]) Ganz ähnlich im 19. Jahrh. bei Will. Morris, George Borrow, Th. Watts-Dunton u. a. Morris interessierte sich weit mehr für das nordische Altertum als für das keltische; Borrow und Watts-Dunston, die beide Kymrisch verstanden, studierten gleichwohl in erster Linie das Zigeunertum.

psalmistische Muse Macphersons in Amerika ebenso wie in Deutschland, wenn auch nicht stärker, so doch nachhaltiger gewirkt hat als in der späteren englischen Literatur, scheint mir zwei Ursachen zu haben. Seit Keats und Tennyson war man in England gegen zu verschwommene Formen sehr empfindlich geworden,[1]) und dann ist die englische Psyche trotz oder vielleicht gerade wegen ihrer ausgeprägten Willenskultur auf anderen Gebieten dem Ausdruck affektiver, expansiver Gefühle in der Kunst meist abgeneigt gewesen,[2]) Ossian aber und die Bardenlieder des Celtic Revival haben besonders das Dynamische[3]) an der romantischen Seele entfesseln helfen.

Inwieweit ihnen auch das Verdienst zukommt, das stoffliche Interesse am Keltentum bis Thomas Moore und Walter Scott und schliefslich bis zu der so ganz andersartigen irischen Renaissance am Ausgang des 19. Jahrh. wachgehalten zu haben, dies zu untersuchen wäre eine interessante Aufgabe, noch interessanter aber das Problem, wann und wo es jemals zwischen dieser Strömung und jener alten von der kymrisch-bretonisch-französischen Artus- und Tristansage über Malory (Seit 1634 zuerst wieder neu gedruckt: 1816 und 1817 [von Southey]) und Spenser bis zu Tennyson, Morris, Arnold und Swinburne laufenden Entwicklungsreihe zu bewufsten oder unbewufsten Kreuzungen gekommen ist.[4]) Im 18. Jahrh, zumindest scheint man in beiden keinerlei gemeinsame oder verwandte Elemente entdeckt zu haben.

---

[1]) Vgl. auch Hecht, H., James Macphersons Ossiandichtung "in GRM", X, S. 227.

[2]) Vgl. meine „Studien zu Shelleys Lyrik", Leipzig 1919, S. 136—7.

[3]) D. h. das freie, fessellose Nachaufsendrängen des Gefühls. Das Motorische dagegen, besonders das Umsetzen visuell-motorischer Sinneseindrücke in Wort- und Versrhythmus (sowie rein Klangliches) kennzeichnet die englische Poesie in hohem Grade; es ist dies ein Moment, das mit der empirischen, sensitive Anpassung suchenden Haltung und Einstellung des englischen Geistes aufs engste zusammenhängt.

[4]) M. Arnold bedeutet einen solchen Schnittpunkt. 1852 erschien sein "Tristram and Iseult", 1867 sein der anderen Strömung zugehöriger "Essay on the Study of Celtic Literature". Vor diesem war 1862 Borrow's "Wild Wales" publiziert worden, das — obwohl auch nicht wissenschaftlich — eine weit eindringendere Kenntnis der keltischen Sprachen und Literaturen verrät.

Snyders Studie geht nicht an die Lösung derartiger Probleme, ihr Wert beschränkt sich darauf, die im wesentlichen von Macpherson unabhängige Vermittlertätigkeit und den Einfluſs der anglokeltischen Pioniere Lewis Morris, Evan Evans und Thomas Gray in das rechte Licht gerückt zu haben.

Da die Mehrzahl der Leser der keltischen Sprachen unkundig sein dürfte, empfiehlt es sich vielleicht, in derartigen Studien alle kymrischen und gälischen Wörter, auch in den Titelangaben, mit einer Übersetzung zu versehen. S. 157 und im Register müſste es statt "Cwydd (= „Fall") to Morvydd" korrekt kymrisch "Cywydd (Bezeichnung einer lyrischen Gedichtgattung) to Morvydd" lauten. Ein umfassenderer Index, der auch die erwähnten keltischen Dichter unter ihren Initialen anführt, würde die Brauchbarkeit des Buches als Nachschlagewerk für Anglisten und Keltisten erhöhen.

Zum Schmuck sind ihm beigefügt eine Faksimilereproduktion des Titelblattes der ersten Ossianausgabe, zeitgenössische Bilder von Gray, Macpherson und Mason, sowie ein Stich nach Loutherbourgs (1740—1812) Bild "The Bard", das in konzentriertester Form veranschaulicht, was man damals in dem durch Gray vermittelten Keltentum suchte und fand.

Leipzig. Herbert Huscher.

---

## Zu ae. *onȝēan*.

Kürzlich hat Flasdieck in dieser Zeitschrift (34, 271) die Frage aufgeworfen, welche Basis den verschiedenen Formen von ae. *onȝēan* zugrunde liege, und er kommt zu dem Ergebnis, daſs nur der Ansatz von **gagani* voll und ganz befriedige; mit mir (Archiv 107, 416) **gagna*, **gagni* anzunehmen, „ist trotz des fast durchgängigen *-ȝæȝn, -ȝeȝn* nicht notwendig, ja sogar lautlich unmöglich" (S. 272). Worin nach seiner Meinung diese Unmöglichkeit besteht, ist aus den Entwicklungsreihen, die er rekonstruiert (S. 271), ersichtlich. Eine Basis **gagna* wäre, meint er, zu anglofriesisch **ȝæȝnæ* geworden und hätte zu altenglischen Formen auf *-e* führen müssen, ebenso wie **gagana* nach seiner Ansicht zu anglfr. **ȝæȝænæ* und daraus zu **ȝæȝnæ* geworden wäre: der dann anzunehmende nicht lautgesetzliche Schwund des auslautenden *æ* zu *e* errege Bedenken (S. 272). Nun ist in seinem Aufsatz nicht aus-

drücklich gesagt, welche Entwicklungsstufe er mit 'Basis' oder 'vorauszusetzenden Varianten' meint. Aber da seine von ihm angezogenen Vorgänger in der Behandlung der Frage die urgermanische Formen vor Augen haben, einen *a*- und einen *i*-Stamm, und Flasdieck keinerlei Abweichung äufsert, einmal auch im Anschlufs an Falk-Torp von germ. **gagina*- : **gagana*- spricht, mufs er auch bei seinen Ansätzen an urgermanische Formen gedacht haben. Dann aber handelt es sich bei der Ansetzung einer Basis **gagna* oder **gagana* um jenes -*a* (aus idg. -*o*), welches schon gemeinwestgermanisch (übrigens auch schon gotisch und nordisch) schwindet, lange bevor der anglofriesische Wandel von -*a* zu -*æ* (woraus später -*e*) eintritt. Ein urgerm. **slagana(z)* ergibt daher ae. *slaȝen, slæȝen,* nicht **slæȝnæ, -e,* wie es nach den Entwicklungsreihen Flasdiecks lauten müfste. Es gibt allerdings ein urenglisches -*æ*, das zu Beginn unserer Überlieferung zu -*e* wird, und es geht tatsächlich auf eine Vorstufe -*a* zurück, die in den anderen westgermanischen Sprachen gewöhnlich noch erhalten ist, aber dieses ist durch Verkürzung aus urgermanischem nasalierten *ō̜* entstanden, und hat sich zu einer Zeit entwickelt, als das urgermanische -*a* schon längst gefallen war: as. *tunga, herta, worhta,* ae. **tunȝæ,* **heortæ,* **worhtæ,* später *tunȝe, heorte, worhte.* An eine urgermanische Basis mit *ō̜* zu denken ist aber bei ae. *onȝēan* nicht der geringste Anlafs und kann auch nicht von Flasdieck beabsichtigt sein. Flasdieck hat also das urgermanische -*a* aus idg. -*o* mit dem jüngeren -*a* aus urgermanischem nas. *ō̜* zusammengeworfen, was bei jemandem, der die wirklichen oder vermeintlichen Irrtümer Anderer so scharf aufs Korn zu nehmen pflegt, einigermafsen merkwürdig aussieht.

Tatsächlich liegt die Sache doch einfach genug. Ein urgerm. **gagna*- mufste zu westgerm. **gagn*, anglofries. **ȝæȝn* werden und daraus lassen sich sämtliche überlieferten Formen ableiten. Allerdings sind sie auch als Ergebnis einer Grundlage **gagani*- möglich. Wie wg. **magadīn* über anglofries. **mæȝædīn* zu ae. **mæȝedin, mæȝden* wurde (vgl. meine Hist. Gram. § 301, 3; 302, 4; 303), mufste **gagani*- über **ȝæȝæni,* **ȝæȝeni* zu **ȝæȝni* werden und das *i* durch die bekannte Synkope schwinden (§ 304), wir kämen also wieder auf die Stufe **ȝæȝn,* die die überlieferten Formen erklärt. Vom intern-altenglischen Standpunkt ist zwischen **gagna*- und **gagani* keine Entschei-

dung zu treffen. Die Basis **gagana-* ist mindestens für die Mehrzahl der Belege unwahrscheinlich, aber aus einem anderen als den von Flasdieck vorgeführten Grund. Wie **slagana-* zu ae. *slaȝen, slæȝen*, hätte es zu ae. **ȝaȝen, *ȝæȝen* geführt, von denen ersteres fehlt, letzteres in den gelegentlichen Schreibungen *-ȝæȝen, -ȝeȝen* vorliegen könnte; aber diese lassen sich ebenso gut als jüngere Varianten zu *-ȝæȝn, -ȝeȝn* erklären. Was endlich urgerm. **gagni* betrifft, das in anderen germanischen Sprachen (ahd. *gegin*) deutlich zutage tritt, so müſste es zu ure. **ȝeȝn* führen und dies könnte im kent.-mercischen *-ȝeȝn* stecken; aber da in den anderen Dialekten, in denen sich umgelautete Formen deutlich abheben müſsten (ws. **ȝieȝn*, nh. **ȝeȝn* gegenüber unumgelautetem ws. **-ȝeaȝn* > *-ȝēan*, nh. *-ȝæȝn, -ȝeæȝn*) keine Spur davon zutage tritt, ist es sehr unwahrscheinlich, daſs eine solche Basis fürs Englische in Betracht kommt.

Wien, am 20. Dezember 1923. Karl Luick.

---

# II. MITTEILUNGEN.

## Der 19. Allg. Deutsche Neuphilologentag

findet, wie der Vorstand beschlossen hat, nicht zu Pfingsten, sondern vom 1.—4. Oktober 1924 zu Berlin statt, aus begreiflichen Gründen.

Berlin, den 30. Januar 1924.

Für den Vorstand: Prof. Dr. Brandl.

[4. 5. 24.]

---

INHALT.



---

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

# Beiblatt zur Anglia.

## Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

XXXV. Bd. Juli 1924. Nr. VII.

### I. SPRACHE UND LITERATUR.

**The Old English Version of the Heptateuch, Ælfric's Treatise on the Old and New Testament and his Preface to Genesis,** edited from all the existing MSS. and Fragments with an Introduction and three Appendices, together with a Reprint of "**A Saxon Treatise concerning the Old and New Testament:** now first published in print with English of our times by **William L'isle of Wilburgham** (1623)" and the Vulgate text of the Heptateuch by **S. J. Crawford**, M. A., B. Litt. London 1922. xi + 442 pp. 42/- net.

A. u. d. T.: **Early English Text Society.** Or. Ser., No. 160.

**The Pepysian Gospel Harmony.** Edited by **Margery Goates,** M. A. London 1922. li + 146 pp. 15/- net.

A. u. d. T.: **Early English Text Society.** Or. Ser., No. 157.

The Early English Text Society, under the able directorship of Sir Israel Gollancz, is making good headway with its important work. Among its latest publications are the two volumes to be noticed here, one containing an Old English, the other a Middle English text.

Professor Crawford's edition of the so called Heptateuch (i. e. the Pentateuch together with the books of Joshua and Judges) is not the first that has appeared. It was first published with Ælfric's Treatise, by Edward Thwaites in 1623, and later by Grein in the first volume of Bibliothek der angelsächsischen Prosa in 1872. Thwaites's edition naturally does not satisfy modern requirements, and Grein's is a reprint, with a number of emendations, of Thwaites's text. The late reprint of Grein's edition (1921), according to Mr. Crawford, does not offer a corrected text, which is of course due to the

abnormal circumstances of late years. Mr. Crawford's edition of the important text is thus the first trustworthy one.

The earlier editions are based almost entirely on the Bodleian MS. Laud. Misc. 509 (L.). Mr. Crawford has made use of all the MSS. that contain all or part of the texts. He takes as his basis the Brit. Mus. MS. Cotton Claudius B IV (B.), which, as has been shown by Dr. M. R. James, once belonged to the library of St. Augustine's, Canterbury, and is mentioned in the old catalogue of the said library. He uses MS. L for the parts wanting in B and gives variants from other MSS. MS. Cambridge Univ. Libr. I. i. 1. 33 (C.), which is for the most part identical with B and L, in some chapters of Genesis contains an independent version, which is printed in parallel columns with the B-text. According to the editor, there is reason to believe that this version is partly a first draft of Ælfric's. In Appendix I are printed the late OE. Notes in MS. C, known to philologists already from Mr. Crawford's paper in Anglia 47, and the glosses in the Hatton MS. of the book of Judges, which are of interest particularly because of the attempt made to mark the different values of *c*. In the second Appendix the editor fully discusses the provenance and dialect of the C-text. There are facsimiles giving samples of the writing of various MSS. and the fine pictures in MS. B.

The text is on the whole an exact reprint of the MSS. Obvious mistakes are corrected. Contractions are expanded and punctuation is introduced. Corrections are made sparingly and with good judgment. In some cases, naturally, there may be different opinions whether a correction is called for or not. Thus p. 103 *wylspringa* may be correct, as a fem. *spring* seems to have existed (Bosworth-Toller, Suppl.). P. 107 *yrdlingc* may have *d* for *ð* before the *l*. P. 178 *wæfel* may be a side-form of *wæfels*, analogous to *brigdel* by the side of *brigdels*. P. 267 *sunnan scinende* need not be corrected into *scinendre*; cf. such cases as *getimbrede cyricean*, *efenblissiende Breotone* in the translation of Bede (Wülfing, Syntax, § 132). P. 321 *flewð on riðum meolce and hunige* may be left as it is. *Meolce and hunige* may be instrumentals just as in *flewð meolce and hunie* p. 218, *on riðum* being adverbial and meaning 'abundantly'. It is true the variant reading in Ms. L and the Latin text

tell in favour of Mr. Crawford's emendation. The only corrections found that seem to be definitely unjustified are the following two. P. 286 *an unwemme oxancealf* is altered into *unwemne*. But OE. *cealf* is usually neuter. Besides, if *unwemme* was altered *an* should have been replaced by *anne*. P. 288 *bringe unwemme fearr oþþe heafare* is changed into *unwemne*. But surely the epithet belongs to both *fearr* and *heafare*, and is therefore put in the plural; the Latin text has *immaculata*.

Altogether the edition is a fine piece of work and a worthy addition to the important series of publications in which it appears.

The edition of the *Pepysian Gospel Harmony* was undertaken at the suggestion of Dr. Anna C. Paues, of Newnham College, Cambridge, to whom the volume is dedicated, and whose assistance is most warmly acknowledged. The true contents of MS. Pepys 2498, in which the text is preserved, together with other pieces, were first discovered by Dr. Paues and made known by her in vol. xxx of the *Englische Studien*. The MS. belongs to the time about 1400.

The Gospel Harmony contains a continuous story of the life and passion of Christ, the various gospels having been impartially used. Its aim is to present in the simplest language the life of Christ as an organic whole. Little is added and little is omitted except irrelevant things. Not rarely the compiler has failed to see the essential unity of the four gospels, and he gives slightly variant accounts as separate chapters.

The work is a translation from a lost French source. This was first discovered by Dr. Paues, who noticed that the curious mistranslation of *supra cervical dormiens* (Mc. iv, 38) as *was aslepe in an oriole* must be due to the similarity of Fr. *oreillee* 'pillow' and *oriole* 'porch'. Miss Goates in her introduction adduces a large number of translations and forms that corroborate this theory. The translation *sixty and twelue* for Lat. *septuaginta duos* presupposes a Fr. *sexante doze* as the immediate source. *Simondes faders*, corresponding to *Simonis* in the Vulgate (Lc. v, 3) is apparently due to a form *simon pers* 'Simon Petrus' in the Fr. version, where *pers* was misread as *pere* 'father'. *Dust* for Lat. *fulgor* (Lc. x, 18) seems

due to Fr. *foudre* having been read as *poudre*. Many other similar instances might be added.

In the Introduction the editor fully discusses the dialect of the text. The dialect is not pure. It is, in Miss Goates's opinion, mainly a southern variant of East Midland, but exhibits both Northern and Southern forms occasionally. The problem of the dialect, in the opinion of the present writer, is not solved finally, however, by the editor, and will have to be taken up for renewed investigation. It would be very interesting to know to what part of England this text originally belonged. Some of the remarks on the dialect do not seem well founded. *Sche* may be originally Northern, but was in common use in the Midlands in the 14th century. *I* is surely not only Northern. *Whas* is OE. *hwæs*; it is found in Southern and Midland texts (Ayenbite, A. R. etc.). As for *wham*, it is found in Orm, Ayenbite, etc. *Haly* is found only in *haly brede*, which may be a compound analogous to ME. *haliday* and the like. *Baldlich* may have shortening of *ā* before the consonant group. The certain traces of Northern dialect are very slight. Compounds such as *sonenday*, *haluendel* are of no value as dialect criteria. Incidentally I remark that *haluendel* probably represents OE. *healfne dæl*. *Sw* has not been lost in *suster*. Spellings such as *rizth* hardly indicate an aspirated pronunciation of the *t*. *A-slepe* 21. 18 surely goes back to OE. *on slæpe*, not to an OE. past participle. *Were* 55. 14 (§ 81) is a probably a subjunctive, not an indicative.

Not having had access to the MS., I have been unable to form an opinion as to the correctness of the text. There are, however, at least two readings that must be due to misprint, viz. p. 10. 15 *esceyued* for *resceyued*, and 57. 8 *aduersaie* for *aduersarie*. Under the circumstances, I am not sure whether *hem* p. 2. 28 (in *he ... went hem to his jn*) is a misprint or a mistake of the original for *hom* or *him*. The reading is not noted in the Notes. The same is true of *werst* p. 16. 30 f. (*euerych prophete is werst honoured in his owene cuntre þan in oþer strange cuntrees*), which must be a mistake for *wers*. P. 18. 31 *þe elde prophetes þan maden hem straunges oiþer wiser þan hij duden to her owen folk* is a similar case. Is *straunges* a mistake for *straunger?*

The Notes are very full and helpful, and there is probably not much that need be added to them. We might expect to have found a note on the mistranslation p. 32. 30 *Wheþer loued he most?* for *Quis ergo eum plus diligit?* Lc. vii, 42. The curious translation *ramesones and wildenepes* "garlic and bryony" for *locustæ and mel silvestre* of the Gospels can hardly be a case of explanation by a homely parallel (p. xlvi). Might not this be a case of misunderstanding of a French expression?

In the Glossary I miss the verb *purtray* 'write' p. 55. 13, 19 and the interesting form *wormode* 'wormwood' 101. 7. I would rather identify *aneiȝed* 24. 20 with *annoy* and compare *destreyed* 63. 27; Miss Goates takes it to belong to *aneiȝe* 'to draw near'. The form *anged* 19. 4 (*þe anged side of þe heiȝ mounteyne*) is difficult to explain. Miss Goates takes it to mean 'steep' and to be cognate with OE. *anga* 'a prickle, goad'. I am not convinced that this is correct, but I have no better explanation to offer.

Miss Goates's edition certainly gives occasion for some criticism as regards details, but on the whole it is a very good and useful piece of work, and philologists owe her a debt of gratitude for having made the interesting text accessible to them.

Lund. Eilert Ekwall

---

**Shakespeare in Poland.** By **Josephine Calina** (Mrs. Allardyce Nicoll). London, Published for the Shakespeare Association by Humphrey Milford, Oxford University Press. Amen Corner, London, E. C. 1923.

Unter vorstehendem Titel ist das erste Heft der unter der Generaldirektion des Vorsitzenden der Shakespeare Association, Sir Israel Gollancz, geplanten Shakespeare Survey (76 Seiten in klein 4°.) erschienen. Das Material zu ihrer Studie hat sich die Verfasserin aus den Bibliotheken und Archiven der Universität und des Polnischen Theaters in Warschau und der Jagellonischen Universität, des Czartoryskischen Museums und des Słowacki-Theaters in Krakau beschafft und Rat und Hilfe von den an der Spitze dieser Institutionen stehenden Persönlichkeiten in reichem Maſse genossen. So wurde sie in den Stand gesetzt, einen auſser-

ordentlich interessanten Überblick über das Eindringen Shakespeares in Polens schöne Literatur, Theater und überhaupt in die höhere wie auch die mittlere Bildungssphäre ihres Heimatlandes zu gewinnen und diesen Überblick in der englischen Bearbeitung ihrer Studienresultate zunächst England und damit überhaupt der westlichen Welt zugänglich zu machen.

Die erste Bekanntschaft mit Shakespeare hat Polen schon früh gemacht, in der ersten Hälfte des 17. Jahrh., bald nach dem Tode des Dichters, durch die Vermittlung der auf dem Kontinent so bekannten englischen Komödianten, die, wie die Verfasserin glaubt annehmen zu dürfen, schon in dem Jahre 1616 oder spätestens 1628 „Der Widerspenstigen Zähmung" in Polen zur Aufführung brachten, vermutlich neben anderen Stücken von Shakespeare. Aber nach dieser ersten Berührung folgte eine lange Trennungspause während der Zeit, die auch in der Geschichte der deutschen Literatur einen Niedergang darstellt, hier mit dem bezeichnenden Namen „Periode des Ungeschmacks" gekennzeichnet. In Polen dauerte dieser Zustand bis zur Gründung der ersten ständigen öffentlichen Theater, in Krakau 1760 und in Warschau und Lemberg 1765. Die Verfasserin hebt die grofse Bedeutung des Theaters für das geistige Leben Polens hervor; das Theater, obgleich erst so spät auf ein festes Fundament gestellt, sei doch in Polen in höherem Grade Gegenstand der allgemeinen Verehrung und Liebe geworden als wohl in irgendeinem anderen Lande der Welt.

1765 erschien ein erster kritischer Versuch über Shakespeare und eröffnete so die Bewegung, die dann in immer steigendem Mafse durch das ganze 19. Jahrh. und bis in unsere Tage andauernd einen in das polnische Geistesleben sich ergiefsenden Strom Shakespearescher Einwirkung darstellt.

Zunächst mufste natürlich Shakespeare übersetzt werden. Von dem Eifer, mit dem das geschah, zeugt die von der Verfasserin zusammengestellte Bibliographie der polnischen Sh.-Ausgaben, in der allein von den 37 Dramen zusammengerechnet 213 Ausgaben namhaft gemacht sind. Es sind das nicht blofs mehr oder weniger genaue Übersetzungen, sondern auch — so namentlich einige der älteren Ausgaben — durch Auslassungen verkürzte oder durch Zusätze (!) erweiterte Bearbeitunge

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war das eine auch sonst auf dem Gebiete der Kunst zu beobachtende Unsitte.[1]) Die genannten 213 Ausgaben sind übrigens auch nicht als ebensoviele voneinander unabhängige Übersetzungen zu verstehen; es sind eben aparte Ausgaben teilweise ein und derselben Übersetzung.

Der Löwenanteil dieser Ausgaben entfällt auf Hamlet, der mit 18 Editionen vertreten ist, darauf folgt Macbeth (14); König Lear (12); Romeo und Julia (11); Der Kaufmann von Venedig (10); Othello und Der Sturm (je 9); Julius Caesar (8); Ein Sommernachtstraum (7); König Johann, Richard III., Heinrich IV. Teil 1, Heinrich IV. Teil 2, Antonius und Cleopatra, Viel Lärmen um nichts (je 6); Richard II, Was ihr wollt und Das Wintermärchen (je 5); Coriolanus, Cymbeline, Troilus und Cressida, Die beiden Veroneser, Die lustigen Weiber von Windsor, Der Widerspenstigen Zähmung, Die Komödie der Irrungen und Mafs für Mafs (je 4); Heinrich V., Heinrich VI., 3 Teile, jeder Teil für sich; Pericles, Titus Andronicus, Timon von Athen, Wie es euch gefällt, Verlorene Liebesmüh, Ende gut, alles gut (je 3); und Heinrich VIII. (2).

Die hier vorgeführte Reihe von Ausgaben beweist sicher ein starkes Interesse für die Sh.sche Dichtung; was aber die Güte, den Wert der Übersetzungen betrifft, so ist die oberste Stufe offenbar noch nicht erreicht, und die Verfasserin erwähnt (S. 60), dafs eine der gegenwärtig hervorragendsten Persönlichkeiten auf dem Gebiet der polnischen Literatur, Kasprowicz, gerade jetzt mit der Vorbereitung einer neuen, ganz selbständigen Übersetzung der Sh.schen Dichtungen beschäftigt sei.

Neben den Übersetzungen gibt es nun auch originalpolnische Dichtungen, die den wachsenden Einflufs Sh.s aufweisen. An zahlreichen Beispielen zeigt die Verfasserin, bis zu welchem hohen Grade die Abhängigkeit von dem grofsen englischen Genius steigt. Nicht blofs Probleme, Charaktere, Situationen werden in vollständigem Parallelismus zu den

[1]) So pflegte damals selbst ein Franz Liszt beim Vortrag Beethovenscher Klavierwerke allerhand Zusätze eigener Provenienz einzufügen, so dafs, als das einmal nicht geschah, — beim Vortrag der Sonate op. 106, in Paris — der Konzertreferent (Hector Berlioz) dies ausdrücklich und anerkennend hervorhob.

Sh.schen Schöpfungen aufgestellt und vorgeführt, sondern sogar einzelne Redewendungen werden einfach entlehnt.[1]) Dieses naiv ungenierte Kleben am Äufserlichen ist für die Anfangsperiode eines neuen, starken, überwältigenden Einflusses eine vollkommen verständliche Erscheinung. Aber sie darf sich natürlich und kann sich überhaupt auf die Dauer nicht so erhalten, wenn anders die Entwicklung eine normale ist. Der Einflufs mufs tiefer gehen, vom Äufserlichen sich ins Innere kehren und je nach dem Grade der Originalität, Stärke und überhaupt Selbständigkeit der Natur des beeinflufsten Wesens diese Natur radikaler umgestalten oder nur bis zu einer gewissen Grenze modifizieren. Diese Synthese der ursprünglichen Natur und des auf sie ausgeübten Einflusses ergibt etwas mehr oder weniger Neues. Es wäre nun von dem gröfsten Interesse, das Neue, das sich durch die so intensive Berührung mit Sh. in dem polnischen Geistesleben, zunächst in der schönen Literatur, gebildet hat, genauer kennenzulernen und in seiner Besonderheit schärfer abgegrenzt zu sehen. Dazu wären der allgemeine Zustand, die Interessen, die Ziele, die Darstellungsmittel, die Formen usw. zunächst der dem Sh.schen Einflufs unmittelbar vorangehenden Literaturperiode mit denen der Zeit des gesicherten Einflusses Sh.s zu vergleichen und die Unterschiede aufzuweisen. Das ist nun freilich eine noch schwierigere Aufgabe, als die, welche die Verfasserin in dem gegenwärtigen Umfang ihrer Studie im allgemeinen sehr glücklich gelöst hat. Der ganze sympathische Ton ihrer Darlegungen sowie ihre ausgezeichneten Detailkenntnisse in den einschlägigen Fragen, geben uns aber gewifs das Recht zu der Annahme, dafs gerade sie eine geeignete Kraft zur Behandlung auch dieser letzterwähnten Frage ist, deren Berücksichtigung einer zukünftigen Neuausgabe der gegenwärtigen Arbeit zur erwünschten Ergänzung und Zierde gereichen würde.

Die Stellung, die Shakespeare heute in Polen einnimmt, ist nicht ohne Kampf errungen worden. Zu den Gegnern hat

---

[1]) Vgl. die S. 43 aus Słowacki's Balladyna zitierte Stelle: „Eine Kerze! Mein ganzes Schlofs für den Schein einer Kerze!“ und daneben den Schrei König Richards (III.) in der Schlufsszene des Sh.schen Dramas: „Ein Pferd! Ein Pferd! Mein Königreich für ein Pferd!“

unter anderen auch Zygmunt Krasiński gehört, einer der drei grofsen Sterne der polnischen Literaturgeschichte. Aufserordentlich interessant sind die Zitate der Verfasserin aus den diesbezüglichen Äufserungen Krasiński's. Er lehnt Sh. ab, weil dieser, zwar in der Auffassung und Darstellung der äufseren Seiten des Lebens unübertrefflicher Meister, doch den innersten Kern der Erscheinungen nicht zu treffen wisse, die grofsen erschütternden Widersprüche des Lebens nicht zu versöhnen imstande sei. In dieser Hinsicht wäre schon Byron höher zu werten, der die Antinomien der Lebenserscheinungen nicht, wie Shakespeare, mit der unerschütterlichen Ruhe eines olympischen Gottes hinnehme, sondern sich dagegen, namentlich gegen den Tod, das furchtbarste Lebensrätsel, mit den Gefühlen der Entrüstung, der Empörung, mit der Wildheit „des Satans im Auge“ wende. Ein solches Sichaufbäumen gegen die Negation des Lebens beweise schon die Zugehörigkeit zur Lebensquelle, zu Gott. Wir seien nun zwar auch schon über Byron hinaus, aber noch wiel weiter über Shakespeare.

Erfreulicherweise hat diese Auffassung nicht die Oberhand in Polen gewonnen. Sh. nimmt, wie die Verfasserin hervorhebt (S. 60, 61), im 20. Jahrh. eine völlig gesicherte Position in den Herzen der Polen ein. In den Universitäten liest eine immer wachsende Anzahl Studierender die Werke des Dichters in der Originalsprache, und in den Mittelschulen liest man sie in Übersetzungen. Mit 14 Jahren kommt jedes Kind, das eine Mittelschule besucht, in Kontakt mit Shakespeare.

Die Verfasserin hat ihre Ausgabe reichlich mit polnischen, längeren oder kürzeren Textbelegen ausgestattet. Die Arbeit hat dadurch entschieden gewonnen an wissenschaftlicher Brauchbarkeit, sowie für die Kontrolle des englischen Textes. Die polnischen Partien sind nicht durch übermäfsig viel Druckfehler entstellt;[1] der Setzer hat nur leider die zwei Laute ž (poln. ż) und ź überall vermischt, indem er für beide stets nur den letzteren Buchstaben anwendet.

[1] Doch bisweilen, z. B. S. 27, von unten: Z. 24 *zą*stępy statt *za*stępy; Z. 23 *rz*ądasz statt żądasz; Z. 21 opiesza*l*ość statt opieszałość; Z. 14 *M*iestety statt *N*iestety; Z. 12 dr*z*y statt drży; ib. oddy*ć*hasz statt oddy*c*hasz; Z. 10 *wr*uszenia statt *wsr*uszenia; Z. 6 c*z*eniu statt c*i*eniu.

Dafs die Verfasserin nicht selbst die englische Übersetzung der polnischen Partien gemacht hat, geht aus mehreren Stellen ihres Buches hervor. Leider hat der Übersetzer mit mehreren Stellen offenbar nichts anzufangen gewufst. So heifst es auf S. 47 (auf englisch): „Mir träumte eine seltsame Komödie ... Es schien mir, dafs ich in dem leeren Bezirk (precincts) der Sibylle wanderte ... Bei einem Tische stand ein Stuhl für Shakespeare". Bald darauf erblickt der Träumer Sh. selbst „sitzend in diesem verlassenen Bezirk" usw. Was soll das heifsen? Was bedeutet ein Stuhl in einem leeren, einem verlassenen Bezirk, ein Stuhl daselbst für Shakespeare? Und welchen Sinn hat es, dafs das „der Bezirk der Sibylle" sein soll? Im polnischen Text steht: „mir schien es, dafs ich in das geplünderte Heiligtum der Sibylle eintrat", wo „bei einem Tische der dreifüfsige Stuhl Shakespeares zu sehen war". Die Verfasserin, die mehrfach durch erklärende Angaben für das Verständnis nichtpolnischer Leser gesorgt hat, hätte wohlgetan, auch hier eine erklärende Notiz beizufügen, die auch ihrem Übersetzer zugute gekommen wäre, der nun in seiner Ratlosigkeit in irgendwelchen „Bezirken" umherirrt und die ganze Sache sowenig versteht wie der Leser. Mit dieser Sache hat es aber die Bewandtnis, dafs das hier erwähnte Heiligtum der Sibylle der sogenannte Sibyllentempel im Park des Schlosses Puławy (bei dem gleichnamigen Kreisort am rechten Weichselufer, südlich vom Einflufs des Wieprz) ist, wo (im Tempel) ihrer Zeit die Besitzer, die Fürsten Czartoryski, ein Museum als Ruhmeshalle für vaterländische Erinnerungen und Reliquien gründeten, das während der Revolutionskämpfe (1831) arge Verwüstungen über sich ergehen lassen mufste. In diesem Raum war also ein Stuhl ganz an seinem Platz und der im Traum polonisierte Shakespeare gehörte natürlich auch dahin, zu den anderen vaterländischen Berühmtheiten, resp. deren Reliquien.

Auf S. 60 versteht man nicht, in welchem Anlafs Kordjan, der Held des nach ihm benannten Słowackischen Dramas, in seiner Apostrophe an Shakespeare sagt, Sh. habe zu „dem Blinden" geredet und dabei unsere trübe Erde hoch über ihre natürlichen Grenzen erhoben. Die Verfasserin bemerkt nur, Kordjan habe sich so geäufsert „nach der Lektüre eines der englischen Schauspiele". So mufs denn der Leser seine eigenen

Wege gehen, um zu erfahren, dafs dieses Schauspiel Shakespeares König Lear ist, aus dem Kordjan unmittelbar vorher die 6. Szene des 4. Aufzuges gelesen hat, wo Edgar den blinden Gloster scheinbar zum Rande eines steilen Ufers führt, von wo sich der Unglückliche hinabstürzen will. Edgar rettet ihn, indem er in ihm falsche Vorstellungen über die Lokalität erweckt. Das ist also der Blinde, der in der erwähnten Apostrophe zum Sinnbild der blinden Menschheit wird, die durch das Genie Shakespearescher Dichtung gerettet und sehend — mit den Augen des Dichters — wird. Die hier gemachte Anwendung der Sh.schen Stelle ist übrigens eine aufserordentlich gekünstelte und beweist eigentlich nur, wie bei einem von Bewunderung und Liebe erfüllten Herzen auch der dafür ungeeignetste Anlafs ganze Ströme von Enthusiasmus auslösen kann. Und insofern ist die in Rede stehende Apostrophe allerdings sehr bezeichnend für die Wertung Sh.s von seiten Słowacki's.

An anderen Stellen ist der Übersetzer selbst schuld an der vollkommen sinnlosen Übersetzung, indem er das betreffende polnische Wort falsch liest. So heifst es S. 53, Z. 14, 15 (auf englisch): „Ich“ (ein Redakteur äufsert sich über den — im Traum — polonisierten Shakespeare) „habe nur eins gegen ihn, nämlich dafs er nicht national (patriotisch) ist. Er ist als Slave geboren und duldet (he suffers) bald hier, bald in Schottland, bald in Dänemark“ etc. Dies „dulden“ ist hier ganz sinnlos. Polnisch steht da "czerpie" d. h. „schöpft“, nämlich seine Stoffe, er entnimmt sie den Quellen der Länder, in denen er sich aufhält, der Geschichte, den Traditionen, den Sagen jener Länder. Dieses czerpie las der Übersetzer cierpi „duldet“ — zwei wurzelhaft verschiedene Verba.

Ähnliche Mifsverständnisse kommen nicht selten vor. Es würde zu weit führen, sie hier alle namhaft zu machen.

Ich möchte nur noch der Hoffnung Ausdruck geben, dafs die Verfasserin, wenn es sich im Laufe der Zeit um eine neue Auflage ihrer interessanten Studie über Shakespeare in Polen handeln wird, die obigen Bemerkungen und Wünsche nicht unbeachtet lassen möchte.

Dorpat, d. 28. Febr. 1924. L. Masing.

**S. B. Liljegren, The Fall of the Monasteries and the Social Changes in England leading up to the Great Revolution.** Lund (C. W. K. Gleerup) und Leipzig (Otto Harrossowitz) [1924]. 150 S.

A. u. d. T!: **Lunds Universitets Årsskrift.** N. F. Avd. 1. Bd. 19. Nr. 10.

Die ältere Auffassung der englischen Verfassungsgeschichte war die, dafs es sich bei den grofsen Kämpfen der Vergangenheit, z. B. bei der Magna Charta und der Revolution von 1649, um einen Kampf zwischen englischem König und englischem Volke gehandelt habe. Neuere Forschungen haben diese Anschauung widerlegt und gezeigt, dafs beide Kämpfe vielmehr als ein Ringen bestimmter Klassen gegen die Krone aufzufassen sind: die Magna Charta ist ein Dokument, das der Adel (im weitesten Sinne) dem Könige abzwang, und der Bürgerkrieg von 1649 wurde nicht vom „englischen Volke" gewonnen, sondern von dem jung erstarkten, damals zur entscheidenden Macht gelangten Bürgertum, dem Kaufmann und dem Industriellen. Es ist die Absicht Liljegrens, in vorliegender Schrift einen bisher noch wenig beachteten Weg zu zeigen, auf dem die Bereicherung des Bürgertums um die Mitte des 16. Jahrh. vor sich gegangen ist, nämlich die Landerwerbungen, die es infolge der Säkularisationen Heinrichs VIII. machen konnte. Zu diesem Zwecke unterzieht er sich der mühevollen Aufgabe, aus den verschiedensten Quellen eine umfängliche Liste (S. 31—109) auszuziehen, die die Art der geschäftlichen Vorgänge, Person und Stand der Beschenkten, der Käufer und Wiederverkäufer in der Zeit von April 1536 bis Februar 1547 möglichst klar erkennen läfst. Es ergibt sich, dafs anfänglich eine Neigung bestand dem Adel, besonders soweit der König ihm zu Dank verpflichtet war, die fettesten Brocken der Kirchengüter zu übertragen. Bald aber erscheinen adelige und bürgerliche Landspekulanten auf dem Plane, und allmählich beginnt die Zahl der beteiligten Commoners zu überwiegen. Die Nachfolger Heinrichs VIII., Edward VI., Elisabeth und Jakob I. setzten die Veräufserung der als Krongüter betrachteten Ländereien eifrig fort, da sie ihnen Geld einbrachte, das keiner Parlamentsbewilligung bedurfte. Jakob I. ging dazu über, die Länder nicht mehr zu verpachten, wie es bisher geschehen war, sondern sie in grofsem Mafsstabe für alle Zeiten zu verkaufen, wodurch er zwar im Augenblicke

mehr Geld erntete, aber den Einflufs der Krone erheblich schwächte; Karl I. sah sich aufser Stande, das frühere Verfahren wieder aufzunehmen. Überblickt man das Ergebnis der ganzen Eigentumsverschiebung von Heinrich VIII. bis Jakob I., so zeigt sich, dafs in dieser Zeit bei weitem der gröfste Teil des englischen Landbesitzes seinen Eigentümer wechselte und von dem alten Geburtsadel und der Geistlichkeit in die Hände der kapitalkräftigsten Leute der Tudorzeit überging, d. h. der grofsen Kaufleute und Industriellen, oder des neuen Adels, der sich gröfstenteils aus der Klasse dieser Neureichen erhoben hatte; das Kapital Londons spielt dabei eine besondere Rolle. Diese soziale Umschichtung hatte die gröfste politische Bedeutung; denn in der gewaltigen Macht des neuen reichen Bürgertums erwuchs der Krone der erbittertste Gegner, der, nachdem die Krone selbst alles getan hatte um die Macht des Oberhauses zu schwächen, durch das immer gefährlichere Instrument des Unterhauses die königlichen Privilegien mehr und mehr zu schmälern wufste. Diese Entwicklung zeigt ferner, dafs die Revolution von 1649 tatsächlich in ausgedehntem Mafse ein Kampf zwischen Krone und Bourgeoisie gewesen ist, und dafs der alte Harrington einen klaren Blick hatte, wenn er in seiner *Oceana* (1656; neue Ausgabe von Liljegren, Lund und Heidelberg 1924, S. 49—50; vgl. auch *Anglia Beiblatt* 1924, S. 169) die unter Heinrich VIII. einsetzende Verschiebung der *balance of property* zu gunsten der "*Popular party*" als die Hauptursache der grofsen Revolution betrachtete.

Dresden. Walther Fischer.

---

**Thomas Morus**, **Utopia**, übersetzt von **Gerhard Ritter**, mit einer Einleitung von **Hermann Oncken**. 1922, Verlag von Reimar Hobbing.

A. u. d. T.: **Klassiker der Politik**. Bd. I.

Any attempt to analyse More's *Utopia* ought to be encouraged, for even at this day we cannot read this wonderful creation without being enriched on every page by the writer's great individuality and revelations of remarkable thoughts. It is, therefore, a highly gratifying circumstance that students are directing their attention more and more to the study of

this standardwork in English literature. In America there appeared quite recently two interesting books on the subject: *The Story of Utopia* by C. Mumford and *The History of Utopian Thoughts* by I. O. Hertzler, and in Germany works were published among others by Jul. Reiner, *Berühmte Utopisten und ihr Staatsideal*, Jena 1906; Hans Cruse, *Die Utopie des Thomas Morus und die sociale Frage* (Diss. 1907); Ernst Bloch, *Geist der Utopie*, München 1918; Tony Noah, *Utopia*, 1920.

The edition of Reimar Hobbing has drawn my special attention, because Mr. Hermann Oncken has had the happy idea of writing for his countrymen a brief introduction to the German translation of More's *Utopia*. Mr. Oncken is fully aware that this romance cannot be understood, unless we know under what influences it was composed and what circumstances finally led to its creation. „Man mufs zuvor die Entstehung dieses Buches eingehend untersuchen, um seine keineswegs einfache Anlage und seine ebensowenig eindeutige Absicht zu begreifen" are words spoken by a serious student who fully realises the extent and the importance of his comprehensive task. The influences under which the *Utopia* was composed Mr. Oncken attempts to explain in the different sections of his introduction. Reference is made to the classical influence (Plato), to contemporary influences: voyages of discovery, notably of *Amerigo Vespucci* — Mr. Oncken no doubt here alludes to the *Quatuor Navigationes*. A short biographical notice of the writer is necessary to illustrate the influence of the great humanists, such as Erasmus, Colet and others. Mr. Oncken then proceeds to a discussion of what directly led to the composition of the *Utopia*. How Thomas More under Cuthbert Tunstall was sent on an Embassy to Flanders to conclude a treaty with the Prince of Castile, and how, during his stay at Antwerp he employed his leisure time in writing the second Book of the *Utopia* (the first he composed later). After these introductory remarks an analysis is given of the *Utopia* itself, from which it appears that Mr. Oncken has made a thorough study of contemporary history. For apart from a literary standpoint, the *Utopia* must also be considered as an exponent of the social, economical and political evils of the times. In quick succession these evils

are enumerated: the endless wars with its disastrous consequences: trains of broken and disabled soldiers turning to theft for lack of employment, the fatal "enclosure-system" (conversion of arable land into pasture), one of the chief causes of the distress of the rural population, the stringent and merciless laws tending to increase criminality instead of preventing it. By the introduction of the "Canterbury-episode", to which Mr. Oncken refers as "die etwas künstlich eingeführte Fiktion", which opinion I cannot quite share, More goes back to the reign of Henry VII. The contemptible practices of greedy kings are sharply criticised by Hythloday (= Thomas More himself) in his picture of an imaginary people, the Achorians. In their inordinate desire to extend their dominions, they faithfully reflect the policy of contemporary European princes, whose policy of extension is foreshadowed in an old ballad *The Libell of Englishe Policy* (1436). Gloomily does Hythloday remark towards the end of Book I that no change for the better is to be expected, unless, as Plato wisely observes "kings be philosophers or philosophers kings".

Mr. Oncken then turns his attention to Book II, in which, by way of contrast an ideal commonwealth is described, with perfect regulations, presenting in every respect a striking contrast with the picture of More's native country. More develops his state on communistic principles, but, as Mr. Oncken rightly points out, this communism is not new: Plato suggested it to him. It seems to me, however, that Mr. Oncken makes a somewhat too sweeping assertion, when he says, „ohne das athenische Vorbild hätte das Buch des Morus nicht geschrieben werden können".[1])

In quick succession the writer then discusses the institutions and regulations among the Utopians: their occupations and the important position of the husbandman — no doubt a direct satire on the dreadful conditions of the labour classes in England — their government and their magistrates, whose principal function is to see that no man is idle and that every man is usefully employed. In his description of towns, more in particular of the capital Amaurot, More, no doubt referred to

[1]) See in this connection the present writer's thesis *Sir Thomas More and his Utopia*, Amsterdam 1923. Ch. IV. *The Renaissance and its influence on Thomas More.*

London such as it was and such as he would like it to be. In order to secure a regular food-supply (a problem to which not the slightest attention was paid), it is ordained in Utopia that no city shall contain more than six thousand families, and that, in case of over-population emigration has to be resorted to. Here is a transition to another topic of no slight interest: that of colonization. The remark is made by Mr. Oncken — and rightly so — that here, as in so many other passages, Thomas More is constantly referring to his own country. Thus, in the rigid measures taken by the Utopians in their occupation of foreign parts, Mr. Oncken recognises the English „Macht-Politik“ ("the policy of the iron hand") with respect to Ireland. To this „Macht-Politik“ Mr. Oncken also ascribes the ignoble methods applied in warfare: the base intrigues employed by the Utopians in reality reflecting the practices of the English, who did not scruple to sow treason and disaffection among their enemies. My personal view is that More should not have introduced this passage here, for even granted, as Mr. Oncken suggests, that More was strongly impressed by England's imperialism, he should not have allowed the upright and noble Utopians to employ stratagems, which, on the strength of their moral principles, one would not think them capable of. His hatred of war and his contempt of military glory, More expressed already in the first part of his romance; there is, therefore, no palpable reason why he should insist on it again in the second. In the customs of the Utopians to export their wares in their own ships, Mr. Oncken sees a reference to the foreign trade-policy of England in More's times, which ultimately led to the enactment of the Navigation Act. I do not wish to argue the point here, whether More was at all thinking of any trade-policy, when he wrote the passage, "Tum quae ex ipsis exportanda sint, ea consultius putant ab se efferri quam ab aliis illinc peti ..." (*Utopia*, Bk. II Ch. VI.),[1] but I would observe here, that whereas in the *Utopia* stress is laid on the *exportation*, it is the Navigation Act that specially provides for the *importation* of goods.[2])

---

[1]) Lupton edition, p. 220.

[2]) See Prof. Dr. P. J. Blok, *Geschichte der Niederlande* (Gotha 1912). Bd. V, p. 69.

In religious matters the Utopians are broad and tolerant, for every conceivable system and sect finds a place among them and Mr. Oncken is quite right when he reminds us that, though More in his *Utopia* advocated principles of religious toleration, in practice he was influenced by no such theory. Indeed, if More had lived in Utopia, he himself — strange and preposterous as the case may be — would have been the first to be sent into exile!

It surprises us somewhat that Mr. Oncken, who, in his sketch of the general plan of the *Utopia*, has no doubt touched on many interesting topics, should have passed unnoticed some subjects of actual interest, such as: sanitation, marriage, internal conditions.

Highly remarkable is Mr. Oncken's theory that certain incongruities and inconsistencies in More's political system may be accounted for by assuming that some passages were perhaps inserted later on. (See pp. 32, 37 and 42 of his introduction.) It is not quite clear to me what Mr. Oncken means. The first edition of the *Utopia*, in Latin, was printed by Thierry Martin at Louvain towards the end of 1516 and the revised and corrected editions that followed in 1517 and 1518, do not materially differ from the first, so that I cannot understand when the passages to which Mr. Oncken alludes, were inserted in the second Book. But even granted that Mr. Oncken is able to prove his "insertion-theory", I fail to understand in what respect the incongruities and inconsistencies could, on this ground, be explained in a conclusive manner. Perhaps Mr. Oncken will refer to this important problem in the near future. We assure him that we shall look forward to his explanation with great interest.[1])

Mr. Oncken's introduction to More's *Utopia* is worth reading: in a most satisfactory manner the writer has pointed out that this romance not only derives its interest from its peculiar literary form, but above all from its connection with the actual life and opinion of its time. As a competent judge Mr. Oncken has, in his brief sketch, succeeded in giving us a

[1]) If Mr. Oncken is of opinion that passages were inserted in the original draft of the *Utopia* (consequently before 1515), I think I shall have to object to his ideas on historical grounds.

clearer insight into this work than many a laboured history could have done.

The translator, Mr. Gerhard Ritter, did a wise thing by consulting the original (that is the reliable) text of the *Utopia*, and though I have had no opportunity to go through the whole German text critically, I venture to say that Mr. Ritter has given us — as he promised in his preface — an exact rendering of the original in the German language, a task, which, considering the highly condensed language of the *Utopia*, involves difficulties of a very peculiar nature.

The book is carefully printed and its attractive appearance does full credit to the publisher. We introduce it with great pleasure to all those interested in the subject and sincerely hope that it will prove a success to both author and publisher.

Amsterdam. G. A. Dudok.

---

**Harold Nicolson, Byron, The Last Journey,** April 1823 — April 1824. — London, Constable and Co., 1924. — XIII und 288 S. — 12/6.

Byrons letzte Tage, von Kriegslärm umtobt! Ein Heldenleben, dem der schöne Tod auf dem Schlachtfeld versagt bleibt, das vielmehr langsam erlöschen mufs in erstickendem Siechtum, während draufsen die Morgenröte den kommenden Tag verkündigt, der einem lang geknechteten Volke die Freiheit bringen wird. In diesem Lichte hat man lange Zeit Byrons Ende — und dementsprechend auch sein ganzes Leben — gesehen. Ein vorsichtiges Abwägen des Quellenmaterials läfst eine solche Einschätzung als legendenartige Verschönerung erscheinen. Denn heldenartig ist Byrons Leben nie gewesen. Es zeigt immer nur plötzliche Ansätze voll prächtiger Wucht und himmelstürmender Macht, dann ein ebenso plötzliches Zurücksinken in die Ohnmacht. So sieht auch Byrons Ende aus. Dafs allerdings ein selbstloser Edelmut, der in grandioser Freigiebigkeit Geld, Gut und Gesundheit in die Rettung eines Volkes hineinwirft, das letzte Wort haben durfte in diesem egozentrischen Wesen, das da Byron hiefs, ersetzt es uns reichlich, was wir an Heldenhaftem der Byronlegende zurückgeben mufsten. Denn die Byronwirklichkeit zeigt einen herr-

lichen Abschlufs, eines Dramas würdig, das von schweren, verborgenen Seelenkämpfen spricht: der edle Byron hat über den andern — denn es hat ja zwei Byron gegeben — gesiegt.

Das zeigt uns das soeben erschienene Buch von Harold Nicolson. Nicolson hat die glückliche Hand, die verschrobene Literaturbilder wieder zurechtzurenken weifs. Erst kürzlich hat er uns eine wertvolle Tennysonkorrektur beschert.[1]) Und nun sein Byronbild!

Auftakt. Am 1. April 1823 sieht Lady Blessington Byron zum ersten Male, in Genua. Enttäuschung! Nach Beschreibungen und Portraitbetrachtungen hat sie sich auf eine Heldenerscheinung gefafst gemacht. Statt dessen steht ein dünnes, fast knabenhaftes Wesen, von gewinnender Art, vor ihr. Dieser Edelmann entbehrte des natürlichen Selbstbewufstseins und der natürlichen Würde.

Vor der Entscheidung. Das offizielle England — der Tory Lord Castlereagh an der Spitze — ist türkenfreundlich und hantiert am europäischen Gleichgewicht herum. (Ein siegreiches Griechenland bedeutet eine Vergröfserung der rufsischen Einflufssphäre. Also lieber nicht!) Linksstehende Whigs wie Byrons bester Freund John Cam Hobhouse sollen Griechenland auf Englands Seite ziehen, um so dem russischen Zuwachs vorzubeugen. Ein Komitee wird gebildet. Lord Byron mufs als Träger eines glänzenden Namens mitmachen. Und er tut mit, um sich losreifsen zu können von einem Leben, dafs ihm nachgerade sinn- und gehaltlos vorkommt. Er, der Tatenlose, ruft nach Taten. „Fort“, schreit es in ihm schon längst. Amerika! Syrien! — Warum jetzt nicht Griechenland?

Vor der Abfahrt. Der Kohlensegler „Herkules“ liegt vor Genua zur Ausfahrt bereit. Im letzten Augenblick wird Byron ein Bündel Briefe übergeben. Darunter der Brief eines Mr. Sterling, dem ein mit drei Strophen in Fraktur beschriebenes Manuskript beigelegt ist. Ein Grufs des greisen Goethe an Byron!

Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern
Vom Süden her und bringt uns frohe Stunden; usw.

---

[1]) H. Nicolson, Tennyson, Aspects of his Life, Character and Poetry, London, Constable and Co., Ltd., 1923.

Byron ist hocherfreut, er eilt in die Kabine und schleudert überschwengliche Worte des Dankes auf das Papier. — Am 13. Juli 1823 sticht das Schiff in die See. Auf Deck ein unschlüssiges, von Verdauungsbeschwerden geplagtes Männchen, auf und ab hinkend. Die Würfel sind gefallen.

Auf der Insel Kephalonien (zuerst in Argostoli; dann in dem nebenan liegenden Metaxata). Trübe Aussichten! Statt einer befehlen in Griechenland drei Regierungen: Im Osten der Häuptling Odysseus, in der Morea der Despot Kolokotronis, im Westen Mavrocordato. Alle drei die lüsternen Augen nach Byrons Dollars gerichtet! Wem das Vertrauen schenken? Von solchen Zweifeln und den lärmenden, seinen Schutz erflehenden Sulioten bedrängt, die sich wie Schakale an seine Fersen heften, entwickelt Byron ein festes Programm der Untätigkeit. Umherreiten, Pistolenschiefsen, lange Gespräche über Religion mit dem schottischen Garnisonsarzt Dr. Kennedy. An Mavrocordato schreibt er, er sei entschlossen als Zuschauer hier zu bleiben, bis er einen günstigen Moment erblicke, wo er zum Guten der nationalen Sache mitwirken könne. Byron fahndet nach allen denkbaren Gründen, mit denen er sich selber gegenüber seine Untätigkeit rechtfertigen kann. Der ihn begleitende Kapitän Trelawny, der kühne und phantastische Abenteurer, der uns ein fesselndes Tagebuch über Shelleys und Byrons letzte Jahre hinterlassen hat, durchschaut den untätigen Lord und geht in die Morea, wo er mit Odysseus gemeinsame Sache macht. Unterdessen hat Mavrocordato einen grofsen Schritt vorwärts getan. Seine Flotte ist von Hydra aufgebrochen und bis nach Missolonghi vorgestofsen, was die türkischen Schiffe veranlafst hat, sich in den korinthischen Meerbusen zurückzuziehen. Jetzt bittet der griechische Senat Lord Byron, nach Missolonghi zu kommen, um mit Mavrocordato zusammen zu arbeiten. Byron mufs gehen. Wie lästig! Warum konnte man ihn nicht in Ruhe lassen!

In Missolonghi im Golf von Patras, Herbst 1823. Byron will sich zur Tat aufraffen. In der Nähe liegt die Festung Lepanto mit einer aus Albanern bestehenden türkischen Garnison. Die Albaner haben durchblicken lassen, dafs sie sich nach einem kräftigen feindlichen Angriff gegen eine kleine Abfindungssumme ganz gerne ergeben würden. Drum

los auf Lepanto! Vor dem Frühling mufs es fallen. Lepanto ist Byrons Hoffnungsstrahl. Emsig wird mit englischen und deutschen Offizieren an der Artillerie herumorganisiert und der Versuch gemacht, aus den wilden Sulioten eine geordnete Fufstruppe zu schaffen. Ein Major Parry, dem der falsche Ruf vorausging, dafs er mit seinen Handwerkern die allerneuesten Geschosse herstellen könne, ist soeben angekommen. Wie mangelhaft ist sein Können. Am 14. Februar ist alles zum Aufbruch bereit. Da meutern die Sulioten. Der letzte Hoffnungsstrahl ist erloschen. Byron fühlt, er steht auf der Welt allein da. Nun folgt es Schlag auf Schlag. Am folgenden Abend welch ein Bild! Die meuternden Sulioten im Anmarsch auf das Munitionslager. Byrons Begleiter nach allen Richtungen auseinander gestoben, um ein Unglück zu verhüten. Er selber in Fieberkrämpfen auf dem Bette sich windend. Zwei betrunkene deutsche Soldaten, die hereingetaumelt sind, um in wildem Lallen dem halbbewufsten, hilflosen Lord die böse Kunde mitzuteilen. Draufsen der plätschernde Regen, der an die Fenster trommelt. — Byron erholt sich. Aber er ist all die Tage hindurch krank und gereizt.

Die letzten zehn Tage, vom 9. bis 19. April 1824. Die epileptischen Anfälle sind häufiger geworden. Byrons Leibarzt, Dr. Francesco Bruno, beklagt in seinem Tagebuch — der einzig neuen Quelle, die Nicolson benutzen konnte; das Tagebuch gelangte in Hobhouses Besitz, wanderte von dort in die Hände seiner Schwester, der Lady Dorchester und dann weiter zu den Byronakten der Firma Murray — den starken Alkoholgenufs, dem Byron jederzeit fröhnte und der unter dem schlechten Einflufs eines Capitano — es mufs Parry gemeint sein, der, selber Alkoholiker, Byron versicherte, „brandy“ allein könne ihn retten — seit Januar ins Mafslose ging. Jetzt liegt Byron auf dem Sterbebette, wahrscheinlich vom Typhus niedergeworfen. Bruno und der englische Arzt, Dr. Millingen — übrigens ein unzuverlässiger Zeuge — sehen das Verhängnis nicht. Am 15. April wenden sie ihr Universalmittel,das Aderlassen an, das keine Hilfe bringt. Am 18. April, dem Ostersonntag, kommt noch ein Brief von Hobhouse, voll Ermutigung und Freundschaft. Er findet einen bewufstlosen Lord Byron. Nur einmal noch im Lauf des Tages kehrt auf

ein paar Augenblicke das Bewufstsein zurück. Byron keucht die Worte: „Geh zu Lady Byron und sage ihr". Der arme Fletcher, der Diener, der in rührender Treue an seines Meisters Bette wacht, horcht gespannt, aber die fiebernden Worte, die folgen, werden unverständlich. „Jetzt aber, Fletcher, wenn du meinen Befehl nicht ausführst". Verzweifelt gesteht der Diener, dafs er nicht verstanden habe. „Dann ist alles verloren, denn jetzt ists zu spät." Des andern Tages am Ostermontag um 6. 15 abends nach einem einmaligen plötzlichen Augenöffnen haucht er den Geist aus.

Byrons Tod war nicht vergeblich. Die griechische Anleihe in London gelang glänzend. Da, wo Byron den Hebel zögernd angesetzt hatte, im Westen, nahmen die Ereignisse ihren weiteren Verlauf und führten schliefslich zum Siege der guten Sache.

Das romantisch Heldenhafte aber, das Byron in sich spürte und das sich jahrelang als verdrängte Vorstellung im Unbewufsten staute, ist in seine Dichtung übergegangen.[1])

Zürich. Bernhard Fehr.

---

## Ist Lambardes Text der Gesetze Æthelstans neuzeitliche Fälschung?

Kenneth Sisam[2]) behauptet, der von Lambarde [*Ld* im folgenden genannt][3]) gedruckte Text von Æthelstans I. Gesetz

---

[1]) Mir scheint, dafs Trelawny zu schlecht wegkommt. Es ist ja jetzt Mode geworden, ihn herunterzumachen. Mag Trelawny gelegentlich etwas zu seinen Berichten hinzugeschwindelt haben, das Bild, das er uns von Byron entwirft, macht den Eindruck nüchterner Wirklichkeit. Es ist das Bild, das uns Nicolson selber von Byron entwirft. Wenn man wie Nicolson Trelawny so oft zum Zitieren nötig hat, so sollte man nicht nach fast jedem Zitat eine disqualifizierende Bemerkung über den Zeugen fallen lassen. Trelawny betrachtet des toten Byron lahmen Fufs. Hobhouse wirft nachher in England zur Identifizierung einen Blick auf denselben Klumpfufs. Warum soll das im ersten Falle Gemeinheit, im andern Falle ganz in Ordnung sein? Ist es nicht beide Male in Ordnung?

[2]) *Modern lang. rev.* 18 (1923) 100—104. Ich verdanke ihm Zusendung des Aufsatzes, der einen für Philologie und Rechtsgeschichte vielleicht bedeutsamen Fund erwähnt: Sisam besitzt Faksimile in Hs. von a. 1811 von einem Kodex um 1175; der Inhalt sei II. III Eadgar; es fehle *interpolation*, [was ich „zweite Renzension" nannte; die Einheit beider Stücke findet also neue Bestätigung; vgl. meine *Gesetze d. Agsa.* III, 133f.]. — Sisam tadelt

und Almosenverordnung [*I As*, bzw. *As Alm* im folgenden][1]) sei *translation of the Quadripartitus* [hier *Q*] *into Elizabethan Anglo-Saxon.* Dieser kenntnisreiche und scharfsinnige Philolog des Altenglischen darf von dem Gegner seiner Hypothese ausführliche Widerlegung beanspruchen. Mir selbst schwirrte zuerst 1895 vorübergehend die Frage durch den Kopf, ob nicht ein Fälscher zehn Menschenalter der Sprachwissenschaft[2]) mit zwei selbstgeschmiedeten Texten samt einer Anzahl nur hier belegbarer Wörter genarrt habe. Ich wufste nämlich, dafs Ld zwar nicht Q, wohl aber eine Hs. von dem diesen abschreibenden Londoner Stadtjuristen [*Lond* im folgenden][3]) gekannt hat, und fand zweimal, in Fehlern gegen das Original, das Latein in Lond übereinstimmend mit Ld: *precipiam,*[4]) *debeamus,* schien *bebeod, us gebyriaþ* näher als dem Urtexte *ann, ge sculon.* Auch sprang die Verwandtschaft des Ld-Textes von I As mit As Alm in die Augen; und unter den Agsä. Überschriften[5]) in Ld zu anderen Stücken verdanken wirklich einige vielleicht erst der Neuzeit ihre Entstehung.

Gegen die Annahme einer Fälschung macht zunächst stutzig die Tatsache, dafs Ld zu einer ganzen Anzahl anderer Gesetze Texte kannte, die seitdem verloren sind.[6]) Also vielleicht auch hierfür! — Welcher Gelehrte Englands 1558—67 hat seine Zeitgenossen rein literarisch, ohne eine Spur gewinnsüchtiger oder politischer Absicht, betrügen wollen? Und welcher besafs damals, als Ld so häufig seinen Text nicht zu verstehen vermochte, die nötige Sprachkenntnis, um I As Ld und As Alm aus Q herstellen zu können? Nicht blofs in

---

deutsche Philologen, die *lærestan* der Hs. H festhalten; diese berufen sich auf eine Anzahl Archaismen in ihr; *Gese.* I, xxvıȷ. III, 1. 12.

[a]) *Αρχαιονομια* 1568; *Gesetze* I, xxxııı.

[1]) *Gesetze* I, 146—9. III, 96—9.

[2]) Rechtsgeschichte fufst auf Q von 1114, selbst wenn Ld neuzeitlich wäre.

[3]) *Leges Anglorum s. XIII in. Londoniis collectae*; vgl. *Gese* I, xxxıv, III, 309. 312.

[4]) *pr[a]ecupiam* Q, wie er für *(ge)unnan* (gönnen), sonst auch *exoptare, cupere*: anwünschen, gewähren.

[5]) *Gese.* III, 87. 124. 134. 146. 149.

[6]) Sisam leugnet es, ohne Angabe von Gründen und nennt das von mir erschlossene Ms. lq ein *ghost* (Gespenst). Nur „vielleicht" setzte ich Lds Vorlage mit den jetzt aus B ausgerissenen Blättern identisch III, 96.

der Literatur des Rechts fehlt die entfernteste Analogie! — Wollte ein Pedant zu dem ihm aus Q bekannten Gesetzesschatz die Englische Ursprache vollständig bieten, wieso übersah er zu I As die oft benutzten Hss. DGA und überging er die sachlich weit wichtigeren Stücke in Q?[1]) — Lambarde selbst kannte Q nicht, geniefst als Überlieferer der heimischen Altertümer reinsten Rufes und widerspräche, wenn er das Pseudo-Angelsächsisch eines Zeitgenossen etwa gutgläubig nur abdruckte, seiner eigenen Vorrede. — Alle diese allgemeinen Gründe aber können die Fälschungs-Hypothese nur verdächtigen, nicht bündig widerlegen. Hierzu bedarf es Einzelvergleich.

Erstens lautet Ld in der Anordnung besser als Q: wie in seinen Urkunden nämlich setzt Æthelstan *heofonlic* zu *eorðlic* und *ecelic* zu *hwilwendlic* in Gegensatz, dagegen Q [*a*]*eterna terrenis, c*[*o*]*elestia caducis.* — Für *indigentem* hinter *pauperem* (*earm*) hat Ld mit Recht nichts. — Sodann bietet statt *liberabitis* (ihr sollt freilassen) Ld idiomatisch *þæt*[2]) *ge alysaþ*, statt *non fuerit exeeutum* feiner *ungefremed wunie*, statt *sit ibi*[3]) konkreter *ge him habbaþ*, statt *Dei ministrorum* (Geistliche) *Godes þeowa*, statt *omni via* (silbenhaft für heutiges *always*) das ursprüngliche *ealle wæga.* — Die Worte *episcopi, in cuius episcopatu* hätte ein Fälscber durch *bisceoprice* (*-dom*) am Schlufs gegeben; Ld liest *on þæs rice*, wie Ine 45.

Besonders deutlich läfst sich widerlegen, dafs Ld, *independent* vom älteren Angelsächsich in dg, nur aus Q fliefse: Q mifsversteht *Deo*, aus *góde* dg; dennoch bietet Ld *æht* sinngemäfs. — Q übersetzt statt „Patriarch" silbenhaft *pater excelsus*, Ld liest besser mit dg *hiehfæder.* — Q übersetzt „dasselbe, mit Unrecht" durch ein Adverb *similiter*, *iniuste*; Ld bringt mit dg *þæt ilce* bzw. *mid* ...

Wo Q *iniust-* (*unriht* dg) liest, gibt Ld *woh*, wie V As 1, 1: ein Wort, dem anderswo ein Leser *unriht* als Erklärung beifügt III Eg. 4. — Statt *reddant*, *dare* in Q, wofür doch (*a*)*giefan* näher lag, bringt Ld *gesyllan.* — Derselbe *archiepiscopus* kommt in beiden Stücken vor; in I As setzt Ld *hehbiscop* (gegen *ærceb.*

[1]) III. IV As. III Em. IV, VII Atr.
[2]) *Gese.* II, 217 n. IV A 2.
[3]) *tibi* verbietet der Plural *pascatis, inveniatis.*

in dg, das er As Alm bringt), wollte der Fälscher also mit seltener Gelehrsamkeit prunken?

Nein! Kein Fälscher spricht als beispiellose Erscheinung aus dem Ld-Text, sondern ein Bearbeiter des Mittelalters, zu dem wir Genossen aufweisen können. — Er ersetzt Substantivierung des Pronomens, die dg bietet, durch hinzugefügtes *þing* und zweimal das Wort *gestrinan* durch *begytan*, beides so wie anderswo[1]) der Schreiber B den früheren Text ändert. — Für *debere* das nie erstorbene *sculan*, aus dem Q es übersetzt hatte, zurückzufinden, wäre um 1550 leicht gewesen; aber Ld liest *gebyraþ* (zweimal) und *to belimpað*, wie anderswo[2]) jenes durch *habbað* ersetzt wird, oder *gebyrað* mit (*to*) *belimpe* variiert.[3]) — Auch die Abweichung *libbiend* von *cwucu* (dg) bei Fahrhabe kommt noch sonst vor.[4]) — Wenn für *gelæstan* in dg einmal *gesyllan*, dann *fulfremian* steht, so differenziert der Bearbeiter das mehrdeutige „leisten" zu „zahlen" und „vollziehen", wie in Q *dare* und *complere*. — Für *God* setzt Ld *Dryhten*, wie umgekehrt ein später Schreiber anderswo[5]) variiert. — Für *amicitia*, womit Q *freondscipe* überträgt, hätte jeder Engländer um 1550 dieses Wort leicht wiedergefunden; wenn Ld zweimal *lufu* dafür liest, so war dem Bearbeiter wahrscheinlich das Institut der königlichen Huldentziehung (= Verlust der Regierungsgunst) unter jenem Worte nicht mehr klar, um so geläufiger aber die Redensart „zu Liebe, um ... willen" statt „für".[6])

Was der Philolog am Ld-Text verdächtigt,[7]) kommt doch nicht alles nur hier allein vereinzelt vor: so *gereafa*[8]) und *ofer-* im Wechsel mit *for-* als erstes Glied komponierter Verba. — *Dryhten* (Herrgott) steht zwar artikellos im Angelsächsischen, wie auch hier dreimal. Wenn hier zu drei anderen Stellen der bestimmte Artikel davor erscheint, so konnte

[1]) II Cn 76, 3. Af 65.

[2]) Mirce 4.

[3]) Norðleod 1.

[4]) II Cn 24.

[5]) Af El 49 H.

[6]) Q. übs. *for Godes lufe*: *dilectio, amor* I Cn 18. II, 68.

[7]) Gegen den Verdacht, einen Widder, die Almosengabe alternativ neben einem Schinken als *breeding-stock* mifsverstanden zu haben, halte ich mich zu verteidigen für unnötig; s. *Gese.* II, 685.

[8]) *Gese.* II, 96 vorl. Z.

jedenfalls dazu das artikellose Latein in Q nicht den Anlafs bieten.[1])

Die herrschende Meinung also bleibt unerschüttert, dafs Ld einem mittelalterlichen Text folgte.

Berlin. F. Liebermann.

---

**Zu Holthausens Bericht über v. Sydow, Beowulf och Bjarke**
(Beibl. XXXIV, 357—58)

sei hier ergänzend auf einen weiteren etwas späteren Aufsatz v. Sydows hingewiesen, der an nicht allgemein zugänglicher Sielle erschienen ist: in dem Jahrbuch der Vetenshaps-Societet in Lund, Jahrgang 1923, S. 77—91: Beowulfskalden och Nordish Tradition. v. S. bekämpft in einem ersten Teile G. Sarrazins Übersetzungstheorie, die niemals nennenswerten Einflufs auf die Forschung gewonnen hat; die getreue Übertragung eines nordischen Vorbildes durch einen englischen Poeten liege nicht im Bereich des Annehmbaren. Endlich schaltet v. S. ein nordisches Gedicht als Quelle oder Analogon zum Beowulf überhaupt aus. Nicht dichterisch gestaltet, sondern in der Form von mehreren voneinander unabhängigen Einzelepisoden müsse die skandinavische Tradition dem Angeln zugetragen worden sein. Für die Gesamtheit der Grendelkämpfe behauptet v. S. auch in der vorliegenden Studie irischen Ursprung und zwar ohne skandinavische Vermittlung. Der Dichter habe diesen Sagenstoff wohl während eines Studienaufenthaltes in Irrland kennengelernt. Ob der Verfasser seine These durch eindeutig überzeugendes Material zu stützen vermag, bleibt abzuwarten. Dafs er in Deutschbein schon 1909 einen Vorgänger gehabt hat, ist bekannt (s. GRM I, 110 ff.). Gelänge der Nachweis, so wären die daraus zu ziehenden literargeschichtlichen Folgerungen nicht nur für den Einzelfall des Beowulfepos von einschneidender Bedeutung. Den gegenwärtigen Stand der Frage skizziert Klaeber in seiner Beowulf-Ausgabe, S. XX—XXI. Seiner besonnenen Skepsis wird man einstweilen noch beipflichten müssen. Mit Macht hebt v. S. die individuelle Gestaltungskraft des Beowulfdichters nach-

---

[1]) In *Swerian* kommt zwar *on þone Dryhten* dreimal vor, doch könnte hier *se* Demonstrativum sein zu dem aus den anderen Formeln dieses Stückes zu ergänzenden Relativum.

drücklich hervor: wie immer seine Quellen beschaffen gewesen sein mögen, ihr haben wir das Epos in seiner uns voliegenden Gestalt im wesentlichen zu verdanken. Aber auch hierüber hat Klaeber in dem Abschnitt *Genesis ef the Poem* seiner Einleitung das Notwendige scharf und bündig dargestellt. Nur wer darüber hinauszukommen vermeint, soll sich aufs neue zum Wort melden. Sonst gerät die wissenschaftliche Diskussion allenthalben ins Uferlose.

Göttingen. Hans Hecht.

---

## II. UNTERRICHTSWESEN.

1. **The Infinitive, the Gerund and the Participles of the English Verb** by **H. Poutsma.** 1923. P. Nordhoff, Groningen. 240 S. Pr. f. 4,50.
2. **J. van der Laan: An Enquiry on a Psychological Basis into the Use of the Progressive Form in Late Modern English.** 1922. Uitgrave F. Duim, Gorinchem (Holland). 137 S.
3. **G. Ferrando — A. Ricci: Grammatica Moderna della Lingua Inglese.** Volume I. **Grammatica.** 400 S. Volume II. **Esercizi** — Parte II. 99 S. 1922. Firenze, Felice le Monnier.

1. Das neue Buch Poutsmas behandelt drei grammatische Formen, die von jeher dem Lernenden und Lehrenden Schwierigkeiten machten, diesem freilich mehr als jenem. Obgleich über diese Verbalformen eine ganze Literatur vorhanden ist, ist es dem tiefgründigen Verfasser der *Grammar of Late Modern English* gelungen, auf dem lange beackerten Felde noch nicht gelöste Schollen zu finden. Zahlreiche Beispiele lenken die Aufmerksamkeit auf merkwürdige Erscheinungen, die bisher dem oberflächlichen Blicke sich entzogen. Poutsma begnügt sich aber nicht, den Tatbestand festzustellen, sondern bemüht sich oft, ihn zu erklären. Einenkels, Jespersens, Deutschbeins Werk u. a. wird also fortgesetzt, auf englischem Gebiet zu leisten, was Tobler vorbildlich und mustergültig für das Französische geschaffen hat.

Wenn manches, da genügend bekannt und behandelt, vielleicht überflüssig ist, wollen wir mit dem Verfasser nicht rechten, die betr. Erscheinung sollte in ihrer ganzen Ausdehnung vor uns stehen. Dazu zählen wir z. B. § 23, S. 117f., § 24, § 32, S. 123f.

Im folgenden möge einiges hervorgehoben werden, um Poutsmas Arbeit zu kennzeichnen.

*To dare* und *to need* nehmen einen grofsen Raum ein; alles wird zusammengestellt, was über den Wegfall des *s* in der 3. Pers. Sg. Präs., des *to* vor dem Inf., des *to do* in Frage und Verneinung zu sagen ist. Aber auch das Prät.-Suffix *-ed* wird in gewissen untergeordneten Sätzen unterdrückt (S. 12, § 2): He told me that *I need not make myself* at all uneasy about his daughter's unhappiness, *needed not* oder *did not need* ist das seltenere; ebenso in Konditionalsätzen wie: *He need not have done* it after all (ebd. § 3). Hier vermisse ich den Hinweis auf *he must have done* it. P. gibt eine doppelte Erklärung: Entweder wird *d* als Prät.-Endung empfunden, oder haplology liegt vor, er selbst ist mehr für die zweite Auffassung (S. 15, § 10). Dazu vergleiche man, was über den Fortfall des *s* bei *to dare* gesagt ist (S 23, § 19 a).

Aktiven statt passiven Inf. finden wir auch bei *to compare*: There is no bird in England can *compare* with the sweetness of his voice, *to seek* in der Bedeutung von *to be in request*: Houses are still *to seek* (S. 75 f.), oder allgemein, wenn das Subjekt mit *there* eingeleitet ist: There was no answer *to bring*. Freilich stehen Aktiv und Passiv ohne erklärlichen Grund nebeneinander: There was no woman *to compare* with her und There was no town *to be compared* to it; sogar in demselben Satze: Where there were no heroic deeds *to do*, no lions *to face*, no judges *to defy*, but only some dull duty *to be performed* (S. 81 ff.). Eine allgemein befriedigende Erklärung ist nicht möglich, auch die psychologische versagt, P. gesteht freimütig: It is difficult to determine any principle by which writers have been guided in choosing either one or the other (S. 91). Fast möchte ich hier und in ähnlichen Fällen wie Faust sagen: Gefühl ist allles. Bisweilen ist das Aktiv nötig, weil das Passiv einen anderen Sinn ergäbe: There was no general *to send* = that could be sent. Aber There was no general *to be sent* = it was determined that no general should be sent (§ 78, II). In dem Satze: Both our boys still like one of our cakes *to take* to school würde der passive Inf. einen Accus. c. Inf. herstellen und den Sinn ändern (§ 76, II).

Poutsma bezeichnet es als curiously enough (S. 92), dafs

statt des Satzes *The difficulty is easy to* avoid (or to be avoided) oft die Wendung easily to be avoided erscheint, also das Adverb statt des Adjektivs, aber nur beim passiven Infinitiv. Er fände auch beim aktiven das Adverb nicht auffallend, da das Adjektiv ja den folgenden Inf. logisch adverbiell modifiziere. Aber man kann P. mit P. selbst antworten, wenn man ihn auf seine eigene Auffassung verweist (S. 86, § 80 und S. 80 b), mit der er den aktiven Inf. begründet; beim passiven Inf. stellt sich eben das Adverb als gegebene nähere Bestimmung zum Verb von selbst ein. Ich weise auf einige Fälle hin, wo auch beim Gerundium der Wechsel von Aktiv und Passiv auffällt, und auf P.'s Erklärung. Die landläufigen Grammatiken erwähnen gewöhnlich nur *worth*: The Russian people are certainly not incapable of *training*, oder *Hanging* and *wiving* goes by destiny (S. 118 f.). Ein drittes Mal mufs sich P. mit dem Aktiv-Passiv beim Partizip beschäftigen, in Fällen wie I guess there was some mischief *contriving* (S. 176, § 5 a) und bei owing, doing, building: The house is *building* (S. 179, 182 f.).

Bei der Lehre vom Gerundium wird nachgewiesen, dafs das nicht präpositionale Objekt trotz des vorgehenden Artikels durchaus nicht selten ist, also Sätze wie Even grey hair itself is no objection *to the making new conquests* (S. 114). Der Sinnesunterschied der zwei Konstruktionen wird dargelegt (S. 124 b), dafs man sie also nicht immer promiscue gebrauchen kann und die präpositionale der Deutlichkeit halber den Vorzug verdient.

Höchst interessant ist: Thus *I cannot imagine anybody disliking Jack* (S. 128,) wo *disliking* als Gerundium und *anybody* = *anybody's* oder als Part. gedeutet werden kann. P. hält die erste Ansicht für the least rational.

Das Studium der Poutsmaschen Abhandlung stellt an die Aufmerksamkeit des Lesers grofse Ansprüche, entschädigt aber durch die Förderung, die sie ihm zuteil werden läfst. Manches Neue wird ihm übermittelt, manches Unklare erhellt, vor allem beweist sie, dafs die Sprache ein unerschöpflicher Born ist, aus dem zu schöpfen freilich nicht jedermann gegeben ist.

Als Druckfehler seien verzeichnet: S. 3, Z. 10 v. u. he = *be*, S. 10, § 4 a) = *b*), S. 41, Z. 11 v. u. heerd = *heard*.

2. Die Monographie van der Laans macht es sich zur Aufgabe, die Anwendung des Progressive, Poutsma hat es nur mit dem Partizip zu tun, rein psychologisch, nicht historisch zu erklären. Onion gegenüber hebt er hervor, dafs bei dieser Verbalform die direkte, die bewufste Beobachtung das Ausschlaggebende ist (S. 13). "The progressive form might also be called the *conscious* form of the verb, because it implies not ouly that the mind is attentive to what is going on, but it also implies the feelings of *interest*, dislike, impatience" (S. 16), ferner: "It is ouly used when an action, process or state excites the attention and is observed for some time, while at the same time it may suggest those feelings which are aroused by it in the mind of the observer" (S. 21). Von diesen Fundamentalsätzen ausgehend führt van der Laan seine Beweisführung durch. In §§ 43 und 44 wird gezeigt, dafs die Form schicklich in der Erzählung von Träumen und der Beschreibung von Kunstwerken angewandt wird. Dafs das subjektive Element eine Rolle spielt, geht aus den Beispielen § 47 hervor, wo von Vergleichen die Rede ist. Hier hätte der Verf. zur Veranschaulichung seiner Behauptung darauf hinweisen können, dafs in den Beispielen unter Nr. 2, wo das Progressiv steht, Haupt- und Nebensatz eben das gleiche Subjekt haben und diese Verbalform sich von selbst ergibt. Zur Erläuterung führe ich je einen Satz an: He stood for a moment and looked at her, powerless and torn with pity, as a parent regards an infant in pain und: He explained everything as though he were talking to a child, until Bernardine rather lost patience.

Unsere Aufmerksamkeit, unser Interesse werden durch Wechsel erregt, das Progressive hat also keine Stelle, wo kein Wechsel zu erwarten ist, z. B. These men *stood* still as statues as we advanced through them (S, 49), oder wenn eine dauernde Tatsache erwähnt wird: A river *flowed* past the house (S. 50). — Perception und Change sind also die Hauptbedingungen (S. 78).

Unter *Modality* führt v. d. L. den Satz an: "Oh, *I ought not to talk* like this, I know, for after all, you are a stranger to me" S. 130 und bemerkt: "The statement is meant to be entirely dispassionate. The speaker wishes to convey the idea that she realizes the full bearing of her conduct. If on the other

hand she had checked herself realizing that she was going too far, she might have employed the periphrastic form: But *I ought not to be talking like this*" (S. 130). Ist das nicht etwas zu spitzfindig?

Im zweiten Abschnitt *The Progressive Form and the "Aktionsarten"* polemisiert der Verf. gegen Fehr und namentlich gegen Deutschbein, welch letzterer in seinem System der englischen Syntax sich sehr eingehend mit den Aktionsarten beschäftigt. Hier wird der Unterschied zwischen dem Progressiv und dem intensiven Gebrauche von *to do* hervorgehoben. v. d. L. prägt ihn in den Satz: "To do" is used to denote that a statement is made in the face of supposed or anticipated, or expressly stated *denial,* doubt or opposition *on the part of the hearer* or somebody else whereas the progressive form expresses a peculiar form of consciousness *on the part of the speaker* (S. 92).

v. d. Laan regt an und bringt manchen hübschen Gedanken, aber ich fürchte, er wird öfters Widerspruch hervorrufen. Wir erleben Ähnliches bei Vossler und seinen Schülern auf romanischem Gebiete.

3. Sind die unter 1. und 2. besprochenen Bücher rein wissenschaftlich, so gibt sich Ferrandos und Riccis *Grammatica Moderna* als rein praktisches Schulbuch, freilich auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut. Derartige Grammatiken erscheinen bei uns nicht mehr oder selten, sollen wir hinzufügen: „glücklicherweise?" Das Buch ist sehr ausführlich und bequem. Wir finden da nicht nur eine Liste wichtiger Verba, die mit gewissen Adverbien sich verbinden, die letzteren alphabetisch geordnet (S. 290 ff.), sondern auch im Abschnitt X eine Syntax des Satzbaus und vier Appendices, I. über englische Prosodie, II. Aufzählung der unregelmäfsigen Verben, III. der Präfixe und Suffixe, IV. der Abkürzungen. Ein alphabetischer Index und ein genaues Inhaltsverzeichnis machen den Schlufs und erleichtern die Benutzung des Buches. — Der zweite Teil enthält Übungen, Einzelsätze und zusammenhängende Stücke, zur Übersetzung aus der Muttersprache in die Fremdsprache, nach der alten beliebten Methode, die bei uns als beseitigt gelten kann und nun auch von amtlicher Seite auf ein sehr bescheidenes Mafs beschränkt worden ist. Doch die Methodenfrage wollen wir hier, wo es sich um Verhältnisse im Auslande

handelt, nicht anschneiden, es gehört auch in der Politik zum guten Tone, sich in die inneren Dinge des fremden Staates nicht einzumischen.

Nur einige Ausstellungen über die Anlage der *Grammatica* und anderes seien gestattet. Sie zerfällt in zwei Teile: *Grammatica Pratica* und *Grammatica Teorica*. Aber es läfst sich nicht vermeiden, dafs auf diese Weise eine Materie zweimal besprochen wird, wenn auch im zweiten Teile ausführlicher und gründlicher, z. B. beim Relativpronomen und Infinitiv. Ob bei diesem die einzelnen Fälle wie § 337 wirklich angeführt werden müssen? In der Lehre vom Relativpronomen, wo von *but* nach einem negativen Vordersatze die Rede ist, sollte es statt who, which: who *not*, which *not* heifsen, S. 80 (*Lezioni Pratiche*) und § 254 (*Sintassi*). In der Deklination des neutralen Relativpronomens *which* (S. 76) wird als Genitiv *whose* neben *of which* mit Recht angegeben, die erste Form verdient aber immerhin in einer so ausführlichen Grammatik eine Erklärung und sollte durch ein Beispiel erläutert werden, cf. u. a. Im. Schmidt: Grammatik der Englischen Sprache § 289, 2 und Gustav Krueger § 262.

Bei der Lehre über die Aussprache (*Elementi di Fonetica ed Ortografia*) dürfte sich doch die Umschrift der internationalen Association Phonétique empfehlen. Wozu die Eigenbrötelei?

Frankfurt a. M. J. Caro.

[22. 6. 24.]

INHALT.



Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

# Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen
über englische Sprache und Literatur
und über englischen Unterricht.

XXXV. Bd. August 1924. Nr. VIII.

## I. SPRACHE UND LITERATUR.

**Mittelenglische Originalurkunden von der Chaucerzeit bis zur Mitte des XV. Jahrhunderts,** in der grofsen Mehrzahl zum erstenmal veröffentlicht von **Lorenz Morsbach.** Heidelberg, Carl Winter, 1923. XIV u. 59 S. mit einer Tafel.

A. u. d. T.: **Alt- und mittelenglische Texte** herausgegeben von **L. Morsbach** und **F. Holthausen.** Bd. 10.

Die 26 von Prof. Morsbach hier veröffentlichten Originalurkunden, die sich von der Chaucerzeit bis über die Mitte des 15. Jahrhunderts erstrecken, stammen aus verschiedenen Grafschaften. Londoner Urkunden sind, da die Sammlung die sprachliche Entwicklung in den Provinzen beleuchten will, nicht mitgenommen worden. Die Bedeutung der Texte ist selbstverständlich in erster Linie sprachlich. Zwar sind sie auch in anderen Hinsichten von Interesse. In einigen von ihnen werden Personen genannt, die aus der Geschichte Englands bekannt sind oder sogar in Shakespeares Historien auftreten. Etwas Licht wird auch auf englisches Leben geworfen.

Sprachlich sind diese exakt lokalisier- und datierbaren Urkunden sehr wichtig und wertvoll. Sie werfen Licht auf die Entwicklung der englischen Mundarten, auf den englischen Wortschatz, besonders aber auf die Ausbreitung der Londoner Schriftsprache in den Provinzen. Die sprachliche Untersuchung der Texte ist bekanntlich schon von Flasdieck gröfstenteils ausgeführt worden.

Einige Einzelbemerkungen seien zum Schlufs hinzugefügt. Urkunde 2 ist zum Teil schlecht erhalten und schwierig zu entziffern. Sie enthält auch mehrere schwer deutbare Wörter. Zur Erklärung zweier von diesen, *carmpottes* und *colmam,* werden nur unsichere (und kaum überzeugende) Vermutungen

gegeben. Ich weifs selbst nichts zur Erklärung beizutragen. Nicht richtig ist m. E. die Deutung von *soles* als "a wooden collar or yoke used to fasten a cow in the stall". Ich vermute *soles* gehört zu ae. *sulh* 'Pflug'. Hierzu stimmt gut der Zusatz (*soles*) *wiþ all þe apparaill of ire-gar*. Ae. *sulh* tritt im Me. oft als *solh*, *sullow* u. dgl. auf. Formen mit Verlust des ae. Gutturalen sind in Mundarten gut belegt (NED. s. v. *sull*). In Urk. 3 (S. 7) ist mir die Erklärung von *ju* als *yive* 'geben' etwas zweifelhaft. Ob me. *in* vb. 'give or put in' etc. gemeint werden kann? Nicht überzeugend ist mir die Auffassung von *melery* (Urk. XXII, S. 45), das nach Morsbach ein sonst unbelegtes Wort mit der Bedeutung 'Geschlechtsmischung, Geschlechtsverkehr' sein soll. Ich vermute *melery* ist verschrieben, etwa für *mencly* 'gemeinsam' (*as of ony issu melery had betwixe hem, after espouseles, ... j neuere knewe*). — Ein paar Druckfehler sind gefunden worden. S. 55 *Letisse, Setisse,* statt *Letisse, Letise.* S. 57 *Plythtburg* statt *Blythtburg.*

Lund. Eilert Ekwall.

**Joseph Wright and Elizabeth Mary Wright, An Elementary Middle English Grammar.** Oxford, Humphrey Milford, 1923. xii + 214 S. 7 sh.

Eine zuverlässige kurze Darstellung der mittenglischen Grammatik ist ja lange ein Desideratum gewesen. Es ist sehr erfreulich, dafs Professor Joseph Wright, der schon eine Reihe von wertvollen Grammatiken der germanischen Dialekte veröffentlicht hat, sich jetzt auch dieser Aufgabe zugewandt und uns eine mittelenglische Grammatik gegeben hat. Die Arbeit bietet in knappem Rahmen eine vortreffliche Darstellung der wichtigsten Erscheinungen der mittelenglischen Laut- und Formenlehre, in der auch die neuesten Forschungen berücksichtigt worden sind. Um als Brücke zu dienen zwischen Alt- und Neuenglisch, nimmt sie durchgängig auf die altenglischen Verhältnisse Rücksicht, und als Beispiele werden womöglich Wörter gewählt, die im heutigen Englisch vorkommen. Die lebenden Mundarten werden — wie in einer Arbeit vom hervorragendsten Kenner derselben zu erwarten — häufig zu Rate gezogen. Nicht nur die einheimischen Wörter, sondern auch die nordischen und romanischen Lehnwörter werden behandelt. Selbstverständlich sind in der Arbeit grofsen-

teils die Untersuchungen anderer Forscher verwertet worden, aber die Arbeit bietet auch neue Vorschläge. Ich erwähne die Kürze in Wörtern wie *brek, get* (für *brẹ̄ken, gẹ̄ten*), die durch Annahme von frühem Abfall der Endung *-en* erklärt wird, oder die Erklärung des häufigen *e* statt *i* in Wörtern wie *finger, wicked* usw. durch die Annahme eines Übergangs von *i* zu einem Mittelzungenvokal (etwa d. *e* in *gabe*).

Professor Wrights frühere Grammatiken zeichnen sich durch wohltuende Klarheit, Leichtverständlichkeit und Knappheit ebenso wie durch Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit aus. Dieselben Eigenschaften kennzeichnen die neue mittelenglische Grammatik. Den Studierenden wird das Buch sehr willkommen sein. Pädagogische Rücksichten erklären wohl die bisweilen vorkommenden Wiederholungen. Das Streben nach Kürze ist wohl verantwortlich für einzelne weniger glückliche Formulierungen, die jedoch kaum ernstliche Mifsverständnisse veranlassen werden. Wir lesen z. B. auf S. 5, dafs *ǣ* "was generally written *ẹ̄* from about the end of the twelfth century". S. 7 wird gesagt, dafs "*v* was often written for *u* initially, and *u* vor *v* medially between vowels". Tatsächlich wurde wohl auch in anderen Stellungen *u* für *v* und *v* für *u* geschrieben. Von sächsischen Mundarten wird eigentlich nur das Westsächsische berücksichtigt, was in einer kurzen Darstellung einwandfrei ist, aber es ist kaum ganz richtig, zu sagen, dafs "the non-WS. dialects had *ẹ̄* für early WS. *ēa* after initial palatal *c-*, *g-*, *sc-*" (§ 64). Es liegt kein Grund vor, zu vermuten, dafs sich *ēa* im Süd- oder Ostsächsischen anders als im Westsächsischen entwickelt hat.

Selbstverständlich mufs es in einer Gesamtdarstellung wie der vorliegenden zahlreiche Einzelfragen geben, über die verschiedene Auffassungen möglich sind. Einige solche Punkte mögen hier kurz besprochen werden. Möglicherweise werden einige in einer zweiten Auflage berücksichtigt werden können.

§ 16. Die ae. Unterscheidung zwischen gutturalem *gg* und palatalem *cg* wird doch nicht durchgeführt. Schreibungen wie *docga* sind häufig. — § 23. Ae., me. *o* in *dogga, dogge* war kaum gleich ne. *o* in *dog*. — § 32. Dafs ae. *eo, io* in Wörtern wie *sceort, geogoð* bisweilen rein diphthongische Aussprache hatten, wird durch me. Formen wie *schert, ȝeȝeþe* bewiesen.

— § 38. *Weo* wurde nicht immer im Mercischen und Kentischen bewahrt, wie die me. Mundarten zeigen. — § 47. Das *o* in *bord*, *hord* war gewiſs lang im Me. Orrm hat langen Vokal in beiden Wörtern, und die frühne. Aussprache weist auf ae. und me. Länge. — § 49, 3. Daſs London ursprünglich der *ü*-Area gehörte, ist nach Heusers Untersuchungen zweifelhaft. — § 52. Es liegt m. E. kein Grund vor, anzunehmen, daſs germ. *ǣ* in Middlesex und Essex zu geschlossenem *ē* wurde. Die spätere Schreibung *a* deutet eher auf eine noch offenere Aussprache in diesen Gebieten als in den westsächsischen. — § 59. *Calf*, *callen* setzen in allen Mundarten ae. Formen mit *a* (nicht *ea*) voraus, denn vor *ea* wäre Palatalisierung eingetreten. — § 62. Es ist mir zweifelhaft, ob nordh. *io* zu me. *i* wurde. Nordh. *io* hat *e* gegeben in dem Ortsnamen Benwell (*Ben*- aus anordh. *bionna*) u. dgl. — §. 68. Trat wirklich Dehnung ein vor ae. *rs*? — § 70. Der Leser bekommt leicht den Eindruck, daſs in Orrms Sprache Kürzung vor *nd*, *ng*, *rd* immer eingetreten war, was gewiſs nicht der Fall ist. Es wird zwar meist angenommen, daſs Chaucer kurzen Vokal hatte in Wörtern wie *bond*, *herde*, *ferde*, aber einwandfrei bewiesen ist das kaum. — § 71. Chaucers *welde* 'to rule' hatte wohl *ę̄* (ae. *wēldan*, *wieldan*). — § 112. Hatten me. *ewe*, *strewe*, *ewte* wirkltch *ę̄w*? Die frühne. Formen deuten auf *ę̄w*. — § 184. Frz. *o* hat bisweilen me. *ǭ* gegeben, wie in *boot*, *fool*. — § 196. Me. *cler* hatte wohl *ę̄*. — § 414. Hier hätte eine Erwähnung vom ae. *heht*, me. *hight*, ne. *hight* erwartet werden können.

Lund. Eilert Ekwall.

**Gieſsener Beiträge zur Erforschung der Sprache und Kultur Englands und Nordamerikas**, herausgegeben von **Wilhelm Horn**. Band I, Heft 1. Giessen 1923. 140 S.

Die Gieſsener Beiträge werden von dem Englischen Seminar der Universität Gieſsen herausgegeben und können nur vom Seminar unmittelbar bezogen werden. Sie bringen Untersuchungen von Lehrern sowie Schülern, früheren und jetzigen, des Englischen Seminars, gelegentlich auch Arbeiten von Gelehrten, die dem Seminar nahestehen. Die Arbeiten erstreben eine vertiefte Sprachforschung und wollen die englische Literatur vor allem in ihren Beziehungen zur englischen Gesamt-

kultur und zur Geistesgeschichte untersuchen. Auch auf Nordamerika sollen sich die Arbeiten ausdehnen. Das vorliegende erste Heft enthält Untersuchungen, in denen der Zusammenhang von Sprachkörper und Sprachfunktion[1]) eine Rolle spielt, die sich also direkt an Horns bekannte Arbeit Sprachkörper und Sprachfunktion anschliefsen.

Hermann Düringer behandelt die Analyse im Formenbau des englischen Nomens (S. 1—32), u. zw. Synthese und Analyse beim Genitiv und Dativ. Diese Fragen sind ja oft von früheren Forschern behandelt worden, und grofsenteils hat Düringer die Arbeiten und Ergebnisse seiner Vorgänger ausbeuten können. Besonders viel neues Material bietet wohl seine Arbeit nicht, aber sie enthält eine gute Zusammenstellung der gewonnenen Resultate, und sie betrachtet die Erscheinungen von einem einheitlichen, teilweise neuen Gesichtspunkt. Als Hauptgrund der Entwicklungen auf dem Gebiete des Genitivs und Dativs (Fixierung der Wortstellung, Ausbildung und Umsichgreifen der Analyse usw.) betrachtet der Verfasser das Streben nach gröfserer Klarheit und Deutlichkeit.

Früher wurde die Genitivanalyse gewöhnlich durch französischen Einflufs erklärt. Die Untersuchungen besonders Trampe-Bödtkers haben gezeigt, dafs diese Auffassung nicht richtig sein konnte. Düringer erwähnt diese Erklärung nicht. Es fragt sich aber, ob nicht bei der Ausbreitung der Genitivanalyse französischer Einflufs mit im Spiele gewesen ist. Der Ausgangspunkt der Genitivanalyse ist nach dem Verfasser der partitive Genitiv gewesen. Ich sehe aber keinen Grund, warum nur der partive Genitiv der Ausgangspunkt gewesen sein sollte. Auch andere Verwendungen der Präp. *of* haben gewifs eine Rolle gespielt.

Leo Müller untersucht Neuenglische Kurzformbildungen (S. 33—76). Von einem reichhaltigen Material, bei dem jedoch Datierungen und Belegstellen fehlen, ausgehend,

---

[1]) Ich benutze diese Gelegenheit, um zu Flasdiecks Erklärung der me. Form *o bacch* (Beiblatt XXXIV, S. 116 ff.) eine Bemerkung zu fügen. Einen Wegfall der Endung *-e* aus dem von ihm angegebenen Grunde kann ich nicht annehmen; vgl. meine Ausführungen im Beiblatt XXXIV, S. 129 ff. Flasdiecks Aufsatz gibt mir keinen Grund, an den von mir vorgetragenen Auffassungen betreffs der Palatalisierung etwas zu ändern.

versucht er, die Kurzformen nach Ergebnis der Kürzung, der Form des Grundwortes usw. zu klassifizieren, das Wesen der Kürzung darzulegen und ihre Ursachen festzustellen. Kürzungen von Zusammensetzungen und Wortfügungen werden nur kurz gestreift; die Hauptuntersuchung beschäftigt sich mit Simplicia.

Der Verfasser unterscheidet Kürzungen, die das Ergebnis eines nicht gewollten unabsichtlichen sprachpsychologischen Vorgangs sind, und solche die auf einer absichtlichen, rein mechanisch-technischen Abkürzungsmethode beruhen, wie *O. T. C.* = Officers Training Corps, *Anzac* u. dgl. Die letzteren scheiden aus der Untersuchung aus. Kürzungen wie *ad* für *advertisement* sind also nach dem Verfasser unabsichtlich zu Stande gekommen. Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, dafs die Willkürlichkeit der Kürzung und z. B. der Umstand, dafs häufig eine unbetonte Anfangssilbe allein von dem ursprünglichen Worte übrig bleibt, ihm grofse Schwierigkeiten betreffs der Erklärung bereiten müssen. Ich bin nun der Überzeugung, dafs im Grofsen und Ganzen die Abkürzung dafs Ergebnis eines bewufsten Willenaktes ist. Ich sehe hier selbstverständlich von Abkürzungen in Wortgruppen oder Fällen wie *newsboy* statt *newspaperboy* u. dgl. ab. Vielfach sind Abkürzungen sogar dadurch zustande gekommen, dafs längere Wörter gekürzt geschrieben wurden. Fälle wie *ad* statt *advertisement, Cantab* statt *Cantabrigian, Oxon* statt *Oxonian* waren zuerst gekürzte Schriftformen, die später auch gesprochene Formen wurden. Wenn aber die Abkürzungen grofsenteils absichtlich sind, hat ihre Willkürlichkeit nichts Verwunderliches.

Ich bin nicht überzeugt, dafs die Einzelerklärungen des Verfassers immer richtig sind. *Cattle* ist kaum eine Kürzung von *neat cattle.* Das NED. belegt *neat cattle* erst 1677, während *cattle* 'Vieh' 1585 belegt ist. Gewifs haben wir eine Begriffsspezialisierung vor uns. *Cordon* in der Bedeutung *sanitary cordon* ist wohl nur ein Beispiel von Verwendung eines allgemeineren Begriffes statt eines beschränkteren. Einige Fälle wie *bant* (S. 55), *barkeep, maffick* (S. 66) sind Beispiele von back-formation. *Bus* 'küssen', wenn aus frz. *baiser,* ist kaum Kurzform.

Ernst Jäger behandelt die Geschichte der Konjunktionen *for* und *for that* im Englischen (S. 77—112).

Ausgangspunkt der Konjunktion *for* 'denn' ist ae. *forþǣm*, das teils 'deshalb', teils 'denn' bedeutete. Im Laufe der ae. Zeit wurde die Verwendung des Wortes auf die Bedeutung 'denn' beschränkt, und *forþȳ* trat in der Bedeutung 'deshalb' ein. Die Bedeutung 'weil' (unterordnend) wurde durch *forþǣm þe* ausgedrückt. Die Konjunktionen *forþǣm* und *forþǣm þe* werden in der ae. Zeit scharf gesondert. Aus ersterem entwickelte sich me., ne. *for*. Aus *forþǣm þe* entstand me. *for that*, das bisweilen unter Einflufs von Fällen wie *if that* neben *if* zu *for* gekürzt wurde. *For* 'denn' hat der Verf. frühestens um 1150 gefunden (wenn An Bispel wirklich so alt ist). Der älteste Beleg von *for* 'weil' datiert von c. 1280. Die Entwicklung wird durch eine reichhaltige Materialsammlung beleuchtet. Die Ausführungen des Verfassers sind klar und scharfsinnig.

Ich bin jedoch nicht ganz sicher, dafs nicht der Verfasser den Unterschied zwischen *forþǣm* und *forþǣm þe* etwas zu streng durchführt. Es gibt tatsächlich zahlreiche Fälle, in denen es überaus schwierig ist zu entscheiden, ob die Bedeutung 'denn' oder 'weil' vorliegt. In Ælfrics Hirtenbriefen kommt *forþǣm þe* wiederholt in Fällen vor, wo die Bedeutung 'denn' natürlich erscheint und wo Fehr die Übersetzung 'denn' benutzt (z. B. S. 112, 214, 218). In den Blickling Homilies wird S. 5 *for ðon þe* mit 'for' übersetzt. Im NED. (*for* B, I. 2) wird *for* 'because' aus dem Frühme. belegt. Die Konjunktion *for* 'denn' kommt im Ags. Chr. 1125, 1135, *for* 'weil' 1137 vor. Diese frühen Belege wären der Erwähnung wert gewesen.

Heinrich Gutheil handelt über Form und Funktion der englischen Verbalflexion (S. 113—132). Besonders ausführlich bespricht er die Kurzformen bei Inversion (*sēce wē* u. dgl.). Er betont richtig, dafs die häufig zu beobachtende Uniformierung der Form im Verbum darauf beruht, dafs bei der Bezeichnung von Person und Zahl die verbalen Endungen an Bedeutung verloren, als das Pronomen ständiger Begleiter des Verbums wurde. Gutheil nimmt nicht an, dafs Indikativformen wie *sēce wē* einfach dadurch entstanden, dafs die Endung abfiel. Vielmehr ist er in hauptsächlicher Übereinstimmung mit der älteren Auffassung der Ansicht, dafs Indikativformen wie *sēce wē* auf Übertragung aus dem Optativ beruhen. Die Übertragung ist besonders durch Vermittlung der adhortativen

Formen geschehen. Auch hatten Indikativformen bei Inversion oft einen Fragesinn. Die nahe Bedeutungsverwandschaft zwischen Adhortativ und Imperativ hat auch vermittelnd gewirkt. Gutheils schöne, scharfsinnige Untersuchung scheint mir die wertvollste der Sammlung zu sein.

Einige Schwierigkeit bereitet dem Verfasser die Erklärung des *n*-Verlustes. Aber da ausl. *n* nach *ī* zum Wegfall geneigt ist, so kann man wohl ruhig annehmen, dafs auch zwischen *ī* und *w, j* lautgesetzlicher Verlust eintrat (vgl. Bülbring § 551 ff.). Hier kann darauf hingewiesen werden, dafs *n* oft fällt vor *w* in Ortsnamen, wie Stowell, Stowey (aus *stān-well, -weg*). Für ähnlichen *n*-Verlust vor *j* kenne ich freilich keine Beispiele.

Die Sammlung wird abgeschlossen durch Professor Horns Neue Beobachtungen über Sprachkörper und Sprachfunktion im Englischen (S. 132—140), die teils Zusätze zu den früheren Beiträgen der Sammlung, teils interessante neue Beispiele von Verlust bedeutungsschwacher Redeteile usw. gibt. Zum Schlufs behandelt er zwei etymologische Fragen. Nhd. *heiser*, ne. *hoarse* werden unter Aufnahme einer älteren Erklärung Kluges aus *heis-ram* hergeleitet; das zweite Element habe übermäfsige Kürzung erfahren. Ae. *brēme* stamme aus **be-hrǣme* (zu *hrōm*). Aber man sollte doch erwarten, dafs das Präfix den Hauptton gehabt hätte. Könnten wir annehmen, dafs *brēme* aus einem Verbum hergeleitet wäre, so wäre ja alles in Ordnung, aber das wird kaum erlaubt sein.

Das erste Heft bietet, wie die vorstehende kurze Übersicht angedeutet haben dürfte, dankenswerte Beiträge zur Lösung allerlei wichtiger Fragen auf dem Gebiete der englischen Sprachgeschichte. Man sieht mit Interesse den folgenden Heften entgegen.

Lund. Eilert Ekwall.

**Sir James Wilson,** K. C., S. I., M. A., **The Dialect of Robert Burns as spoken in Central Ayrshire.** Oxford University Press 1923. 195 pp. 6/- net.

Sir James Wilson's book is primarily a study of the dialect of Central Ayrshire, the district in which Burns was born and spent the greater part of his life. But it inquires also into the language of Burns itself. An important chapter (pp. 36—44) is devoted to Burns's system of spelling and the

pronunciation at the back of the spellings. In the Dictionary Burns's spellings are indicated by special type. Several of Burns's poems are given in phonetic transcription.

The very fact that the dialect dealt with is that of the district where Burns lived gives the book particular interest. For, as Professor Craigie says in his Foreword, "there can be little doubt that Burns spoke very much as good Ayrshire speakers do now, and by this careful investigation Sir James Wilson has done much to bring his countrymen of the present day into closer touch with the native accents of their greatest poet".

The book, on the whole, follows the same lines as its author's earlier work on Lowland Scotch as spoken in the Lower Strathearn district of Perthshire. It uses the same phonetic notation. This notation is broad, evidently in order to render it more easily accessible to the general reader, but sufficiently accurate also for philological purposes. The book contains very full and valuable information on the sounds and forms of the Ayrshire dialect. It also gives lists of idiomatic expressions, proper names, proverbs, etc., used in Ayrshire, and a Dictionary of Ayrshire Scotch.

The plan of the grammar is throughout to compare the Scotch forms with the Standard English ones. The author's statements frequently take the form that such and such a Standard sound or form "becomes" such and such a Scotch sound, etc. Perhaps most readers will not be misled by such statements, but I do not quite see why a more accurate expression might not have been used. A more serious objection may be raised against such statements as the following. We are told that Scotch has a consonant not found in English in *ken* (Engl. *know*), in *skelp* (Engl. *slap*), that Engl. *ee* becomes *ow* in *lowp*, that *oa* becomes *ee* in *reest* (cf. *roast*), that an *r* is added in *preen*, as against Engl. *pin*, a *t* in *hoolut* 'owl'. Incidentally I remark that *reest* means 'to cure or dry' and is thus not identical with *roast* even in meaning. I do not mean to say that Sir James Wilson really implies that there is in all these cases etymological identity between the Scotch and the English form. But it would surely have been much more useful if he had told his readers what is the true relation between the Scotch and the English words. The chapter on accidence might well have been a little more systematic. It

is not quite easy, to take an example, to get a clear notion of the formation of the preterite of weak verbs.

I do not quite see the reason why an English translation is appended to the transcripts, at any rate in the case of a poem such as The Cotter's Saturday Night.

In 1921 appeared a very valuable Manual of Modern Scotch by William Grant and James Main Dixon, in which several poems of Burns's are given in phonetic transcription. There are a certain number of differences between the transcriptions of the two books. This is natural, for Sir James Wilson gives us the dialect of Central Ayrshire, while the larger book deals with "Standard Scotch", the Lothian variety, to which also the Ayrshire dialect belongs, a type that is certainly not absolutely uniform, but sufficiently so to mark it off from the dialects of the Southern and North-Eastern counties. Sir James Wilson gives us definitely the type of Scotch that must come nearest to that of Burns.

Lund. Eilert Ekwall.

---

**G. C. Moore Smith, The Poems English and Latin of Edward Lord Herbert of Cherbury.** Oxford, At the Clarendon Press, 1923. XXXII + 169 pp. Pr. 12/6 net.

For this edition, which is intended to supersede the one published by Churton Collins in 1881, the editor has consulted several Mss., though the basis of the text is the impression that appeared in 1665. After introductory notes on Herbert's personality and his poetry — the editor is inclined to rate him higher as a poet than Leslie Stephen, A. Benson and Grierson do — and on the text, the latter is given, followed by some poems not included in the edition of 1665, and doubtful poems. Textual notes and a commentary complete the work.

As far as I can see, the text is carefully handled, and Prof. Moore Smith is entitled to sincere thanks for his editorial work. As regards textual notes, it seems to be rather superfluous to record Churton Collins' variants. In the introduction (p. XXVIII f.) the present editor draws attention to the shortcomings of the earlier edition and the samples there offered ought to be a quite sufficient excuse for neglecting that text.

As regards the commentary, opinions will ever differ as to what ought or ought not to be included. On the whole, the notes seem to me to be useful, original and very valuable. Many of them would profit from further consideration and research, as is invariably the case as regards a commentary. I should like to append some observations on points that have struck me.

P. 3. 7. Ideas of the sun as a generative power over against man, were rather frequent in those centuries. There is a passage in the *Faerie Queene* which dwells upon the generative "influence of th' hevens fruitfull ray As it in antique bookes is mentioned." In *Book* III, *Canto* VI, *Stanza* V ff., the poet tells the story of Chrysogone, how after her bath she lay down naked upon the grass and suffered the bright sunbeams to play upon her body till "in her pregnant flesh they shortly fructifide."

"Miraculous may seeme to him that reades
So straunge ensaumple of conception;
But reason teacheth that the fruitfull seades
Of all things living, through impression
Of the sunbeames in moyst complexion,
Doe life conceive and quickned are by kynd:
So after Nilus inundation,
Infinite shapes of creatures men doe fynd
Informed in the mud on which the Sunne hat shynd."

P. 4. 36. As to the "first Mover", see Bacon, *Essays* XV; Boccalini, *Ragguagli* II. 23; my edition of Harrington's *Oceana*, pp. 68, 101, 294.

P. 4. 46. "*That sweet Foe.*" This conception is probably based upon the poets of Antiquity. Cf. Ovid's *Amorum* II. 9. 25 f.:

"Vive, Deus, posito, si quis mihi dicat, amore;
Deprecer. Usque adeo dulce puella malum est."

The idea of love as a war is frequent in Propertius and Catullus, among others.

P. 28. 7 f.: "Who see his pennance all the while,
He holds a Torch to make her known."

*Torch* ought to refer to love, I think.

P. 28. 21 f.: "Thus first of Lovers I appear,
For more appearance makes me none."

The editor's explanation fails to convey sense to me.

L. 22 enforces the idea: More show of love means empty of love.

P. 82. 43 ff. The note fails to prove the identity of the idea intended by Herbert and the one found in *Ecclesiasticus* XXXIII. 15.

Lund. S. B. Liljegren.

**Philological Quarterly** II. 2 (April, 1923). Publ. at the Univ. of Iowa. Pp. 81—160.

The present issue of the *Phil. Quarterly* brings several interesting papers and notes. O. F. Emerson writes an article on Chaucer and proposes a number of corrections and emendations. *Entunes* (*Book of the Duchess* 309) is a verb (3rd. sg. pres.), in his opinion. It is true that, as a sb., it is a nonce-word. But, on the other hand, the conjecture entails some difficulties, in as far as it presupposes another nonce-word, an *intrans.* vb. *to entune.* One of the principal qualities of the particle *en-* in this kind of compound, is to form *trans.* vbs. But, as N. E. D. offers two instances where *enact* = *act* intrans., so *entune may* be = *tune* intrans. In *With voide cours* (*Complaint of Mars* 114), *voide* is suggested to signify *cunning, artful.* I am more inclined to adduce Spenser's F. Q. IV. VI. 3: "And voide his course." Aphæresis in this verb was by no means uncommon. The word may be a ppl. of *avoid.* Form and sense would in this case be in accordance with 15th and 16th cent. Engl. grammar. *Y-bete* (*Troilus & Cressida* II. 1229) ought to be translated *embroidered. Preestes thre* (*Prol. C. T.* 164) is taken to refer to the priest, the monk, and the friar.

In *Rob. Southey as Tory Reviewer*, W. Graham studies Southey's journalistic campaign in the *Quarterly Review* where the *ci-devant* revolutionary fought for tory ideals and proved a stout obstructionist whenever liberal ideas were within view.

Shakespeare's share in *The Two Noble Kinsmen* is questioned by H. D. Gray, or rather supposed to be the final touching-up of a drama written by Beaumont-Fletcher, while W. S. Fox points out some features common to the grave-scene in *Hamlet* and a number of passages in Lucian's *Charon, Menippus,* and *The Dialogues of the Dead.*

Two passages in Ben Jonson are by J. S. Reid traced back

to two places in Cicero, to the effect that the pig has only just enough of the life principle to keep its flesh from rotting (*Bartholomew Fair* IV. 2; *The Devil is an Ass* I. 3).

There are two more papers, one by Kuno Francke on the historical significance of Hofmannswaldaus *Heldenbriefe*, establishing the author as a typical representative of courtly society in the generation after the Thirty Years' War, though an unconscious protest against its unnaturalness and artificiality is perceptible; and the other by B. V. Crawford on *The Dance of the Kings*, referring to old festival traditions of the Inns of Court.

Three book reviews conclude the volume.

Lund. S. B. Liljegren.

---

## Zur englischen Wortkunde.

### VII.

259. Ae. *sācerd*, das Pogatscher, E. St. 27, 224 bespricht, beruht wohl auf einem aus lat. *sacérdos* entstellten nom. **sacerdus*; warum es als Plural gefafst sein soll, sehe ich nicht ein!

260. Das *ἅπαξ λεγόμενον scĕaro* im Gedicht von den Schicksalen der Menschen V. 83 wird von Grein im Sprachsch. zu *scĕar* 'vomer' (ne. *share* 'Pflugschar') gestellt. Aus dem Zusammenhang ergibt sich, dafs — wenn keine Verderbnis vorliegt — das Plektron gemeint ist, d. h. das Stäbchen, mit dem die Saiten der Harfe gerissen wurden, dasselbe, was im folg. Verse *nægl* genannt wird. Übrigens bietet die Hs. *gĕaro*, wofür aber die Alliteration *scĕaro* verlangt. Die Stelle lautet (V. 80 ff.):

*Sum scĕal mid hĕarpan æt his hlāfordes*
*fōtum sittan* ⟨*and*⟩ *fĕoh þicgan*
*and ā snellīce snēre wrǣstan,*
*lǣtan scrallet⟨t⟩an scĕaro, sē þe hleapeð,*
*nægl neomegende: biþ him neod micel.*

Das gen. *scĕaro* mufs ein männl. *u*-Stamm sein, wenn nicht etwa Verderbnis aus *scĕarpne* vorliegt. Sonst stellt sich das Wort gut zu gr. *σκαίρω* (< **σκάρjω*) 'springe, hüpfe', *σκαρθμός* 'Springen, Sprung', *σκαρίζω* 'hüpfe, springe, zapple, zucke' *σκαρίς* 'Springwurm', *σκάρος* 'ein Meerfisch', *σκάρτης* 'springend, leicht, schnell' etc., vgl. Boisacq unter *σκαίρω*. Aus dem

Ae. gehört dazu *secge-scēre* 'Heuschrecke' = lit. *skerēlis* nach Lehmann, K. Z. 41, 393. Durch den Zusatz: *sē þe hleapeð* wird diese Etymologie schön bestätigt.

261. In den E. St. XXIX, 271 zweifelt Swaen die Wörter *bergel-*, *byrgen-song* an. Sie sind jetzt im Supplem. von B.-T. als *byrgels-*, *byrgen-song* belegt! Dasselbe gilt von *clipol* ebda.

262. A. a. O. XXX, 341 bespricht Wülfing das Verbum *tōgeenan* in der ae. Solil.-Übersetzung, das er als *-ēnan* 'sich vereinigen mit' fassen möchte. Hargrove erklärt es im Glossar seiner Ausgabe als 'return', bemerkt aber S. 73, dafs Hulme es in *togefnan* (l. *-geefnan*!) bessern wolle. Das richtige wird *tōgeernan* 'hinzu rennen' sein, das erst den nötigen Gegensatz zum vorhergehenden *tō forlītamae* und *for nānum þingum eft tō gecyrran* bildet. Das lat. Original hilft leider nicht. [Jost liest *tōgēnes*, s. Endters Ausgabe S. 85 zu 39 6.]

263. Swaen will E. St. XXXV, 332 unten das seltsame *smere* im Byrhtferðs Handbōc zu *omerc* bessern, das mir ebenso dunkel ist. Sollte es nicht für *bismere* stehen? Davor wäre dann noch *tō* zu ergänzen. — In der folg. Zeile 27 ist bei Kluge offenbar *mater solis* statt *ater sol'* zu lesen, vgl. *þǣre sunnan mōder* Z. 28.

264. Die Zusammensetzung *leac-blæd* steht noch nicht in den Wörterbüchern, vgl. den D. pl. *-bladan* im cod. Vatic Regina 338, fol. 88 b, mitgeteilt in Herr. Arch. 99, 424. — Ebenda findet sich auch noch ein Beleg für das seltene *gedrif* 'Fieber' n., ferner die Bedagll. *coppe*: 'cono' und *læl*: 'livor' aus cod. Reg. 204 (ib. S. 425).

265. Der Eber zeichnet sich durch dunklere Färbung vor der Sau aus, daher möchte ich die schon früher (Beibl. XIV, 233) geäufserte Vermutung, das Wort as. ahd. *bēr*, langob. *pair*, ae. *bār*, ne. *boar* 'Eber' gehöre zu gr. *φαιός* 'braun, dunkel' < *φαιϝός* oder **φαισός* aufrecht erhalten. Boisacq stellt dazu mit anderm Suffix *φαικός* 'glänzend' (Hesych.), lit. *gaīsas*, *gaisa* 'nächtlicher Glanz am Himmel', lett. *gaiss* 'Luft, Zeit', gr. *φαιδρός*, lit. *gẽdras*, *gaidrùs* 'klar, glänzend, heiter', *φαίδιμος* 'glänzend'. Für den Übergang des Begriffes 'braun' zu 'glänzend' vgl. e. *burnish* 'glätten, polieren' < afrz. *burnir*, *brunir* < germ. *brūnjan*. Das *-r* in *bēr*, *bār* kann sowohl altes *r* wie altes *z* < *s* sein, also Grundform **baira-* oder **baiza-*.

266. Die ebd. geäufserte Vermutung, ae. *fōr* 'porcaster'

gehöre zu gr. πηρός 'gebrechlich, verstümmelt', möchte ich jedoch nicht aufrecht erhalten, sondern dies Wort mit mnd. *vōr* 'mageres, junges Schwein' zur Sippe von lat. *pario*, nhd. *farre, färse*, πόρις 'Kalb' usw. stellen, vgl. Walde unter *pario*.

267. Ae. *helan, hol, hĕolstor, hell, helm, hĕall* sind nicht blofs mit lat. *cēlāre, occultus* etc. verwandt, sondern auch wohl mit gr. κολεός 'Scheide', κόλυδρος 'Scheide, Sack', für die Boisacq keine Etymologie hat.

268. Ne. *hoe* 'Haue' wird im NED. von frz. *houe* (< ahd. *houwa*) abgeleitet, was aus lautlichen Gründen nicht angeht; man würde ne. gesprochenes **hau*, nicht *hou*, erwarten! Die Nebenformen me. *howe*, ne. *how, haugh, houch* scheinen auf ein ae. **hog* oder dgl. hinzuweisen,[1]) das mit lit. *kúgis* 'grofser Hammer' verwandt sein könnte, wenn dessen *-g-* = idg. *gh* ist. Vgl. im übrigen Walde unter *cūdo* 'schlage'.

269. Ae. *blere* 'kahl' (vgl. B.-T.: Suppl.) neben *blerig* gehört zu *blǣse* 'Fackel, Flamme' (ne. *blaze*), vgl. nl. *blaar* 'weifser Stirnfleck; Kuh mit Bläfse', mnl. *blaer* 'kahl', denn die Begriffe 'kahl' und 'glänzend' gehen leicht ineinander über, vgl. Franck, Etym. woordenboek unter *blaar* 1; Falk-Torp, Wortsch. der germ. Spracheinheit S. 285 f.; Boisacq unter φαλός; Lehmann, Beibl. XVII, 296 (der *blēre* schreibt). Die Grundform von *blere* ist also **blazi-*.

270. Die Glosse *bibulis buccis* : *hleostrum* Wr.-Wü. 194, 14 ist gewifs in *hleorum* 'Wangen' zu bessern; das *-st-* stammt wohl von einem vorhergehenden *þurstigum*.

271. In den Wörterbüchern fehlt *mycel gropa*: 'congius' Wr.-Wü. 204, 3. Es ist das mnd. *grope* m. 'Topf', *congius* bedeutet ein Mafs für Flüssigkeiten (= 6 sextarii). Das daneben stehende *tala* ist mir allerdings unklar. Näheres über *gropa* vgl. unter *grøpe* II bei Falk-Torp, Dän.-norw. et. Wtb.

272. Ib. 207, 17 steht die Glosse *compendiose* : *gǣgne*. Ich bessere dies in *gǣsne* 'arm, leer, unfruchtbar' = ahd. *geisni*.

272 a. Die Glosse *colono fine* : *gebyrdum gemǣre* ib. 210, 14 ist zu teilen: *colono* : *gebyrdum* (Dat. von *gebyrde*) und *fine* : *gemǣre*.

273. Ib. 214, 15 steht die Gl. *conclamatus* : *loma*. Vielleicht steht *conclamatus* für *conclauatus* statt *conclaue* und *loma*

---

[1]) Nach dem NED. reimt schott. *howe* auf *grow* und *know*.

für *loca*? Oder *loma* steht für *under locan*, was dem lat. *conclauatus* genau entsprechen würde.

274. Die Gl. *dolua* : *toroc* ib. 224, 38 ist gewifs in *dolon* : *stocc* zu bessern. Die Entstehung der Korruptel dürfte sein: *stocc* > *stooc* > *tosoc* > *toroc*.

275. Ib. 229, 6 steht *erassis* : *leohtum*, wohl für ursprüngliches *crassis* : *unleohtum*.

276. Für *futile* : *hwiper* ib. 245, 24 l. *swiper* = *swipor*.

277. In *floccio* : *unriht* ib. 240, 35 sehe ich ein ursprüngliches *flagitia*, resp. *flagitia* (Plur.).

278. Das wunderliche *fafamentio* : *eþungum* ist nichts anderes, als *sacramentis* : *æþungum*, vgl. *geæþed* 'juratus' bei Bosw.-Toller. Sonst zeigt allerdings in diesen Glossen nur *fēmnan* ein *ē* für *ǣ* (*i*-Umlaut von *ā* < *ai*), vgl. Boll, Die Sprache der ae. Gll. im Ms. Harley 3376 (Bonn. Beitr. XV, S. 34).

279. Sollte *conabuli* : *geþeode* ib. 214, 33 nicht aus *couabuli* = *uocabuli* (Gen. sgl.) entstellt sein? Die Übersetzung wäre allerdings ungenau.

280. Boll erklärt a. a. O. S. 100 die Gl. *floruit* : *grytte* (Wr.-Wü. 240, 29) für dunkel. *Grytte* ist wohl *grȳtte* = aws. *griette* zu lesen; das bisher unbelegte *grietan* < **grautjan* 'grofs machen' wäre hier also intransitiv gebraucht, vgl. mhd. *grœzen* 'grofs machen; sich ausdehnen' und ae. *grietu* 'Gröfse'.

281. Ist die Glosse *derare* : *gewidagur gedon* ib. 219, 29 vielleicht in [*desi*]*derare* : *gewilnunge gedōn* zu bessern?

282. In *coniuncla* : *þistra* ib. 214, 15 steckt vielleicht ein ursprüngliches *þīslu* 'Deichseln'?

283. Ib. 204, 40 steht *cironitus* : *dun*. Ist ersteres etwa aus *cinereus* oder *cinericius* entstellt? *Circuitus* pafst nicht zu *dun*.

284. Die Gl. *caucale* : *ease* ib. 202, 1 bessere ich in *caucule* : *ceare*; *caucule* wäre der Dativ von *caucula* 'Schälchen'. Schlutters Erklärung (s. oben unter Nr. 244) mufs ich ablehnen.

285. In den Wörterbüchern werden meist zwei ganz verschiedene Wörter zusammengeworfen: 1. *brim* n. (pl. *brimu*) = aisl. *brim*, 2. *brym* m. (pl. *brymmas*). Die Bedeutung ist dieselbe: 'Brandung, Flut, Meer' und beide gehören auch zu lat. *fremere*, nhd. *brummen*, sind aber in der Bildung verschieden, da *brym* einen urgerm. *i*-Stamm **brummiz* voraussetzt. Letzteres ist in der Dichtung nur einmal belegt, nämlich als Plur.

*brymmaþ* Edm. 12, während *brym-stream* Edm. 5 für *brim*~ stehen kann, vgl. *brymu* Gen. 2192. Dagegen ist das m. *brymm* häufig, vgl. B.-T. Supplem. (nach Napier, OEGll. 1, 2478 Fufsnote).

286. Die Gl. *balatio* : *crop* Wr. Wü. 192, 8 möchte ich als *bullatio* : *cnop* erklären. Zwar bedeutet *bullatio* 'Blasen werfen, sprudeln', ist aber abgeleitet von *bulla* 'Blase, Buckel, Knopf' und *bullātus* bedeutet auch 'gebuckelt'. Vgl. dazu *ballationes* : *cnop* ib. 357, 32. Der Glossator hat wohl *bullatio* als *bulla* gefafst.

287. Ib. 195, 30 findet sich die Glosse *buccula* : *buc*, die Boll § 16 als 'Bock' fafst. Da aber *buccula* auch 'Kochtopf' bedeutet, werden wir hier *būc* zu lesen haben, das auch sonst ein (bauchiges) Gefäfs bezeichnet, vgl. B.-T.

288. Dazu gehört wohl auch 195, 38 *bulbile* : *bucce*, wenn es aus *buccule* (dat. sg.) : *būce* entstellt ist.

289. Die Gl. *baista* . *ḡ* . *glasin* ib. 192, 4 enthält wohl das adj. *glæsen* 'gläsern' und *ḡ*. bedeutet gewifs *graece*. Was ist aber *baista?* Steckt etwa *πράσιος* 'lauchgrün' darin?

290. Das wunderliche *coculus* : *frence* ib. 212, 26 dürfte zu ursprünglichem *periculosus* : *frēcne* zu bessern sein.

291. Steckt in *corupeta* : *gnohioc* ib. 213, 31 etwa *corrupta* [*secta*] : *gnosticos?* Sie wäre dann gar nicht englisch!

292. Ae. *ėnt* 'Riese' < **anti-*, *ėntisc* 'riesig, riesisch' < **antisk*, ahd. *ėnzo* 'Riese', *ėnzi-wīb* 'Riesin', sind m. W. bisher unerklärt. Ich fasse sie als nasalierte Formen der Wurzel *et-* 'essen', die man ja auch in ae. *ĕoton*, ais. *jǫtunn* 'Riese', eigtl. 'Fresser' annimmt.

293. Die Corpusgl. *moles* : *falthing* erklärt Schlutter im JGPh. I, 60 als *wal thing* 'gewaltig Ding'. Ich halte diese Erklärung für ausgeschlossen, leider ohne ihr eine bessere entgegenstellen zu können.

294. Ebda. ereifert sich Schl. über Sweet, der die Blickling-Gl. *onhrernisset* : *obdormiet* zu *onhrērnisse* : *commotionem* gefälscht habe. Das engl. Wort sei „of course" aus *onhrepnisseth* verderbt! Hier haben wir den echten Schlutter. Er beachtet nicht, dafs wir es mit Psalterglossen zu tun haben, obgleich die vorgesetzte Einleitung von Brock dies ausdrücklich sagt und der Herausgeber sogar die Zahlen der Psalmen und Verse beigefügt hat! Er weifs nichts von der textkritischen

Arbeit Zupitzas im 1. Bande, S. 119 ff. des Anz. f. d. Alt. Danach ist *on hrērnisse* zu lesen, die Gl. zu lat. *ad commovendum* (Ps. 120, 3).

295. Ebda wird die Corpusgl. *ob esca* : *grestu* in *audis tu* : *geherest thu* verwandelt, wobei sich S. auf *heustu* : *audis tu* im CGL. beruft. Ich bezweifle, dafs die erstere damit etwas zu tun hat. Wenn *grestu* ae. ist, könnte es vielleicht für *gręs-tūn* stehen; aber was ist *ob esca*? Möglich wäre aber auch die Besserung zu *obessa* : *grossita* (beides lateinisch).

296. Wenn die Gl. *excidium, eversio* : *emonnis* wirklich ae. ist (Hessels bezeichnet sie nicht als solche), so ist natürlich *emennis* = *ǣmennis* zu lesen.

297. Zu der Leidener Gl. *scatentibus* : *credenti*, woraus S. ebenda ein *creclentum* (zu nl. *krekel*) macht, verweise ich auf Glogger, Leid. Glossar II, 55 und III, 48. Das Ergötzliche dabei ist, dafs Sweet später von Schl. vorgeworfen wird, dafs er nicht ae. *crīgan* in der Gl. erkannt habe (so Angl. 26, 302).

298. Die Leid. Gl. *inextricabiles* : *anatreten* macht S. ebda zu *unāhreddandlic*. Es wird vielmehr *unābrecendlic* darin stecken, vgl. E. St. 50, 338.

299. Die Behauptung ebda S. 63, in der Leid. Gl. *ancillis animalibus figl* stecke ae. *wiht* ist höchst unsicher, da *figl* eher = *figuraliter* ist, vgl. Glogger II, 37 und III, 27.

300. Die Gl. *cartilago* : *uuldpaexhsue* enthält nicht *wildwæx*, wie S. behauptet, sondern *wald-wæhsæ*, vgl. E. St. 50, 335. Die Vermutung, *-hsue* sei = *senu* 'Sehne', ist doch ein ganz unbegründeter Einfall.

301. In der Gl. *pendulus* : *ridusaendi, ridusende* dürfte eher *drūsiendi* (*ne. drowsing*) stecken, als S.s *niðersīgandi*, Vgl. zu Nr. 217.

302. Das S. 64 vermutete *infindent* : *scindent* = *scidenc* = *scident* = *scidend* = *sciclend* 'schielend' werden wohl alle nüchternen Forscher ablehnen.

303. *Scytehald* : *obliquus* steht nicht für *scycehald*, sondern gehört zu *scyte* 'Schufs', vgl. die Belege bei B.-T. Was sollte auch wohl *scyce* sein?

304. Zu derselben Wurzel gehört natürlich auch *gescitt* : *cedet* und der Pl. *gesceotað*, beides tadellose Formen von *gesceotan*!

305. Die Beda-Gl. *rethor* : *se hloðere* ist eher in *hleoðrere* zu bessern, als mit S. S. 65 in *mæðlere*!

306. Was soll *thinde* für *tinde* : *tetendit* sein? S. gibt den Inf. nicht an.

306 a. Die Corpusgl. *profligit* : *collegit* wird von Hessels nicht als englisch bezeichnet. S. ib. S. 312 macht aber aus *collegit* (l. *collidit*?) ein *salegit,* das für *aslegit, aslaegið* stehen soll! Als Stütze wird *profligatis* : *forsleginum* herangezogen. S. weiſs also nicht, wie die 3. sgl. ind. präs. von *āslean* lautet!!

307. Ebenso muſs ich die Erklärung der Gl. *effligit*: *alligit* = *aligit* = *āligið* ablehnen (ebda), besonders da das Erfurter Glossar *allidit* bietet. Die Gl. ist somit lateinisch.

308. Obwohl ich die Gl. *respondit* : *accedit* nicht verstehe, möchte ich doch nicht mit S. aus letzterem Worte *asecgit* = *asecgið* (sic!) machen.

309. Zu *uraesgendi* ib. (vgl. auch Angl. 30, 128) bemerke ich, daſs *indruticans* für *infruticans* steht, vgl. Bosw.-Toller s. v.

310. Sollte die Gl. *coalescunt* : *pascunt* nicht eher lat. *crescunt* als ae. *waxað* (durch *wascaht, wacsath*) enthalten, wie S. S. 313 meint?

311. Ein ae. *hwerf* (so!) kann ich aus *pena* beim besten Willen nicht herauslesen, ebensowenig aus *opera.* Warum sollte lat. *pena* (*poena*) nicht *catastrophe* erklären können?

312. Ebenso phantastisch scheint mir die S. 314 vorgebrachte Verwandlung von *tergant* in *aðened hand.* Hessels liest übrigens *protertum*! Sollte nicht eher *pertersum* : *tergant* darin stecken, das allerdings auch seltsam wäre? Schl. läſst uns übrigens die Wahl, auch *ātogen* zu lesen!

313. Aus den Gll. *tabulo, tubola* : *fala* macht S. S. 314 ein *stabula* : *fald* (ne. *fold*). Die gänzliche Haltlosigkeit dieser Erklärung weist Lidén, E. St. 38, 337 ff. nach. Vgl. auch JEGPh. 5, 141 f.

314. Daſs das aus *sloae* erschlossene *slaed* (ne. *slade*) mit *snǣd* 'cut' identisch sei, muſs ich zurückweisen; ebensowenig hat ae. *geslæcce* etwas mit ne. *snatch* zu tun. Auſserdem ist *sloae*, das lat. *fissuras, scissuras* glossiert, der Plur. von *slōh* (ne. *slough*) und brauchte nicht in *slæd* geändert zu werden! Im JEGPh. V, 470 [1]) nimmt denn auch S. ganz bescheiden seinen kühnen Änderungsvorschlag zurück.

315. Dafs *nunc* : *saltim* aus *huhuga* (!) entstanden sei, scheint mir ebenfalls unglaublich.

316. Die Corpusgl. *usia* : *suernit* wird S. 315 in *ustilat* : *bernith*, oder *ustuiat* ~ „verbessert". Nach Du Cange ist *usia* : '*pediculus ovinus*', aber damit weifs ich auch nichts anzufangen.

317. Wie *molae* zu *fealð* (sic!) 'fällt' wird, möge man ebenda nachlesen.

318. In *stabula* : *seto* steckt natürlich der Plural von *set* n. Schl. aber macht daraus *stedu*, das er für den Plural von *stede* m. hält!

319. Aus *suestra* : *suina sceadu* macht er *suestra* . *suina steadu*, obwohl *sceadu* der Plur. von *scēad* ist! Er läfst uns noch die Wahl, auch *sucerta* = *sucerda* : *suuīnes cuuead* 'Schweinekot' daraus zu machen! Auch *stigo* : *uistrina* ist der pl. von *stig* und braucht nicht in *stigi, stiig* geändert zu werden.

320. Wenn auch die Corpusgl. *bubla* : *flood* seltsam ist (darf man an lat. *fluvius* denken?), möchte ich sie doch nicht mit S. in *bouilium* : *falod* ändern.

321. Die Corpusgl. *iota* : *sochtha* ist gewifs nicht mit S. in *heahðu* zu ändern, wenn ich auch das merkwürdige *sochtha* nicht zu erklären weifs (an *sogeða* 'Schluck' ist kaum zu denken). Auch in *leactrogas, -cas* kann ich mit S. S. 316 dieses Wort nicht finden. Vgl. im übrigen unter Nr. 149.

322. In den Gll. *premet* : *prendet* erblickt S. ebda ein ursprüngl. *þringeth*. Näher liegt doch wohl *praehendet*!

323. Aus *premit* : *deserit* ein ae. *ðricceth* = *ðryceð* zu machen, ist wohl nur der Phantasie S.s möglich.

324. Dasselbe gilt von der Deutung *piget* : *pudet* : *samit* > *scamith* (soll die 3. sgl. präs. von *scamian* sein!!).

325. In *patellas* : *lempite* möchte ich eher *læpeldre* sehen, als mit S. S. 317 *laemfaet* (!). Es müfste doch entweder *lām-fæt* oder *lǣmen-fæt* heifsen!

326. Die Gl. *est* : *fiit* wird man lieber für lateinisch halten, als ae. *bið* darin sehen. Vgl. auch Anglia 26, 292.

327. In *derunt* : *certunt* ein *teorath* oder in *defecit* : *tetridtid* ein *teorið* (so!) *tīd* zu sehen, erlaubt die ae. Elementargrammatik schon nicht. Es müfste doch mindestens *teoriath* und *teorað* heifsen. Ist *derunt* vielleicht aus *d⟨imicau⟩erunt* und *certunt* aus *cert⟨auer⟩unt* entstellt?

328. Gänzlich unmöglich ist aber die Form *fristod* 'fristet',

die aus *ferstud* : *continuus* erschlossen wird. Sweets *feor-stuþu* beruht auf *obstupum* (l. *-stipum*) : ~ bei Wright-Wülker. Da ist doch ein „warrant“!

329. Die Corpusgl. *spatula* : *bed* deutet S. recht verschieden: es kann einmal *butl* = ndd. *bult* 'cluster', ferner *weðl* 'Wedel', endlich *bōhl* (zu *bōh* 'Zweig') darin stecken!! Da liegt es doch wohl näher, in *spatula* ein lat. *stragula* 'Decken' — vielleicht beeinflufst durch *sponda* — zu sehen.

330. Die Erfurter Gl. *peltam* : *auramdel* löst S. S. 318 in *peltam* : *parmam* : *ðel* auf. Aber *ðel* bedeutet doch nicht 'Schild'! In *auram* könnte auch *auream* stecken und *del* der Rest einer Glosse sein.

331. Aus *farrago* : *brora scaefr* erschliefst S. ib. ein *brordes ceorf* 'grain cut while still green', wobei er *grene berecraes* bei Wr.-Wü. heranzieht. Für *cræs* ist aber offenbar mit Wü. *græs* zu lesen. Steht *brora* vielleicht für *brord*, *scaefr* für *sceaft*? Aber wie pafst dies zu *farrago*?

332. An der Richtigkeit der Gl. *quadripertitum* : *cōcung* ist nicht zu zweifeln, da *quad.* auch durch *cōcor-mete* glossiert wird, vgl. B.-T. Suppl. S. macht daraus ein *feoðurung* 'Vierung'!!

333. Die verschiedenen Glossierungen von *testudo* reizen natürlich S.s Phantasie aufs höchste: aus *sceld-hreða*, *-reda* (vgl. dazu jetzt PBr.Beitr. 44, 168 ff.) wird *-hyrða*, aus *ifaerucae* ein *in fęnn ycae*! Das letztere müfste doch mindestens *ycae in fęnnae* lauten!

334. Aus *cyprinus* : *fornaeticli, fornetiali, forneted cli* wird S. 319 ein *aeren cetil* 'brazen kettle' gemacht. S. bedenkt nicht, dafs *cyprinus* auch eine Karpfenart bezeichnet. Sollte in *fornae* vielleicht das ae. Wort für 'Forelle' stecken?

335. Da *bradigabo* durch *ploratio campi* erklärt wird, ist die Gl. *feldwōp* nicht in *olfend-wōp* zu ändern (vgl. S. a. a. O.). Zur Erklärung des Wortes vgl. Lehmann, Beibl. 17, 297, Nr. 4. Wie *bradigabo* aus *barditus* = *barritus* und *ploratio campi* aus *ploratio elephanti* (!) entsanden ist, möge der Leser selbst bei Schlutter a. a. O. nachsehen. Vgl. auch JEGPh, 5, 151.

336. Zwar verstehe ich die Gll. *contentus* : *ginehord geneorð* nicht, aber S.s Erklärung S. 320, der daraus *genōhend* 'genügend', resp. *genitherd* (so!) und *geneðrod* macht, ist mir unglaublich.

337. Desgl. mufs ich die Erklärung von *putrenumgandi* als *patronum* : *borgandi* (so!) entschieden ablehnen. Steht *gandi* etwa für *foregāndi?*

338. *Dracontia* : *grimrodr*, *gimrodr* wird auch in den Brüsseler (Haupt-) Gll. als *gimroder* bezeugt und darf daher weder in *gimnaedder* noch in *naeddergim* verwandelt werden. Aufserdem würde *gimnaedder* (richtiger *-nǣdre*!) 'Edelsteinschlange' bedeuten, was Unsinn ist! *Gimrodor* als 'Edelsteinhimmel' gibt natürlich auch keinen Sinn.

339. *Verberatorium* : *cordr, cortr, corthr* ist zu gut bezeugt, als dafs man mit S. *cerðr* (zu *cirnan* 'to churn') daraus machen dürfte. Die Eymologie bleibt noch zu finden.

340. Sehr niedlich ist die Änderung von *neos* in *neod* aus den Leid. Gll. Wie man bei Glogger I, S. 92 ersieht, gehört *neos* zum *extra* der vorhergehenden Zeile; *extraneos* erklärt aber *extores*. So werden „Old English words rescued"!

341. Wie aus *thestiuir* (vgl. zu *editiones*) ein *ambihtes sciir* wird, möge man S. 321 selbst nachlesen. Sollte es etwa aus *testis* : *uir* oder *uiri* (*testis*: 'Zeuge' und 'Hode') entstanden sein? Die Berner Hs. liest *hestiuis* und Glogger II, 21 denkt an *thyestacas*. Auch an *festiuis* habe ich gedacht. Jedenfalls alles sehr unsicher!

342. Dafs in der Gl. *senon* : *cearricae, -icge, -uccae* ein ursprüngl. *sceawunge* (so!) stecke, wird S. so leicht niemand glauben. Eher steckt ein unserem *karch, karre* entsprechendes Wort darin, vgl. B.-T. Suppl. Sollte *senon* aus *cisium* entstellt sein? Auch in der Corpusgl. *probum* : *seuuin* kann ich kein st. part. von *sceawian* (!) erblicken, sondern vermute darin ein ursprüngl. *probrum* : *obscenum*.

343. Da die Henne kratzt und nicht schreibt, ist *scarpinat* : *scripit haen* nicht in *scrifith haen* zu ändern!

344. *partica* : *reodnaesc* ist nicht *briddraest*, sondern = ws. *read naesc* 'rotes Leder', vgl. Lidén, Idg. Forsch. 18, 410 und unten Nr. 410.

345. Wenn S. S. 323 die Corpusgl. *incatamo* : *inbęce* richtig als *in catino* : *in bęcce* erklärt, so kann dies nur der Dativ von *bœcc* < mlat. *baccus* sein, woher auch nhd. und ne. *back* stammen. Ahd. *becchī(n)* geht doch auf ml. *baccīnum* zurück! Aber *labrum* : *ambonem* : *haet* der Leid. Gll. hat damit nichts zu tun, sondern *haet* ist für *fact* verschrieben.

346. Die Corpusgl. *initiatum* : *gestoepid* gehört weder zu ne. *steep* (= aws. *stiepan*, angl. *stēpan*, zu *steap*) noch zu nd. *stippen*, sondern zu *stœppan*, zu dem es sich verhält, wie *fœran*, *fēran* zu *faran*. Es heifst also eigentlich 'schreiten machen' (got. **stōpjan*) und ist so bei B.-T. richtig erklärt. Daher braucht auch das lat. Lemma nicht geändert zu werden.

347. Die Änderung von *coaluissent* : *suornodun*, *suarnadun* in *swearmadun* kann ich nicht billigen. Sollte das Verbum nicht zu ae. *warn*, *worn* 'Menge, Masse' (mit beweglichem *s*-) gehören?

348. Über *tyrfahga*, woraus S. hier *scyrfhaga* 'Schürfhacke' macht, vgl. zu Nr. 156.

349. Die Erf. Gl. *mulcet* : *friad* gehört doch sicher zu *freo(ga)n* = got. *frijōn* 'lieben' und darf nicht in *fliccað* geändert werden, wozu auch schott. *fleech* 'to wheedle, coax' nicht gehört, wie S. S. 324 meint. Im JEGPh. V, 142 hat er dies denn auch eingesehen.

350. Ib. verwandelt er *anses* : *raestras* in *ansas* : *haeftlas*, obgleich das letztere Wort im Ae. gar nicht existiert! Darf man bei *anses* an got. *ans*, aisl. *áss* 'Balken' erinnern? Dann stände *ræstras* für *ræftras* 'Sparren'. Oder ist *anses* = *amites*? Vgl. zu Nr. 148 und 404.

351. Eine Änderung von *bipertitum* : *herbid* in *healfid* ist schon deswegen abzuweisen, weil diese Form unmöglich ist. Näher läge *hwerbid*, aber wie ist das mit dem lat. Lemma zu vereinigen? Es ist wohl *helfid* zu lesen; vgl. Bosw.-T. Suppl.

352. Die Corpusgl. *mea[n]dro* : *bordan* habe ich schon vor vielen Jahren erklärt: *bordan* ist Dat. von *borda* 'Borte'. S. macht *brogdaen* daraus!

353. Sehr gewaltsam ist auch die Änderung von *hyadas* : *red gaesram*, *raed*~ in *regnsteorran*. Vgl. oben unter Nr. 173.

354. Die Erklärung von *pos inter* als *hindan* (S. 325) wird man darnach auch nicht weiter wunderlich finden. Aus allem wird eben bei S. alles!

355. Wer die Belege für *þrǣs* bei B.-T. ansieht, wird an der Existenz dieses Wortes, das wohl zu *þrāwan* gehört, nicht zweifeln. S. macht aber daraus S. 325 ein *þrǣd*. Nebenbei erklärt er ne. *list* 'Leiste' < lat. *licium*!

536. S. bezweifelt S. 326 die Richtigkeit der Gl. *haetcolae*

: *colomata*, woraus Sweet *hǣð-cole* macht, und möchte dafür *calymmata* : *haecile* lesen!

357. Ib. wird *racana* : *hwītel* (zahlreiche Belege gibt B.-T.) mit der Nebenform *raga*, *raca* zu aisl. *rǫgg* (daraus ne. *rag*) gestellt. Dies ist schon darum unmöglich, weil das skand. Wort auf **rawwu* zurückgeht (vgl. Falk-Torp unter *ragg*).

358. Ib. bespricht S. die Gl. *staeg uel meri* : *stagnum*. Aus *staeg* macht er *scaeg* = *saeg* 'sea, lake'. Wo kommt sonst die Form *sǣg* = *sǣ* vor? Vgl. auch Nr. 111.

359. An der Richtigkeit der Gl. *amtes* (l. *antes*) : *oemsetinne* ist gewifs nicht zu zweifeln (S. S. 327 macht daraus *endisetinne*); *oem-* steht für *emb-*, der unbetonten Nebenform von *ymb*.

360. Das wohlbezeugte *fær-bēna* : *epibates* ist nicht aus *fær-scēatta* entstellt, wie S. meint, sondern ganz richtig, vgl. oben zu Nr. 218.

361. Warum soll *ā forð* 'immer fort' nicht das lat. *in dies* übersetzen können? Jedenfalls ist S.s Vermutung, es sei aus *acrior fierit* > *afror uuearth* > *afror farthe* > *afor forthe* entstanden, höchst phantastisch.

362. Was soll der Nom. *sceadae* = *sceaðe* sein, der lat. *latrocinium* übersetzen soll? Ich kenne nur ein Mask. *scēaða*.

363. Dafs *snīð-streo* 'Häcksel' bedeute, nicht eine Pflanze, scheint mir durch S.s Erklärung von *sisca* als ψηστά und von *gacila* als ἄχυρα nicht bewiesen. Vgl. den Artikel *snīðstrea* bei B.-T.

364. Warum lat. *bona* 'Güter' nicht durch *scēatt* glossiert sein sollte, vermag ich nicht einzusehen, lehne daher auch S.s Verwandlung von *bona* in *boia* und von *sceat* in ein unbezeugtes *scēac* 'Fessel' unbedingt ab. Da *sceacel* : *plectrum* wiederholt belegt ist (vgl. B.-T.), liegt kein Grund zu dessen Verdächtigung vor; die Verbesserung in *sleacelas* 'Schlägel' ist lautlich unmöglich. Das entsprechende Wort heifst ja ae. *slegel*!

365. Da die Gl. *feormat* : *fouit* (l. *fouet*) noch den Zusatz *broedeþ* hat, darf an eine Änderung in *weormath* = *wearmath*, die S. S. 330 vorschlägt, nicht gedacht werden. Vgl. auch das NED. unter *farm* S. 1 und oben zu Nr. 114.

366. Ebenso halte ich die Änderung von *bordremum* : *rimis* in *-seamum* für unerlaubt, vgl. B.-T. Suppl., desgl. die von *tōð-rima* in *-gōma* 'Gaumen'. Vgl. oben zu Nr. 109.

367. Die Richtigkeit von *ēbind* : *tenacitas ventris* ist nicht zu bezweifeln (vgl. aisl. *abbindi*), daher auch eine Änderung in *hæfnoð* (!) unzulässig.

368. Für *burg-rūn*(*e*) bringt B.-T. Suppl. jetzt so viele Belege, dafs eine Änderung in *wyrd-rūn* ausgeschlossen ist.

369. Wenn auch *wrōht-spitel* : *susurrio* ein *ἅπαξ λεγόμενον* ist, halte ich seine Umänderung in *-swēgel* (S. S. 331) für unberechtigt. Man sieht den Grund der Entstellung nicht ein.

370. Zu *galluc* vgl. B.-T., wodurch die Bedeutung 'comfray, symphyton' völlig klar wird.

371. Könnten in *buccula* : *buuc* und *bucca*, *uacca* nicht zwei verschiedene Glossen stecken: 1. ae. *būc*, 2. lat. *bucula*? Die bestimmte Ablehnung des ersteren durch S. S. 332 scheint mir ungerechtfertigt.

372. Dafs *murenula* : *bool* keinen 'Aal' bedeutet, ist gewifs richtig, aber ebenso sicher falsch ist die Erklärung des letzteren als *becl* < *begl* 'Bügel'. Dies müfste doch in den Gll. mindestens *bygil*, *-el* lauten, wenn es überhaupt vorkäme, was jedoch nicht der Fall ist.

373. Im JEGPh. V, 140 ff. bezweifelt Schlutter die Richtigkeit der Glosse *tubulo* : *fala, fēalo* und möchte sie nach seiner Manier in *stabulo* : *falad* verwandeln. Da aber aisl. *falr* 'Röhre' genau — bis auf die Stammbildung — entspricht, ist die Überlieferung nicht anzutasten, vgl. oben zu Nr. 313.

374. Die Gl. *bernit* : *auehit* soll nach S. 144 für *berit*(*h*) 'trägt' stehen. Dann wäre aber doch *birit* zu erwarten!

375. Da *catasta* auch 'Marterrost' bedeutet (vgl. *catastarum* : *fȳrþollena* bei Napier, OEGl. p. 145, 340), halte ich es für wahrscheinlich, dafs das *geleod*[1]), *gloed*, *geloed* der Erf.-Ep. und Corp. Gll. eine Abkürzung für *gloed-þolle* ist. S. bestreitet dies S. 467 mit Berufung auf *geled* bei Wr.-Wü. 201, 15 ff. Hier steht: *catasta, genus supplicii, eculeo similis, vel woepe, nomen ludi, vel geled, quadrupalium.* Dafs ne. *lead* 'leash or string for leading a dog; a pack of hounds' gemeint sei, ist unglaublich. Das Wort müfste doch ae. **gelǣde* heifsen, wenn es überhaupte existierte; zudem ist *quadrupalium* nicht in *-pedalium* zu ändern, sondern eine Bildung wie *tripalium* (woher frz. *travail*), also ein aus vier Pfählen bestehendes Marter-

[1]) Ae. *geleod* 'Landsmann' kommt natürlich nicht in Betracht.

werkzeug! Allerdings verstehe ich *woepe* und *genus ludi* nicht. Auch *catesta* (l. *catasta*) : *gœleþ*[1]) Wr.-Wü. 275, 35 = *gœleð* 369, 15 bleibt mir dunkel, obwohl es gewifs zu den anderen Glossen gehört. Jedenfalls hat S. durch seine kühnen Behauptungen die Sache nicht gefördert.

376. Das unerklärte *hæ-swalwe* : '*astur*' (= 'Habicht') ist vielleicht für *hǣwen swalwe* verschrieben, vgl. oben zu Nr. 51.

377. In den MLN. 15, 416 äufsert Schlutter die Ansicht, dafs ne. *curse* 'verfluchen' dasselbe sei, wie dial. *cursen*[2]) = *christen* 'taufen'. Er vergifst nur zu erwähnen, dafs das eine Verbum im Ae. *cursian*, das andere *cristnian* heifst und die Bedeutungen sich nicht gerade decken.

378. Ebda wird ae. *droht* : *tractus* zu aisl. *drāttr*, ne. *draught* gestellt, was natürlich lautlich unmöglich ist. Ersteres gehört zu ae. *dreogan*, letzteres zu ae. *dragan*.

379. Ne. *brook* kommt bekanntlich von ae. *brūcan* und nicht von ae. *broc* : *usus*, wie S. Sp. 417 meint. Letzteres ist die Schwachform mit *a*-Umlaut und demzufolge nicht *brōce* zu schreiben! Welcher Dekl.-klasse sollte wohl ein *brōce* mit dem Gen. *brōces* angehören??

380. Die Sp. 418 aufgeführten *arestenesse*, *rastickipe*, *restyng*, *rest flesche* haben nichts mit nhd. *garstig* etc. zu tun, sondern entsprechen ne. *reasty*, *reesed*, *resty* 'rancid' < afr. *resté*, vgl. das NED.

381. Dafs nordh. *hegum* : *silvis* der D. pl. von *hege* 'Hag' ist, dürfte doch sicher sein. Wie kann man es als *hēgum* zu *hēg* 'Heu' stellen wollen? (ib.)

381 a. Wenn ml. *scara* 'arborum densitas' bedeutet, warum soll es dann nicht durch *scæd* = *scēad* 'Schatten' glossiert werden?

382. Die Corpusgl. *tractibus* : *næscum* wird nicht klarer durch S.s Änderung in *ræscum* Sp. 416[1]), das ich nur aus dem Kompos. *līg-ræsc* 'Blitz' kenne. Zur Erklärung vgl. Bosw.-Toller unter *næsc*, sowie unten Nr. 410.

383. So lange die Bedeutung von *baruhina*, *braugina*, *baruina* : *barriggae*, *bericge*, *barice* nicht klar ist, hat es keinen

---

[1]) Sollte *gœleþ* etwa die 3. sg. von *galan* 'singen' sein? Vgl. das '*nomen ludi*' oben und Bosw.-Toller, Supplem. unter *ge-lēd*.

[2]) Vgl. mnd. *karsten* 'taufen' < *kersten*, *kristen* < *kristenen*.

Zweck, dies mit *berbicinum* (*vervicinum*) zu identifizieren und dies dann mit *verrinum* : *bārige* zu vertauschen. Was sollte letzteres wohl für eine Bildung sein? (Sp. 419 f.).

384. Ob *hwite cylle* : *folle bubulum, i. vas piceum* aus *witecylle* verderbt ist, wie S. Sp. 420 annimmt, möchte ich doch bezweifeln. Sollte *wīte-cylle* 'Strafsack' (!?) wirklich eine angemessene Erklärung der dabeistehenden lat. Wörter sein?

385. Wenn *cyrten* : *crustus* eine verkürzte Glosse ist, müfste der Nom. doch *cyrtennes*, nicht *cyrtennesse* lauten!

386. Die Gl. *dodrante* : *dreariende* wird zu *edræsiendum* gebessert. Die Verbalform müfste doch mindestens *edrǣsendum* lauten!

387. Die Corpusgl. *catagrinus* : *bleremina mees* scheint allerdings mit der Loricagl. *catacrinas* : *hypbān* zusammenzugehören, da aber *blere* 'kahl' bedeutet, sehe ich keine Möglichkeit, sie zusammenzubringen; *catagrinas* steht vielleicht für *carens crinibus*? *Nina mees* habe ich schon vor vielen Jahren als *catamenia* : *menses* erklärt.

388. Auf Sp. 421 kommt S. wiederum auf die Gl. *feleferð, felufreth, felofearth, feoluferð* = ahd. *filufart* zu sprechen, worüber man oben Nr. 188 vergleiche.

389. Das sonderbare *meoringa* Ex. 62 hat Mürkens in *mĕorringa* gebessert und Bright stimmt ihm MLN. 17, Sp. 424 zu. Wenn *mĕorring* zu got. *marzjan* gehört, kann aber der Diphthong nicht richtig sein und es ist die anglische Form *merringa* einzusetzen; ich verstehe nicht, wie *ĕo* hier = *ĕa* ohne Umlaut stehen soll! Auch kann ich Br. nicht beistimmen, der *þā* in V. 59 als Adverb fafst: wie der Rhythmus zeigt, ist *ofer* betont (*Móyses ófer þā*) und dann kann *þā* nur Acc. Pl. des Pron. dem. sein, bezüglich auf *mĕarcþofu*.

390. An derselben Stelle schlägt Br. vor, Ex. 145 b: *ymb an twig* in *ymbe ānwig* zu ändern, was aber metrisch unstatthaft ist. Dietrichs *ymb ān wig* ist ebenso fehlerhaft wie Greins *andwīg* oder *anwīg*, Kluges *āne twīþe* ganz unwahrscheinlich. Von einem *twig* 'Zweig' kann gar keine Rede sein, aber das *t* wird der Rest eines ursprünglichen *anriht* 'berechtigt' sein. Die Hs. hatte also meiner Meinung nach: *ymb an*(*rih*)*t wīg*. Gemeint ist der Streit, worin Moses einen Ägypter erschlug (Ex. 2, 12). [Kock will *ymb andþigða* lesen. Korr.note.]

391. *Werbeam* 'Mannbaum' wäre eine seltsame Bezeichnung für 'Krieger', wenn Ex. 486 b. *werbeamas,* das zudem einen metrisch zu kurzen Halbvers macht, richtig überliefert wäre. Dies ist also ausgeschlossen und wir werden eine Besserung versuchen müssen. Ich hatte früher *wērge bēornas* vorgeschlagen, was der Überlieferung recht nahe kommt; möglich wäre aber auch *werod gūð-bēorna,* was im Beowulf vorkommt.

392. Grein vergleicht im Sprachsch. *tioan* 'arguere' und ahd. *inziht* mit *intinga* 'causa'. Dies ist zwar nicht unmöglich, aber doch sehr unwahrscheinlich, da unser *zeihen* (got. *teihan,* lat. *dīcere,* gr. *δείκνυμι*) sonst nicht nasaliert erscheint. *Intinga* gehört vielmehr zu *getinga, getinglic, samtinges, getenge* und *tonge,* vgl. oben zu Nr. 256.

393. In der Ex. 498 gibt *on bōgum* keinen Sinn. Dietrichs und Greins *onbugon* ist metrisch falsch, Brights *onbrugdon* pafst nicht, erklärt auch die Verschreibung nicht. Ich halte *onbēgdun* für die ursprüngliche Lesart; das Verb ist in der Bedeutung 'beugen' in der poet. Psalmenversion und in den Blickl. Hom. belegt. *Yppinge* im selben Verse kann nur 'Gipfel, Wogenkämme' bedeuten (vgl. Bosw.-T.), nicht 'expansum', wie Grein im Spr. Schatz übersetzt (besser 'Aufthürmung' in den Dichtungen der Agss.). Bright gibt es durch 'floods' wieder.

394. Gibt es ein ae. Verbum (*ge*)*sceon* 'geschehen'? Diese Frage wird von Bright a. a. O. Sp. 426 verneint, der die Formen (*ge*)*sceode,* part. *gesceod* teils von *sceādan,* teils von *sceððan* ableitet. Und zwar soll *gesceode* And. 18 zu letzterem gehören, *sceo*[*de*] Ex. 586, *gesceode* Dan. 620 und *gesceod* Ex. 506 zu ersterem. In *gesceode* An. 18 könnte m. E. wohl *gesceðede* stecken (vgl. Sievers § 392 Anm. 6), was aber *heo on riht sceode gold ond godweb* bedeuten soll, wenn *heo* Subjekt ist (wie Br. meint), begreife ich nicht. In den beiden andern Stellen könnte ein schw. Prt. von *sceādan* vorliegen, aber überall empfiehlt sich die von Dietrich zuerst aufgestellte Ableitung von (*ge*)*sceon* am meisten. B.-T. bringt auch noch einen urkundlichen Beleg *sceet.*

395. In der Romanze „Sir Gawain and the green knight" findet sich ein Verbum *norne, nurne,* dessen Bedeutungen im NED. angegeben werden als 'to utter, say, speak, discourse, ask, request, urge, press, offer, proffer'. Von Kullnick, Studien

über den Wortschatz in Sir Gaw. etc., Berlin 1902, S. 9 wird dasselbe von ae. *gnornian* abgeleitet. Thomas, Engl. Stud. 47, 256 hält es für skand. Es wird zu ais. *norn* 'Schicksalsgöttin' gehören, das Falk-Torp, Norweg.-dän. etym. Wtb. zu me. *nyrnen* 'hersagen', schwed. *norna, nyrna* 'heimlich mitteilen, warnen', *nyra* 'im Vertrauen, geheimen besprechen', stellen, wie lat. *fātum* zu *fārī* gehört, ferner zu hd. *Narr*, ahd. *narro*, mhd. *narren, nerren* 'knurren', mnd. *narren nurren*, dann mit *s*-: mhd. *snarren, snerren, snurren*, ne. *snar(l)*, norw. *snarva*, aisl. *snarfla*, me. *sneren* (ne. *sneer*), mhd. *snarz* = nd. *snart*, ne. *snort*, nhd. *schnarchen*, ne. *snore, snort* usw. Lit.-lett. Verwandte geben Falk-Torp unter *snorke*. Sollte nicht auch lat. *narrāre* hierher gehören, das Walde unter *gnārus* stellt?

396. Ae. *geloda* glossiert *spondilia* (σφονδύλια) 'Rückenwirbel' mit dem Zusatz: *vel gelyndu*. Danach wird man wohl *gelonda* zu lesen haben, das zu *lendenu* 'Lenden' gehören würde, nicht zu *leodan* 'wachsen'. Vgl. *geloda* = *gelonda* 'frater' (Schlutter, MLN. 18, Sp. 41) und ahd. *spina* : *gelenda* (ib.).

397. Die Gl. *cot[h]urno* : *wodhae* steht natürlich für *wōðæ* (Dat.), nicht *wōð*, wie S. Sp. 42 sagt! Vgl. den Artikel *wóþ* bei B.-T. Got. *weitwōdei* hat damit übrigens nichts zu tun, da *-wōdei* hier Suffix ist, vgl. Feist s. v.

398. Ae. *writian, wrĕotian* 'to chirp, rattle, chatter', das Napier, OEG. 37, 3 bespricht, ist dasselbe Wort wie as. *writolon* in der Prud. Gl. *huuritolonthion* : *garrulorum* bei Wadstein, Kl. as. Sprachdenkm. S. 249. Durch den Diphthongen *-ĕo-* wird zugleich die Kürze des *-i-* bezeugt. Zu *wrītan* 'reifsen, schreiben' kann *writian* nicht gehören, ebensowenig zu lat. *rīdēre* < **vrīdēre*; es dürfte ein Schallwort sein.

399. Ae. *wrǣtt* 'Verzierung' kommt mit einfachem und doppeltem *t* vor, vgl. die Formen *wrǣtta, wrǣttum* neben *wrǣte* (Hs. *wrǣce*). Wenn das doppelte *t* kein Schreibfehler ist, liegt eine Grundform **wraitiþu* zugrunde.

400. Ae. *wrœt* 'crosswort', *wret* 'warantia', *wrotte* 'vermiculum, warance' gehört zu ahd. *rezza*, frz. *garance*, vgl. Kluge, Z. f. d. Wortf. XIV, 160, obgleich der frz. Nasal Schwierigkeiten macht. Die me. Wortform ist ebenso bemerkenswert (vgl. B.-T.), wenn kein Fehler vorliegt. Im Frz. liegt vielleicht

Anlehnung an die Substantiva auf *-antia*, wie *substantia*, *perseverantia*, *constantia* vor?

401. In den ae. Wörterbüchern werden zwei ae. Wörter nicht scharf genug gesondert: 1. *cellae, cille, cylle* f. 'Gefäfs, Pfanne, Lampe' = ahd. *kella* 'Kelle', 2. *cylle, cille* m. 'Lederflasche, Schlauch' = aisl. *kyllir* < lat. *culleus*. Einen Nom. *cyll* gibt es natürlich nicht; Ps. 118, 83 in der metrischen Psalmenübersetzung ist also *hlanc[n]e cylle* (ac. sg.) zu lesen!

402. Nach Weigand-Hirt wäre *kolk* blofs ein deutsches und friesisches Wort; es kommt aber auch im Ae. vor, vgl. *wīn-colc* = *~mere*: 'lacus ubi frugum liquor decurrit'. Bei Wr.-Wü. 439, 30 ist allerdings *wincolc* gedruckt. Vgl. auch noch *oden-colc* in einer ae. Urk. von 847 und das Verbum *cylcan* in *cylcende* 'ructans' bei Napier, OEGl. 20, 2. Weiteres s. bei Falk-Torp, Wortsch. der germ. Spracheinh. S. 41.

403. Die Corpusgl. *agrarius* : *utlines* ist wohl in *ūtlendisc* zu bessern.

404. Die Ep. Erf. und Corpusgl. *amites* : *laergae* gehört vielleicht zu air. *lorg* f. 'Knüppel'; die Bedeutungen von *amites* (sg. *ames*) sind: 'Querhölzer, Stellgabeln, Tragstangen, Riegel', was sich mit 'Knüppel' wohl vereinigen läfst; vgl. auch Nr. 350. Ein ganz anderes Wort wird *lærig* 'Schildrand' (?) sein, wozu sich *emblærgian* 'ambire' stellt.

405. Die Corpusgl. *ammentum* : *sceptog* ist nach den übrigen Belegen wohl in *sceptlog* = *scěaft-lōh* 'Schaftriemen' zu bessern. Über die Etymologie von *lōh* vgl. Falk-Torp, Wortsch. der germ. Spracheinh. S. 360. Neben *lōh* besteht eine schwache Form *lōha* oder *lōhe*.

406. Die Corpusgl. *ambulas* : *þiustra* ist in ihrem lat. Teil wohl aus *ambāges* enstellt, das auch 'Dunkelheit der Rede' bedeuten kann. Oder liegt *ambiguitas* zugrunde?

407. Die Corpusgl. C. 290 *cesuram* : *gegandende* ist in *cessuram* : *gegangende* zu bessern, vgl. Wr.-Wü. 363, 36: *cesuram* : *gegangende*[1]). Ein andres lat. Lemma steckt natürlich in *cesura* (= *caesura* zu *caedo*) : *tōheawenne* Wr.-Wü. 204, 16.

408. Die Corpusgl. *adlido* : *ton winto* ist wohl in *towindo* zu ändern, vgl. *towendan*. Weiter ab liegt *tohrindo*.

---

[1]) Vgl dazu *cessit* : *geeode* Corpusgl. 352.

409. Die Corpusgl. *adcommodaturus* : *uuoende* will Schlutter in *cuoemde* bessern. Richtiger wäre wohl *cuoemende*, mit Auslassung von *me*. Vgl. auch Nr. 116.

410. In den MLN. 21, 237 nimmt Schlutter zwar die Änderung von *næsc* in *læsc* zurück, setzt aber jetzt ae. *næsc* 'weiches Leder' = mnd. *nasch* n. 'Behältnis, Schachtel, Dose', mit der Nebenform *masch*. Nun ist dies offenbar nichts andres als *asch*, das durch Satzphonetik aus Verbindungen wie *ein asch*, *im asch* entstanden ist (vgl. ne. *Ned*, *nuncle*) und *asch* ist 'Behältnis, Schüssel, Dose', (noch in nhd. *Aschkuchen*). Das bair. *lösch* 'rotes Leder' Saffian' ist das ahd. *loski*. Vgl. auch oben Nr. 382 und 374.

411. Da ae. *cine* 'quaternio' bedeutet, ist seine Ableitung von lat. *quīnum* oder air. *cín* höchst unwahrscheinlich. Wenn S. a. a. O. auf Byrhtferðs *þas cinan* verweist (das nach B.-T. Suppl. zum folg. gehört), so beweist dies nichts fürs Genus, da hier auch der Akk. Plur. vorliegen kann. Mit *cine* 'Spalt, Ritze, Höhle' (ne. *chine*) hat das Wort gewiſs auch nichts zu tun!

412. A. a. O. vergleicht S. ae. *cēosol* mit ostpreuſs. *keusel*, ohne sich weiter wegen dieses Wortes umzusehen. Vielleicht gehört *cēosol* 'Schlund, Kropf, Magen' zu lat. *gero, gesto* 'trage'? Mit *cēolor*, worauf es B.-T. Suppl. bezieht, ist es gewiſs nicht verwandt. Vgl. oben Nr. 141.

413. Daſs ae. *besūtod* : *obsoletus, sordidus* nicht für *besōlud* 'beruſst' steht, wie S. S. 238 meint, oder gar für *besmittod* (so!), ergibt sich sowohl aus dem me. Adj. *sūti* wie aus westf. *sot* 'Dreck' (Münster). Es liegt also eine idg. Wurzel **sūd-* vor.

414. Me. *ʒēʒen*, *ʒeien* 'rufen, schreien' kann nicht, wie noch Kullnick, Studien über den Wortschatz in Sir Gawayne etc. Berlin 1902, S. 15, behauptet, aus aisl. *geyja* 'bellen' entlehnt sein, da es sonst bekanntlich **geʒen*, **geien* lauten müſste, vgl. *guest, gift, again* etc. Es ist vielmehr mit diesem Verbum urverwandt und setzt ein ae. **giegan*, angl. **gēgan* voraus. Verwandte sind *geac* 'Gauch' und *geað* 'Spott' = aisl. *gauð* 'Bellen'. Weiteres s. bei Falk-Torp, Norw.-dän. etym. Wtb. unter *gaule, gjø, gjøg(l)*.

415. Nach demselben wäre das Sir Gawayne V. 589 erscheinende *sayn* 'Gürtel' auf ae. *segn* 'Zeichen' zurückzuführen.

Da dem aber die Bedeutung widerspricht, wird man *sayn* wohl in *saynt* = *ceint* ändern müssen, das auch Iw. V. 1772 mit der Schreibung *saint* auftritt. Vgl. jetzt auch das NED. unter *seynt.*

416. Zu ae. *ear* 'Erde', aisl. *aurr* 'Sand', *eyrr* 'Sandbank', nd. *ūr* 'eisenhaltiger Sand', ir. *úr* 'Erde, Lehm' gehört vielleicht noch gr. *ἄναυρος* 'Gieſsbach' = *ἄν-αυρος*, wenn *ἀν-* das mit *ἐν* ablautende Präfix von *ἀλέγω*, *ἀγείρω*, *ἀσπαίρω* ist, vgl. IF. 35, 171. *Ἄναυρος* würde demnach 'der im Sande, in der Erde befindliche' bedeuten.

417. Die seltsame Corpusgl. C. 382 *citropodes* : *chroa, croha* = *crocha super IV pedes* Ep. Erf. 171 (Sweet) ist offenbar verderbt aus *tetrapodes* = *τετράποδες*.

418. Die Corpusgl. *citoneum* : *goodæppel* scheint eine volksetymologische Umdeutung von *cotoneum* = *cydoneum*( sc. *malum*) 'Quitte' zu sein, ausgehend von den cas. obl., z. B. *þæs gōdan æpples* usw.

419. In der Corpusgl. C. 471: *clinici* : *færtyhted* steht das lat. Lemma vielleicht für *cinici* : *cynici*. Vgl. oben Nr. 124.

420. Die Pflanze 'Hundszunge' (*cynoglossum*) hat im Ae. wohl ihren Namen *ribbe* f. von den langen, schmalen, rippenförmigen Blättern.

421. Warum Schlutter MLN. 25, 80 das *mis-wenige* : *abutatur* des Lib. scint. in *mis-werige* verwandeln will, sehe ich absolut nicht ein.

Kiel. F. Holthausen.

[18. 8. 24.]

INHALT.



Herausgegeben von Prof. Dr. **Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.**

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

# Beiblatt zur Anglia.

## Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

XXXV. Bd. September 1924. Nr. IX.

## I. SPRACHE UND LITERATUR.

**Julius Pokorny, A historical Reader of Old Irish.** *Texts, Paradigms, Notes and a complete Glossary.* Halle a. S., Max Niemeyer, 1923. 97 S. 8°.

Wer die beiden (unten besprochenen) Werke Pokornys „Die Seele Irlands“ und „Die älteste Lyrik der grünen Insel“ gelesen hat, bekommt vielleicht Lust, die dort übersetzten Texte im Original kennenzulernen. Er tut dann gut, mit dem Altirischen zu beginnen, zumal es an einer praktischen Einführung ins Neuirische noch fehlt.[1]) Die Wege zum Eindringen in das schwierige Studium des Altirischen ebnet dem Anfänger nun das hier genannte Büchlein Pokornys. Es bietet einen gewissen Ersatz für den nicht erschienenen zweiten Teil von Pokornys Buch „A concise Old Irish Grammar and Reader“, dessen erster Teil 1914 erschien (Halle und Dublin). Das Ziel dieses Lesebuches ist es, auf möglichst knappem Raum die altirische Sprache in allen ihren Stadien, von den ältesten Ogominschriften an (5. Jhd.) bis zum Ausgang der altirischen Sprachperiode (Anfang des 10. Jhd.) vorzuführen. Auch Thurneysen hat im 2. Band seines „Handbuchs des Altirischen“ ein ähnliches Programm verfolgt (ausschliefslich der Ogominschriften). Während Thurneysen aber nur solche Sprachzeugnisse in seine Auswahl aufgenommen hat, die in Handschriften aus der altirischen Periode überliefert sind, meist also nur Glossen, hat Pokorny solche Texte bevorzugt, die zwar ursprünglich in altirischer Sprache abgefafst, uns aber nur in Handschriften aus späterer (mittelirischer) Zeit bewahrt

[1]) Die Schrift von J. Neuhaus, Einführung ins Irische, Halle 1918, ist völlig ungenügend. Empfehlenswert ist am ehesten: First Irish Grammar by the Christian Brothers. Dublin, Gill & son.

sind. Es ist ihm auf diese Weise möglich, dem Leser interessante Proben der altirischen Lyrik und Erzählungskunst vorzulegen. Eine wesentliche Aufgabe des Herausgebers bestand nun darin, den durch das Mittelirische stark beeinflufsten Text der Handschriften zu emendieren, d. h. dem Benutzer des Lesebuches einen rein altirischen Text zu bieten, so wie es z. B. Strachan in seinen „Stories from the Táin (Dublin 1908) getan hatte. Dieser höchst schwierigen Aufgabe hat sich Pokorny, zumal in den archaischen Stücken II b—d mit gröfstem Geschick und aufserordentlicher Sorgfalt entledigt. Kleinere Versehen in dieser Hinsicht sind meist noch vom Herausgeber selbst in den Corrigenda am Schlufs richtiggestellt. Es ist etwa noch hinzuzufügen: p. 9, 13 lies *eter* für *etir*. — p. 14, 25 lies *timgairi* für *timgaire*. — p. 18, 27 lies *a cétna(e)* für *in cétna(e)*. Für den Anfänger sehr nützlich ist eine dem Stück V beigefügte phonetische Umschreibung des altirischen Textes. Den Texten läfst Pokorny einen Kommentar folgen, der besonders ausführlich zum Anfang von Stück V ist, indem hier fast jedes Wort sprachwissenschaftlich analysiert wird. Für die übrigen Teile der Lesestücke ist dagegen der Kommentar mitunter gar zu knapp gehalten; manche schwierigen Stellen, die im Kommentar gar nicht erwähnt sind, hätten dem Anfänger — und für Anfänger ist das Büchlein hauptsächlich gedacht — erklärt werden müssen. Das Wörterverzeichnis weist einige Lücken auf. Es seien hier einige dort fehlende Vokabeln genannt. Aus Stück IIa: *cloén* „böse". Aus IIc: *mong* fā. „Haarmähne". Aus IV: *trian* no. „Drittel". — *triar* no. „Anzahl von drei Personen". Aus VII: *bríathar* fā. „Wort", A. *bréthir*. — *magen* fā. „Ort". — *timthirthid*, mi. „Diener".

Von kleinen Versehen im Glossar sind mir folgende aufgefallen: Statt *cobsaid* (p. 60a) ist *cobsud* (< **com-fossad*) zu lesen. — *tairmesc-th(a)e* (p. 62b) ist pass. past subj. — *druimm* (p. 63b) ist neutraler *i*-St. (nicht *n*-St.). — *tu(a)e* „Schweigen" (p. 75b) ist vielleicht nicht *jā*-St., sondern neutraler *s*-St., N. sg. *tó* < **tausos* (kymr. *taw*), vgl. Pedersen, Vergl. Gr. I, 55. Wäre es aber Femininum, so müfste Pokorny im Text (p. 19 § 8) *téora* (N. *fem.*) für *tri* einsetzen (wie ebd. §§ 2—4).

Der unter Nr. X dargebotene Abschnitt aus Cormacs Glossar würde den Lesern inhaltlich verständlicher werden, wenn Pokorny in den Noten angegeben hätte, woher Cormac den

von ihm hier erklärten Ausdruck *imbass forosn(d)ai* „Inspiration, die erleuchtet“ genommen hat: dieser Ausdruck findet sich in der älteren Rezension der Sage Táin bó Cúalnye (ed. Strachan lin. 40). Die Prophetin Fedelm sagt zu der Königin Medb auf deren Frage, woher sie komme: „Aus Schottland, nachdem ich dort die Seherkunst erlernt habe.“ — „Hast du imbass forosn(d)ai?“ — „Ja, natürlich!“ — „So sieh für mich, wie es meinem Heer ergehen wird!“ ... „Ich sehe es sehr rot, ich sehe es rötlich.“ [1]) —

Die Paradigmen enthalten den Artikel, die Substantiva, die Adjektiva, das pronomen infixum, das schwache und starke Verbum. Leider fehlt eine Übersicht über die verwickelte Flexion des Verbums „sein“. — Sehr nützlich ist der sorgfältig ausgearbeitete Sachindex zu den Noten und Paradigmen, z. B. der Hinweis auf Non-Aryan constructions.

Es ist kein Zweifel, dafs sich dieser praktische Reader bei allen altirischen Anfängerübungen bald einbürgern wird, da er inhaltlich eine weit angenehmere Lektüre ist als Thurneysens an sich vortreffliches Lesebuch.

Göttingen. Wolfg. Krause.

**Die älteste Lyrik der grünen Insel.** Aus dem Irisch-Keltischen übertragen von **Julius Pokorny.** Halle S., Max Niemeyer. 1923. 129 S. 8°.

Für einen deutschen Nicht-Keltologen war es bislang nicht ganz leicht, sich einen umfassenderen Einblick in das Wesen der altirischen Lyrik zu verschaffen. Zwar hatte ein hochverdienter deutscher Gelehrter, eine anerkannte Autorität auf dem Gebiete der irischen Philologie, Kuno Meyer, bereits im Jahre 1911 eine für einen weiteren Leserkreis bestimmte Auswahl aus der reichen Fülle altirischer Dichtung in Übersetzung veröffentlicht unter dem Titel ‘Selections from Ancient Irish Poetry’, aber der Umstand, dafs dieses Büchlein in England erschien, erschwerte deutschen Lesern, zumal in der Kriegs- und Nachkriegszeit, seine Lektüre. Derselbe Gelehrte hat sich ferner durch zwei weitere, in den Abhandlungen der Preufsischen Akademie der Wissenschaften erschienene Schriften

[1]) [Korrekturnote.] Eine noch wichtigere Quelle wird für Cormac die Erwähnung des *imbas forosndai* und des *Teinm lócda* in den air. Gesetzen gewesen sein, vgl. besonders Anc. Laws of Ireland I, 44.

um die Erschliefsung der altirischen Dichtung verdient gemacht: „Über die älteste irische Dichtung“ (2 Teile), 1913, und „Bruchstücke der ältesten Lyrik Irlands“, 1919. Die altirischen Texte sind hier von einer wortgetreuen deutschen Übersetzung begleitet. Diese zwei Schriften wenden sich aber hauptsächlich an den Fachmann und dürften daher in nicht-keltologischen Kreisen weniger bekannt sein. Nun tritt Pokornys Buch in die Lücke und darf das höchste Interesse sowohl des Fachmanns wie des Laien beanspruchen. Dafs gerade Anglisten es mit besonderer Freude begrüfsen werden, liegt auf der Hand.

In der Einleitung kennzeichnet Pokorny die Geschichte und das Wesen der altirischen Lyrik. Auf der grünen Insel, fernab von den vernichtenden Fluten der Völkerwanderung, konnte sich schon im frühen Mittelalter eine hohe Dichtkunst entfalten, die im 8. und 9. Jahrhundert ihre vollste Blüte erreichte. Dann aber machten die furchtbaren Wikingereinfälle diesem Blühen ein Ende. Erst nach der Schlacht bei Clontarf (1014) kam das gequälte Land wieder zur Ruhe und Besinnung, und man wandte sich wieder eifriger der einheimischen Dichtkunst zu, hauptsächlich mit dem Sammeln der alten Schätze beschäftigt. Aus diesem und dem nächstfolgenden Jahrhundert stammen zumeist die Handschriften, aus denen uns die altirische Lyrik des 8.—9. Jahrhunderts bekannt ist. Etwa seit 1200 herrscht dann in Irland ein berufsmäfsiges Bardentum als Vertreter irischer Dichtkunst vor. Es sind zumeist nur Epigonen, denen die künstliche Form vor allem am Herzen liegt. Da kam die englische Gewaltherrschaft und mit ihr der Untergang der altirischen Kultur. Das Bardentum verschwand und überhaupt jede einheimische Literatur. Nur verschwiegen verlieh das Volk seiner namenlosen Qual in schlichten Liedern Ausdruck. Erst dieses Jahrhundert brachte dem irischen Volke zugleich mit seiner politischen Befreiung eine Neubelebung seiner Dichtung.

Die Lyrik ist unstreitig das literarische Gebiet, auf dem die Iren es am weitesten gebracht haben. Die altirische Lyrik des 8. und 9. Jahrhunderts steht unvergleichlich da und mufs unsere höchste Bewunderung erregen. Phantasie, hohe geistige Reizbarkeit und feinnerviges Einfühlungsvermögen machten den Iren besonders befähigt zur Lyrik. Am eigenartigsten

und schönsten ist die Naturlyrik. Es gibt zahlreiche altirische Gedichte, die ausschliefslich den Zweck haben, die Natur zu verherrlichen, oft nur in wenigen Versen. Charakteristisch ist dabei, dafs vor allem sinnfällige Einzelbilder bevorzugt werden. Diese Naturgedichte tragen ein ausgesprochen impressionistisches Gepräge. Ich zitiere hier zur Probe das kurze Gedicht „Sommers Abschied“ (p. 42):

Vernehmt meine Botschaft: Es röhrt der Hirsch,
Der Winter läfst Schnee herniederfallen, der Sommer ist dahin.
Der Wind weht schneidend kalt, tief steht die Sonne,
Kurz ist ihr Lauf, hoch wogt das Meer.

Dunkelrot steht der Farn, seine Blüte ist vorbei,
Die Wildgans läfst ihren gewohnten Ruf ertönen.
Der Frost hat des Vogels Schwinge gelähmt;
Eiszeit ist's — das ist meine Kunde.

Dabei ist zu beachten, dafs hier im Original meist Nominalsätze, ohne Verbum, verwandt werden, was den impressionistischen Eindruck noch erhöht.

Aber auch in den übrigen Arten von Gedichten begegnen wir fortwährend Natureindrücken, besonders schön z. B. in dem einer berühmten altirischen Heldensage eingefügten Gedicht „Deirdre's Lebewohl an Schottland“ (s. 29).

Nächst der Naturlyrik nimmt die religiöse Dichtung eine hervorragende Stellung ein. Die alten Iren hatten — im Gegensatz zu so vielen anderen neubekehrten Völkern — das Christentum sofort mit voller Hingabe des Gemüts in sich aufgenommen, und die altirische religiöse Lyrik legt das schönste Zeugnis dafür ab.

Gemessen an dem hohen Wert der Naturlyrik und der religiösen Dichtung ist die altirische Liebespoesie nicht sehr bedeutend. Das eine von den wenigen in Pokornys Sammlung gebotenen Liebesliedern „Auf das Haar der Geliebten“ (p. 56) stammt zudem nicht aus altirischer Zeit, sondern erst aus dem 16. Jahrhundert.

Prachtvolle Blüten finden sich dagegen wieder unter den Gelegenheitsgedichten. Es sei hier besonders auf das kurze, epigrammatische Gedicht „Wie Conaing ertrank“ (p. 101) aus dem 8. Jahrhundert hingewiesen.

Im Anhang der Sammlung gibt Pokorny einige Proben der anglo-irischen Dichterschule (William Butler Yeats,

Thomas Mac Donagh, Joseph Mary Plunkett). In diesen Gedichten weht ein ganz anderer Geist als in der altirischen Lyrik: Überschwang und Sentimentalität sind hier an die Stelle echter Gefühlswärme und unmittelbaren, schlichten Empfindens getreten.

Zur äufseren Form sei noch bemerkt, daß sich Pokorny — wie auch K. Meyer in seiner oben zitierten Auswahl — bescheiden mit einer Wiedergabe der irischen Originale in Prosa begnügt. Wenn auch bei der Lektüre der irischen Texte selbst die metrische Form: Rhythmus, Alliteration, End- und Binnenreim die Wirkung der Gedichte erhöht, so ist doch jener Verzicht eher zu begrüfsen als zu bedauern, da eine Wahrung der äufseren Form in der Übersetzung höchstwahrscheinlich eine dem Grundtexte fremde Steifheit und Gezwungenheit der Sprache mit sich bringen würde. Die Übertragung ist oft sehr frei, mitunter im Anschlufs an K. Meyers englische Übersetzung des betr. Gedichtes. Ich habe den Eindruck, dafs an manchen Stellen eine mehr wortgetreue Übertragung das Wesen des irischen Originals besser wiedergespiegelt hätte. Im allgemeinen ist die Übersetzung sehr geschickt und flüssig, das Lesen wird durch einen gewissen Rhythmus der Sprache sehr erleichtert. — Den des Irischen unkundigen Lesern wird die in den Schlufsnoten gegebene neuirische Aussprachebezeichnung der in den Gedichten sich findenden irischen Eigennamen sehr erwünscht sein.

Göttingen. Wolfg. Krause.

**Die Seele Irlands.** Novellen und Gedichte aus dem Irisch-Gälischen des Patrick Henry Pearse und anderer, zum ersten Male ins Deutsche übertragen von **Julius Pokorny.** Halle 1922. Max Niemeyer. 8°. 197 S.

In der Einleitung weist der Übersetzer auf den Charakter der irischen Literatur hin: Zwei Literaturgattungen sind es, in denen es das irische Volk zu hoher Blüte gebracht hat, lyrische Poesie und epische Prosaerzählungen. Etwa seit 700 ist uns die irische Literatur bekannt, und gerade in dieser ältesten Zeit hat sie die herrlichsten Blüten getrieben. Die altirische Lyrik, besonders auch die Naturlyrik, steht einzig da im Kreise der gleichzeitigen europäischen Literaturen. Und von den altirischen Prosaerzählungen ist höchstwahr-

scheinlich die altisländische Saga ins Leben gerufen worden. Es mag hier freilich nicht verschwiegen werden, daß die isländische Saga an Kunst der Darstellung ihr irisches Vorbild weit übertrifft. Etwa mit dem 13. Jahrhundert folgt der Blütezeit der irischen Literatur eine Zeit des Verfalls, des öden Epigonentums. Form ist alles, der Inhalt leer. Seit dem 17. Jhd. setzt dann eine neue Volksdichtung ein, die es aus eigener Kraft wieder zu neuen, schönen Leistungen brachte. Sie ist zumeist auf einen Ton der Trauer und Klage gestimmt, denn das irische Volk, einst frei und auf höchster Kulturstufe stehend, war durch das raffinierte System seiner englischen Unterdrücker in allen seinen Lebensäufserungen, in seiner physischen und geistigen Kraft gebrochen. Eine eigentliche neuirische Literatur gibt es aber erst seit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts. Wichtig ist dabei die Gründung der „Gälischen Liga" (*Connradh na Gaedhilge*) durch den protestantischen Gelehrten Dr. Douglas Hyde im Jahre 1893. Mit welchen Schwierigkeiten eine neuirische Literatur zu kämpfen hat, erkennt man schon aus der Tatsache, dafs z. B. im Jahre 1911 nur 15 % des irischen Volkes ihrer einheimischen Sprache mächtig waren (1801 noch 77 %). — Drei Schriftsteller läßt der Übersetzer in seinem Buche zu Worte kommen. Der erste ist Pádraic Mac Piarais [spr. *pādrik mak piariš*], englisch Patrick Henry Pearse, geb. 1880 zu Dublin. Seinem Brotberufe nach Mädchenschullehrer hing er mit schwärmerischer und doch kraftvoller und zielbewufster Begeisterung an den alten, ruhmvollen Traditionen seines über alles geliebten Vaterlandes. Dessen äufsere und innere Befreiung war sein heifs ersehntes Lebensziel — und wurde es im wahrsten Sinne des Wortes: am 2. Mai 1916 wurde er als einer der Hauptführer der irischen Aufständischen erschossen. Seine lyrischen Dichtungen, von denen Pokorny uns einige Proben gibt, zeichnen sich zum Teil durch echt dichterisches Empfinden und ein tiefes, zu Herzen gehendes Ethos aus. Sein letztes Gedicht hat er noch in der Nacht vor seiner Hinrichtung verfafst. Charakteristisch für seine Gedichte ist das stete Einbeziehen der Natur, die ja von jeher in der irischen Lyrik eine grofse Rolle spielte. Von den vier nun folgenden Erzählungen möchte ich die zweite, betitelt „Die Mutter", am höchsten stellen. In ganz schlichter, unendlich gefühlstiefer Sprache schildert der Dichter hier, wie

einer jungen Frau, die sich inbrünstig nach einem Kinde sehnt, in einer Weihnachtsnacht von der heiligen Jungfrau selbst Erfüllung ihres Wunsches verheifsen wird. — Der zweite in Pokornys Sammlung zu Worte kommende Schriftsteller, Pádraic O'Conaire, ist weit mehr Realist. Alles Sagenhafte fehlt seinen Erzählungen vollständig, die in wirklichen Geschehnissen des irischen Volkslebens wurzeln. Und der Stil entspricht dem Inhalt, er ist knapp gehalten, nicht gefühlsverschwenderisch, oft fast nüchtern, und ähnelt so ein wenig dem Stil der altisländischen Sagas. Besonders „Die Märtyrerin" ist hierfür charakteristisch, während die letzte Novelle „Ein Tropfen Bitternis" mit seinen trivialen Sentimentalitäten recht aus dem Rahmen fällt. — Den Schlufs der Auswahl bieten Humoresken von Pádraic O'Siochfhradha [spr. *šochrū*], die samt und sonders für unser Empfinden wenig Originelles aufweisen. Eine weit bessere Geschichte desselben Schriftstellers, betitelt „Die Bettbereitung", ist in die vorliegende Auswahl leider nicht mit aufgenommen worden.[1])

Eins haben alle diese drei Schriftsteller gemeinsam: eine tief eingewurzelte, alles durchdringende Heimatsliebe. Sie zeigen auch, wie die alten Heldensagen der Iren trotz aller systematischen Unterdrückung durch die Engländer noch heute im Volke leben. Einfache Landfrauen kennen die Geschichten über die sagenhafte Königin Meadhbh von Connaught (p. 35 in einer Novelle des Mac Piarais). Die Kunde von den alten Sagen steht im Mittelpunkte der Novelle „Der arme Scholar" von O'Conaire. Erwähnt sei auch noch, dafs O'Siochfhradha in der Geschichte von Méinín dem Kesselflickermädchen einen kleinen Bruder der Méinín Grimassen schneiden läfst, die er fast wörtlich so beschreibt, wie die altirische Heldensage Táin bó Cúalnge die Wutverzerrung des jungen Cúchulinn. Auch der Hafs der Iren gegen ihre englischen Unterdrücker kommt mitunter zu Worte, besonders in Mac Piarais' Novelle „Die Klagefrau".

Diese neuirische Erzählungskunst darf man in gewisser Weise mit der modernen isländischen Novellistik vergleichen: Beide blicken auf eine grofse Vergangenheit zurück, von der sie durch jahrhundertlange Bedrückung und Erniedrigung ihrer

[1]) Diese Humoreske hat der Rezensent seinerzeit selbst unter Anleitung seines verehrten Lehrers Pokorny im Urtext gelesen.

Völker getrennt sind, die ihnen aber dennoch Mut und Fähigkeit zu neuem Schaffen gibt. Die zweite Quelle für die irische und die isländische Novellistik ist die moderne Erzählungsliteratur der grofsen europäischen Völker, die selbstverständlich einen bedeutenden Einflufs ausüben mufste. Während die altirischen und altisländischen Sagas völlig selbständige, durchaus eigenartige Gebilde sind, haben ihre modernen Nachfahren mehr oder weniger die Züge der grofsen europäischen Literaturfamilie angenommen. Dafs diese Verschmelzung von Altem und Neuem, von Bodenständigem und Angenommenem nicht immer völlig geglückt ist, darf nicht wundernehmen: das Neue will erst werden, und wie unendlich schwer dieser Anfang gerade für die moderne irische Literatur ist, haben wir oben betont.

Hervorgehoben sei noch die ganz vorzügliche, flüssige Verdeutschung, die besonders der Kenner der irischen Sprache bewundern wird.

Göttingen. Wolfg. Krause.

---

**Studer, Paul**, Taylorian Professor of the Romance Languages, **The Study of Anglo-Norman.** Inaugural Lecture delivered before the University of Oxford on 6 February 1920. Oxford, At the Clarendon Press, 1920. 8°, 28 S. 1/6 net.

**Vising, Johan**, Professor of Romance Languages in the University of Göteborg, **Anglo-Norman Language and Literature (Language and Literature Series, General Editor C. T. Onions).** London, Oxford University Press, Humphrey Milford 1923. kl. 8°, 111 S. 3/6 net.

Der Aufschwung französischer Studien in England ist überall sichtbar; er ist eine Folge des Krieges und keine der üblen. Ein besonderer Lehrstuhl (the Marshal Foch Chair) für französische Literatur wurde so für Oxford errichtet und die romanischen Sprachen haben daneben ihren eigenen Vertreter. Arbeit gibt es genug. Die Masse unverarbeiteten — vielleicht auch unbekannten — Stoffes auf dem Gebiete der anglo-französischen Sprache und Literatur des Mittelalters wird noch viele beschäftigen können. Die anscheinend nächstliegende Frage nach dem Einflufs des Mittelenglischen auf das Französisch der Eroberer und Einwanderer wird einer

erneuten Prüfung zu unterziehen sein. Eben hat O. H. Prior (Romania XLIX, 1923, S. 185) die These aufgestellt: *L'anglo-norman est le produit curieux d'une langue transplantée en pays étranger et soumise à des influences locales et purement éthniques.* So wird eine Anzeige der beiden oben genannten Schriften in der „Anglia" ihre Begründung in den Beziehungen beider Sprachen und Literaturen zueinander finden können.

Prof. Studer gibt in seiner Antrittsvorlesung der Bezeichnung Anglo-Normaninsch mit Recht den Vorzug. Es sei das Normannische in England trotz einzelner dialektischer Einflüsse vom Festland her doch bald eine selbständige und einheitliche Sprache geworden, welche wie die in ihr geschriebene Literatur für sich betrachtet werden müsse; nur sei aus nicht vollständig bekannten Gründen ihre Entwicklung rascher fortgeschritten als die Sprache in der Heimat. Die Berührung des Normannischen mit der Sprache der Einheimischen habe bis zu einem gewissen Grade das Schicksal beider Sprachen bestimmt. — Somit widerspricht Studer nicht der Ansicht von Thankerey über den mittelenglischen Einflufs auf das Normannische. Im ersten Jahrhundert nach der Eroberung, wo diese beiden Schichten der Inselbevölkerung getrennt nebeneinander lebten, kann davon kaum schon die Rede sein; erst im Laufe des XIII. Jahrh. mag Zweisprachigkeit auf beiden Seiten — aber wohl schwerlich schon der meisten Normannen, wie St. S. 10 annimmt — die eine (englische) Sprache mehr, die andere (normannische) weniger beeinflufst haben. Zweisprachigkeit aber erzeugt zuerst eine Mischsprache — wie bei den Deutschen in Amerika — mit zahlreichen fremden Wörtern, dann folgt völliges Aufgeben der Muttersprache. Das Englische ist auf der ersten dieser Stufen stehen geblieben und hat dann wieder gesiegt. Bis in die Mitte des XIV. Jahrh., dreihundert Jahre nach der Eroberung und Aufteilung Englands, ist nach Studer S. 11 das Anglo-Normannische noch eine lebende, d. h. gesprochene Sprache und — wie ich hinzufügen möchte — ohne stärkere Mischung des Wortschatzes gewesen.[1])

[1]) Studer widerspricht sich, wenn er S. 12 sagt: *But notwithstanding these late survivals, Anglo-Norman was a dead language by the middle of the fourteenth century.* Ein so plötzliches Absterben ist nicht eingetreten; die Agonie dauerte einige Menschenalter, begann aber früher, als St. S. 11 annahm.

Schliefslich geschah mit den Eingewanderten, was unter den Merowingern mit den Franken in Gallien und in unserer Zeit mit so vielen Deutschen im Auslande geschieht: die zahlreichere und schliefslich mächtigere einheimische Bevölkerung saugt die Fremden sprachlich auf. Regierungsmafsnahmen halfen auf die Dauer nichts; die Vorschriften der Universität Oxford 1322—40 verboten vergeblich den Gebrauch einer anderen Sprache als Latein oder Französisch unter den Studenten! Der Kampf war lang und hart. Seit 1362 wird gestattet, vor Gericht englisch zu sprechen und wenn auch Parlamentsberichte bis Mitte des XVI. Jahrh., records of lawsuits bis ins XVIII. Jahrh. französisch abgefafst wurden, so war das Französische (Normannische) bereits zu Beginn des XV. Jahrh. eine „papierne Sprache“, die in Schulbüchern und Urkunden ein dürftiges Dasein führte. St. fafst seine Ansicht in folgende Sätze zusammen: 1. das Anglo-Normannische ist kein Kauderwelsch (jargon), sondern eine selbständige, homogene Sprache, wie die meisten französischen Dialekte; 2. es ist mit dem Normannischen, von dem es sein Lautsystem und den Hauptteil seines Sprachschatzes hat, enge verwandt.

Nach einer kurzen äufseren Geschichte der Sprache gibt St. einen Überblick über die anglonormannische Literatur und ihre Wesensart. Er weist auf die Beziehungen Oxfords dazu hin, wo mehrere bekannte Schriftsteller tätig gewesen und viele agn. Hss. — darunter so alte und wichtige wie der Roland, Karls Reise u. a. — in den Bibliotheken vor dem Untergange bewahrt geblieben sind. In einer Zeit, da alles auf Gegenwartsgedanken eingestellt ist, wolle Redner daneben auch die Beschäftigung mit der Vergangenheit rechtfertigen, wo England Sprache und Literatur mit Frankreich gemein hatte. —

Erscheint so Studers Vortrag als eine allgemeine Einleitung, so ist Visings Buch eine besondere Einführung, ein Grundrifs der agn. Sprache und Literatur. Niemand unter den jetzt lebenden Gelehrten war dazu berufener und besser vorbereitet als V. Seit seiner vor nun 42 Jahren erschienenen Dissertation (*Etude sur le dialecte anglo-normand du XIIe siècle*, Upsala 1882, 104 S.), welche Brandans Reise, Gaimars und Fantosmes Chroniken behandelte, hat V. durch Untersuchungen und Ausgaben die Kenntnis des Agn. wesentlich gefördert, und wenn er hier, kurz nach seinem Rücktritte vom akademischen

Lehramte, die Ergebnisse eines Teils seiner Lebensarbeit vorlegt, so ist es schicklich und gerecht, daſs ihm dafür die besondere Dankbarkeit der Forscher auf beiden Gebieten ausgesprochen wird. In einem geschmackvollen Bändchen, das mit seinem reichen Inhalt, seiner Zuverlässigkeit und Eigenart jedem, der sich mit agn. Sprache und Literatur beschäftigt, ein unentbehrlicher Führer bleiben wird, ist der Grund gelegt für einen Bau, der, wenn die Anzeichen nicht trügen, jetzt von verschiedenen Seiten und mehr Händen als bisher in Angriff genommen werden soll.

Vising betrachtet wie Studer das Agn. nicht als ein Teilgebiet des Französischen oder des Englischen, sondern als eine selbständige Sprache und Literatur. Der I. Teil, 1. Kap., § 1—3, behandelt die äuſsere Geschichte des Normannischen in England und dessen Verfall, wobei V. sich mit Studer begegnet, aber gröſsere Ausführlichkeit geben kann. Das zweite Kapitel beschreibt zunächst die besondere Eigenart des Normannischen bei der Verpflanzung nach England und in der ersten Zeit nach der Eroberung, dann werden die mehr oder weniger charakteristischen Züge seiner weiteren Entwicklung, möge diese nun selbständig oder vom Festlande beeinfluſst gewesen sein, aufgezeigt. Im II. Teil wird die agn. Literatur zunächst mit wenigen Worten übersichtlich gemustert und landschaftlich gruppiert, dann folgt der zweifellos wichtigste Abschnitt des Buches: cap. II—VI *detailled catalogue of works* (S. 41—78), ein genaues Verzeichnis aller agn. Werke oder Bruchstücke mit Angabe der Ausgaben und Abhandlungen über jedes einzelne Stück. Die Anordnung des groſsen Stoffes (432 Nummern) ist nach Jahrhunderten und innerhalb dieses zeitlichen Rahmens nach dem Inhalte erfolgt. Einzelne Werke werden kurz gekennzeichnet, so daſs dieser „Katalog“ nicht ein Register, sondern ein Grundriſs zur agn. Literaturgeschichte wird. So nüchtern viele dieser praktischen oder rein didaktischen Werke sind, so wird man doch über ihre groſse Zahl verwundert sein. In der erzählenden und satirischen Gattung hingegen sind dichterische Leistungen von hohem Rang oder doch oft beträchtlichem Werte nicht vereinzelt: es sei hier nur auf Tristan, Horn, Ipomedon, Protheselaus, manche Lais usw. hingewiesen. Das älteste französische Drama, das Adamsspiel, ist in einer agn. Niederschrift überliefert,

wenn auch vielleicht auf dem Festlande gedichtet worden. Die Quellen vieler me. Dichtungen oder Schriften sind in den hier aufgezählten agn. Werken gegeben oder zu suchen. — Eine wichtige und seltene Ergänzung dazu ist dann die Liste aller agn. Hss. (S. 88—100) mit Angabe des Aufbewahrungsorts, ihrer Signatur, ihres Alters und Inhalts mit Hinweis auf ihre Nummer im Literaturverzeichnis. Diese beiden Kataloge sind die Frucht jahrelanger, mühsamer Arbeit und sie erleichtern jedem Romanisten und Anglisten das Aufsuchen des verstreuten Stoffes. Ein besonders ausführliches Kapitel ist der agn. Versification gewidmet: Silbenzahl, Hiatus, Elision, Enclisis, Caesur, Couplets, Enjambement und Strophe, zuletzt der Reim. Es ist dieses wohl die umstrittenste und schwierigste Frage im Agn. Schon 1884 hatte V. eine Studie über agn. Metrik veröffentlicht. Im Gegensatz zur Meinung, die jetzt wieder von Prior (s. oben) vertreten wird, dafs nämlich die sog. Unregelmäfsigkeiten und Fehler des agn. Versbaues auf englische Einflüsse, auf Eindringen des me. metrischen Systems in die französische Sprache zurückzuführen seien (die Metrik sei akzentuierend geworden, die Worte nach englischer Weise betont, daher die Silbenzahl nicht mehr mit der des französischen Verses übereinstimmend), bezweifelt Vising die blofse Möglichkeit solchen Einflusses und gibt S. 81 ff. Gründe für diese seine, auch von G. Paris, P. Meyer, A. Tobler u. a. vertretene Anschauung. Die agn. Dichter, auch wenn sie Kleriker gewesen, waren im allgemeinen Leute von geringem Wissen, ohne Ahnung von System oder Theorie; die meisten von ihnen hätten kein Englisch gekonnt oder konnten es nur unvollkommen, und sie gestehen meist gleich, das ihnen das Dichten keine geringe Schwierigkeit mache (John Gower bildet als englischer Dichter, als Gelehrter und Kenner der französischen Sprache eine seltene Ausnahme). Die Fehlerhaftigkeit der Silbenzahl ist bei den agn. Dichtern nicht selten auch von Ungenauigkeiten im Baue der Strophen und Couplets begleitet, so dafs auf ein allgemein geringes metrisches und rhythmisches Gefühl geschlossen werden darf. Die Constitution von Clarendon durch Heinrich II. verbot den Söhnen der Bauern (d. h. Eingebornen), Geistliche zu werden; die Kleriker waren fast durchaus Franzosen (auch nicht blofs Normannen), andere Leute aber als Zöglinge der Klosterschulen konnten

nicht schreiben. Woher soll da ein durchgreifender me. Einflufs schon im XII. Jahrh. gekommen sein? Für spätere Zeit liegen die Verhältnisse natürlich schon anders. — Die Frage bleibt wohl nach wie vor Gegenstand der Erörterung.

Den Schlufs des wertvollen Buches bildet eine kleine Bibliographie und ein Register der Schriftsteller und Werke. — Auf dem engen Raum von wenig über hundert Seiten hat der Verfasser alles Wesentliche zusammengefafst, was er und seine Vorgänger über das Agn. erforscht und geschrieben haben. Die Verbreitung der Language and Literature Series sichert ihm die Anerkennung der Gelehrten aller Länder.

Frankfurt a. M. M. Friedwagner.

---

**Catalogue of the Library of Sanki Ichikawa.** Part I. **English and Comparative Philology.** Tokyo 1924. Privately printed.

Sanki Ichikawa, Professor der englischen Philologie an der kaiserlichen Universität zu Tokyo, ist seit seiner Studentenzeit ein eifriger Büchersammler gewesen, und als er 1912 während eines Studienaufenthaltes in England feststellen mufste, wie viel reicher die englischen Universitätsbibliotheken als die seines eigenen Landes ausgestattet waren, hat sich sein Eifer zu einer wahren Leidenschaft entwickelt. Beseelt von dem Ehrgeiz, für seine heimatliche alma mater eine Bücherei zu schaffen, die sich auf dem Gebiete der englischen und der vergleichenden Sprachwissenschaft mit der des Britischen Museums messen könne, bereist er Amerika und Europa, macht selbst in abgelegenen Kleinstädten Halt und kauft von Erasmus' De recta Latini Graecique sermonis pronuntiatione (Leyden 1531) an alles auf, was ihm der glückliche Zufall in die Hände spielt, darunter erhebliche Bestände der Bibliotheken von Sweet und Skeat. Als er 1916 nach Japan zurückkehrt, hat er einen Bücherschatz zusammengebracht, dessen eine Hälfte auf den 194 Seiten seines Katalogs mit wissenschaftlicher Akribie verzeichnet ist. Das ist schon löblich, aber bewundernswürdig ist die Selbstlosigkeit des Verfassers, denn er hat nicht mit öffentlichen Mitteln kaufen können, sondern mufste sein eigenes Vermögen hergeben und oft sich Entbehrungen auferlegen, um sein Ziel zu erreichen. Und nun kommt die erschütternde Tragik seines Lebens. Prof. Ichikawa bringt

den gröfsten und wertvollsten Teil seiner Bibliothek der Sicherheit wegen in der Universität unter, aber der dem Erdbeben vom 1. Sept. 1923 folgende Brand von Tokyo legt alle vor 1820 erschienenen Bücher (im Katalog mit * bezeichnet) in Asche! Das Verhängnis, das über seinem Lebenswerk gewaltet hat, sichert dem Verfasser die Teilnahme der wissenschaftlichen Welt, die sich hoffentlich in den Gebieten unserer Gegner immer mehr darauf besinnt, dafs sie eine civitas Dei ist. Ob das japanische Schrifttum uns mit den abgedroschenen Schimpfworten „boches“ usw. bezeichnet, weifs ich nicht. Aber mit Genugtuung mufs ich feststellen, dafs jede Seite des in Rede stehenden Buches erweist, wie mafsgebend die Wissenschaft der „Hunnen“ für die Entwicklung der englischen Philologie gewesen ist. Wenn es dem geschätzten Vertreter dieses Faches in Tokyo vergönnt sein wird, den zweiten Teil seines Katalogs zu veröffentlichen — hoffentlich unter Beigabe eines alphabetischen Verzeichnisses —, so wird das Buch noch mehr wie Teil I bezeugen, wieviel Japan auch in der Wissenschaft uns Deutschen verdankt, denn den Hauptbestand wird, wie er selbst sagt, bilden „an enormous mass of research work published in Germany“.

Frankfurt a. M. Max Friedrich Mann.

---

**Der englische Roman der Neuesten Zeit** von **Walter F. Schirmer.** Heidelberg, Carl Winter, 1923; 78 S.; 2,00 M.

A. u. d. T.: **Kultur und Sprache.** Bd. I.

Wem sollte bei der Hochflut der Romanerzeugnisse ein kundiger Pilot und erfahrener Berater nicht willkommen sein? Im ersten Teile der Abhandlung nimmt der Verfasser die vier älteren Schriftsteller vorweg, über deren Lebenswerk ein ziemlich abgeschlossenes Urteil bereits vorliegt: Wells, Galsworthy, Bennett und Conrad. Anders ist der zweite Teil, der die jüngeren behandelt, aufgebaut; hier dient die Romanrichtung als Einteilungsgrund: 1. Revolution; 2. Expansion; 3. Mystik und 4. Psychologie. Nicht als ob jeder Abschnitt durch ganz bestimmte Dichter dargestellt werde, sondern aus 25 Vertretern des neuesten Romans werden die Belege für die vier Richtungen ausgewählt und beurteilt. Ein Zug ist fast allen gemeinsam, nämlich die Abwendung von der herrschenden, starren Ge-

sellschaftsordnung und die Auflehnung gegen die traditionellen Anschauungen. Auch der buntfarbige Abenteuerroman ist mehrfach vertreten. Bei der Besprechung von West's *Return of the Soldier* vermifst man einen kurzen Hinweis auf den Dreiakter von Cl. Dane, der in enger Verbindung damit steht. Ein Anhang gibt über Werke und Leben der behandelten Dichter Aufschlufs. Das Buch ist äufserst anregend und lehrreich; der Stil strotzt leider sehr von ciceronianischer Schwülstigkeit.

Münsterberg i. Schl. J. Mellin.

---

**Frederick C. Green, Robert Fergussons Anteil an der Literatur Schottlands.** Carl Winter, Heidelberg 1923. 58 Seiten.

Das vorliegende Werkchen ist ein anspruchsloser Essay, das in einem noch sehr der Feile bedürftigen Deutsch im Plaudertone längst Bekanntes über diesen wichtigen Vorläufer des grofsen Burns bietet. Man findet sehr wenig psychologische Vertiefung und kaum neues Tatsachenmaterial. Recht hübsch ist die Milieuschilderung dort, wo Ansätze dazu vorhanden sind, und man wünscht dafs der Verfasser gerade auf diesem Gebiete etwas mehr gegeben hätte.

Zum Deutsch des Schriftchens nur zwei Bemerkungen: „Der wifsbegierige Student von Fergusson“ (S. 5) für “the curious student of F.” ist eine starke Leistung; ebenso die Erfindung des Wortes “Mundsprache” (S. 15).

Dorpat, 13. April. H. Mutschmann.

---

## Zur Frage des Albinismus Miltons.

In der Januar-Nummer 1924 des “Journal de médicine de Bordeaux” veröffentlichen D. Saurat, der Verfasser des bekannten Werkes „La pensée de Milton“, und der Ophthalmologe C. Cabannes einen Aufsatz betitelt “Milton devant la médicine”, der durch meine Schrift über den Albinismus des Dichters des Verlorenen Paradieses veranlafst ist. Das Ergebnis der gemeinsamen Ausführungen ist eine Ablehnung meines Standpunktes, und die Aufstellung einer neuen Hypothese, welche die von mir hervorgehobenen Symptome in anderer Weise erklären soll. Ohne meinem Werke “The Secret of John Milton”, in welchem der ganze Fall mit Hilfe eines vermehrten Materials einer erneuten und wesentlich erweiterten

Behandlung unterzogen wird, vorgreifen zu wollen, möchte ich an dieser Stelle einige Argumente des vorliegenden Aufsatzes einer kritischen Untersuchung unterziehen. Und zwar dies um so mehr, als dabei gewisse Punkte von symptomatischer Bedeutung zur Sprache kommen werden.

Zunächst mufs ich darauf hinweisen, dafs meine beiden Schriften, „Der andere Milton", Bonn und Leipzig 1920, und „Milton und das Licht", Halle 1920 (Sonderdruck aus Beiblatt XXX/11, 12) nicht als eine Einheit gewertet werden können. Denn wie ich in der Vorrede zu ersterem auseinandersetze, ist „Der andere Milton" geschrieben worden, bevor mir die Erkenntnis des Albinismus aufgegangen war. Doch hatte ich wohl gefühlt, dafs Milton sich in einem ganz besonderen Seelenzustand befunden haben mufs, den ich — ob mit Recht oder Unrecht sei hier nicht erörtert — als „psychopathisch" bezeichnete.

Als Hauptaufgabe hatte ich mir im „Anderen Milton" gestellt, das bestehende und fast allgemein anerkannte Bild Miltons zu zerstören, damit an seiner Stelle ein anderes, wahreres aufgerichtet werden könnte, das mit den Tatsachen der englischen Geistesgeschichte mehr in Einklang stünde. Wie notwendig ein derartiges „ikonoklastisches" Verfahren ist, zeigt auch vorliegende Schrift. Die „neu-puritanische Propaganda" (s. D. and. Milton, S. 8) hat die öffentliche Meinung so vollständig eingeschüchtert, dafs die Kritik es höchstens unter demütiger Entschuldigung wagt, sich kleine Abweichungen von der offiziellen Auffassung zu erlauben (siehe z. B. Schöffler, Protestantismus und Literatur, S. 41; vgl. Wyld, History of Modern Colloquial English, 1920, p. 150: It is almost impious to say so, but it must be said that Milton's prose is not in the direct line of descent from the great writers his predecessors ...). So erblickt denn auch Saurat, der offenbar allein für den literarhistorischen Teil verantwortlich zu halten ist, seine Hauptaufgabe darin, Milton von angeblichen Anschuldigungen frei zu sprechen und die Tatsachen so zu konstruieren, dafs ein der konventionellen Auffassung genehmes Bild dabei herauskommt. Erwartet man objektive Kritik, wenn man liest: "Même pour ceux qui n'ouvraient jamais ses poèmes, une haute idée de Milton faisait partie d'un patrimoine intellectuel commun, et ce serait une perte pour

tous que la chute de l'héros, un amoindrissement de l'héritage humain" (p. 2); an anderer Stelle entschuldigen sich die Verfasser, indem sie sagen, ihre Hypothese, und zwar eine höchst eigenartige, wie noch zu zeigen ist, vermindere nicht, wie die meinige, das Genie des Dichters (p. 14).

Als einen Erfolg rechne ich es mir aber an, dafs Saurat nicht ganz verständnislos meinen Darlegungen gegenüber steht, sondern zugibt, dafs die Art des miltonschen Sehens untersucht werden mufs. Er steht nicht mehr auf dem naiven Standpunkt jener, die in Milton nicht nur den geistigen Helden, sondern auch den körperlich in jeder Weise Vollkommenen erblicken. Saurat findet, in Gemeinschaft mit seinem medizinischen Kollegen, dafs Milton an den Folgen einer syphilitischen Erkrankung gelitten habe. Also auch dem „Grofsen Puritaner" sollte dieser Schmerz nicht erspart bleiben! Da hatte doch meine Theorie wenigstens den Reiz der Neuheit. Man beachte aber das Geschick, mit dem der Dichter von dem Odium, das diese Feststellung nach sich zieht, befreit wird: die syphilitische Erkrankung ist eine erbliche! Durch diese Annahme wird der Patient selbst entlastet, und es ist dem Belieben des Einzelnen überlassen, je nach seiner Tendenz entweder den puritanischen „strengreligiösen" Vater eine der zahlreichen kritiklos nachgesprochenen neupuritanischen Konstruktionen), oder den angeblich fanatisch römisch-katholischen Grofsvater der landläufigen Milton-Legende der Urheberschaft dieser erblichen Belastung zu bezichtigen. Saurat lehnt es zwar ab, Miltons Krankheit für die Ursache seines Genies zu erklären: "D'aucuns ont voulu établir une relation entre le génie et l'hérédité syphilitique. Nous n'irons pas si loin ..."; doch kann er es sich nicht versagen, mit diesem Gedanken zu spielen: "C'est en effet une observation générale qu'il y a, au point de vue des facultés intellectuelles, deux catégories d'hérédo-syphilitiques: les uns sont des dégénérés, unintelligents ou même idiots; beaucoup d'autres, au contraire, sont doués d'une intelligence précoce et très au-dessus de la normale" (p. 14).

Es soll hier nicht untersucht werden, warum gerade Künstler so häufig mit einer so häfslichen Krankheit in Verbindung gebracht werden müssen; uns interessiert nur, zu erfahren, auf welchem Wege die beiden Verfasser zu einem

selbst mich verblüffenden Ergebnis gekommen sind, das die Kritik sicherlich eifrig aufgreifen und als autoritativ verbreiten wird, da derartige Behauptungen immer auf ein dankbares Publikum rechnen können. Saurat und der Ophthalmologe Cabannes begehen den Fehler, dafs sie in der Krankengeschichte Miltons zwei Dinge zusammenwerfen, nämlich seine Symptome vor der zur Erblindung führenden Erkrankung, also Schwachsichtigkeit, Kurzsichtigkeit, Lichtscheu, und die zur Erblindung führende Krankheit selbst. Beides sind nämlich vollständig getrennte Komplexe, wie ich schon in meiner Schrift „Milton und das Licht“ erkannt hatte. Indem sie die ganze Geschichte des Augenlichtes Miltons aus einer Ursache erklären wollen, kommen sie zu diesem ‘pis aller’. Demgegenüber ist mein anderwärts ausführlicher zu begründender Standpunkt der, dafs Milton bis zu seiner Erkrankung an Glaukom, im Jahre 1644/45 an albinotischer Photophobie und Nyctalopie litt; dafs aber mit dem ersten Anfall die schon an sich bedeutende Schwachsichtigkeit noch mehr herabgedrückt wurde, gleichzeitig aber auch die Lichtempfindlichkeit der Netzhaut stark vermindert wurde, wodurch die Symtome der Lichtscheu mehr oder weniger verschwinden mufsten. Der grüne Star führte schliefslich zur Erblindung, ganz unabhängig von dem Albinismus des Patienten, und zwar im Jahre 1651/52. Die Diagnose „Glaukom“ wurde schon von dem Gewährsmann Sterns (Milton und seine Zeit, Buch III, S. 267) gestellt; als Vermutung ausgesprochen von Hirschberg (Geschichte der Augenheilkunde, IV, § 637; diese Stelle ist den Verfassern anscheinend entgangen), wurde mir von diesem bekannten Augenarzt diese Ansicht nach erneuter Prüfung des Philaras-Briefes, den auch Saurat anführt, bestätigt. Aufserdem zeigt eine Untersuchung der Prosawerke deutlich das Nachlassen der Photophobie in dem kritischen Jahre 1644/45, in das Milton selbst den Anfang der zur Erblindung führenden Krankheit verlegt (decennium, opinor, plus minus est, ex quo debilitari atque hebescere visum sensi ...; datiert 28/9/1654). Siehe hierüber meine Schrift "Milton's Eyesight and the Chronology of his Works", Acta et Commentationes Universitatis Dorpatensis, Humaniora 1924.

Die Beantwortung aller anderen von den Verfassern aufgeworfenen Fragen wird an anderer Stelle erfolgen. Zum Schlufs aber möchte ich der Hoffnung Ausdruck verleihen,

dafs Saurat und Cabannes, nachdem sie wenigstens meine Problemstellung als richtig erkannt haben, — was der sonstigen unzureichenden Kritik gegenüber schon einen grofsen Fortschritt bedeutet — das Unhaltbare ihrer Lösung einsehen werden, um schliefslich doch noch von meiner Theorie überzeugt zu werden.

Dorpat, 13. April 1924. H. Mutschmann.

---

## Zu altenglischen Dichtungen.

### 1. Elene.

Im 47. Bande der Anglia, S. 264 bespricht Kock V. 17 der Elene und lobt die angebliche Besserung Ekwalls von *wræce* in *wraðe*. Aber E. hat nicht in *wraðe*, sondern richtig in *wræðe* gebessert, weshalb sich auch die seltsame Bemerkung über die Änderung eines *a* in *æ* durch Einflufs des Querstriches im folgenden *ð* (!) erübrigt. Schliefslich steht die fragliche Bemerkung auch gar nicht im 23. Bande des Beiblatts! Der ganze Artikel zeugt von wenig Sorgfalt.

### 2. Psalmenversion.

1. A. a. O. S. 271 unter Nr. 345 möchte Kock in Ps. 108, 19 die zweite Vershälfte *se ðe hine man gelōme gyrt* in *ðe hine man gyrt gelōme* ändern, ohne metrische Bedenken zu äufsern. Nun hat die lateinische Quelle *semper*, nicht *saepe* und die anglische Form des Verbs ist *gyrdeð*. Wenn wir *ā* statt *gelōme* hinter *gyrdeð* ergänzen, erhalten wir den tadellosen Vers:

*and gyrdelse, ðe hine man gyrdeð ā.*

Vgl. dazu die entsprechende Stelle im Vespas. Psalter 108, 18: *swē swē gyrdels, mid ðȳ aa sie bigyrded.*

2. Ps. 113, 4:

*and rammum*[1] *þa restan gelīce*

möchte K. ib. S. 272 *restan* in *rǣstan* = *rǣsdan* bessern. Der lat. Text bietet *exultaverunt*, woraus sich die leichte Änderung in *rēttan* ergibt. Allerdings ist *rētan* m. W. sonst nur in der trans. Bedeutung 'erfreuen' belegt, aber bekanntlich haben im Ae. die *ja*-Stämme auch oft intrans. Sinn, vgl. *ferian* und *fēran*. Dafs *rēstan* aus *rēsðan* < *rǣstan* entstanden sein könnte,

[1]) So, nicht *ramman*, bietet die Hs.

bestreite ich bestimmt mit Berufung auf Sievers, Ags. Gramm.[3] § 405, 1. und 4., wonach *d* nur nach *ss* und *cs* (*x*), aber nicht nach einfachem *s*, in *t* übergeht.

3. In Ps. 118, 74:

*þā ðe on feore forhtigað, þā mē on fægere geseoð*
*ond blissiað bū, geðenceað,*

will K. a. a. O. *geseoð ond* aus metrischen Gründen in den zweiten Vers bringen, weil *on* den Ton trage, der 2. Halbvers dabei zu lang und der folgende erste zu kurz werde! Nun ist aber *on blissìað* ein tadelloser Halbvers, weil das zweite *-i-* einen natürlichen Nebenton trägt (Urform: **blīþisðiaþ*). Der vorangehende Halbvers ist leicht zu heilen, wenn man nur *on* vor *mē* stellt, also:

*þā ðe on feore forhtigað, þā on mē fægere geseoð*
*ond blissiað bū, geðenceað.*

Vielleicht ist aber auch das *on* vor *fægere* als Wiederholung des vorhergehenden *on* einfach zu streichen, denn der lat. Text bietet: *videbunt me.*

Kiel. F. Holthausen.

---

## II. UNTERRICHTSWESEN.

**E. Kruisinga, An English Grammar for Dutch Students.** Volume I. **A Shorter Accidence and Syntax.** Third Edition. Kemink & Soon, Over den Dom te Utrecht, 1924. XIV u. 239 Ss. Preis: f. 3.50.

Das vorliegende Buch ist, wie schon der Titel andeutet, eine kürzere Ausgabe des gröſseren Werkes desselben Verfassers "Handbook of Present-day English, vol. II. English Accidence and Syntax";[1]) es beschränkt sich auf die Bearbeitung der Regeln für den herrschenden modernen Sprachgebrauch, ohne auf Veraltetes, Dialektisches oder Vulgärenglisch einzugehen. Die Anordnung des Stoffes ist insofern eine andere, als das kleinere Buch nicht mit dem Verb, wie das gröſsere, anfängt, sondern zuerst das Nomen (Hauptwort, Fürwort, Artikel) und dann das Verb behandelt. Daran schlieſsen sich noch folgende Kapitel: Comparison (S. 184—190), Conversion,

[1]) Vgl. meine Besprechung in „Beiblatt", XXXIV, 371 ff.

(S. 191—202), Sentence-Structure (S. 203—211), Concord (S. 212—215), Order of Words (S. 216—234), Spelling (S. 235—239). Das Buch ist aber nicht ein bloſser Auszug aus dem ausführlichen, für den Lehrer bestimmten Handbuch, sondern es zeigt überall die bessernde Hand des Verfassers, der, auf Grund seiner eigenen Erfahrung oder durch die Ergebnisse der neuesten Forschung veranlaſst, die Regeln klarer und dem guten modernen Sprachgebrauch entsprechender faſst oder durch bessere Anordnung das Wichtigere von dem weniger Wichtigen trennt. Zu der Regel § 304 (S. 120 f.): "In literary English an accusative and infinitive with *to* is sometimes used after *to see* and *to feel*" hätte hinzugefügt werden können, daſs diese Fügung, wie auch die Beispiele *I saw it to be a mistake, I thank you for your advice, which I feel to be good* zeigen, auf Fälle mit *to be* und einem Prädikatsnomen beschränkt bleibt.

Ein groſser Vorzug ist es, daſs den englischen Beispielen meistens die holländische Übersetzung gegenübergestellt wird, wodurch der Schüler in die Lage kommt, den englischen und holländischen Sprachgebrauch genau zu vergleichen und den Unterschied zwischen beiden besser herauszufinden.

Das ausgezeichnete, schön ausgestattete und gut gedruckte Lehrbuch eignet sich selbstverständlich vorzüglich für holländische Schulen, ist aber auch deutschen Studierenden bestens zu empfehlen.

Wien. Joh. Ellinger.

**Philipp Aronstein, Englische Stilistik.** Verlag von B. G. Teubner, Leipzig, Berlin, 1924. VIII + 194 Ss. Preis kartoniert: Mk. 4.60.

Ausgehend von den Darlegungen Wundts in seinem groſsen Werke „Die Sprache", stellt der Verfasser fest, daſs das höchste Ziel der Stilistik darin besteht, die Sprache eines Volkes aus seinem Wesen, seiner Eigenart, seinem Charakter zu erklären und andererseits diesen Charakter durch die Erscheinungen der Sprache zu erläutern. Die Kenntnis der Grammatik gibt dem Lernenden die Fähigkeit, sich sprachlich korrekt auszudrücken; die Stilistik vermittelt ihm die Kenntnis der Art und Weise, wie in einer bestimmten Sprache ein Gedanke sprachlich organisiert und ausgedrückt wird, sie ist daher

gewissermafsen die Charakteristik der Sprache. Wie die Eigenart des deutschen Volkes verschieden ist von der des englischen, so gibt es auch wesentliche psychologische Unterschiede zwischen der deutschen und der englischen Sprache. Die deutsche Sprache ist mehr synthetisch, die englische analytisch, jene ist subjektiv, diese objektiv, in jener herrscht das zuständliche, in dieser das gegenständliche Denken vor usw. Der Verfasser hat, um die Charakteristik der englischen Sprache herauszuarbeiten, die einzig richtige Methode gewählt, nämlich die der Vergleichung zwischen der fremdsprachlichen und der muttersprachlichen Ausdrucksgestaltung. Als Beobachtungsstoff dienen ihm mustergültige Prosawerke der Gegenwart (auch Zeitungen), ferner gute literarische Übersetzungen aus der Muttersprache in die fremde und umgekehrt. — Nach einer kurzen Übersicht über Ursprung und Entwickelung des Englischen bespricht der Verfasser den Charakter des englischen Volkes und schreitet dann zur Betrachtung des englischen Wortschatzes, der sich durch grofsen Reichtum, durch die Fähigkeit, die feinsten Unterschiede und Nüancen wiederzugeben, durch eine unbedingte Freiheit gegenüber der Tradition und eine grofse Energie in der Wortbildung, namentlich auf dem lateinisch-romanischen Gebiete, auszeichnet. Als Beispiel der Tatsache, dafs das Englische trotz seiner Formenarmut durch selbständige Beziehungen und Hilfswörter die feinsten Schattierungen des Gedankens mit seltener Klarheit auszudrücken vermag, zeigt der Verfasser, wie der deutsche Satz „Er spricht“ im Englischen auf sieben verschiedene Arten wiedergegeben werden kann: „1. *He talks too much.* 2. *He is talking while nobody is listening.* 3. *At last he does talk* = Endlich spricht er doch. 4. *He will talk the whole day* = Er spricht den ganzen Tag. 5. *He will always be talking* = Er spricht in einem fort. 6. *It is a pity that he should talk so much* = Es ist schade, dafs er soviel spricht. 7. *It is a pity that he should always be talking* = Es ist schade, dafs er immerzu spricht“ (S. 25).

Der Hauptteil des Buches, „Die englische Stilitik“, zerfällt in folgende gröfsere Abschnitte: die einzelnen Wortarten (S. 27—108), die Wortstellung (S. 108—120), die Satzbildung im einfachen Satze (120—138), Satzverknüpfung und Satzerweiterung (S. 138—179), Klarheit und Emphase (S. 179—189).

Daran schliefsen sich an ein Namen- und ein Sachregister (S. 190—194). Um von der Reichhaltigkeit des Inhalts einen klaren Begriff zu geben, müfste man das ganze Buch abschreiben. Hier möge es genügen, zu bemerken, dafs der Leser neben bekannten Dingen auf Schritt und Tritt auf syntaktische Erscheinungen stöfst, die bisher von den Grammatikern gar nicht behandelt oder nur flüchtig gestreift wurden. Dazu gehören vor allem die Aktionsarten des Verbums (S. 54—64), das *shall-* und das *will*-Futurum (S. 73—77), die Bildung *to be for* für „wollen" (S. 79 *I was instantly for returning in with my family* ich wollte sogleich mit meiner Familie wieder hineingehen), die Anknüpfung eines absoluten Partizips meist mit *with*, aber auch mit *without, by* und anderen Präpositionen (S. 159 ff. *All this I observed with my head leaning in my hand* alles das beobachtete ich, während ich den Kopf auf die Hand stützte), das gerundiale Partizip (S. 167 *Excuse me telling you*), *for* + Accusativus cum infinitivo (S. 171 ff. *there was no need for her to be uncivil* es war nicht nötig, dafs sie unhöflich war). In Bezug auf Satzbildung kommt der Verfasser zum Ergebnis, dafs das Englische, wie das Französische und oft anders als das Deutsche, das, was dem Denken als das Wichtigste erscheint, zum Subjekte macht. „Das Deutsche ist anschaulicher, poetischer, das Englische denkrichtiger" (S. 125). Die zahlreichen unpersönlichen Ausdrücke, die im Deutschen noch vorhanden sind, werden entweder mit persönlichem Subjekt oder Sachsubjekt (S. 129 Es ist mir so leicht ums Herz *my heart is lightened of its sorrow*) oder mit *there is* + Subst. oder Gerundium wiedergegeben (S. 130 Es brüllt und lärmt und klirrt und donnert *There's such a roar and noise and rattle and thunder around them*). In Bezug auf Satzverknüpfung und Satzerweiterung sind für das Englische charakteristisch: Vermeidung des Subjektwechsels, Parataxe statt Hypotaxe, Vorliebe für die sogenannten Nominalverba, d. h. Infinitive, Partizipien und Gerundien.

Sehr wertvoll sind die zahlreichen genau belegten Beispiele aus englischen, beziehungsweise deutschen Texten, denen deutsche, bezw. englische Übersetzungen beigegeben sind. Hauptsächlich wurden zur Vergleichung herangezogen: Ch. Dickens, *David Copperfield*, übers. von Zoozmann; Goethe, Wilhelm Meister, übers. von Eleanor Grove; Schiller, Abfall

der Niederlande, übers. von Morrison; Hauff, Erzählungen, übers. von M. A. Faber; Hackländer, Handel und Wandel, übers. von Mary Howitt; Frenssen, Jörn Uhl, übers. von F. S. Delmer.

Druck und Ausstattung des Buches sind tadellos; mir sind nur wenige Versehen aufgefallen: S. 24, Z. 23 v. o.: Wurst wieder Wurst; S. 50, Z. 16 v. u.: th*y* become changed; S. 64, Z. 24 v. o.: At l*ea*st they managed to rouse him: S. 79, Z. 4 v. o.: was no*s* allowed; S. 92, Z. 15 v. u.: in diese*n* Falle; S. 164, Anm. 1: *b*e speaks.

Die Lehrer und Studierenden des Englischen werden gewifs dem Verfasser für das vorliegende gediegene Buch vielen Dank wissen. Es sei Lehrenden und Lernenden auf das wärmste empfohlen. Jedenfalls sollte es in keiner Lehrerbibliothek fehlen.

Wien. Joh. Ellinger.

---

**Riemann-Eckermann, Englisches Unterrichtswerk** Ausg. B.

Teil I: **Elementarbuch für Sexta** (Englisch als erste Fremdsprache) von **Carl Riemann**, Studienrat an der Oberrealschule in Jena unter Mitwirkung von **Leonhard Hahn**, Studienrat am Bertha-Lyzeum Grofsflottbeck. Leipzig, B. G. Teubner 1923, VI + 96 S.; 0,85 M.

Teil II: **Quinta von Riemann**. Ibid., II + 68 S.; 0,75 M.

Teil III: **Mittelstufe. Lese- und Übungsbuch für das zweite und dritte Jahr engl. Unterrichts an höh. Schulen** mit Englisch als 2. oder 3. Fremdsprache und für das vierte bis sechste Jahr an Anstalten mit Englisch als Anfangsfremdsprache von **Karl Eckermann**, Studienrat am Realgymnasium in Köln-Lindenthal. Mit einer Karte von Grofsbritannien und zwei Zeichnungen. Ibid., VI + 162 S; 1,40 M.

Teil IV: **Grammatik. Englische Sprachlehre** von **Carl Riemann** unter Mitarbeit von **Ernst Riedel**, Studienrat am Gymnasium in Rendsburg. Ibid., IV + 155 S.; 1,60 M.

Teil V: **Grammatik verkürzt. Abrifs der engl. Grammatik** von **Dr. Theodor Zeiger**, Oberstudiendirektor in Frankfurt a. M. Ibid., 109 S.; 0,95 M.

Die ersten beiden Teile sollen ein Lehr- und Übungsbuch für den englischen Anfangsunterricht an Schulen mit Englisch

als erster Fremdsprache bilden. Es fällt ihnen also neben der Aufgabe der bisherigen Sprachunterweisung im Englischen als zweiter oder dritter Fremdsprache noch die grammatische Schulung zu, wie sie z. B. das Lateinische erarbeitet. Da nun die grammatischen Vorkenntnisse eines Grundschülers durchweg äufserst locker und unsicher sind, wie die bisherige Erfahrung lehrt, so halte ich die 16 Seiten Formlehre des ersten Teiles für zu knapp und unsystematisch, als dafs sie einen festen und sichern Aufbaugrund zu schaffen vermöchten. Ich fürchte, man setzt bei den kleinen Rekruten zu viel als bekannt voraus. Übersichtliche, anschauliche Tabellen wie die der Fragebildung im 2. Teile müssen sofort in den ersten Stunden gebracht werden, ebenso Deklinations- und Konjugationsübungen an englisch-deutschen Beispielen müssen so früh wie möglich einsetzen, wenn ein fester Grund gelegt werden soll. Den Lautierkursus in zwei Methoden nebeneinander zu geben wird bei den Kleinen störend wirken; da mufs man sich entscheiden, entweder Methode Quiehl oder Riemann, aber nicht beide. Die Übungstexte bieten echtes, nicht zugestutztes Englisch, die Methode der Vokabelnerlernung ist sehr geschickt, die grammatischen Übungen packen den Jungen freilich mit Samthandschuhen an, hier darf dreist mehr gefordert werden. Unsere Sextaner sind im Lateinischen nicht verwöhnt worden. Lafst uns die Achtung vor der Wissenschaft nicht verscherzen!

Für die Mittelstufe gilt im allgemeinen dasselbe, was von der Unterstufe gesagt wurde. Die geschickt und sorgfältig ausgewählten Stücke vermitteln gediegene Kenntnisse aus den verschiedensten Gebieten. Wenn man bei der ersten Fremdsprache ebenfalls auf eine Übersetzung aus der Muttersprache verzichtet, wie es in Preufsen gewünscht wird, so verzichtet man damit auf ein sehr wirksames und bewährtes Hilfsmittel der schnellen Spracherlernung; diese Sparsamkeit am unrechten Platze dürfte man bald bedauern, zumal wenn so prächtige Übungen vorliegen wie bei Riemann-Eckermann.

Über die verkürzte Ausgabe der Grammatik von Zeiger habe ich mich schon wiederholt lobend ausgesprochen; da ein Vorwort fehlt, ist nicht zu ersehen, von welchem Jahre ab sie gebraucht werden soll. Ebenso bleibt man im unklaren, wie die Verfasser sich die Benutzung der Sprachlehre denken.

Die Laut-, Wort- und Formlehre ist miteinbegriffen; das ganze Werk erhebt sich weit über den Stand, den die Durchschnittssprachlehren einnehmen. Der Lernende gewinnt einen klaren Einblick in das Leben der Sprache im allgemeinen und der englischen als germanischen insbesondere. Überall findet man Gediegenheit, Anschaulichkeit und Klarheit. Hervorzuheben sind noch die häufigen Hinweise auf die niederdeutschen Formen sowie die Bemerkungen über Sprechtakte und Stimmführung.

Münsterberg i. Schl. J. Mellin.

**Englisches Lesebuch, Unterstufe,** von **Wilhelm Viëtor** und **Franz Dörr.** Elfte Auflage. Verkürzter Abdruck der zehnten Auflage, 37. bis 39. Tausend. Mit einer Karte von England, einem Plane von London, sieben Abbildungen im Text und zehn Vollbildern auf fünf Tafeln. Leipzig, B. G. Teubner, 1923. VIII + 210 S.

Der Not der Zeit Rechnung tragend, hat das bewährte Altmeister-Lesebuch den Sparsamkeitsgürtel straffer angezogen, viele Stücke der frühern Auflagen sind gestrichen worden. Im allgemeinen hat es indes seinen gediegenen Charakter, sein frisches Aussehen und seine nie ermüdende Mannigfaltigkeit der Gaben bewahrt.

Münsterberg i. Schl. J. Mellin.

---

## Teubners kleine Auslandstexte für höhere Lehranstalten.

Abt. I. **Grofsbritannien und die Vereinigten Staaten.** Gewordenes und Werdendes auf allen Kulturgebieten.

Heft 1: **Greater Britain** I. Englische Stimmen über das britische Weltreich. Herausgegeben von **Dr. Wilhelm Lühr,** Oberlehrer an der Oberrealschule Hamburg-Eppendorf. 32 Seiten. 0,40 M.

Heft 2: **Growth and Structure of the United Kingdom.** Zusammengestellt von **Dr. Wilhelm Lühr.** 32 Seiten. 0,40 M.

Heft 3: **The Island Nation.** Zusammengestellt von **Fritz Weltzien,** Studienrat am Realgymnasium in Berlin-Lichtenberg. 32 Seiten. 0,40 M.

Heft 4: **The English National Character.** Zusammengestellt von **Fritz Weltzien.** 32 Seiten. 0,40 M.

Heft 6: **England's Social Development from 1800 to the present Day.** Zusammengestellt von **Dr. Ilse Ehlers,** Leipzig. 32 Seiten. 0,40 M.

Heft 7: **Religion and Church Life in England I.** Zusammengestellt von **Wilhelm Lühr.** 32 Seiten. 0,40 M.

Heft 10: **From the thirteen Colonies to the U. S. A.** Zusammengestellt von **Dr. Wilhelm Lühr.** 32 Seiten. 0,40 M.

Heft 11: **The Romantic Triumph I.** Herausgegeben von **Dr. Johannes Gärdes,** Oberstudienrat an der Auguste-Victoria-Schule zu Liegnitz. 42 Seiten. 0,40 M.

Heft 12: **U. S. A. Poetry and Prose.** Zusammengestellt von **Dr. H. Jantzen.** 28 Seiten. 0,40 M.

Die vorliegende Sammlung wohlfeiler englischer Texte verdankt ihr Entstehen der schier unglaublichen Markentwertung der letzten Jahre. Dickleibige Lesebücher und Gedichtsammlungen konnten von den allermeisten Schülern nicht mehr angeschafft werden. Da erschienen die dünnen Hefte von durchschnittlich zwei Bogen hilfreich auf dem Plane und boten der Oberstufe neben der Klassiker-Lektüre einen billigen Lesestoff. Die Stücke eines jeden Heftchens sind so ausgewählt und zusammengestellt, dafs sie gewissermafsen eine unterrichtliche Einheit bilden, ohne das Thema vollends zu erschöpfen.

Über die einzelnen Hefte sei folgendes bemerkt.

Das erste Heft handelt über Grofsbritannien im weitern Sinne und zwar in der ersten Hälfte von dem allmählichen Aufbau des Reiches und in der zweiten von seinen Verfassungsfragen. Ein Anhang beantwortet aktenmäfsig neun Fragen, die sich auf die äufsere und innere Gestaltung des Weltreiches beziehen. Auch ist eine Zeichnung eingefügt, die durch Scheiben, Kreise und Linien das Mafs der Abhängigkeit der Kolonien vom Mutterlande veranschaulicht.

Die Schlufsseiten (29—32) bringen einige knappe Anmerkungen zu dem Texte.

Heft 2 beschränkt sich auf eine Darstellung des Werdeganges des europäischen Mutterlandes in neun Abschnitten. Neben fünf Seiten Anmerkungen gibt es noch 51 Worterklärungen.

Heft 3 legt dar, in wie starkem Mafse geographische Bedingungen bei der Ausprägung von Volkstum und Staat, von Politik und Wirtschaft in England mitgewirkt haben (Vorwort).

Heft 4 versucht ein Charakterbild des englischen Volkes zu zeichnen. Recht ausgiebig wird Emerson herangezogen (neun Aufsätze). Zur Ergänzung und Vervolkommnung der Zeichnung kann mancher Primaner mit eigenen Beobachtungen und Eindrücken schon einspringen. Auch bietet sich hier die Gelegenheit, den deutschen und französichen Volkscharakter zum Vergleiche heranzuziehen.

Heft 6 schildert die erbärmliche Lage der Berg- und Fabrikarbeiter vor 100 Jahren in allzu grellen Farben; aus einem Tendenzromane gewinnt man schwerlich ein klares Urteil über die obwaltenden Zeitverhältnisse, und ebensowenig lernt man die wirtschaftlichen Verhältnisse aus einer einseitig sozialistischen Darstellung beurteilen. Hier wird der Unterrichtende mehrfach Gelegenheit finden, Übertreibungen zu mildern.

Heft 7 spricht über das religiöse und kirchliche Leben in England unter besonderer Berücksichtigung der Puritaner und Methodisten. Der andern Religionsgemeinschaften, deren es doch in England gerade recht viele gibt, wird nicht sonderlich gedacht. Vielleicht wird dies in einem zweiten Heftchen nachgeholt; wenn indessen über ein Thema in mehreren Heften gehandelt werden soll, wie die dem Titel beigefügte Ziffer I bei Nr. 1, 7 und 11 vermuten läfst, so wird dadurch das Ziel der Zusammenfassung verfehlt werden. Dann bringt ja ein Heft doch nichts Ganzes! Und wo bleibt sodann ferner der verlockende Plan der Verbilligung?

Heft 10 führt uns die Entwicklung der 13 amerikanischen Kolonien zu dem jetzigen Weltreich der Vereinigten Staaten vor Augen. Der erste Artikel, von einem waschechten *Yankeeman* verfafst, weifs die allmähliche Gebietserweiterung nach Norden, Süden und Westen hin als etwas so Harmloses und Selbstverständliches darzustellen und die unleugbaren Eroberungsgreuel so schlau zu bemänteln, dafs es schliefslich zu bedauern ist, wenn sich kein Land mehr vorfindet, dem die Herren Eroberer das Glück der Unterjochung angedeihen lassen können. *A great deal of this swiftness of movement has been due to the long education of our people in the work of subjugating a new country. These lessons the Americans have learned in a measure which has been attained by no other people. It seems, indeed, unfortunate, that there are no other lands for them to*

*conquer* (S. 11). Dieses selbstberäuchernde Geständnis der amerikanischen Seele ist lehrreich und spricht Bände. Die andern Artikel befassen sich mit der innern Erstarkung des Reiches. In gebührender Würdigung der Quellenkunde werden die wichtigsten Staatsdokumente, wie *the Mayflower Compact, the Declaration of Indepence, the Monroe Doctrine, the Emancipation Proclamation by Abraham Lincoln,* im Wortlaute beigebracht.

Heft 11 bringt den ersten Teil der englischen Romantik, vertreten durch Wordsworth, Coleridge, Scott, Byron, Shelley und Keats; der zweite Teil, verkörpert in Southey, Campbell, Moore, Lamb, de Quincey u. a., bleibt einem weitern Bändchen vorbehalten. Auffällig ist es, dafs das Gedicht *We are Seven* für die Oberstufe aufgewärmt wird; das konnte getrost weggelassen werden.

Heft 12 weifs die gewaltige Fülle des Stoffes meisterhaft auf den knappsten Raum zu beschränken. Die gebotenen Proben sind bezeichnend für das amerikanische Schrifttum, so gleich die beiden Eingangsgedichte von Dickingson und Bryant.

Im allgemeinen ist den kleinen Auslandstexten die weiteste Verbreitung zu wünschen; vielleicht ist es dann auch dem Verlage möglich, den Preis noch etwas herabzusetzen.

Münsterberg i. Schl. J. Mellin.

**Elementary English.** Lehr- und Übungsbuch für das erste Jahr engl. Unterrichts an höhern Schulen und den grundlegenden engl. Unterricht an gehobenen Volks- und Mittelschulen von **Carl Riemann**, Oberlehrer an der Oberrealschule von Jena. Druck und Verlag von B. G. Teubner. Leipzig und Berlin 1921. 150 S.

Die ersten 24 Seiten dienen der phonetischen Unterweisung, wobei stets von der vorgesprochenen Wortgruppe ausgegangen wird. Die Anordnung und Darstellung ist hier, wie auch später in der kurzen Grammatik, dem Verständnisse des Neulings angepafst, klar und übersichtlich. Manche grammatische Erscheinung wird hier schon propädeutisch vorweggenommen und manches Wort und manche Wendung gelernt. Die Übungsstücke sind Kreisen entnommen, in denen die Kinder sich zu bewegen gewohnt sind; an den Abenteuern Robinsons und den

Räubergeschichten von Robin Hood werden die Knaben ihre helle Freude haben. Sie muten dem Schüler allerdings auch schon etwas zu, und das ist nur zu billigen; denn es gibt auch Bücher, die den Kleinen gar nicht vom Gängelbande loslassen und ihm nichts zutrauen. Die Art der syntaktischen Unterweisung (S. 94 f.) ist mustergültig. Die Einübung des Gebrauchs der Bindewörter (S. 113 f.) ist vorbildlich.

Münsterberg i. Schl. J. Mellin.

---

## II. AUS ZEITSCHRIFTEN.

**English Studies** VI, 1 (Feb. '24): Hopman, Byron. 1. Some personal characteristics of his poetry. — G. Langenfelt und H. Logeman, „Dankers in Paris" (Hamlet, II, 1, 7).

— VI, 2 (April '24): Hopman, Byron. II. Some Characteristics of his Poetry. — G. Leopold, Robert Louis Stevenson.

**Germanisch-Romanische Monatsschrift** XI, 11/12 (Nov./Dez. '23): Karg, Die Wandlungen des höfischen Epos in Deutschland vom 13. zum 14. Jh. — Petsch, Goethe's Faust. Der Tragödie zweiter Teil. — Brocks, Die Versmafse der „Festgesänge" Platens. — Flasdieck, Der sprachgeschichtl. Wert der mittelengl. Überlieferung.

— XII, 1/2 (Jan./Feb. '24): Hofmann, Wilhelm Streitberg. — Bruckner, Von den Schicksalen der romanischen Sprachen auf dem Boden des alten römischen Reiches. — Schoppe, Englische und deutsche Wissenschaft. — Schücking, Die Grundlagen des Richardsonschen Romans. I. — Urtel, Ein neues Balzacbuch. — Holthausen, Manerius — Reuschel, Matthew Arnolds „The Forsaken Merman" und sein deutsches Vorbild.

**Leuvensche Bijdragen** XV$^{e}$ Jaargang, 3. afl.: Zauner, Zum Verstummen der Auslautkonsonanten im Französ. — Mansion, Toponymics. — Corin, Lettres de J. Ernest Wagner à Jean Paul Fr. Richter. — Dambre, Onderzook naar het ontstaan van J. De Harduijn's „Roose-mond".

— XV$^{e}$ Jaargang, 3$^{e}$ en 4$^{e}$ afl.: Carnoy, Grammaire morphologique: grammaire idéologique. — Grotaers, Zuidnederlandsch dialekt-onderzook.

— XV, 4: Carnoy, Germaansche Oorsprong van de Riviernamen met — *Apa*. — Woodbridge, Les Lionnes Pauvres and Les Bijoux. — Corin, Lettres de J. Ernest Wagner à Jean Paul Fr. Richter, précédées d'une étude sur la genèse du „Willibald" de J. Ernst Wagner.

**Philological Quarterly** II, 4 (Oct., '23): Albert S. Cook, Hadrian of Africa, Italy, and England. — Holzknecht, Theatrical Billposting in the Age of Elizabeth. — Bashe, Some Notes on the Wade Legend. — Una M. Ellis-Fermor, Studies in the Eighteenth Century-Stage. — Kuhl, Notes on Chaucer's Prioress. — Evans, Traditions of the Elizabethan Stage in Germany. — Kent, Variety and Monotony in Plautine Plots.

**Smith College Studies in Modern Languages** IV, 4 (July, '23): Howard Rollin Patch: Fortuna in Old French Literature.

**Studies in Philology** XXI, 1 (Jan., '24): Hyder E. Rollins, An analytical index to the ballad-entries (1557—1709) in the registers of the Company of Stationers of London.

**University of Illinois Studies in Language and Literature** VIII, 1 (Feb. '23): Emerson Grant Sutcliffe, Emerson's Theories of Literary Expression.

**Washington University Studies**, Vol. XI, Humanistic Series, No. 1: Jones, Nationalism and Imagism in Modern American Poetry.

---

# II. MITTEILUNGEN.

## Angekündigte Schriften.

Ein Schüler Prof. Roeders in Göttingen vollendet in nächster Zeit eine Dissertation „Untersuchungen zum analytischen Kausativum im Alt- und Mittelenglichen". Prof. Roeder selbst wird eine Studie „Über die kulturellen Beziehungen zwischen England und Niedersachsen" veröffentlichen.

---

## Berichtigung.

Die Bemerkungen zu v. Sydows Aufsatz sind leider gedruckt worden, ohne dafs mir eine Korrektur vorgelegen hat. Ich bitte zu berichtigen auf S. 218, Z. 10 v. o.: Stelle; Z. 11 v. o.: Nordisk; z. 11 v. u.: Irland; Z. 2 v. u.: Recht (statt Macht); S. 219, Z. 2 v. o.: vorliegenden; Z. 4 v. o.: *of*.

Göttingen. **Hans Hecht.**

[30. 8. 24.]

---

## INHALT.



Herausgegeben von Prof. Dr. **Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.**

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

# Beiblatt zur Anglia.

## Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

XXXV. Bd. Oktober 1924. Nr. X.

## I. SPRACHE UND LITERATUR.

### Americana.

1. **Fred Lewis Pattee, A History of American Literature since 1870.** New York, The Century Co. 1922 (*Sixth Printing*; zuerst veröffentlicht Oktober 1916). III und 449 S.
2. **Carl van Doren, The American Novel.** New York, The Macmillan Company, 1922 (Neudruck; zuerst veröffentlicht Juni 1921). IX und 295 S.
3. **Representative American Short Stories.** Edited by **Alexander Jessup.** Allyn and Bacon, New York [1923]. S. I—XXXVIII Vorwort, S. 1—974 Texte, S. 1—209 Bibliographische Anhänge.
4. **Short Stories of America.** Edited with an introductory essay, course outline, and reading lists by **Robert L. Ramsay,** Ph. D., Professor of English, University of Missouri. Houghton Mifflin Company, Boston, New York, Chicago, San Francisco. [1921] XI + 348 S.
5. **Selected Stories from O. Henry.** Edited by **C. Alphonso Smith.** Garden City, NY., Doubleday Page and Company, 1922. XVI and 255 S.
6. **Grant Overton, American Nights Entertainments.** New York 1923: D. Appleton & Co., Doubleday, Page & Co., George H. Doran Company, Charles Scribner's Sons. 414 S. Preis 50 c. gebunden. Mit 10 Portraits.
7. **George Jean Nathan, The World in Falseface.** London: John Lane The Bodley Head Ltd. [1923]. XXIX und 326 S. Preis 7/6 sh.
8. **An Anthology of Verse by American Negroes.** Edited with a Critical Introduction, Biographical Sketches of the Authors,

and Bibliographical Notes by **Newman Ivey White**, Ph. D., Professor of English in Trinity College, and **Walter Clinton Jackson**, Vice-President and Professor of History in the North Carolina College for Women. With an Introduction [= kurzen Empfehlungsworten] by **J. H. Dillard.** Trinity College Press, Durham, N. C., 1924. XI + 250 S. Preis 2 $ geb.

9. **American Poets.** An Anthology of Contemporary Verse by **Leonora Speyer.** Kurt Wolff Verlag München [Copyright 1923]. 133 S. Grofs-8°. In Leinen geb.

Je mehr man sich bemüht, die amerikanische Literatur in den Kreis der anglistischen Interessen zu ziehen, desto schmerzlicher mufs man es immer und immer wieder empfinden, dafs dieses Gebiet in Deutschland selbst in den gröfseren Bibliotheken nur ganz ausnahmsweise einigermafsen befriedigend vertreten ist. Wie wenige unserer öffentlichen Büchereien (oder Seminarbibliotheken) besitzen etwa die besten Ausgaben von Hawthorne, Poe, Thoreau oder Whitman, nicht zu reden von neueren Autoren wie W. D. Howells oder Henry James? In wie wenigen von ihnen sind die mafsgebenden Biographien und kritische Studien über diese Schriftsteller zugänglich? Für den Privaterwerb kommen meist nur die willkommenen Tauchnitzbände in Betracht, die für die erste Orientierung zwar schätzbare Dienste leisten, für eingehenderes Studium aber nur in wenigen Fällen ausreichen können. Vollends auf dem Gebiet des Essays, der Lyrik, der literarischen Kritik und des philosophisch orientierten Schrifttums, sowie der meisten Zeitschriften allgemeineren Inhaltes, klaffen womöglich noch mehr bedauerliche Lücken. Müssen wir uns also mit der leidigen Tatsache abfinden, dafs uns die eigentlichen Quellen auf dem Gebiete der neueren amerikanischen Literaturgeschichte einstweilen noch in weitem Mafse verschlossen sind, so ist umsomehr Gewicht darauf zu legen, dafs unseren Studenten wenigstens solche indirekte Quellen zugänglich gemacht werden, die jenen Mangel in etwas beheben helfen, also vor allem Literaturgeschichten, Anthologien, literarische Sammelkritiken. Es ist der Zweck dieser Anzeige, die Aufmerksamkeit der deutschen Anglisten auf ein paar Werke dieser Art zu lenken, bei deren Zusammenstellung allerdings der Zufall und das Entgegenkommen von Verlegern und Verfassern eine gröfsere Rolle spielen mufsten als systematische Auswahl.

1. Pattees Buch umfafst die amerikanische Literaturgeschichte im engeren Sinne vom Bürgerkrieg bis etwa zum Schlusse des 19. Jahrhunderts; die zu Beginn des 20. Jahrh. neu auftauchenden Strömungen, über die ein abschliefsendes Urteil noch nicht möglich ist, werden vom Verfasser nur kurz gestreift. Ausführlich behandelt werden die Humoristen, die regionale Literatur, die Lyrik, der Roman, die kurze Geschichte und die Essayisten. Geschichtsschreibung und Biographien wurden ausgeschlossen, da deren literarische Qualitäten mit zunehmendem Umfang und wissenschaftlicher Brauchbarkeit eher abgenommen hätten (S. 417); auch das Drama sucht man vergebens — *"for the reason that before 1892 there was produced no American drama of any literary importance"* (Preface).

Als Ganzes genommen ist dieses fesselnd und anziehend geschriebene Buch eine bedeutende Leistung, dem bisher etwas Ähnliches nicht zur Seite stand und das wohl auf Jahre hinaus die Grundlage zum Studium des Zeitraumes bilden wird, den der Verfasser *"The National Period"* nennt. Auf streng chronologischer Anordnung beruhend, läfst das Buch die einzelnen Strömungen innerhalb der behandelten Gebiete deutlich hervortreten. Es wird gezeigt, wie nach dem Bürgerkriege, ausgehend von den Humoristen, den Vorläufern Mark Twains, die literarische Entdeckung des Westens einsetzt, wie die regionale Literatur, wesentlich auf Bret Harte fufsend, zunächst im Süden und dann alsbald in allen Teilen des Landes erwacht — in dem Sinne aber, dafs über der Provinz das nationale Ganze steht. Aus diesem Regionalismus, der besonders in der kurzen Erzählung blühte, ergab sich notwendig ein Zug zum Realismus, der zunächst eine eigentümliche Bindung mit unausrottbarer Sentimentalität einging. Es ist auffallend, dafs der auf diesen zahmen Realismus folgende Naturalismus, wie er sich etwa bei Frank Norris ausdrückt, vom Verfasser nur als eine kurze, alsbald wieder überwundene Erscheinung gewertet wird. Dieses Urteil will uns etwas vorschnell erscheinen. Denn wenn auch die Jahrhundertwende das Aufblühen eines reichlich sentimentalen historischen Romans erlebte, so spielt sich der eigentliche Kampf zwischen „Naturalismus“ (der in vielen Fällen lediglich gesunder Realismus ist) und Sentimentalität doch erst in unseren Tagen ab, und die Entscheidung ist noch lange nicht gefallen.

Die grofsen Namen der Periode, Mark Twain, Bret Harte, Whitman, dann auch Joaquin Miller, Eggleston, Howells, werden mit grofser Ausführlichkeit behandelt. Der europäische Leser aber wird vorzugsweise aus der liebevollen Schilderung einer Fülle von kleineren Autoren, besonders auf dem Gebiete der Lyrik, der Naturbeschreibung und der kurzen Geschichte, Belehrung schöpfen, einer Schilderung, die mit mannigfachen charakteristischen Zitaten durchsetzt ist. Wohl will es manchmal scheinen, als ob die Bedeutung einiger dieser geringeren Autoren verhältnismäfsig zu hoch angeschlagen sei; in der Regel aber ist des Verfassers Urteil wohl ausgeglichen und begründet, und stets hält er sich vom lobenden Überschwange fern. Auch Worte ernster Kritik fehlen nicht. So wird die „mangelnde Aufrichtigkeit“ Bret Hartes getadelt, die uns bei seinen Erzählungen in der Tat je länger desto mehr zum Bewufstsein kommt; die Schwächen von Mark Twains Humor werden nicht verhehlt; auch die bei Amerikanern ja nicht ungewohnte kühlere Beurteilung Walt Whitmans ist hervorzuheben. Im übrigen mögen hier noch ein paar Einzelheiten folgen, die bei der Lektüre des Werkes besonderer Beachtung wert schienen oder Widerspruch erregten. In dem schönen Kapitel *"The Discovery of Pike County"* wird die erste literarische Erschliefsung des *"Pike"* [d. h. ursprünglich der Einwanderer aus Pike County, Missouri, in den kalifornischen Westen, der dann später allgemein zum Typus des zu Anfang unserer Periode in den südwestlichen Mittelstaaten heimischen Amerikaners wurde], entgegen der landläufigen Auffassung nicht John Hay, dem Verfasser der *Pike County Ballads* (1871) zugeschrieben, sondern eher Bret Harte, in dessen *East and West Poems* (1871 veröffentlicht) sich bereits sieben Gedichte im Stile der Hayschen Balladen finden. Völlig geklärt erscheint diese Streitfrage jedoch noch nicht, die eine genauere chronologische Untersuchung wohl wert wäre. — Überraschend sind die vielen Hexameter, die Pattee aus Whitmans freien Versen ohne allzugrofse Mühe herausliest (z. B. im *Song of the Redwood*); überraschender allerdings noch die kühne Folgerung, die daraus gezogen wird (S. 184): *"May it not be that the primal beat for poetry is the hexameter, and that prehistoric poets evolved it spontaneously even as the creator of "Leaves of Grass" evolved it?"* — Henry James ist

nur wenig Raum gewidmet, zweifellos zu wenig im Verhältnis zu seiner grofsen Bedeutung und Einwirkung auf spätere. Pattee wertet James' schliefslich allzu verkünstelte Psychologie lediglich als manirierten Klassizismus, ohne auf die gerade für die amerikanische Literatur so bedeutsame Tatsache hinzuweisen, dafs hier ein Schriftsteller bewufst mit vorzugsweise aesthetischen, aus feinster Geisteskultur hervorgegangenen Mitteln zu wirken sucht. — Als Reaktionserscheinung gegen den in den letzten Jahrzehnten emporgeblühten Kult der Lyrikerin Emily Dickinson (1830—86) ist Pattees gegensätzliche Stellungnahme hervorzuheben (S. 341): *"It is becoming clear that she was overrated. To compare her eccentric fragments with Blake's elfin wildness is ridiculous."* — Von den jüngeren Verfassern der kurzen Geschichte wird die Leistung von Ambrose Bierce, zweifellos des bedeutendsten und selbständigsten Poe-Schülers, den Amerika bis jetzt hervorgebracht hat, einigermafsen unterschätzt; denn auch das nicht wirkliche, das nur mögliche Leben und Seelenleben ist legitimer Stoff des Künstlers, und Phantasie darf sich auch auf einer nur konstruierten Grundlage entfalten. — Auch "O. Henry" [Pseudonym für Wm. Sidney Porter, 1862—1910] ist wohl unterwertet. Gewifs ist diesem fruchtbaren Schriftsteller in der Hast der Produktion viel Maniriertes, nur auf äufserlichen Effekt Berechnetes aus der Feder geflossen, aber die Fülle seiner Einfälle und seiner bizarren Wortwendungen ist immer wieder überraschend, und seine besten Geschichten stehen künstlerisch gewifs höher als ein blofses *"fictional vaudeville"*, wie Pattee (S. 373) seine Art charakterisieren möchte. — Für die Internationalität der neuen amerikanischen Literatur ist bezeichnend, dafs Lafcadio Hearn, in Wahrheit *"a man without a country"*, hier in trefflicher Analyse unter den amerikanischen Essayisten erscheint, während ihm L. Kellner mit dem Rechte der Abstammung einen Platz unter den englischen Exotisten einräumen durfte (*Engl. Lit. im Zeitalter der Kgn. Victoria*, S. 407 - 08). — Bei den knappen Bibliographien, die jedem Kapitel beigegeben sind, fehlen unter H. James die grofsen Romane *The Ambassadors* und *The Golden Bowl*; auch vermifst man für James und Howells die Angabe kritischer Studien.

2. Einen Ausschnitt aus der amerikanischen Gesamtliteratur, die Entwicklung des Romans von den Anfängen bis

zur Gegenwart, bietet das ausgezeichnete Buch von Carl van Doren, dem bekannten Mitherausgeber der *Cambridge History of American Literature.* Zu jenem Sammelwerke hat er selbst die Kapitel über Ch. B. Browne und Cooper, die Zeitgenossen Coopers und einige spätere Autoren bis auf W. D. Howells beigesteuert, während wichtige Erzähler wie Hawthorne, Mark Twain, Henry James dort anderen Mitarbeitern anvertraut waren. Umso reizvoller ist es, nunmehr in der vorliegenden Veröffentlichung, die die oben genannten Kapitel aus der *Cambridge History* zum Teil in etwas erweiterter Gestalt wieder aufnimmt, die Gesamtentwicklung des Romans von einem einheitlichen Standpunkt aus gezeichnet zu sehen. Van Doren unterscheidet drei Hauptperioden. Die ursprünglich aus puritanischen Erbauungsbüchern und Sentimentalitäten der Richardsonschen Schule schöpfende Vorbereitungszeit erreicht in dem von Cooper geschaffenen Roman ihr Ende und erlebt zugleich mit Hawthorne ihren künstlerischen Höhepunkt. Nach einer Zeit abebbenden Talentes umspannt die Literatur, nunmehr (nach dem Bürgerkrieg) wirklich Nationalliteratur werdend, allmählich das ganze Land bis zum äufsersten Westen, und der Roman, immer bewufster mit amerikanischer Lokalfarbe sich füllend, findet im behutsamen Realismus eines W. D. Howells, in der oft bitteren Satire eines Mark Twain und den feinen psychologischen Zergliederungen eines H. James seine bedeutendsten Vertreter. Diese mittlere Periode geht unvermerkt in die Strömungen unserer Tage über, indem nach einer kurzen Nachblüte historischer Romane um die Jahrhundertwende sich eine Wendung zu einem kräftigen Naturalismus vollzog, dessen Entfaltung infolge puritanischer Widerstände im Vergleich mit der europäischen Entwicklung sich um mehrere Jahrzehnte verspätet. Diese Entwicklungslinie, die mit entsprechenden Änderungen auch für die Lyrik und die Kurzgeschichte gilt, scheint mir den tatsächlichen Verhältnissen viel gerechter zu werden als Pattees Unterbewertung der jungen realistischen Strömung (vgl. oben). Es ist das besondere Verdienst von van Dorens Buch, dafs wir in ihm nicht nur die lebendige Entwicklung einer bestimmten Literaturgattung, sondern bis zu einem gewissen Grade die Entfaltung und Erweiterung des gesamten Geisteslebens der Vereinigten Staaten verfolgen können, für das jene nur eine besonders

charakteristische Erscheinung ist. Auch bei ihm, wie oben bei Pattee, sind gerade Übergangserscheinungen, Werke geringerer Ordnung aber von symptomatischer Wichtigkeit, mit besonderer Liebe geschildert, und aus den Abschnitten über die bei uns so unbekannten Autoren W. G. Simms, den bedeutendsten Cooper-Schüler, oder den fantastischen H. Melville, den Gerstäcker übersetzte, oder auch den bei Tauchnitz so reichlich vertretenen Vielschreiber F. M. Crawford ist entwicklungsgeschichtlich vielleicht am meisten zu holen. Aus der Menge der kleineren Geister heben sich die Porträts der grofsen Meister wirkungsvoll ab. Eine Prachtleistung ist die Charakteristik von Hawthornes *Scarlet Letter*, ein Roman, der in seinen logischen Folgerungen weit über den Puritanismus hinausgeht und doch in ihm als seinem Urelement lebt und webt. Oder wie fein ist H. James gezeichnet, *"the laurcate of leasure, [who,] to robuster dispositions, appears, of course, to be making an incredible fuss over nothing to speak of"* (S. 219, 208—9). Auch dieses Buch enthält anhangsweise nützliche bibliographische Fingerzeige.

3. Einbändige und mehrbändige Sammlungen amerikanischer *Short Stories* gibt es in grofser Anzahl (vgl. Jessups Bibliographie S. 13), aber keine Auswahl vielleicht erfüllt ihren Zweck, in das Wesen und die Vielgestaltheit dieser beweglichen amerikanischen Kunstform einzuführen und zugleich einen vollständigen Überblick über die Gesamtentwicklung der Gattung zu geben, so gut wie der stattliche, aber keineswegs unhandliche Band von Alexander Jessup mit seinen 74 kurzen Geschichten von 64 verschiedenen Autoren, die den Leser von 1788 bis 1921 führen. Alle bedeutenden amerikanischen Erzähler sind hier vertreten; selbst Cooper konnte eingeschlossen werden, indem auf Grund eines freilich anfechtbaren Prinzips eine in sich abgerundete Episode, das 30. Kapitel aus *The Prairie*, aufgenommen wurde. Wie trefflich die Auswahl in der Tat ist, wird besonders deutlich, wenn man sie etwa an Hand einer gröfseren Literaturgeschichte überprüft; so enthält das Buch fast alle Namen, die Pattee für die von ihm behandelte Epoche als besonders wichtig hervorhebt. Die Einleitung des Verfassers verzichtet auf irgendwelche kurze Definition des Begriffes *"Short Story"* — mit Recht, wie mir scheint, denn alles Theoretisieren auf

diesem schwer abgrenzbaren Gebiete führt fast notwendig zu einer unnatürlichen Verengung des weiten Begriffes. Doch ist vielleicht des Aufhebens wert, dafs er (S. XXXV) als ein Hauptmerkmal der *Short Story* der Gegenwart "*an increased emphasis on character*" feststellt, eine Tendenz, die ich eher mit dem in Amerika zu bemerkenden Interesse an psychologischer Arbeit jeder Art verbinden möchte als etwa mit einem der Gattung an sich inhärenten, notwendigen Entfaltungskeim. Im übrigen interessiert in der Einleitung besonders eine Berichtigung zur Chronologie der Geschichten von E. A. Poe. Poes *Metzengerstein* wurde bereits am 14. Januar 1832 im *Saturday Courier* zu Philadelphia veröffentlicht (nicht erst 1836, wie gewöhnlich angenommen wird). Ihm folgten *A Manuscript found in a Bottle* (19. Oktober 1833 im Baltimore *Saturday Visiter*) und *The Assignation* (Januar 1834 in *Godey's Lady's Book* unter dem Titel *The Visionary*). Erst nach diesen erscheint *Berenice* (1835), das auf diese Weise von der ihm öfters zugebilligten wichtigen Stellung als erster Ausgangspunkt für Poes künstlerische Entwicklung zugunsten von *Metzengerstein* verdrängt wird. — Mit ganz besonderer Dankbarkeit werden alle Besitzer des Buches die umfangreichen Anhänge benutzen, die unter dem Titel "*References for the Study of the Short Story*" eine für die meisten praktischen Zwecke vollauf genügende Bibliographie der amerikanischen Kurzgeschichte von den Anfängen (1780) bis zur Gegenwart (1919) liefert. Auch die englische, französische und russische kurze Erzählung werden in knappen bibliographischen Hinweisen behandelt, während an deutschen Büchertiteln, soweit ich sehe, nur Spielhagens bekannter Aufsatz *Novelle oder Roman* (1876) vertreten ist, sowie Schönbachs Beiträge zur Hawthorne-Forschung. Die Hauptleistung dieser Bibliographie ist eine umfangreiche, mehr als je 3500 Titel enthaltende, doppelte *List of Representative American Short Stories*, die auf Grund der Durcharbeitung von etwa siebzig amerikanischen Zeitschriften und Jahrbüchern einmal nach dem Verfassernamen und dann chronologisch geordnet ist. Ein klug ersonnenes Anführungssystem ermöglicht dabei in vielen Fällen einen Überblick nicht nur über die einzelnen Geschichten eines bestimmten Verfassers, sondern auch über den Inhalt der Sammlungen, in denen sie später aufgenommen

wurden. Amerikanische Benutzer werden auch darauf hingewiesen, in welchen gröfseren Bibliotheken der Vereinigten Staaten die wichtigsten Sammelbände zu finden sind.

4. Vom Gesichtspunkt einer Interpretation amerikanischen Lebens in seiner typischen regionalen und sozialen Eigenart stellt Prof. Ramsay sechzehn *Short Stories* guter moderner Autoren zusammen. Sie führen den Leser von Louisiana bis Alaska, vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean, und stellen ihm in eindringlichen Bildern die Vielgestaltigkeit nicht nur der amerikanischen Landschaft, sondern auch des Ethos, der Psychologie der einzelnen Elemente dieses grofsen Schmelztiegels, vor Augen. Eine knappe Einleitung charakterisiert an Hand einer lehrreichen Landkarte die wichtigsten *"local color regions"* der Vereinigten Staaten. Zwischen dem mittleren und dem fernen Westen einerseits, dem Süden und Osten andererseits, ist auf breiten Strecken eine ziemlich ausgedehnte „neutrale Zone" angesetzt, die noch keinen, oder doch noch keinen adäquaten Ausdruck in der amerikanischen Kurzgeschichte gefunden habe. Der Verfasser hätte seinem Bilde noch eine neue literarische Interessensphäre hinzufügen können, wenn er auch das weite amerikanische Einflufsgebiet in Westindien in den Kreis seiner Betrachtung gezogen hätte, das in Autoren wie dem vielseitigen O. Henry (*"Cabbages and Kings"*) oder J. Hergesheimer (z. B. *"Juju"*) gewandte Interpreten gefunden hat. Hier entwickelt sich ein teils heiter, teils ernst aufgefafster Typus des „Kolonialamerikaners", dessen literarische Erschliefsung noch viele Möglichkeiten birgt. Da das Buch hauptsächlich als *"textbook"* für Schulen gedacht ist, werden anhangsweise *"the essentials of short-story writing"* besprochen. Die Technik einiger der ausgewählten Geschichten wird zergliedert und auf die verschiedene Behandlung von *plot, character* und *mood* als den drei formalen Hauptelementen der Kurzgeschichte hingewiesen. Endlich sind nach eben diesen technischen Gesichtspunkten längere, nützliche Listen von amerikanischen und europäischen Kurzgeschichten und — als technisch verwandt — von Einaktern beigegeben.

5. Eine geschmackvolle Auswahl der 25 besten Kurzgeschichten von „O. Henry" legt Professor C. Alphonso Smith vor, der dem frühverstorbenen Verfasser schon in seiner *O. Henry Biography* (Doubleday, Page & Co., 1916) ein schönes

Denkmal gesetzt hat. Die Auswahl, die ein gutes Bild von den verschiedenen Lieblingsthemen und -schreibweisen O. Henrys gibt, dieses glänzenden Schilderers der amerikanischen Bourgeoisie, des New Yorker *shopgirls* und des tristen Lebens im Boarding House, enthält neben den Texten eine allgemeine Einleitung mit einem kurzen Lebenslauf des Schriftstellers und schätzenswerte Einführungen zu jedem einzelnen Stück. Das Buch ist ein unentbehrliches Hilfsmittel für ein näheres Studium dieses höchst volkstümlichen Autors, und der Herausgeber versteht es, ihn uns von seiner liebenswürdigsten, menschlichsten Seite zu schildern und in seinen künstlerisch besten Leistungen nahezubringen.

6. Unter dem Titel *American Nights Entertainments* verbirgt sich der vorzüglich ausgestattete Verlagskatalog von vier amerikanischen Firmen, zu dem Grant Overton einen gewandten Text in der Weise geschrieben hat, dafs er die wichtigsten der von diesen Häusern vertretenen amerikanischen und englischen Autoren einer biographisch-aesthetischen Würdigung unterzieht, während die zahlreicheren übrigen Schriftsteller und Werke (Biographien, Reisewerke, Kinderbücher usw.) in Sammelkapiteln gruppiert sind. Der kommerzielle Zweck des Buches tritt geschmackvoll in den Hintergrund und die flott geschriebenen Hauptkapitel vermitteln auch objektive Belehrung. Obwohl die amerikanischen Autoren bei weitem überwiegen (ausführlicher behandelt werden u. a. Arthur Train, H. B. Wright, Booth Tarkington, D. O. Stewart, Mifs Zona Gale, Mrs. Gene Stretton-Porter, J. C. Lincoln, Mrs. Edith Wharton, Christopher Morley, Lothrop Stoddard), so fällt doch die verhältnismäfsig grofse Anzahl englischer Schriftsteller auf (vor allem Galsworthy und Conrad, dann Kipling; weiter Mifs Sackville-West, J. C. Snaith, W. B. Maxwell, H. Walpole, der Kanadier Ralph Connor); aufserbritische Namen erscheinen nur ganz ausnahmsweise (z. B. Selma Lagerlöf). Als Durchschnitt durch die gute und bessere Lektüre des geistig interessierten Amerika ist das Buch jedenfalls eine bezeichnende Erscheinung.

7. Der bekannte dramatische Kritiker George Jean Nathan betrachtet „die Welt hinter der Larve". In aphoristischer Form gibt er einige seiner Meinungen über Kunst und Kritik, Bühne und Drama und die Welt im allgemeinen

zum besten — Anschauungen, die mit denen seines Freundes H. L. Mencken durch die scharfe Stellungnahme gegen den Puritanismus in jeder Form verbunden sind. Im Vorwort stellt er sich in Montaignescher Manier dem Leser mit grofsem Nachdruck in all seinen mehr oder minder berechtigten Eigenheiten vor; der Hauptwert des Buches aber liegt in den boshaften Streiflichtern, mit denen die modernen amerikanischen Bühnenverhältnisse erhellt werden und die uns noch amüsanter dünken würden, wenn wir auch ganz sicher wären, dafs sie eben nur amerikanische Zustände beleuchten. Im übrigen ist man hier international, und die modernsten deutschen, französischen, russischen, englischen Bühnenwerke und Autorennamen umschwirren den Leser. Zwei kurze Proben: *The average modern play has three acts. Its contact with life generally ends with the first.* Und: *Let us not revile American play reviewing too much. Look at the French.*

8. Der Kunstpoesie der Neger wird in den Vereinigten Staaten gegenwärtig starkes Interesse entgegengebracht. 1922 erschien *The Book of American Negro Poetry* (New York, 214 S.), herausgegeben von James Weldon Johnson; 1923 veröffentlichte Robert T. Kerlin *Negro Poets and their Poems* (Washington, D. C., 285 S.). Diesen beiden von Negern geschaffenen Sammlungen reiht sich jetzt als dritte die von Angehörigen der weifsen Rasse ausgewählte *Anthology of Verse by American Negroes* an, die zwei Professoren von südstaatlichen Colleges zum Verfasser hat. Professor White schrieb einen ausgezeichneten einleitenden Überblick sowie die bibliographischen und kritischen Anhänge, Professor Jackson sind die Einzelbiographien der berücksichtigten Autoren zu verdanken. Die grofse Bedeutung des Buches liegt darin, dafs hier die ganze historische Entwicklung der Kunstpoesie der amerikanischen Neger von ihren ersten Anfängen an, da die noch in Afrika geborene Phillis Wheatley (1757—84) als eine etwas ängstliche Pope-Schülerin auftrat, bis auf die Gegenwart in gut ausgewählten Proben geboten wird und dabei das Bestreben zu Tage tritt, wirklich kritisch zu Werke zu gehen, d. h. das bisher Geleistete nach objektiven aesthetischen Mafsstäben zu würdigen. Mufste dabei sehr oft die Mittelmäfsigkeit der einzelnen Leistung festgestellt werden, so erheben sich aus diesem Durchschnitt umso deutlicher die wenigen

Dichter und Dichtungen, die mehr als historische und soziologische Bedeutung besitzen und deren Zahl sich in den letzten Jahrzehnten in ermutigender Weise gemehrt hat. Um nur einige Namen zu nennen: Paul Laurence Dunbar (aus Dayton, Ohio, 1872—1906), dessen Verse bereits in vielen „gemeinamerikanischen“ Anthologien Aufnahme gefunden haben, Claude McKay (geb. in Jamaika, 1890), der „modernste“ der angeführten Autoren, oder der hochgebildete Wm. Stanley B. Braithwaite (geb. zu Boston, 1878), der eine ausgebreitete schriftstellerische und literarisch-kritische Tätigkeit entfaltet und sich auch als Herausgeber verschiedener Versanthologien einen bekannten Namen gemacht hat.

Viele interessante Probleme, die z. T. in Professor Whites Einleitung sehr klar herausgearbeitet sind, knüpfen sich an diese Dichtproben. Vor allem — aber das ist ein unerfüllbares Desideratum — wäre es wohl vom soziologischen wie vom literarischen Standpunkt aus wünschenswert, über die Abstammung der einzelnen Autoren Näheres zu erfahren. Manche von ihnen haben ja auch weiſse Vorfahren, und es erhebt sich die Frage, ob diese Blutmischung die Qualität ihrer Dichtung beeinfluſst hat. Für einen Mann wie Braithwaite möchte man diese Frage bejahen (so auch White, Einleitung, S. 16); für eine Frau wie Georgia Douglas Johnson (geb. zu Atlanta, 1886) ist das Problem der Rassenmischung zu einer Kernfrage ihres dichterischen Sinnens geworden. Immer von neuem staunen wir beim Lesen der Einzelbiographien über den auſserordentlichen Bildungstrieb, der diesen höchststehenden Vertretern der farbigen Rasse innewohnt; die von vielen Vorkämpfern der wirklichen Gleichberechtigung der Farbigen, besonders von B. T. Washington und Du Bois, vertretene Anschauung, daſs das Negerproblem wesentlich ein Erziehungsproblem sei, erhält durch die hier skizzierten Lebensläufe zweifellos eine gute Stütze. Über ein Drittel der mitgeteilten Proben sind Dialektdichtungen erzählenden, oft heiteren Inhalts. Die hochenglischen Gedichte überwiegen. In Form und Rhythmus zeigen sie teils einen sehr deutlichen Einfluſs der Kirchenhymnen, teils mehr oder minder starke Anklänge an die groſsen englischen Romantiker (besonders Shelley und Keats, auch Blake) und Viktorianer. In den leidenschaftlicheren Ergüssen McKays erkennt White mit

Recht Swinburnsche Einflüsse; aber auch Oscar Wilde scheint mir bei einigen Wendungen Pate gestanden zu haben. Während die jüngste Lyrik der weifsen Amerikaner in vielerlei Hinsicht (nicht zuletzt in der Ausbildung des freien Verses) auf den Schultern Walt Whitmans ruht, ist in den hier mitgeteilten Proben von einer Einwirkung Whitmans noch nichts zu spüren — sei es dafs die literarische Palingenese der schwarzen Rasse erst bei den Romantikern und Viktorianern angelangt ist, oder dafs die weltumspannenden Ejakulationen des „guten grauen Dichters" in einer Rasse, die erst um ihre soziale Gleichberechtigung zu kämpfen hat, noch keine wesensverwandten Harmonien auslösen können. Nur ganz schüchtern klingen Töne auf, die an die modernen amerikanischen Imagisten erinnern und wie diese in einer für den Exoteren dunklen Wortsprache reden (vgl. Braithwaite, McKay, Lynch; die Imagisten werden verspottet von G. R. Margetson).

9. Mit grofser Freude schliefse ich dieses Sammelreferat mit der Anzeige eines trefflich ausgestatteten deutschen Verlagswerkes, der von Leonora Speyer herausgegebenen Anthologie *American Poets*, eine Veröffentlichung, die man als erfreuliches Symptom für ein wachsendes Interesse an amerikanischer Literatur auch in der Ursprache betrachten darf. Die umfangreichste Sammlung moderner amerikanischer Lyrik ist gegenwärtig Louis Untermeyers *Modern American Poetry* (erste Ausgabe New York, 1919),[1] die auch alle Wünsche erfüllt, die man vom literarhistorischen Standpunkt aus an ein solches Sammelwerk stellen kann. Der Herausgeberin des vorliegenden Bandes ist es daher umso höher anzurechnen, dafs es ihr auf kleinerem Raum und ohne biographisch-kritische Hinweise gleichwohl gelungen ist, eine wirklich repräsentative Auswahl der in lebhafter Gärung befindlichen amerikanischen Lyrik der Gegenwart zu schaffen und sich dabei mit Untermeyer nur ausnahmsweise zu berühren. Das Bestreben, eine selbständige Auswahl zu treffen, hat dazu geführt, einige Autoren von neuen, bei Untermeyer nicht berücksichtigten Seiten zu zeigen. So ist etwa Vachel Lindsay nicht mit

[1]) Vgl. dazu den inhaltsreichen Aufsatz von Karl Brunner, *Amerikanische Lyrik der Gegenwart* in *Germ.-Rom. Monatsschrift* 1923 (11. Jg.), S. 33—45, und die ausführliche Besprechung des Buches von M. Pawlik in *Die Neueren Sprachen* 31 (1923), S. 327—35.

seinem schrillen *Kongo*-Gedicht vertreten,[1]) sondern mit dem ebenfalls sehr charakteristischen, in Visionen und atemberaubenden Rhythmen und Klangmalereien schwelgenden *The Ghosts of the Buffaloes.* Von Edgar Lee Masters ist keine Probe aus der *Spoon River Anthology* gewählt, was viele Leser bedauern werden, sondern *The Two Malefactors,* ein längeres, in Browningscher Manier erzählendes Gedicht in Blankversen, das den biblischen Bericht von den beiden Schächern am Kreuze modernisieren will: es waren zwei Brüder, die beide als Anhänger Jesu mit ihm gekreuzigt und beide an ihm in seiner schwersten Stunde irre wurden:

„*So ended up another*
*Chapter in this poor world's hopeless hope.*"

Sehr glücklich ist die Auslese aus Carl Sandburgs Gedichten, der unter anderem mit dem prächtigen "*Chicago*" vertreten ist. Selbst Alfred Kreymborg und Ezra Pound, jener der Begründer der Gruppe "Others", dieser der Bedeutendste unter den Imagisten, lüften für einige Augenblicke den geheimnisvollen Schleier, der ihre dunklen Verse umhüllt, und lassen uns in einigen der dargebotenen Proben ihr tiefes Sehnen ohne Pose erkennen. Eine grofse Vorliebe hat die Herausgeberin für ihre dichtenden Geschlechtsgenossinnen: unter den dreifsig vertretenen Autoren sind nicht weniger als zwölf Frauen, darunter drei, die von Untermeyer nicht berücksichtigt wurden (Marianne Moore, Rose O'Neill, Elinor Wylie). Sehr dankenswert ist die dem Buche beigegebene Bibliographie, die sämtliche Gedichtbände der einzelnen Verfasser aufzählt.

Dresden. Walther Fischer.

---

**Ernst Jackson Hall, The Satirical Element in the American Novel.** Philadelphia 1922. 89 pp.

The present author starts with a definition of satire which he has adopted in his work, and, in this way, if we are

[1]) Eine „freie Bearbeitung" dieses Gedichtes gibt „Hyazinth Lehmann" [Pseudonym für Emerich Reeck] unter dem Titel „*Der Kongo. Apotheose in drei Teilen*", 1920. Erster Privatdruck des Klubs Kartoffelsalat. — E. L. Masters *Spoon River Anthology* ist in Auswahl ins Deutsche übertragen worden von Rudolf Rieder, München, Deutschland-Verlag [1924]. Eine Auswahl jüngster amerikanischer Lyrik in deutscher Übersetzung veröffentlichte Claire Goll u. d. T. *Die Neue Welt*, Berlin, S. Fischer, 1921.

surprised to find some writings included in his treatise which we do not generally regard as satirical, we must look to this definition for explanation. Wit, criticism, and indirectness of treatment are the three elements which compound satire.

The substance of the treatise is split up into three sections or chapters in accordance with the point of view from which the subject is treated, *viz. Satire upon Society, Satire upon Political and Economic Conditions, Satire upon Religious Beliefs and Practices,* and *Satire upon Literature and the Press. Conclusions,* a bibliography and *index* make up the rest of the volume.

The subject is a very interesting one, but at the same time a very difficult one. There is required a sound power of analysis in order to lay bare the spirit which animates the writings of this or that author. It was not to be expected that all readers would agree in every case with the author's interpretation of the novel in question. One gets the impression, in the present treatise, that *e. g. The American* is more of a satire upon American society than upon Old-World culture. Hardly. There is much more of sympathy than of criticism on the part of Henry James over against Newman, whereas criticism is rather pointed as regards the members of the French family, except, of course, the heroine. *The Bostonians* seems to me to verge on *religious* satire. On the whole, it is not too safe to class Henry James as a satirical author. He is too much preoccupied with other problems and himself refused the reformatory attitude which is more or less the source of satire.

Another thing is that what is satire to one, is not necessarily so to another. It all depends on the general outlook upon life characteristic of the individual in question. In this way, another American critic has applied a very different interpretation to *Daisy Miller*, different from the one given by the present author. Nor do I think that some people would find Mark Twain's criticism more indirect than that exhibited in Frank Norris' *The Octopus* and *The Pit.*

In the first of the author's categories, we meet with the names Cooper, H. B. Stowe, Howells, Hawthorne, James, Mrs. Wharton, Holmes, Mark Twain, etc.; in the second, Cooper, Mark Twain, Crawford, Norris, Winston Churchill, etc.; in

the third, Hawthorne, Mark Twain, Harold Frederic, etc.; in the fourth, Cooper, Mark Twain, and others.

The last chapter which apparently is intended as a survey, seems to me to lack somewhat in distinction and clearness. Personally, I regard such discussions as relate to the use (or the reverse) of satire to the novel, as barren.

Lund. S. B. Liljegren.

**Emerson Grant Sutcliffe, Emerson's Theories of Literary Expression.**

A. u. d. T.: **University of Illinois Studies in Language and Literature.** Vol. VIII, No. 1. Urbana 1923. 152 pp. Pr. $ 1.50.

The author of the present treatise does not seem to have realized his aim as clearly as was desirable. According to the title, he wishes to study Emerson's theories of literary expression. In the introductory chapter, *Emerson, Transcendentalism, and Stylistic Theory,* the author says that his aim is to show the connection between Emerson's philosophy of style and the Emersonian philosophy in general; and, more especially, to gather for lovers of Emerson and the art of writing some of the profuse but scattered wealth of his stimulating comment on literary expression. Now and again the author seems, however, to labour under the impression that Emerson's practice no less than his theory is the object of this study. On the other hand, even a preliminary analysis of Emerson's style is missing in the treatise and, when this style is referred to, these references seem to imply that, in Emerson's case, theory and practice cover each other. Such is, however, not always the case, as far as I can see. There are peculiarities in Emerson's style which are hardly to be derived from his theory of literary expression. On the other hand, there are theories of his on style which he never realized in his own writings.

Apart from this lack of a well-defined and consistently pursued aim, the treatise is interesting enough within its modest limits. The author treats of *The Symbol, The Fact and the Symbol, Method,* and *The Growth of Emerson's Theories of Style.* Emerson values the symbol as a means of literary expression, because the symbol to him is the essential means of revealing the absolute. Matter is the symbol of idea, the

expression of God is Nature. But the symbol does not exist independently of the thing it expresses, the use of the symbol involves the study of the underlying fact and a demand for adequacy between fact and symbol, for exactness in the expression of the fact. This, on the other hand, implies a study of the relations of the word and the thing and an admission of the limitations and the inadequacy of the means of expression offered by human speech. But, at the same time, Emerson escapes the necessity of splitting up the material world into parts which have each their counter part in the spiritual. To Emerson, "any natural or spiritual law, or the whole of Nature or of Spirit, is discoverable, realizable, and predicable through proper understanding of any simple object in Nature. Each little drop of water includes and typifies all that is knowable of the mighty ocean; each grain of sand wholly represents the pleasant land. Furthermore, since everything in Nature is the expression of Spirit, either drop or grain is a complete conveyor of Divine Truth. Everything in Nature affords the basis for earthly or spiritual generalization. All is in each." The consequences of this idea as regards Emerson's theory of literary expression, the author makes clear under the headings *Experience, Idiom, Compression,* and *Understatement and the Superlative.*

The dualism inherent in transcendentalism has influenced Emerson's theory of literary expression in the direction e. g. of sacrificing the obvious unity for the ideal. Illustrative of this fact is the anecdote told by the author about one of Emerson's lectures, when one of his hearers at a certain passage asked his neighbour: "What's the connection?" and got the answer: "There is none, save in God."

In the last chapter, the author arrives at the conclusion that Emerson had developed his theories on style to their final shape about 1838. As regards his practice up to that time, the author thinks that, until 1830 or later, "he wrote a sedately intellectual, ministerial style which had the requisite wholeness of good tissue that Arnold failed to discover in his later work."

Lund. S. B. Liljegren.

---

## Die Entstehung von „Rule Britannia."

Ein Beitrag zur Psychologie der Engländer.

### I. Kapitel:

### Ein bedeutsames englisches Maskenspiel.

Reges Leben herrschte während der Abendstunden des ersten August 1740 in den Parkanlagen von Clieveden, einem etwa fünf Meilen nördlich von Windsor malerisch gelegenen Dörfchen an der Themse. Hierher hatten der Kronprinz Ludwig und seine Gemahlin eine auserlesene Hofgesellschaft geladen, um den Geburtstag der Tochter des Prinzen und vor allem den 36. Jahrestag der Thronbesteigung Georg I. zu feiern, jenes ersten Herrschers aus dem Hause Hannover, der einst durch Stärkung der englischen Seemacht nachdrücklich die Bedeutung Englands dem Auslande gegenüber betont hatte. Für einen würdigen Höhepunkt dieser Doppelfeier hatte der kunstliebende Prinz selbst gesorgt und der Sitte der Zeit und dem Charakter des Festes entsprechend das vaterländische Maskenspiel „Alfred"[1]) schreiben lassen. Es stammte aus der Feder vom James Thomson und David Mallet, zweier damals wohlbekannter schottischer Dichter, und hielt die Zuschauer vor der luftigen Sommerbühne des Parkes in atemloser Spannung. Hier rollte sich vor ihren Augen in elf Bildern ein fesselnder Abschnitt aus der angelsächsischen Geschichte ab, der ihnen die Zeiten der Kämpfe Alfreds des Grofsen mit den Dänen aus dem Jahre 878 nahebrachte.

Dafs der Stoff ganz dazu angetan war, den vollen Beifall einer Versammlung von Hofleuten zu finden, die sich in der Erinnerung eigener Kriegstaten selbstgefällig sonnten, ist uns nur zu begreiflich. In zwei Akten ist die Handlung knapp zusammengedrängt: Alfred hat sich vor den Angriffen der schnell vorwärtsdringenden Feinde in die sumpfreiche Gegend von Somerset im südwestlichen England auf die kleine Insel Athelney zurückgezogen und lebt dort als Bauer verkleidet in der Hütte eines Schäfers. Aus dieser ruhmlosen Untätigkeit reifst ihn der Graf von Devon, der seinen Herrn aufgesucht hat und ihm zum Kampfe gegen die Dänen auffordert. Auch ein Einsiedler, der in jener Einöde lebt, weifs den unent-

[1]) Ed. Murdoch, Thomson III, S. 207—255.

schlossenen König zu ermutigen, indem er ihm in einer Vision die zukünftige Gröſse seines Reiches unter Eduard III., dem Schwarzen Prinzen, Elisabeth und Wilhelm III. zeigt. Da nimmt Alfred begeistert Abschied von seiner Gemahlin Eltrude, die aus den schützenden Klostermauern zu ihm in seine freiwillige Verbannung geflüchtet ist. Er führt die inzwischen vom Grafen von Devon gesammelten Truppen in den letzten Entscheidungskampf (Schlacht bei Ethandun, Mai 878), der ihm Thron und Reich wiedergewinnen soll. Vorher aber bringt ihm der Einsiedler einen alten blinden Barden, einen Liebling der Musen. Würdevoll ist sein Gang, und eine begeisterte Ode richtet er an den aufhorchenden König, das „hehrste Lied, das je gesungen ward“ (S. 253f.):

„Als Albion auf des Herrn Gebot
Aus blauem Meere stieg empor,
Da gab zur Losung ihm sein Gott,
Da sang der Engel Heer im Chor:
Herrsche Britannia, zur See, sie sei
„Sklave soll kein Brite sein!“ [Dein,

Ein minder günstiges Geschick
Mag Knechtschaft andern Völkern dräun,
Du, groſs und frei in Deinem Glück,
Wirst aller Neid und Schrecken sein:
Herrsche ...

Ja, schrecklicher nach jedem Streich
Und stolzer werde Deine Macht,
Der heimischen Eich' im Wetter gleich,
Die fester steht, wenn Donner kracht.
Herrsche ...

Dich schlägt in Fesseln kein Tyrann,
Und wenn's ein Übermüt'ger wagt,
Dann spornt es Deinen Mut nur an,
Bis Ruhm aus seinem Fall Dir tagt.
Herrsche ...

Dein Landbau blüh' in sichrer Hut,
Indes Gewerb' und Handel glänzt,
Und untertan soll, wie die Flut,
Der Strand Dir sein, der sie umgrenzt.
Herrsche ...

Die Musen, stets der Freiheit hold,
Werden an Deine Küste ziehn,
Glücksel'ges Land, vom Meer umrollt,
Voll Herzen, die für Schönheit glühn.
Herrsche ...“ [1])

Diese Verse, die England als ein von der Natur bevorzugtes Land, als See- und Handelsmacht und als Hort der Freiheit und der Künste priesen, muſsten das geschmeichelte Nationalbewuſstsein eines solchen Zuhörerkreises zu stolzem Hochgefühle steigern. Der Gedanke, daſs Britannien nur durch seine Seemacht frei und mächtig blühen könne, findet sich nicht nur hier am Schlusse der Maske, sondern klingt in ihr ständig an und wird von der Person des Einsiedlers wiederholt betont. So weist er schon in seinem Gespräche

[1]) Diese von J. Heintze stammende Übersetzung findet sich bei Wülker II, S. 73.

mit Alfred (I, 5) diesen auf die ruhmreichen Leidenschaften hin, die einst die Nachwelt anfeuern werden, „wenn die Tiefe

In ihrer Wogen Schwall sich stolz erfreut
Des grenzenlosen Reiches Deiner Söhne“ (S. 223 f.).

Und weiterhin meint er in seiner Vision von Elisabeth (II, 3), der Besiegerin der stolzen Armada:

„Auch sie soll Englands Seemacht stolz erheben;
Soll kühn dem übermüt'gen Spanien
Der Tiefe weltgebietend Zepter rauben“ (S. 243).

Ebenso rühmt er Wilhelm III., der die französische Flotte bei La Hogue schlug und dadurch die englische Herrschaft zur See befestigte:

„Weit durch die Wogen grenzenloser Tiefe
Fährt siegreich seine Flotte; Albions Küsten
Sie hallen laut von seinem Namen wieder“ (S. 244).

Der Eremit beschliefst darauf sein Traumgesicht mit den hellseherischen Worten:

„Schon nimmt das mächt'ge Schicksal seinen Lauf,
Das Räderwerk bewegt sich, und von hier
Weit über unsere enge Welt hinaus
Wächst, Alfred, Deiner Söhne schönes Reich.
Schau dort den Krieger mit der Dänenbeute!
Der Rabe senkt die Schwingen — horch! das Kriegshorn
Frohlockt und spricht das letzte Wort ...“ (S. 245).

Und nachdem dann der Barde sein begeistertes Lied gesungen hat, führt der Einsiedler am Ende des Stückes (II, 5) dies Thema noch weiter aus:

Dein Handel, England, er umspannt die Welt,
Dir dienen alle Völker; jeder Strom
Zahlt unterwürfig seinen Zoll der Themse.
Dir schüttet aus der sonn'ge Süd gehorsam
Den Schatz an Gold, Dir bringt der sanfte Osten
Die Wohlgerüche und die herrlichen Gaben,
Sein rauh Erzeugnis Dir der stürm'sche Nord.
Sieh, dorten über der atlant'schen Flut
Erheben sich noch unentdeckte Länder,
Küsten, noch unerforscht, in frischem Grün
Der Wälder und vom mächt'gen Strom durchzogen:
Sie alle neigen sich vor Englands Macht.
Die neue Welt erschrickt bei seinem Namen:
Dort werden seine Söhne hohen Sinnes
Einst Reiche gründen, Kunst und Macht verbreiten.
Beherrschet, Briten, See und Strand,

Mit Euren Flotten schreckt jed' feindlich Land,
Fürchtet kein Dräuen und kein feindlich Heer:
Die Welt beherrscht, wer beherrscht das Meer! (S. 254 f.).

Die Maske „Alfred“ war an jenem Abend ein ganzer Erfolg. Die Zeitungen der Hauptstadt brachten kurze Anzeigen von der Aufführung (z. B. das „Magazin für Gebildete“ vom 1. August S. 411, die „Londoner Tagespost“ vom 2. und 5. August 1740), und Thomas Davies, ein zeitgenössischer talentierter Schriftsteller (1712—1785) berichtet in seinen „Denkwürdigkeiten“ aus dem Leben des Schauspielers und Dramenschreibers David Garrick (2 Bde., 1784), dafs das Stück bald darauf in Clieveden wiederholt wurde, klagt aber zugleich, die Darsteller — unter ihnen der damals berühmte Quin, der den Einsiedler spielte — seien von ihrem fürstlichen Gönner schlecht traktiert worden (Ed. II, 38). Auch diese zweite Aufführung erntete reichen Beifall.[1]) Im selben Jahre erschien es bereits im Druck und wurde somit weiteren Volkskreisen bekannt. Der Bühnenerfolg lag gewifs, wie bereits angedeutet, in der vaterländischen Tendenz der Maske, nicht zum mindesten aber in ihrer flüssigen Sprache und den leichten über die ganze Handlung hin geschickt ausgestreuten Liedeinlagen. Von diesen hat sich „Rule Britannia“ als besonders durchschlagkräftig erwiesen und ist, losgelöst von seinem literarischen Zusammenhange, nicht viel später zu einem britischen Nationalliede geworden.

## II. Kapitel:

## Der Dichter von „Rule Britannia“ und Verwandtes aus seiner Gedankenwelt.

Jedes Dichterwerk, das von mehreren Verfassern herrührt, fordert den Literarhistoriker zu der Frage heraus, welchen Anteil man wohl den einzelnen Autoren zuschreiben darf. Dafs Mallet nicht unbeträchtliche Beiträge zur Maske „Alfred“ geliefert haben mufs, geht aus dem Briefwechsel hervor, den der bei Dichtern wie bei Politikern angesehene, weitgereiste Londoner Kritiker und Bühnenleiter Aaron Hill (1685—1750) mit ersterem führte (vgl. Brief ohne Datum v. 1741, ed. II,

[1]) Vgl. William Chappell, London 1886, N. & Q. II, S. 410.

147 ff.; v. 21. 12. 1741, ed. eb. S. 171 ff.; v. 20. 10. 1743, ed. eb. S. 228 ff.). Da lobte er Mallet als den Verfasser der Maske, obwohl ihm auch dessen gleichaltriger Freund und Mitarbeiter Thomson längst kein Unbekannter mehr sein konnte (vgl. Brief an Th. vom 10. 11. 1733, ed. I, 243; v. 17. 1. und 5. 9. 1735, ed. eb. S. 277, 283; v. 20. 5. 1736, ed. eb. S. 310). Ob Hill hier vielleicht kurzsichtig urteilte, oder ob Thomsons Anteil an der Maske wirklich geringer war, mag unentschieden bleiben. Fest steht indessen, dafs Thomson eifrig an dem Stücke gearbeitet hat und er allein als Verfasser von „Rule Britannia“ gelten darf.[1])

Er wurde als viertes Kind eines schottischen Landpfarrers zu Ednam im Kirchspiele Southdean im Jahre 1700 geboren. Wenn der Knabe vor die Tür seines Vaterhauses trat, konnte er die sagenumwobenen Cheviotberge, den blutigen Schauplatz alter Grenzkämpfe zwischen Schotten und Engländern, in einiger Entfernung liegen sehen. Im benachbarten Jedburgh empfing er in der Kapelle einer teilweise zerstörten Abtei den ersten Schulunterricht. Spaziergänge in die Berge, Baden und Forellenfangen füllten seine Mufsestunden. Mit 15 Jahren bezog er als Student der Theologie die Universität Edinburg, wohin die ganze Familie nach dem Tode des Vaters übersiedelte. Nach einigen dichterischen Versuchen wanderte er 1725 mit dem Manuskript des Naturgedichtes „Winter“ in der Hand in die Hauptstadt, um dort, wie einst Shakespeare, sein Glück zu machen. Aber man raubte ihm hier die Taschen aus, ja der unbeholfene Jüngling vom Lande verlor sogar seine Empfehlungsbriefe. Gute Beziehungen zu Mallet und Hill indessen ebneten ihm bald den Boden für seine poetische Tätigkeit, der zuliebe er nun endgültig jeden Gedanken an ein geistliches Amt aufgab. Seine Laufbahn als Schriftsteller begann. Der „Winter“ (1726) machte ihn mit einem Schlage bekannt. Drei Jahre später veröffentlichte er „Britannia“, ein patriotisches Klagegedicht über den scheinbaren Verfall des britischen Nationalsinnes. Als dann 1730 die Gesamtausgabe seiner „Jahreszeiten“ erschien, war er ein berühmter Mann. Als Reisebegleiter des jungen Grafen Talbot

[1]) Vgl. William Chappell, National English Airs 1840 u. N. & Q. 1886, II 4. 410 f.; G. C. Macauly, Engl. Men of Letters 1908, S. 52 u. a. m.

sah er Frankreich, die Schweiz und Italien und gab nach seiner Rückkehr das lange politische Gedicht „Freiheit" (1734—36) heraus, das wenig Anklang fand.

Als Bühnenschriftsteller war er nicht sonderlich glücklich. Die Trauerspiele „Sophonisbe" (1729) und „Agamemnon (1737) gefielen gar nicht, „Eduard und Eleonore" (1739) wurde verboten, da es politisch nicht einwandfrei erschien. Um so gröfser war der Erfolg, der sich an die beiden Aufführungen der Maske „Alfred" knüpfte. Sie übertraf selbst sein bestes Drama „Tankred und Sigismunde" (1745) und das „Schlofs der Lässigkeit" (1748), ein unmodernes allegorisches Gedicht, das im Todesjahre des Dichters erschien.

Dafs gerade Alfred und seine Zeit Thomsons Phantasie zu freier Gestaltung anregte, ist nicht verwunderlich. Die Persönlichkeit des grofsen Angelsachsenkönigs war bei den Engländern seit Jahrhunderten ebenso volkstümlich[1]) wie etwa die Gestalt Karls des Grofsen bei uns Deutschen. Sprichwortsammlungen, die ihm zugeschrieben wurden oder Anspielungen auf ihn enthielten, tauchten von 1150 ab hier und dort immer wieder im Volke auf. Während der religiösen Streitigkeiten des spät-16. Jahrhunderts vertieften sich dann Männer der Wissenschaft, wie der „Altertumsforscher" Heinrichs VIII., John Leland, und der Erzbischof und Universitätslehrer Matthew Parker auf der Suche nach christlicher Wahrheit in die angelsächsischen Gesetzessammlungen, geschichtlichen und kirchlichen Werke Alfreds. Im 17. Jahrhundert waren es vor allem die beiden Spelman, Cotton, Bodley, Wheloc und Hickes, die durch Ausgaben angelsächsischer Werke die Erinnerung an Alfred wachhielten. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts war das Interesse für den Angelsachsenkönig besonders lebhaft. Da forschten die Elstobs, Thwaites, Wotton, Wanley, Hearne, Wilkins, Wise, Smith und viele andere. Auch dichterisch war der Alfredstoff mehrmals bearbeitet worden; so bereits 1620 als lateinische Tragikomödie von D. Will. Drury (2. Ausgabe 1628), 1659 von Lord Blount, und 1696 als episches Gedicht in 10 Büchern (1697 vermehrt auf 12 Bücher; spätere Ausgaben 1714, 1723) von Sir Richard Blackmore, dem Leibarzt Wilhelms III. und der Königin Anna.

---

[1]) Vgl. Wülker, Grundr. d. ags. Lit. 1885, §§ 9—39.

Wie weit diese Drucke Thomson zugänglich waren, weifs man nicht. Möglicherweise gibt darüber der Auktionskatalog einige Auskunft, den man bei Eröffnung seines Nachlasses aufstellte, und der etwa 500—600 Bücher aufzählt. Sicher ist jedenfalls, dafs dem Dichter mancherlei über Alfred aus der reichen mündlichen Überlieferung bekannt war. Sie sah in ihm vor allem den Herrscher, der als erster in Britannien die Bedeutung der Flotte erkannt und, auf starke Aufsenpolitik gestützt, sein Land in Werken des Friedens gefördert hatte. Ihn in den Mittelpunkt eines vaterländischen Festspieles zu rücken, war daher eine Sache kluger Spekulation. Alfred eignete sich besonders gut als Vorbild für einen König, der mit Hilfe seiner Seemacht England zu ungeahnter Gröfse emporführen konnte, dem sich damals mehr denn je in den Kämpfen mit dem alten spanischen Nebenbuhler die Gelegenheit dazu bot.

Thomson war die poetische Ausbeutung dieser Tatsachen vorbehalten. Er, der ungelenke schottische Pfarrersohn zeigte sich dabei als behutsam abwägender englischer Hofpolitiker. Sein Ruhm als Dichter gründete sich auf ein beschauliches Naturgedicht, das auch heute noch nicht ganz vergessen ist. Aber seine Gedankenwelt wurde allmählich eine ganz andere. Er entwickelte sich schliefslich zum feurigen Wortführer eines panbritischen Chauvinismus, der seinen klassischen Ausdruck in „Rule Britannia" fand.

Das Thema, das der Dichter hier anschlug, hatte schon mannigfache Vorklänge in seinen früheren Werken.

Bereits in die Naturbeobachtungen der „Jahreszeiten" flicht er sozialpolitische Betrachtungen ein. Er gedenkt des Kerkerkomitees, das sich 1729 für die Verbesserungen der elenden Gefängnisverhältnisse bemühte und die Willkürurteile tyrannischer Richter revidierte (1730, Winter C 334 ff.). Er setzt sich für den Arbeiter im groben Kittel ein, der durch seiner Hände Arbeit den Kapitalisten mit allem Luxus ausstatten hilft (1730, Herbst A 347—356). Er predigt Rücksichtnahme und Mitleid auch den Jagdtieren gegenüber und will nur den räuberischen Fuchs verfolgt wissen (eb. 467 ff.). Wo nicht Sinn und Sorge für das Allgemeinwohl herrschen, da verfällt das Staatsgebäude in Sklaverei und bricht zusammen (eb. 1185—94). Thomson hat offene Augen für die Mifsstände

seiner Zeit. Er fordert selbstlose Führer und heilige Schutzgesetze für das Volk (eb. 100 ff.). Gegen sittenlose, von Schmeichlern umlagerte Tyrannen und faule, bestechliche Minister zieht er zu Felde (1734/5, Freiheit IV, 537—549). Er setzt seine Hoffnung auf die freie Vernunftreligion göttlicher Liebe (eb. 561—573). Unabhängigkeit, Unbestechlichkeit und Gemeinsinn sind ihm die erstrebenswerten Pfeiler der britischen Freiheit (eb. V, 120—123). Einfache Lebensführung (eb. 144 ff.), untadelige Pflichterfüllung der Beamten (eb. 200 ff.), Einigkeit der Parteien in Tagen äufserer und innerer Not (eb. 304—366), staatsbürgerliche Schulerziehung, verständnisvolle soziale Arbeit (eb. 598—629) und notlindernde Wohlfahrtseinrichtungen (eb. 647—666): das sind die Heilmittel, die er zur Gesundung des innerlich morschen Staates empfiehlt.

Aufser diesen allgemein gehaltenen Darlegungen finden sich kräftigere Töne einer bewufsten englischen Politik vom Schlage des „Rule Britannia". Sie wirken seltsam neben der nur zu gerechtfertigten Kritik an den bestehenden Verhältnissen. Während der „Winter" (A 1726 und B 1730) noch frei davon ist, treibt der Dichter schon im „Sommer" (A 1727 und B 1730) einen wahren Kultus mit seinem Vaterlande Britannien. Er sieht in ihm das glückliche Land der Helden, das von der Natur mit allem reichlich bedacht ist und von Wohlstand strotzt (eb. 498 ff. bzw. 534 ff., auch „Freiheit" V, 47 ff.); die Insel der Wonne, die Gott mit Frieden und allen guten Gaben segnet (eb. 585 ff., bzw. 646); einen wahrhaft glücklichen Staat (Herbst A 110 ff.); das wohlerworbene Reich der Tiefe (Britannia 153 ff.); eine begünstigte glückliche Insel (Freiheit IV, 461 ff.); das Idealland, das in lieblicher Schönheit prangt (eb. V, 34 ff.).

Unbekümmert um geschichtliche Tatsachen und Zeugnisse gefällt sich Thomson darin, diesem Musterstaate eine rein defensive Rolle in Europa zuzuweisen. So zerstreuen mit allen Soldatentugenden ausgestattete Jünglinge die Feinde in Nord und Süd (Sommer A 531 f., erweitert im Herbst A) und machen selbst an fernsten Küsten jeden Angriff mit ihren starken Schiffen zuschanden (eb. 588 f.). Einseitig zeiht er das einst mächtige Spanien, das seit der Vernichtung der Armadaflotte (1588) als ernstlicher Gegner Englands kaum in Betracht kam, der Übergriffe gegen englische Schiffe und Kaufleute und fordert zu scharfen Gegenmafsnahmen auf

(Britannia 25). Er wirft den Spaniern Habgier und niedrigste Zerstörungswut vor (eb. 59) und weist selbstgefällig auf die Tage der Armada hin (eb. 59 ff.). Die Fischerflotten Hollands, das nach seiner Losreifsung von Spanien schnell emporgeblüht war, beschuldigt er betrügerischer Eingriffe in die englischen Hoheitsrechte (Frühling A 845—861). Besorgt blickt er auch auf Frankreich, das zwar durch lange Kriege erschöpft aber innerlich noch stark war (Freiheit V, 312). Wenn freie Briten bereit sind, in notwendigem Kampfe ihre Inselheimat gegen eine Welt in Waffen zu schützen, dann zersplittert der Traum eines französischen Weltreiches an britischer Seeherrschaft, der jedes Segel gehorchen mufs (eb. 629—637; auch „Auf den Prinzen von Wales" (1737), ed. I, 222 f.).

Herrschaft der Meere — das ist in Thomsons Denken der Grundton, der ständig wiederkehrt und immer stärker wird. Mitten in die Beschreibung des ländlichen „Sommers" stellt er Bilder aus englischen Häfen, in denen sich Mast an Mast drängt und Schiffe mit fröhlicher Bemannung flink kommen und gehen (A 517 ff. bzw. B 553 ff.). Er schwelgt in Erinnerungen an die Flottenerfolge früherer Jahrhunderte und kommt zu dem gewagten Schlusse, dafs alle Meere England untertan sind (eb. 585 bzw. 646), dafs es sich den Besitz des Weltmeeres durch seine ruhmreiche Vergangenheit erarbeitet habe (Britannia 27 f.). Er erhebt nicht nur Anspruch darauf, dafs es als die „kaiserliche Beherrscherin der Tiefe" anerkannt werde (Herbst A 862 f.), er weist ihm auch unbedenklich die führende Stellung als „Königin der Völker" zu (Britannia 13). In seinen Träumen von britischer Seemacht versteigt sich der Dichter noch weiter. Ihm ist Britannien geradezu vom Schicksal zur bisher mächtigsten Seebeherrscherin bestimmt (eb. 191 ff.), das ihre Felseninsel eigens geschaffen hat, ihr Reich bis auf fernste Küsten auszudehnen (eb. 210). Der Geist der Tiefe hat das Weltmeer den Briten vorbehalten, damit sie mit sternwärts gerichtetem Bug zu fernen Völkern fahren und lachend allen Gefahren trotzen können (Freiheit IV, 433 ff.).

Nie hatte es bisher selbst in den Tagen der Elisabeth jemand gewagt, mit solch beispielloser, an anmafsende Rücksichtslosigkeit grenzender Offenheit das Grofsmachtbewufstsein Englands der Welt zu verkünden. Und warum dieser Auf-

wand an Worten, die bei Lichte besehen sich als haltlose Utopien erweisen mufsten? Warum dieses so hartnäckige Streben nach schrankenloser Ausdehnung der englischen Seeherrschaft? Zur blofsen Sicherung seiner Stellung in Europa brauchte England das Weltmeer nicht. Wenn es dennoch über sein Daseinsbedürfnis hinaus alle Meere für sich beanspruchte, so geschah dies lediglich aus Handelsinteressen und Geldgewinn.

Thomson sieht im Handel die goldene Kette, welche die Völker verbindet (Sommer B 128 f.). Er fordert unbeschränkte Freiheit für ihn (Freiheit V, 711 f.). Handel und Wohlstand gehen Hand in Hand und erheben wachsam ihr goldenes Haupt (Frühling A 790 ff.). In vielen Kriegen haben die Briten das Meer mit ihrem Blute gefärbt, nicht um in Raubkriegen Schätze zu sammeln — so behauptet er —, sondern um um die Erde das schöne Band geselligen Tauschhandels zu schlingen (Freiheit IV, 433 ff. und Herbst A 1174—82). Seine friedliche Kraft (eb. II, 81 f.) wirkt sich bis in ferne Kolonien aus, die nicht auf Raubsucht, sondern auf sozialer Freiheit begründet sind (eb. V, 638—646). Ohne den Welthandel würde England nichts bedeuten (Britannia 238 ff.). Ungeschwächt soll er daher erhalten und die Stärke und Ehre der Flotte bewahrt werden, die jedes fremde Schiff achten mufs (eb. 174). Besonders Heinrich VIII. und Elisabeth haben frühzeitig die Bedeutung einer kräftigen Handelspolitik erkannt (Freiheit IV, 873—946) und alle Vorteile ihres Landes auszunutzen verstanden. Stets ist der Themsegott den britischen Kaufleuten gnädig gesinnt gewesen (1737 „Bericht über eine bei Westminster zu erbauende Holzbrücke“, ed. I, 209) und hat hilfreich ihre Schiffe mit der Flut bis vor die Speicher der Hauptstadt geführt. In den Werkstätten lassen arbeitsgebräunte Menschen emsig Hammer und Feile ertönen. In den Warenhäusern häufen sich die Erzeugnisse fremder Länder, die riesige Kräne aus dem Mastenwalde der Themseschiffe an Land gehoben haben. Dort drängen sich rufsige Lastschiffe, prächtige Barken, flinke Ruderboote, stolze Kriegsschiffe. In den Säulenhallen bietet der Luxus glitzernde Schätze dar, Gemälde und Bildsäulen (Herbst A 110—147). So bringt die englische Kaufmannsflotte ungeahnten Wohlstand in ihre Heimat und duldet keinen Konkurrenten neben sich (eb. 862 f.).

Aber der Dichter ist noch nicht damit zufrieden, dafs Britannien allmählich den Welthandel an sich gerissen hat und auf Kosten der anderen Völker reich geworden ist. Er teilt ihm auch die Rolle des Vormundes und Beschützers dieser Staaten als selbstverständlich zu: Es versorgt die Welt mit allem Nützlichen (Freiheit V, 34—37), liefert von seinen Häfen aus den bedürftigen Nationen Kleidung und Speise (Frühling A B 68—75) und wird von ihnen zugleich als Hüter der Freiheit und der Gesetze angestaunt (eb. 793 f.).

Trotz der Verstiegenheiten seiner radikalen politischen Forderungen sieht Thomson doch klar genug, um zu wissen, dafs aller Reichtum, falsch genutzt, eher eine Gefahr als ein Vorteil für Britannien bedeutet. Er weifs, dafs Wohlstand leicht zu Verschwendung und Sittenlosigkeit, zu Schlaffheit und Versklavung führt (Freiheit IV, 1190; V, 157 ff., 304 ff.). Er weifs, dafs sich materieller Reichtum am besten in geistigen Gütern aller Art verzinst. Gedanken über Kunst und Wissenschaft streut er im Zusammenhang mit Kampf und Erwerb oft hier und da lose in seine Werke ein. — Schon im „Winter" (1726 A B und 1730 C) deutet er auf die Verbindung von Kampf und Kunst bei Griechen und Römern (262, 276 ff. bzw. 417, 434 ff.). Er gedenkt der alten Barden als Träger kriegerischen Geistes — Vorläufer jenes Sängergreises, der später „Rule Britannia" anstimmt (Sommer A 420 ff., B 456 ff., Herbst A 966 ff.). Er läfst die Königin der Künste froh durch die Heimat britischer Helden wandeln (Sommer A 498 ff., B 534 ff.), in der kluge Gönner Kunst und Wissenschaften vor Unterdrückung schützen (eb. 527 f. bzw. 563 f.). Besonders oft betont der Dichter, dafs durch Handel und Industrie Bildung und feine Lebensart erblühen (Sommer A 513 f., 1113 f., B 549 f., 1172 f.; Herbst A 43—47; Britannia 125). Nachdrücklich fordert er volle Freiheit für diese durch Wohlstand hervorgebrachte Kultur (Britannia 265, 271 ff.). Er bedauert dabei, mit neidischem Seitenblicke auf Frankreich, dafs trotz allen Handelswohlstandes in England Künste und Wissenschaften infolge ungesunder Innenpolitik arg darniederliegen (Freiheit V, 375—389, 432—440). Erst wenn die Geistesgüter von politischen und finanziellen Nöten frei sind (eb. 526—548), wenn König und Volk grofsherzig und selbstlos an ihrer Förderung und Veredlung zusammenarbeiten (eb. 574—591, 667—695),

dann ist die Nation auf dem rechten Wege zu einem echten Kulturstaate wie einst Griechenland und Rom (eb. 565–573).

In antiken Vorbildern politische Gedanken über seine Zeit wiederzuspiegeln, in denen schon viel auf „Rule Britannia“ hindeutet, nimmt Thomson in seinen beiden ersten Bühnenwerken („Sophonisbe“ und „Agamemnon“)[1] Gelegenheit. Seit Shakespeare hatte sich die dramatische Behandlung von Stoffen aus dem klassischen Altertum in England eingebürgert, da besonders Roms Geschichte für die Zuschauer das unvergleichliche Vorspiel der eigenen Staatsentwicklung war.[2] Der Hofdichter und Kritiker John Dryden hatte dann in dem Gedicht „Annus Mirabilis“ (1661) als erster auch auf das nordafrikanische alte Karthago hingewiesen,[3] das durch seine weitverzweigten Handelsbeziehungen und seinen ausgedehnten Kolonialbesitz mancherlei Parallelen mit Britannien bot.

Wie in den „Jahreszeiten“ läfst Thomson seine antiken Helden von edler Menschlichkeit (Soph. II, 1 S. 30f.; V, 2 S. 82) und sozialer Liebe reden, die das Menschenleben verschönen (eb. V, 2 S. 85). Ihnen ist das Allgemeinwohl, die Wohlfahrt des Volkes das höchste Gut (eb. S. 89; IV, 2 S. 67: Agam. II, 2 S. 134f.; II, 3 S. 143f.), von dem alle Lüge (eb. S. 145), Luxus und Verschwendung (eb. III, 2 S. 160) ferngehalten werden müssen. Nur gegen Tyrannen ziehen diese hochherzigen Menschen ihr Schwert, nicht aus eitler Ruhmessucht (Soph. III, 2 S. 43f.; V, 2 S. 80) oder Zerstörungsliebe (eb. IV, 4 S. 74). Ihre milden Idealfürsten sind die Hüter der Künste (Agam. II, 3 S. 143) und der Geistesfreiheit (eb. III, 1 S. 153). Jahrelange Züge über See haben die Kraft der Griechen gestählt (eb. III, 2 S. 166). Durch Seemacht und Handel hat sich Karthago zum Weltreiche entwickelt (Soph. Einl. S. 3f.; III, 3 S. 50). Unter Roms Lorbeeren sind schliefslich alle Völker verfeinert, menschenfreundlich und glücklich geworden (eb. II, 1 S. 25). So tragen Wind und Wellen Überflufs, Kunst, Wissenschaft, Wohlstand, Bildung und Gröfse um die Welt (eb. S. 50).

Das dritte Drama, das noch vor der „Maske Alfred“ erschien und wie diese Bilder aus der alten englischen Geschichte in bezug auf die Gegenwart vorführt, ist „Eduard

[1] Ed. 1773, Bd. III.
[2] Vgl. Brandl, Shakespeare S. 297.
[3] Vgl. Brie, Anglia XL, 42.

und Eleonore".[1]) Auch hier widmet sich der edle Titelheld ganz der öffentlichen Wohlfahrt und schöner Menschlichkeit, nicht fruchtlosen Ruhmeskämpfen (I, 1 S. 10; V, 4 S. 81). Alle Stände und Künste schützt er (II, 4 S. 36). Selbst im geringsten Knechte sieht er seinen Nächsten und Bruder (II, 2 S. 30). Er will in freiheitlicher Friedensarbeit sein Reich vor Feinden im Innern bewahren und glücklich machen (I, 1 S. 11 f.) und sich die Liebe des Volkes erringen (IV, 7 S. 66). Eduard schreckt aber auch nicht vor äufseren Gegnern zurück und betrachtet es als seine Lebensaufgabe, das stolze „treulose Frankreich" zu demütigen und zu geifseln (I, 1 S. 13; IV, 7 S. 67). Die kluge Politik der Staatsmänner, sowie die Tapferkeit der Soldaten haben England allmählich zum glücklichsten Staate der Menschheit gemacht (II, 2 S. 32). Selbst seine Feinde müssen neidisch anerkennen, dafs es nun das erwählte Land, die letzte Zufluchtstätte der Freiheit inmitten einer versklavten Welt ist (eb. S. 31 f.).

Doch der Dichter spielt auch vorsichtig auf weniger glückliche Verhältnisse seiner Zeit an, in der Lüge, Verrat und Bestechung auf der Tagesordnung standen (IV, 7 S. 66) — ein Unternehmen, das ihm das Verbot der Aufführung eingetragen hat. Da empfiehlt er denn, England möge seiner grofsen Vergangenheit eingedenk sein und seine sichere Herrschaft über die Tiefe immer weiter ausdehnen. Die Engel im Himmel — meint er — werden sich freuen, wenn die Tüchtigkeit zunimmt und die Stolzen vernichtet werden, wenn die Künste und die heiligen Rechte von Industrie und Freiheit blühen, wenn dadurch endlich ein ganzes edelmütiges Volk, Britannien, glücklich wird (IV, 7 S. 67).

Ein weitläufig ausgearbeitetes, innerlich festgefügtes Gebäude politischer Anschauungen hatte also Thomson bereits planmäfsig aufgeführt, als er „Rule Britannia" gewissermafsen als dessen krönenden Abschlufs schrieb. Nicht geradlinig und widerspruchslos sind die Gedankengänge, die der Dichter einschlägt. Mit einem Seitenhieb auf die Kapitalisten stellt er sich in die Reihen der werktätigen Bevölkerung und gibt sich zum Anwalt des Arbeiters und der einfachen Lebensführung aus, um fast im selben Atemzuge ein Bild von Luxus und Reichtum in lockenden Farben zu entwerfen. Er betont hier

[1]) Ed. 1773, Bd. IV, 1—83.

und da die Hebung der Wohlfahrtspflege als Heilmittel gegen das herrschende Elend der breiten Massen und berauscht sich doch immer wieder an dem Gedanken von dem strotzenden Wohlstande Britanniens, d. h. der regierenden Klassen. Als Anhänger der Vernunftreligion göttlicher Liebe predigt er Rücksichtnahme gegen Mensch und Tier und fordert trotzdem zu rücksichtslosem Vorgehen gegen holländische Fischerboote auf. Er macht sich zum Friedensapostel, der nachdrücklich gegen Eroberungs- und Raubkriege wettert, und liebäugelt dabei ständig mit den britischen Waffenerfolgen der Vergangenheit wie der Gegenwart. Die ältere vaterländische Geschichte macht er nicht nur ziemlich gezwungen seinen Zwecken dienstbar, sondern er scheut sich auch nicht, sie glatt zu entstellen, wenn er dadurch seinem Ziele näher kommt. Er beansprucht umumschränkte Machtentfaltung Englands über alle Welt hin, ohne sich im geringsten ein Gewissen daraus zu machen, dafs dies nur auf Kosten gleichberechtigter Nachbarvölker möglich ist, dafs deren Lebensnerv dadurch völlig unterbunden wird. Skrupellos und gegen jedes Völkerrecht sucht er Spanien, Frankreich und Holland zu Staaten kleinsten Ranges herabzudrücken und wagt es dann noch, England die Maske der völkerbeschützenden Grofsmacht vorzuhalten. Dabei bemüht er sich zwar hartnäckig, dem korrumpierten Britannien auch die Führung in Kulturfragen zuzuschieben, mufs aber halb ärgerlich, halb neidisch zugestehen, dafs Kunst und Wissenschaft in Frankreich, dem Erzfeinde, bei weitem besser gedeihen. Alle diese Widersprüche finden ihre Erklärung nur in dem Handelswutgeiste Englands, der damals wie ein Fieber die Geister ergriff und auch Thomson nicht verschont hat. So schwelgt er in selbstsüchtigen Zukunftsträumen von Britanniens Vorherrschaft auf allen Meeren, durch die ihm allein der britische Welthandel gesichert erscheint. Gott, Natur und Geschichte müssen dem Dichter als Helfer dienen, um seinen Landsleuten eindringlich klar zu machen, ein wie bevorzugtes Land ihre Inselheimat eigentlich ist, weshalb ihr diese Führerrolle vor allen anderen Staaten zufallen mufs.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin. Hans Marcus.

## II. AUS ZEITSCHRIFTEN.

**Englische Studien** 58, 1: Flasdieck, Ein südost-mittelenglischer Lautwandel. — Curry, Chauntecleer and Pertelote on Dreams. — Helene Richter, Thomas de Quincey.

— 58, 2: Holthausen, Studien zu den Towneley-Plays. — J. Koch, Echte und „unechte" Masken. — W. Fischer, Defoe und Milton — Eimer, Ein ungedruckter Brief von Byron. — Morsbach, Meine Lehrtätigkeit a. d. Univ. Göttingen in den Jahren 1892—1922.

**English Studies** VI/2 (April '24): Hopman, Byron. II. Some Characteristics of his Poetry. — G. Leopold, Robert Louis Stevenson.

— VI, 3/4: Schutt, Beaumont and Fletcher's *Philaster*. — Kruisinga, Contributions to English Syntax. XIII. Aspect.

**Leuvensche Bijdragen** XVI, 1: L. Grotaers, Zuidnederlandsch dialectonderzoek: Tweede lijst van medewerkers. — Onze Woordenlijsten.

XVI/1 2: Lindemans, Toponymica. — Woodbridge, An obscure verse of *Rolla*. — Foncke, Het exempel van den Ondankbaren Zoon. — Krappe, The Legends of Amicus and Amelius and of King Horn. — Corin, Lettres de J. Ernest Wagner à Jean Paul Fr. Richter. — Grotaers, Quelques emprunts entre patois flamands et wallons. — Grotaers, De namen van de *roode aalbes* „ribes rutrum".

**Studies in Philology** XXI, 2 (April, '24): Lindsey, The Music of the Songs in Fletcher's Plays. — Law, The „Shoemaker's Holiday" and "Romeo and Juliet". — Graves, Ralph Crane and the King's Players. — Padelford, The Allegory of Chastity in „The Faerie Queene". — Nicolson, Realistic Elements in Spenser's Style. — Bredvold, Milton and Bodin's „Heptaplomeres". — Graves, Recent Literature of the English Renaissance.

**Zeitschrift f. frz. u. engl. Unterr.** 22/4: Wechsler, Der frz. Lesestoff an unseren höheren Schulen. — Arnold, Milton's *Il Penseroso* deutsch. — Arns, Bemerkungen zu Hardys Lyrik. — Ullrich, Die Umgestaltung des neusprachl. Unterrichts. — Preusler, Hist. u. philos. Vertiefung der Grammatik auf der Oberstufe. — Domann, Ein falscher Weg durch die engl. Lautlehre. — Schade, Ein Englandlehrgang in Berlin.

[27. 9. 24.]

---

### INHALT.



---

Herausgegeben von Prof. Dr. **Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.**

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

# Beiblatt zur Anglia.

## Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

XXXV. Bd. November 1924. Nr. XI.

## I. SPRACHE UND LITERATUR.

**Herbert Schöffler, Protestantismus und Literatur.** Neue Wege zur englischen Literatur des 18. Jahrhunderts.
A. u. d. T.: **Englische Bibliothek**, hgb. von **Max Förster**, Bd. II — Leipzig, B. Tauchnitz 1922 — VIII u. 240 S.

Schöffler hat sich ein grofses Problem gestellt. Er will die vom Lebensblut des englischen Volkes durchpulsten Erscheinungen des 18. Jahrhunderts umwerten durch einen ethischen Koeffizienten, den er den Urtiefen der englischen Volkspsyche entnimmt: durch den Puritanismus, wie er von Max Weber und Troeltsch zu einer Formel verdichtet worden ist, die ein Philologe nach dem andern als Dietrich benutzen möchte, um verschlossene Türen zum Angelsachsentum aufzubrechen. Wenn die Umrechnung gelang, so war hier ein Mittel gefunden, das Schrifttum des 18. Jahrhunderts in das englische Kulturbild richtig einzufügen. Denn das war bis jetzt noch nicht recht gelungen.

Um das Problem zu Ende zu denken, mufste eine Schar literarischer Tatsachen ans Licht gezogen und gemessen werden. Unmöglich, diesen Messungen im Rahmen einer Besprechung nachzugehen. Ich verweise auf die z. T. sehr eingehenden Referate Hübeners und Eichlers im Archiv bezw. in den Englischen Studien. Folgendes ist der Gedankengang des Buches in seinen Hauptlinien. (Eine kritische Stellungnahme zu einzelnen Punkten soll nachher folgen.)

Im 17. Jahrhundert schwingt das kalvinische Puritanertum obenauf. Ihm entspricht im praktischen Leben eine asketische Gebärde und eine utilitarische Erfolgsethik. Alles Schöngeistige wird abgelehnt. Der Lebenslauf führt durch düstere Schattentäler. Die sonnigen Höhen des weltlichen schönen Schrifttums sind dem Blick des Wanderers entrückt.

Der Beweis wird fast statistisch genau dafür erbracht, dafs damals kein im staatskirchlichen Leben stehender Geistlicher weltlich zu dichten wagte. Von den Dissentern ganz zu geschweigen. Der junge Milton merkt sich das und scheidet bei der Berufswahl das Pfarramt aus; denn er will dichten dürfen.[1]) Scheinbare Ausnahmen (Donne, Herrick[2])) erweisen sich bei näherer Betrachtung als Bestätigung der Regel.

Aber mit dem 18. Jahrhundert kommt allmählich die Wendung. Die Aufklärung kündet sich leise an. Wir marschieren fast unbemerkt nach dem fernen Pol des Deismus. Der dogmatische Rigorismus fängt an sich zu lockern, und der Geistliche wird dem Schrifttum zurückgegeben. Noch mehr, er wird geradezu zum Hauptträger der Literatur, die in das sich erst jetzt bildende demokratische, stets religiös eingestellte Publikum eindringt, während die augusteische Versdichtung sich an einen immer kleiner werdenden Kreis wendet. Das gilt für beiderlei Geistliche, für die Anglikaner und die Dissenter.

Und nun, was sehen wir? Im anglikanischen Pfarrhaus wacht die Naturdichtnng auf. Man prüfe doch einmal nach: die Naturdichter, die jetzt in langen Reihen aufmarschieren, sind fast alle entweder Pfarrherren oder Geistlichensöhne. Im Pfarrhaus vertieft man sich in Milton und Spenser, man lobt sie, empfiehlt sie zum Lesen, man ediert sie, man ahmt sie nach. Warum? Beides sind sittlich ernste Dichter. Die Milton- und Spenserherausgeber und -nachahmer sind aber fast immer Geistliche. Und die Grabes- und Nachtpoesie, die schier zu einer Krankheit geworden ist, wer ist ihr Künder, wenn nicht der Landgeistliche, der des Nachts, in tiefes Nachdenken versunken, den Friedhof durchwandelt? Das Interesse für die Vergangenheit, für Gotik und Mittelalter,[3]) der Geistliche

---

[1]) Dafs diese Auffassung kaum das Richtige trifft, hat Liljegren, Beiblatt 1924, 158 ff. gezeigt.

[2]) Herrick wurde mit mindestens 36 Jahren (nicht mit 38 [Schöffler 34]) Geistlicher; denn schon 1627 war er Chaplain. — „So gut wie nichts hören oder lesen wir von ihm während seiner stillen Jahre in Devonshire.“. (Schöffler 34). Nun, er hat 1640 ein uneheliches Kind in London gezeugt. — In diesem Jahre 1640 läfst er Gedichte drucken als Master R. Herrick, auch nicht als Reverend, wie nachher 1648, woraus Schöffler soviel Rückschlüsse ziehen will.

[3]) Vgl. jetzt R. Haferkorn, Gotik und Ruine in der Dichtung des 18. Jahrhunderts, Leipziger Beiträge zur englischen Philologie IV, 1924.

hat es gepflegt, gefördert und in Worten ausgedrückt.. Er ist es auch, der zuerst die Volkslieder und Balladen gesammelt und ediert hat. Durch ihn sind die noch lebenden Überreste keltischen Schrifttums in Schottland und Wales vor dem Untergang bewahrt oder zu neuem Leben — Macpherson! — erweckt worden. Irland macht hier eine bezeichnende Ausnahme. Ihm fehlte der sammeleifrige protestantische Landgeistliche. Die Träger der Bibel- und Homerforschung und die Förderer der Dialektdichtung sind schliefslich wiederum protestanische Geistliche gewesen.

Wie nun auch der Dissenter die altkalvinistischen Beengungen von sich stöfst und sich einer rational-moralischen, kulturfreundlichen Religion zuwendet, so macht auch er sich den Weg zur schöngeistigen Literatur frei. Noch im 17. Jahrhundert durfte er nur Erbauungsbücher oder wahre Berichte schreiben. Bunyans *Pilgrim's Progress* ist das glänzendste Beispiel dafür. Die Türen zu dichterischen Phantasien sind Bunyan verschlossen. Nur ein kleines Hinterpförtchen bleibt offen: die Allegorie. Er schlüpft hinein. In *The Life and Death of Mr. Badman* macht er die Erbauung zur Erzählung. Die gröfsere geistige Freiheit des 18. Jahrhunderts öffnet zwei grofsen Dichtern den Weg vom Erbauungsbuch zum Roman: Defoe und Richardson. Defoe dringt in seinem *Family Instructor* soweit ins Erzählerische vor, als mit dem Erbauungsbuch vereinbar war. In *Robinson Crusoe* wagt er den letzten Schritt. (In den folgenden Büchern krebst er nicht mehr zurück.) Dem Puritaner gegenüber rechtfertigt er sich, indem er Robinson das Wort zur wahrhaftigen Berichterstattung erteilt. Denn wahr ist es, was er zu sagen hat. Ein Mensch findet hier den Weg zu seinem Gott. (Später behauptete Defoe ganz in Bunyans Sinne, Robinson Crusoe sei die Allegorie seines Lebens.) Richardson aber gibt einfach die Briefe der Pamela heraus, und ihre Briefe beruhen auf Natur und Wahrheit. *Clarissa* war kein Roman, sondern ein religiöses Werk. Bei Defoe und Richardson fanden sich christliche Sittenlehren hineingegossen in das gefällige Formgefäfs einer Erzählung, aber man konnte die Sätze wieder zurückgiefsen in das schlichte, reizlose Krüglein des Erbauungsbuches. Defoe hat es getan im dritten Band seines Rob. Crusoe (*Serious Reflections* usw.) und Richardson in der *Collection of the Moral*

*and Instructive Sentiments* usw., wo er einfach die Maximen aus Pamela, Clarissa, Grandison ausgezogen hat. Wir sehen, der Vorgang von *Pilgrim's Progress* wiederholt sich in kühnerer Form.

Vom Erbauungsbuch zum Drama ist ein weiter Weg. Er wird aber zurückgelegt von Lillo und Edward Moore, die den Schauspieler zum Prediger machen.

Der englischen protestantischen Geistlichkeit kommt das Verdienst zu, den breiten Schichten des Bürgertums[1]) eine seinem Fühlen und Denken angeglichene Literatur moralisch-didaktischer Art entgegengebracht zu haben. (Ich möchte beifügen: angelsächsischer Wesensart gemäfs in Form von Kompromissen.)

Schöffler hat uns hier Blicke tun lassen in das Spiel der äufseren, die Literatur beeinflussenden zeitbedingten Kräfte. Literaturgeschichte von aufsen her! Ein grofser Teil der neuergründeten Zusammenhänge wirkt geradezu verblüffend auf den ahnungslosen Leser. Dafs wir bei Defoes und Richardsons Entwicklungslauf den Start beim Erbauungsbuch zu suchen haben, ist eine wertvolle literarkritische Errungenschaft. Schücking hat sie für Richardson durch einen neuerlichen Beitrag noch wesentlich bereichert.[1]) Für Defoe finde ich Schöfflers Ergebnisse im wesentlichen bestätigt in der soeben erschienenen umfänglichen Defoemonographie von Paul Dottin, *Daniel Defoe et ses Romans*, Paris, Les Presses Universitaires de France, 1924, 896 S. Man vgl. besonders S. 243, wo der *Family Instructor* und *Religious Courtship* als *romans dialogués d'édification religieuse* bezeichnet werden, und S. 324, wo es heifst: *De Foe créait un genre nouveau ... en mêlant aux descriptions réalistes d'un ouvrage soi-disant authentique des tirades religieuses et édifiantes*, und S. 327: *l'originalité de De Foe a consisté, non pas à créer un genre, mais à concilier deux genres qui existaient déjà: le livre pieux et la relation de voyages.* Lange vor Schöffler haben G. A. Aitken in seiner *General Introduction to Romances and Narratives of Daniel Defoe*, Bd. I 1895 und W. P. Trent, in *D. Defoe, how to know him*, Indianapolis 1916, auf denselben Weg gewiesen. (Aitken

[1]) Wie diese Schichten aussahen, darüber gibt ein besonderes Kapitel willkommene Auskunft.

[1]) Schücking, Die Grundlagen des Richardsonschen Romans, G.R.M. 1924.

bezeichnet den *Family Instructor* und die Fortsetzung zu den *Letters of a Turkish Spy* als *moral treatises with a dramatic setting*, Trent bezeichnet sie als *semi-fictions*. Nach beiden ist der Weg von hier aus — nicht von andern Romanen — zu der reinen Fiktion gegangen.) A. W. Secord nimmt in seinen *Studies in the Narrative Method of Defoe* (*University of Illinois Studies in Language and Literature* IX, 1924, S. 230) Trents Theorie mit einigem Widerstreben an. Diese Theorie dürfte also auf festem Boden stehen. Dabei bedarf aber Schöfflers Deutung von Defoes *Serious Reflections* als einer „nachträglichen Apologie" einer gewissen Einschränkung. In Wirklichkeit wurde Defoe von seinem Verleger beauftragt, zu dem so mächtig einschlagenden Buch eine Fortsetzung zu liefern. Er war aber episch erschöpft und griff in seiner grofsen Verlegenheit auf unbenutztes didaktisches Material zurück, das in seinen Schubladen schlummerte. Anekdötchen belebten es und gelegentlich erinnerte ein Satz an den vergessenen Helden Robinson. Die Fortsetzung fand denn auch wenig Abnehmer. Die Masse der Robinson-Crusoe-Leser wollte nichts davon wissen; sie fühlte sich geprellt, da man ihr eine neue spannende Robinsonade versprochen hatte (so Dottin 354). Die Massenpsyche von damals war von der heutigen nicht so weit entfernt, wie behauptet wird. Wenn sich die Leute in den Provinzen den Robinson neben Robin Hood als chapbooks kauften, so taten sie das, weil beide Sensationsgenüsse versprachen. Robinson Crusoe galt von Anfang an als *romantic tale* (Pamphlet über *Bob Roy* 1723), und Defoe fühlte sich bemüfsigt, sich gegen diese Auffassung zu wehren. Es wirft dies Licht auf die Art der „religiösen" Einstellung der damaligen Massen.

Wenn so viele Pfarrherren als Träger der neuen Literatur und als Förderer literarischer Bestrebungen namhaft gemacht werden konnten, so sollten wir den protestantischen Geist als leitende innere Kraft in der von ihnen erzeugten Literatur wiederfinden. Denn nur dann hat die Feststellung literarkritisch eine Bedeutung. Das dürfte in den von Schöffler behandelten Fällen noch lange nicht immer der Fall sein. Verhältnismäfsig einfach liegt die Sache beim schreibenden Dissenter. Hier erkennen wir die puritanische Einstellung. (Defoe!) Auf der anglikanischen Seite aber läfst die Etikette

„Geistlicher“, die dem Dichter angeklebt wird, auf keine bestimmte Prägung in seinem Schrifttum schliefsen. Was ist ein Geistlicher? Ein vornehmer Mann, ein Philologe, der in der Literatur seine Ablenkung sucht, ein Landpfarrer mit fetter Pfründe, ein Dorfpfarrer mit magerem Einkommen. Der eine oder andere mag gesammelt oder gedichtet haben. Für die Wechselwirkung zwischen Protestantismus und Literatur ist damit noch nichts bewiesen.[1]) Man nehme die Belebung des antiquarischen, folkloristischen und volksdichterischen Interesses. Quantitativ überwiegt hier die Geistlichkeit Man wäre also versucht zu behaupten, der antiquarische Geschmack sei von der Geistlichkeit geschaffen, gebildet und der Zeit aufgedrängt worden. Aber nehmen wir einmal die qualitative Leistung in Augenschein. Von den drei gröfsten Persönlichkeiten ist nur einer Pfarrer gewesen: Percy. Von ihm und dem Pseudogotiker, dem Nichtgeistlichen Horace Walpole, ist die stärkste Wirkung ausgegangen. (Übrigens, die Walpolesche Unkenntnis des Mittelalters wird uns besser durch die Lektüre des *Castle of Otranto* als durch ein Nachlesen bei Beers [Schöffler S. 97] verdeutlicht.) Der leistungsfähigste aber war Wanley. Er allein wiegt hundert Geistliche auf. Und Thomas Grays skandinavische Nachdichtungen, die den Umweg über das Lateinische nahmen? Wie fühlt man hier, dafs das antiquarische Interesse „in der Luft liegt“. Walpole, Wanley, Gray, welch gewichtige Ausnahmen, die durchaus nicht die Regel bestätigen! Schöffler übersieht zudem die hohe Bedeutung der gelehrten Gesellschaften im 17. und 18. Jahrhundert, von denen so viele das Studium des Mittelalters zum Ziele hatten.[2]) Vor allen Dingen ist hier die *Society of Antiquaries* zu nennen, die aus den privaten Zusammenkünften Wanleys und seiner Freunde hervorging (seit 1707), 1717 sich fester konstituierte und 1751 legale Form erhielt. Es wimmelt geradezu von Societies. Gewifs werden auch hier viele Pfarrherren mitgemacht haben, aber ausgesprochen protestantischen Geist atmeten diese Gesellschaften nicht. Es dürfte wohl

[1]) Wie ich sehe, macht Liljegren in Neophilologus 1924, 305[3], ähnliche Einwände.

[2]) Darüber vgl. H. R. Steeves, Learned Societies and English Literary Scholarship in Great Britain and the United States. New York, Columbia University Press 1913.

kaum stimmen, wenn Schöffler S. 95 berichtet, in jenen Zeiten (etwa 1700—1780) hätte kein Angehöriger anderer Stände in Schottland sich literarisch irgendwelche heimat-historischen Interessen anmerken lassen. Ein Blick in Steeves zeigt mir, daſs 1698 Edward Lhwyd in der Royal Society of Edinburgh seine *Observations on Ancient Languages* und 1742 Sir John Clerk of Penecuik seine *Inquiry into the Ancient Languages of Great Britain* vortrug. Das ganze Kapitel bedarf der einschränkenden Korrektur. Auch die Bemerkung auf S. 99, die Zeit um 1700 hätte keinen Sinn für Balladen im Volkston gehabt, dürfte kaum den Tatsachen entsprechen. Das ganze 17. Jahrhundert hat ja noch Balladen erzeugt und gesungen; sogar in der schlimmsten Zeit unter Cromwell. Das Volkslied war nicht umzubringen. Ununterbrochen zieht es sich seit dem Mittelalter fort. (Man vgl. H. E. Rollins, *Old English Ballads* 1553—1625, 1921; Derselbe, *Blackletter Broadside Ballads of the Years* 1595—1639, 1922; Derselbe, *Cavalier and Puritan, Ballads and Broadsides illustrating the Period of the Great Rebellion* 1640—1660, 1924. Es lagern noch Stöſse von Handschriften.)

Schöffler lehnt die immanente Gesetzlichkeit der Literaturgattung ab. Ich muſs gestehen, daſs ich zu den Naiven gehöre, die wenigstens an das immanente Leben aller Kunst glauben[1]) und die Lösung der groſsen literarhistorischen Probleme, deren letztes Ziel doch die Form sein muſs, auf dem Wege finden, der von innen nach auſsen führt. Wenn ein groſser Geist wie Wölfflin von der Ablösung der beiden Arten des Schauens, Renaissance und Barock, als einer Änderung des Körpergefühls spricht, so ist damit ein Fingerzeig auch für unsere Betrachtungsweise gegeben. Denn Dichtung ist Ausdruck eines inneren Schauens, das aus immanenten Bedingungen heraus — schalten wir den Zeitbegriff aus, so können wir sagen spontan — wechseln kann. An einer Zwittergattung allerdings wie dem Defoeschen Roman, der Bericht, Rechnung, Predigt und zuletzt auch Fabel ist, läſst sich der Wandel dieses inneren Schauens nicht gut demonstrieren. Hier überwiegen die Kräfte der äuſseren Veranlassungen. Daher ist

[1]) Darin gehe ich einig mit Schöffler, daſs die Erforschung einer falsch erkannten immanenten Gesetzlichkeit der deutschen Anglistik viel Zeit gekostet hat. Davon zeugen Tonnen verstaubter Dissertationen.

hier Schöfflers Bewertung wohl gelungen. Aber in der Lyrik und im formstrengen Drama läfst sich sehr schön beobachten, wie von innen heraus der Wechsel kommt.

Das 17. Jahrhundert überflutet eine Welle religiöser Begeisterung. Sie durchdringt alle sozialen Schichten. Im anglikanischen Kreise ist es die *Beauty of Holiness*, die ein Fanatiker wie Laud gewalttätig einem ganzen Volke aufzwingen will. Drüben bei den Puritanern ist es entweder der heilige Gehorsam der schottischen Presbyterianer oder die innere Erleuchtung der kleinen Sekten, die sich in die Erscheinung drängen. Wir leben in einer Zeit der Bekehrungen. Nun ist es für die Literaturbetrachtung wichtiger als feststellen zu können, dafs die Pfarrherren nicht mehr weltlich dichten durften, zu sehen, wie nun alle, auch die Kavaliersänger, die heilige Harfe ergreifen: Drummond of Hawthornden, Thomas Heywood (der Puritanerhasser), George Sandys, der Ovidübersetzer, Carew (vgl. To My Worthy Friend Master G. Sandys), Suckling, der immerhin einen Traktat, *Religion by Reason*, verfafst hat. Bei dem Aristokraten Herbert und dem Schustersohn Traherne, der nachher Geistlicher wird, geht es in die Höhen der Ekstase. Bei Vaughan nicht ganz so hoch. Herbert und Vaughan haben natürlich ihre Bekehrung gehabt. Ein Wandel, der in jedem einzelnen von innen heraus kommt! Noch vor 30 Jahren war es anders. Donne hat beides erlebt und dementsprechend zuerst lasziv gedichtet und dann bewegt erhaben gepredigt.

Wiederum von innen heraus kommt das Erwachen des Naturgefühls im 18. Jahrhundert. Man fängt an, anders zu empfinden und zu fühlen. Der Pfarrer als Beherrscher der Worte will hier nur ausdrücken, was andere stammeln. Das neue Fühlen kann er nicht schaffen. Und auch der Protestantismus kann es nicht erzeugen. Deshalb ist die neue Einstellung zur Natur nichts Protestantisches oder Kalvinisches. Dies ist wichtig festzustellen. Schöffler mag entgegenhalten — ich bin erstaunt, dafs er das Argument nirgends in seinem Buche gebracht hat —, dafs Kalvin, der seinen Gläubigen allen Luxus verbot — Bilder an der Wand waren nicht erlaubt, nur die Konterfeie der Eltern in schwarzem Rahmen! —, der ihnen des Sonntags jeden Kunstgenufs versagte, ihnen schliefslich nur ein Vergnügen in den Nachmittagsstunden am Tage des Herrn übrig liefs: das Spazieren in freier Natur. Da

zogen die Genfer vor die Stadttore, um an den Gestaden des Sees oder rhoneabwärts zu wandeln. So kam ihnen die Liebe zur Natur. Ähnlich wird es im puritanischen England gewesen sein. Diese Theorie hätte etwas Bestechendes an sich, aber sie sieht nur das Äufsere.

Wie steht es mit der qualitativen Leistung im Ausdruck englischen Naturgefühls? Hüten wir uns, statistisch vorzugehen nach Myra Reynolds, die jeden Dichter, wenn er auch nur eine Zeile über die Natur geschrieben hat, in die grofse Entwicklungslinie eingestellt hat. Dann ist das Bild falsch. Dann stehen Riccaltoun und Beattie gleichwertig neben Gray und Wordsworth. Man kann aber die kleinen Leute, die blofse Symptome sind, alle streichen, ohne dafs die Entwicklungslinie unterbrochen würde. Nicht streichen darf man Lady Winchilsea, Thomas Gray, Ann Radcliffe. Es ist zweifelhaft, ob man Thomson unbedingt einstellen mufs. Wenn man sieht, wie er zu Milton gehen mufs, um zum Naturgefühlsschwung zu kommen — wie Liljegren kürzlich gezeigt hat[1]) — so wirft das ein eigentümliches Licht auf sein Naturgefühl. Thomson hat allerdings das äufsere, immer schärfer werdende Schauen, den Sinn für die genaue Betrachtung der schlichten Natur, die im 18. Jahrhunderts durch ganz Europa geht und die mit der Aufklärung in irgendeinem Kausalzusammenhang stehen mag. Thomson ist Pfarrerssohn (seine Dichtung verrät aber neben einem dünnen Deismus nicht mehr protestantischen Geist als die Poesie irgendeines zeitgenössischen Nichtgeistlichen). Lady Winchilsea nimmt um 1700 den Naturgefühlsausdruck des ganzen späten 18. Jahrhunderts voraus. Sie hat mit dem Pfarrhaus nichts zu tun, mag sogar katholische Sympathien gehabt haben. Gray ist allerdings „in den Gedichten der Frühzeit der Natur gegenüber völlig konventionell" (Schöffler 65). Aber nur in den Gedichten. Schon 1739 (!) begeistert ihn auf einer Reise die Pracht der Alpen. Davon spricht er in seinen Briefen. Gray ist nicht Pfarrherr. Die Radcliffe schliefslich ist die unmittelbare Vorgängerin Wordsworths. Auch sie kommt nicht aus dem Pfarrhaus. Ihrer Bedeutung — starkes Naturgefühl und scharfes Beobachten, die auch durch ihre Reisejournale bezeugt ist — wird Schöffler

[1]) S. Neophilologus 1924.

bei weiten nicht gerecht. Hier sind die Marksteine in der Entwicklung des englischen Naturgefühls, das bald allgemein, bald religiös, bald deistisch gefärbt ist, aber bloſs gefärbt ist. Das Wesentliche an diesem Naturgefühl ist nicht protestantisch. Nehmen wir noch die Fülle der Reiseliteratur,[1] die z. T. von Pfarrherrn, z. T. von andern geschrieben ist, der Eindruck ist derselbe: die Freude am neuen Schauen.

Die Besprechung ist über Gebühr lang geworden. Schöffler hat eben nicht nur ein, sondern viele Probleme angeschnitten. Er hat nicht einen kleinen Winkel durchstöbert, sondern ein weites Feld des englischen Schrifttums durchquert. Dementsprechend haben sich auch die Schwierigkeiten gehäuft. Dankbar bleiben wir ihm für wertvolle Aufschlüsse und neue Gesichtspunkte — wie etwa in dem Kapitel über das literarische Publikum —, aber auch für die Aufwerfung vieler anderer wichtiger Fragen, die ich nur z. T. berühren konnte. Sie sind jetzt der Anglistik zur Erörterung gestellt, und wir werden ernsthaft darüber nachdenken müssen.

Zürich. Bernhard Fehr.

---

**Charles Sealsfield. Ethnic Elements and National Problems in his Works** by **B. A. Uhlendorf.** (Reprinted from **Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter,** Jahrbuch der Deutsch-Amerikanischen Gesellschaft von Illinois. Jahrgang 1920—21. (Vol. XX—XXI.) 417 Maller Building Chicago Ill. 242 S.

Wenn auch nach der zehn Seiten umfassenden *Bibliography,* die allerdings *Americana* einschlieſst, kein Mangel an Arbeiten über den merkwürdigen Deutschmähren Karl Postl herrscht, der, was Wahrheit der Schilderung anlangt, von vielen über den Amerikaner Cooper gestellt wird, who never saw a trapper in his life (S. 160), so begrüſsen wir doch das vorliegende Buch aus einem bestimmten Grunde; weniger wegen des biographischen Teiles (*The Writer and His Works* S. 7—34), sondern weil es der Verfasser am Ende seiner *Introduction* als seine Aufgabe bezeichnet: In the present monography a study is made of the ethnic elements, and the historical, political,

[1]) Darüber vgl. jetzt V. Moesch, Naturschau und Naturgefühl in den Romanen der Mrs. Radcliffe und in der zeitgenössischen englischen Reiseliteratur, Diss. Zürich 1924.

and social conditions as they appear in Sealsfield's descriptions of the rise of American civilization, society, and nationality. Sie ist ihm gelungen. Wer die Monographie liest, erhält einen Einblick in die historischen, ethnographischen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse Amerikas, besser und interessanter, als wenn er ein wissenschaftliches Werk über diese Dinge zu Rate zieht; und Amerikakunde tut uns bitter not und soll gepflegt werden. Sealsfield-Postl war ein scharfer Beobachter zu einer Zeit, als alles noch im Anfangsstadium oder im Fluſs war, und ein guter Prophet. Uhlendorf belebt seine Darstellung reichlich durch wörtliche (leider nicht deutsche, sondern ins Englische übertragene) Anführungen aus den Werken, z. B. über das Leben des Trappers (S. 160—164), über die Sklavenfrage (S. 193 ff.). Aus der *Table of Contents* hebe ich zur Kennzeichnung des Inhalts folgende Stichworte hervor: Part I: *Political, Economic, and Social Conditions in America*, darin Chapter I: *Colonization*, III: u. a. *Revolutionary War — Three Great Statesmen*, IV: *Liberty and Equality*, V: u. a. *Social Life*. Part II: *National Types*. Chapter V: *Negroes and Slavery*, VI: *The German Element*.

Druckfehler: S. 58 Z. 3 v. u. Frenchm*e*n = m*a*n; 164 Z. 3 v. u. *it* = *is* to be found; 226 Z. 3 v. o. *if* = *it*; 229 Z. 2 v. u. *right* = *sight*; 230 Z. 10 v. o. *c*omething = *s*omething.

Frankfurt a. M. J. Caro.

**Die Vereinigten Staaten von Amerika als Wirtschaftsmacht.** Von **Hermann Levy.** 1923. B. G. Teubner, Leipzig-Berlin. 135 S.

Auch diese Broschüre eines Nationalökonomen, obwohl ein beschränktes Gebiet behandelnd, möchte ich als Beitrag zur Amerikakunde empfehlen und besonders aufmerksam machen auf Abschnitt I. Territorium und Naturreichtum, II. Das amerikanische Volk und sein Wirtschaftscharakter und VII. Gesetzmäſsigkeit und Störungen im amerikanischen Wirtschaftsleben, ohne natürlich damit andeuten zu wollen, daſs die anderen Kapitel weniger lesenswert sind. Von Zahlen und Statistiken macht Levy nur den nötigsten Gebrauch. Man erhält aus dem Büchlein einen Überblick, wie die V. St. sich allmählich zu dem beherrschenden Faktor im gesamten Wirtschaftsleben entwickelt haben. „Der wahre

amerikanische Wirtschaftspolitiker will nicht, dafs sein Land nur Rohstoffe exportiere und Fabrikate einführe. Er will den amerikanischen Wirtschaftsstaat der Selbstversorgung auf allen Gebieten, und das Streben danach wird falsch gewertet, wenn man es als Eifersucht oder Neid gegenüber den alten Europaländern betrachtet. Es ist im tiefsten ökononmischen Grunde das Streben nach einheitlicher Geschlossenheit (S. 1). Dies wird von L. erwiesen. Die Nachteile dieses Americanismus werden auf den letzten Seiten erörtet, wo auf den jetzigen Stand nach dem Weltkriege hingewiesen ist, da die V. St. die Weltgläubiger geworden sind. Die Bäume wachsen aber nicht in den Himmel, die Überspannung des Gedankens der Wirtschaftsautonomie macht sich bemerkbar." Erst die Beziehungen zur Weltherrschaft sichern dem Schwergewicht des eigenen Wirtschaftskörpers das notwendige Equilibrium.

S. 27 Z. 1 v. o. lies dem gröfseren.

Frankfurt a. M. J. Caro.

**Yale Studies in English, Albert S. Cook,** Editor. Volume 64.

**The Life and Work of Joanna Baillie by Margaret S. Carhart,** Instructor in English in the Southern Branch of the University of California. A Dissertation presented to the Faculty of the Graduate School of Yale University in Candidacy of the Degree of Doctor of Philosophy. New Haven: University Press; London: Humphrey Milford; Oxford: University Press. 1923. 215 ps. $ 2,00.

Der Büchernachweis von 145 Nummern, den die fleifsige Forscherin ihrer Doktorarbeit angehängt hat, verzeichnet drei Einzelarbeiten über Schottlands gröfste Dichterin: E. Ziegenrücker, Joanna Baillie's Plays, Hamburg, 1909; R. C. Pieszczek, Joanna Baillie, Berlin 1910; Alfred Badstuber, Joanna Baillie's Plays, Vienna and Leipzig, 1911. Die neuerschienene Abhandlung setzt die 28 Dramen und die zahlreichen sonstigen Gedichte der B. als bekannt voraus und entwirft mit einer kundigen Hand, die alle ergiebigen Fundgruben durchstöbert hat, ein Gesamtbild von dem Lebenswerke der Dichterin. Sie teilt den Stoff in sechs Kapitel: The Life of Joanna Baillie (S. 1—68); Literary Background (S. 69—90); Dramatic Theory (S. 91—108); Stage History (S. 109 -166); Non-dramatic Poetry (S. 167—190);

Joanna Baillie's Place in Literature (S. 191—206). Wir erfahren, dafs der Vater, der Pastor in Bothwell in Südschottland und seit 1776 Theologieprofessor an der Universität zu Glasgow war, es sich angelegen sein liefs, seinen Kindern eine sorgfältige und gründliche Ausbildung zu geben; dafs dann die Familie nach dem frühen Tode des Oberhauptes (1778) nach Hampstead bei London übersiedelte; dafs hier die jüngste Tochter Joanna (geb. 1762) sich zuerst bescheiden und namenlos mit einem Bändchen Fugitive Verses und drei Dramen an die Öffentlichkeit wagte und dafs dann schliefslich nach der Lüftung des Schleiers die ansehnliche Reihe von 28 Theaterstücken und vier Gruppen nichtdramatische Gedichte mit stetig wachsendem Ruhm vollendet wurde. Mit dem Ruhme wuchs auch der Kreis ihrer Bewunderer; als erster ist hier ihr Landsmann Sir Walter Scott zu nennen; daran reihen sich Namen wie Wordsworth, Southey, Lord und Lady Byron, Maria Edgeworth, George Ellis, Mrs. Hemans, George Crabbe, John Richardson u. a. (S. 36). Am 29. Mai 1815 besuchte sie die Vorstellung ihres Dramas *The Family Legend* im Drury Lane Theater "with Lord Byron and Mr. and Mrs. Scott" (S. 153). Natürlich blieben ihr auch bittere Enttäuschungen nicht erspart. Sie starb am 23. Februar 1851, im hohen Alter von 88 Jahren.

Von ihren 28 Dramen sind folgende sieben mit mehr oder weniger Erfolg auf den führenden Bühnen Englands, Schottlands, Irlands und der Vereinigten Staaten aufgeführt worden: De Monfort, The Family Legend, Henriquez, The Separation, The Election, Constantine Paleologus und Basil. Der grofse Erfolg, den manche Vorstellungen errangen, ist teilweise auch den berühmten Schauspielern zu verdanken, in deren Händen die Hauptrollen mancherorts lagen, Mr. Kemble, Mr. Kean, Mrs. Siddons, Mrs. Dance u. a. Jedes dieser Stücke behandelt grundsätzlich eine bestimmte Leidenschaft: Liebe, Hafs, Eifersucht, Furcht, Hoffnung, Stolz und Rachsucht; aufserdem hat sie mehrere Dramen geschichtlichen Inhalts geschrieben.

Die nicht-dramatischen Gedichte von Joanna Baillie teilt M. Carhart in vier Gruppen: The early Fugitive Verses, the Metrical Legends (von William Wallace, Columbus u. a. handelnd), the Verses published in her old age (religiösen Inhalts), and the Songs in the dramas. Einige dieser Lieder erinnern mit der kräftigen, treffenden Ausdrucksweise an

Burns und Scott, wie The Highland Shepherd und The Chough (Dohle) and Crow.

Und welchen Platz weist die streng wissenschaftliche und gerechte Untersuchung und Prüfung der schottischen Dichterin in der Literatur zu? Dies mögen einige Zeilen aus der Abhandlung selbst zeigen: If I had to present any one to a foreigner as a model of an English Gentlewoman, said William Wordsworth, it would be Joanna Baillie. And this was the same Joanna Baillie whom Sir Walter Scott called the best dramatic writer Britain had produced since the days of Shakespeare and Massinger (S. 3). With a theory of so high an aesthetic value, a purpose of so noble a moral tone, and an imagination of so vivid a character is it any wonder that Joanna Baillie's contemporaries placed her above all women poets, except Sappho? Since the middle of the nineteenth century several English women have surpassed her in accomplishment; none has surpassed her in tenacity to a noble purpose or in literary influence. In spite of Home's success with his one popular drama Douglas, Joanna Baillie stands to-day as the greatest Scotch dramatist (S. 206).

Ich erwähne noch, dafs Baillie's Plays of the Passions im Jahre 1806 von K. F. Cramer ins Deutsche übersetzt worden sind. Von dem Trauerspiele Basil erschien im Jahre 1807 eine Übersetzung, besorgt von H. G. Schreiter. Vermifst habe ich ein Bildnis von der verehrten Dichterin.

Münsterberg in Schlesien. J. Mellin.

---

**The Year's Work in English Studies 1922.** Ed. for The English Association by **Sir Sidney Lee** and **F. S. Boas.** Oxford University Press, London: Humphrey Milford 1923.

Abweichend von seinen beiden Vorgängern befafst sich der vorliegende Bericht, der ein echter Jahresbericht geworden ist, ausschliefslich mit Erscheinungen des Jahres 1922, deren genaue Titel in den Anmerkungen gegeben werden. Hingegen werden die Abhandlungen aus Zeitschriften im Text selber genannt. Nach bewährtem Plane gliedert sich das Ganze wie folgt: I. Literary History and Criticism. General Works (Dewar). — II. Philology. General Works (Gordon). — III. Anglo-Saxon Studies (Edith E. Wardale). —

IV. Middle English (Thomas). — V. The Renaissance (Reed). — VI. Shakespeare (Sir Sidney Lee). — VII. Elizabethan Drama (Nicoll). — VIII. The Elizabethan Period. Poetry and Prosa (Grierson). — IX. The Restoration (Summers). — X. The Eighteenth Century (Edith J. Morley). — XI. The Nineteenth Century and after (Herford and Routh). — XII. Bibliographica (Isdaile). — Diese zwölf Berichte stützen sich, abgesehen von den Abhandlungen, auf insgesamt 168 Bücher. Die meisten davon entfallen natürlich auf England, ein kleiner Teil auf Amerika, Frankreich, Belgien, die Tschecho-Slovakei, Serbien und Italien. Deutschland ist mit elf vertreten: Aronsteins Oscar Wilde, Brandls Shakespeare, Endters Soliloquien-Ausgabe, Holthausens Helth and Welth-Ausgabe, Matters Gründungssagen, Meifsgeiers Grammatisches Geschlecht, Schückings Charakterprobleme (engl. Übersetzg.!), Struves Wilson, Wendts Grammatik. Beachtet man, dafs es sich bei mehreren Büchern um Neuauflagen handelt, so erscheint ihre Zahl noch geringer, und wer daraus einen Schluss ziehen wollte auf Deutschlands Anteil an der Anglistik, bekäme ein gänzlich verkehrtes Bild von dem wirklichen Stand der Dinge. Wertvolle Bücher und Abhandlungen, die 1922 bei uns erschienen sind, sind den Herausgebern einfach unbekannt geblieben. Darin liegt ein Nachteil ihrer sonst so dankenswerten Veröffentlichung, und dem abzuhelfen, mufs ihre Hauptsorge sein. So wie sie ist, gibt sie eben nur einen Ausschnitt aus der Jahresarbeit, kein vollständiges Bild.

Ein zweiter, fast unvermeidlicher Nachteil liegt darin, dafs im Gegensatz zu Hoops' Forschungsbericht die Arbeit auf ein Dutzend Gelehrter sich verteilt. Dadurch kommt es z. B., dafs ein Buch, welches seinem Inhalte nach sich über zwei Gebiete erstreckt, von verschiedenen Gelehrten beurteilt wird. So findet Thaler's *Shakespare to Sheridan* im Kap. VII durch Nicoll (S. 86 f.) freundliche Aufnahme, während Summers im Kap. IX (S. 127 f.) von seinem Standpunkt aus das Buch mit Ausdrücken verwirft, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. So sagt er beispielsweise: "The discussion of prologues and epilogues is so brief and so obscurely expressed that it is difficult to gather exactly what the paragraph in question is intended to convey. Above all things clarity of statement is essential when treating of these important

details." Während Nicoll den Verfasser für das Elizabethan Drama "a careful and painstaking researcher" genannt und ihm "wealth of scholarly lore" nachgerühmt hatte, bezeichnet Summers seine Ausführungen über das Restoration Drama weiterhin als "irritating", "superficial" oder gar "temerarious". Das ist scharfe Rede. Sie kehrt bei dem Herausgeber Sir Sidney Lee wieder, der Brandls Shakespeare S. 70 f. ablehnt mit Ausdrücken, die in "fantastic" und "lack of critical discernment" gipfeln. —

Kritik an Kritik zu üben, wäre des Guten zuviel. Wenn aber Sir Sidney Lee bei der Besprechung einer französischen Prosaübersetzung von *Twelfth Night* den Übersetzer Feuillerat tadelt, dafs er dem Stück den seltsamen Titel (*"the rather strange title"*) *Le Soir des Rois* gegeben hat, so mufs ich Feuillerat gerade loben. Er ist glänzend gewählt, nur versteht ihn Sir Sidney Lee anscheinend nicht.

Zum Schlufs noch einen Wunsch an die Herausgeber. Die Verfasser werden, wenn sie keine Titel haben, englischem Gebrauch entsprechend, mit Miss, Mrs., Mr. vor ihren Namen angeführt. Bei den Franzosen steht demgemäfs ein M. vorher. Bei den Italienern (Zacchetti, Biagi) findet sich nichts Entsprechendes, bei den Deutschen aber „Herr“, das übrigens nicht gleichmäfsig durchgeführt ist. Es empfiehlt sich, dieses Herr entweder ganz wegzulassen, wie es bei uns Sitte ist, oder durch *Mr.* zu ersetzen. Formen wie „by Herr Rothstein“ oder „with Herr Aronstein“ verletzen unser grammatisches Gehör. Tote mit „Herr“ zu beehren, geht nicht an (S. 50), aufserdem bekommt eine Wendung „Herr X.“, zumal in der Kritik, leicht einen ironischen Beigeschmack.

Druckfehler: S. 53, Z. 7 v. u. lies th*e* (st. thc), S. 62, Anm. 3 lies Fo*e*rster (st. Forster), S. 213 lies Bierstadt . . . 188 (st. 186), S. 214 lies Campbell, Thomas, 18*8* (st. 186), S. 219 lies Sc*h*ücking (st. Shücking), ib. lies Stru*v*e (st. Strue), S. 220 streiche hinter Wendt, G., das von, denn unser greiser Anglist Wendt ist immer gut bürgerlich gewesen und würde, soweit ich ihn kenne, eine Nobilisierung abgelehnt haben.

Frankfurt a. M. Max Friedrich Mann.

## Die Entstehung von „Rule Britannia".

Ein Beitrag zur Psychologie der Engländer.

(Fortsetzung.)

Mehr oder minder deutlich hat Thomson — wie wir oben gesehen haben — diese Gedanken auch in der „Maske Alfred", besonders in „Rule Britannia" entwickelt: Herrschaft über das Weltmeer, Angriffskämpfe gegen Feinde, Ausbreitung des Handels und Erwerbung von Reichtum. Ohne Rücksicht auf geschichtliche Tatsachen, die ihm durchaus bekannt sein mufsten, durchsetzt er den Alfredstoff mit Bestandteilen, die schon damals die Kritik eines aufmerksamen Lesers wie Aaron Hill herausgefordert haben. Mit Recht bemängelt dieser 1741 in einem Briefe an Mallet,[1] dafs der Titelheld allzu kriegerisch dargestellt sei. Den Kampf gegen Spanien und Handelspolitik in diesem Zusammenhange zu predigen, war an sich schon ein unwahrscheinliches Wagnis. Wenn auch Alfred manche Neuerungen und Verbesserungen in seiner Flotte einführte, — Bau längerer und höherer Schiffe als bisher, gemischte aus Friesen und Sachsen bestehende Bemannung, gröfsere Schnelligkeit der Fahrzeuge u. a. m.[2]) — so lag ihm doch eine Eroberungspolitik im Sinne Thomsons völlig fern. Der Angelsachsenkönig begnügte sich damit, sein Land lediglich vor den Scharen räuberischer Eindringlinge zu schützen, die auf den Meeren ringsum ihr Unwesen trieben. Um seine Streitkräfte bei drohender Gefahr schneller mobilisieren zu können, hatte er längs der Küste einen Nachrichtendienst eingerichtet, der auch Thomson (aus Andeutungen in der „Maske Alfred" I, 6 S. 229 und II, 1 S. 231 zu schliefsen) nicht unbekannt zu sein scheint. Aggressive Elemente liegen also keineswegs in der Natur des Stoffes. Wenn der Dichter sie trotzdem hinzufügt, sie in „Rule Britannia" in den Vordergrund rückt und zur Tendenz des Stückes erhebt, so ist das nur eine Sache kaufmännischer Berechnung. Aus persönlichem und nationalem Egoismus schrieb er das Lied. In einer kriegslustigen Zeit mit imperialistischen Interessen mufste es zündend wirken und starke Propaganda für den panbritischen Gedanken machen. Von dem Strome der Zeit fortgerissen, verleugnete

[1]) Hill, Works 1754, II 147 ff.

[2]) Vgl. Pauli S. 273.

Thomson sich selbst. Er vergafs das anspruchslose Glück seiner Kindheit, die einst in der Natur volle Genüge fand; er verlor die gesunden Anschauungen seiner Jünglingsjahre, die in echter Vaterlandsliebe, im Mitgefühl mit den Armen und Bedrängten wurzelten. Dafür wurde er ein kühl berechnender Mann, der die Kunst in den Dienst der Tagespolitik stellte und sich kurzsichtig in selbstischer Einseitigkeit verbifs. Die Zeit war stärker als sein Charakter.

## III. Kapitel:
## Thomsons Stellung zur Politik bis 1740.

Eine ungewöhnlich ruhelose Zeit war es, in der Thomson lebte, ruhelos in innerer wie äufserer Politik. Während England zu Beginn des 18. Jahrhunderts einen wirtschaftlichen Aufschwung erlebte, wurde Schottland jahrelang von Mifsernten heimgesucht. Schon frühzeitig sah daher der Knabe Armut und Hungersnot ihr unerbittliches Regiment führen. Schlechter und unpraktisch bewirtschafteter Boden, unwegsame Verkehrsstrafsen und die sprichwörtlich gewordene Trägheit der Landbewohner, die gern zur Flasche griffen, taten das ihrige, um das Land gänzlich an den Bettelstab zu bringen. Die ausgehungerten Leute fielen in den Strafsen um und starben. Die Überlebenden waren oft so kraftlos und abgestumpft, dafs sie nicht einmal ihre Toten zu bestatten vermochten. Um sich Lebensmittel kaufen zu können, gaben viele Bauern aus dem Norden, der besonders litt, ihre Kinder als Sklaven auf die Pflanzungen der Gutsbesitzer.[1] Die Regierung gestattete zwar steuerfreie Einfuhr ausländischen Getreides, doch die Lebensmittelpreise auf den Märkten waren so hoch, dafs niemand aus den unteren Volksschichten sie zahlen konnte. Höchstpreise wurden festgesetzt, aber das Wuchertum schofs in üppige Blüte. In den Vorratskammern der Schieber verrottete das Korn, während das Volk draufsen hungerte. Viele Landleute verliefsen ihre Scholle und wanderten in die Städte, um dort Fabrikarbeiter zu werden. Scharen gingen nach Irland. Bettler schwärmten überall

[1] Graham, Social Life, S. 147.

umher. Mancher von ihnen mag da bittend an die Tür des Pfarrhauses zu Ednam gepocht und von der Not im Lande ringsum erzählt haben. Das alles erregte die Aufmerksamkeit des Jungen und weckte in ihm Mitgefühl für die Hungernden und Groll gegen die Wohlhabenden.

Was Thomson von politischen Dingen nicht im Vaterhause oder von seinen Lehrern beiläufig erfuhr, das lernte er ausgiebig von Kommilitonen und Professoren in Edinburg kennen. Hier wurde er bald mit dem ganzen Werdegang heimatlicher Politik bekannt. — So vernahm der wissensdurstige Student, wie seine kriegserprobten Vorfahren seit unerdenklichen Zeiten mit den benachbarten Engländern in Fehde lagen und schliefslich durch die Vereinigung beider Kronen (1606) ihre Selbständigkeit aufgeben mufsten. Er hörte, dafs von da ab der schottische Adel an den Hof nach London ging, um dort Triumphe auf dem Parkett zu feiern anstatt auf den Schlachtfeldern. Er erfuhr, dafs England von jeher rücksichtslos seine Macht in Schottland durch Drohungen und Bestechungen zu befestigen suchte, auch nicht davor zurückschreckte, ein heimattreues Adelsgeschlecht wie die Macdonalds von Glencoe, 38 Männer, Frauen und Kinder, heimtückisch hinzumorden (1692); dafs England eher viele Hunderte von schottischen Kaufleuten an Dariens Küsten umkommen liefs (1700), als dafs es Schottlands Handel neben sich duldete. Thomson merkte aber nicht nur, dafs der englische Einflufs allmählich Sprache und Religion, Kirchenverfassung und Sitten seiner Heimat aufsog, sondern auch dafs es seit der Vertreibung der Stuarts (1688) Männer gab, die jeden Versuch, das angestammte Königshaus wiederherzustellen, freudig begrüfsten. Allerdings hatten ihnen schon die ersten Bemühungen des vertriebenen Jakob II., der von Frankreich aus einen Einfall wagte, bittere Enttäuschung gebracht (Schlacht bei Killiecrankie 1689). Auch sein damals zwanzigjähriger Sohn, Jakob der Prätendent, hatte nach dem Tode des Vaters vergeblich seine Ansprüche mit Hilfe französischer Schiffe geltend zu machen versucht (1708). Seitdem hoffte er unablässig auf Verwirklichung seiner Pläne.

Zur Zeit als Thomson in Edinburg studierte, sprach man gerade wieder von neuen Truppenrüstungen in Frankreich. Die Erregung der Geister wuchs täglich. Hitzig gingen die

Meinungen hin und her. Weitaus den gröfsten Anhang hatten die „Jakobiten", deren Schar sich aus weiten Kreisen der Grundbesitzer und der überwiegenden Mehrheit des Volkes, aber auch aus einigen konservativen Ministern zusammensetzte. Sie wuchs ständig infolge der Mifshelligkeiten, die sich aus der anmafsenden, verhafsten englischen Oberherrschaft für das Land ergaben. Ganz offen machten jene Unzufriedenen ihrer Stimmung in unzähligen Kampf- und Spottliedern Luft, die nach Bänkelsängerart in Kneipen, Bauernhäusern und auf Strafsen gesungen wurden und sicher auch Thomson zu Ohren kamen.[1])

Die „Hofpartei", die jedem Winke ihrer englischen Gebieter zu gehorchen bereit war, zählte nur wenig Anhänger und stand diesem Treiben ziemlich machtlos gegenüber. Ihre Politik richtete sich hauptsächlich gegen Frankreich, das ihr als Brutstätte jeder Schottenbewegung verhafst war. Englands Hafs gegen den Erbfeind ging soweit, dafs man, wie eine Zeitung berichtet (der „Zuschauer" vom 19. April 1711), aus Patriotismus keinen französischen Rotwein mehr trank und ihn bis 1831 mied!

Auch die „Landpartei" oder „Fliegende Schwadron", die klug zwischen den beiden Parteien stand und unter dem Deckmantel der Vaterlandsliebe und Volkswohlfahrt brennenden Ehrgeiz und Gier nach Hofämtern verbarg,[2]) konnte gegen die Jakobiten nicht aufkommen.

Wie sich Thomson als Student zu diesem Parteiwesen stellte, das ihn umbrandete, wissen wir nicht. Fest steht, dafs er sich während seines Aufenthalts in Edinburg noch nicht politisch betätigt hat. Auch als dann der langerwartete Aufstand losbrach und infolge Überstürzung und mangelhafter Truppenführung fehlschlug (Schlacht bei Sheriffmuir 1715), hielt er sich von der Politik fern. Er widmete sich ausschliefslich der Theologie und Dichtkunst und schlofs sich einigen literarischen Klubs an, die sich nach den Kämpfen gebildet hatten.[3]) Er änderte seine Haltung ebenfalls nicht, als die Jakobiten knapp vier Jahre darauf mit schwedischen Truppen und spanischem Gelde eine neue Erhebung versuchten,

[1]) Vgl. Mackay S. 33; Ogle S. 19, eb. S. 68; Mackay S. 86.
[2]) Vgl. Craik S. 10.
[3]) Vgl. Macauly S. 7.

die gleichfalls mifslang. Selbst in späteren Jahren hatte er weder in seinen Briefen noch Versen auf die Ereignisse jener Zeit angespielt. Falsch wäre es aber, daraus zu folgern, dafs er sich noch gar keine politische Meinung gebildet hatte. Nur Klugheit war es, dafs er, der vorwärtsstrebende Theologiestudent, schwieg und es wie die „Fliegende Schwadron“ mit keiner Partei verderben wollte.

Erst als er nach London übergesiedelt war (1725) und die Beamtenlaufbahn endgültig aufgegeben hatte, scheint er allmählig einen festeren Standpunkt innerhalb des lebhaften Parteigetriebes der Hauptstadt gewonnen zu haben. Als freier Künstler durfte er eher ein freies Wort wagen. Die Freundschaft mit Mallet, der Erzieher des Herzogs von Montrose und dessen Bruders war, brachte ihn den englischen Hofkreisen nahe. Bald selbst Hauslehrer des jungen Lord Binning, hatte Thomson Gelegenheit, führende Staatsmänner wie den Generalanwalt von Schottland Forbes, den Herzog von Argyle, der den Schottenaufstand beendigte, den Grafen von Burlington, Oberschatzmeister von Irland und Förderer der Baukunst und Poesie, und den Premierminister Walpole kennenzulernen. Manchen Blick konnte er nun in das vielgliedrige Getriebe der englischen Regierungspartei tun, in deren Händen alle Fäden innerer und äufserer Politik zusammenliefen. Was Wunder, wenn er, der bisher nur in den dürftigen Verhältnissen des schottischen Nordens aufgewachsen war, sich jetzt unbedenklich der Partei anschlofs, welche die Macht und den Wohlstand Englands verkörperte und ihn selbst am besten fördern konnte!

Anfangs freilich dachte er bisweilen noch an seine Heimat zurück; so im „Herbst“ A (begonnen 1725), wo er Schottland preist, seine ritterlichen, kriegerischen, klugen und im Unglück gehärteten Landsleute, die sich Waffenruhm selbst in fernen Ländern erworben haben (558—570). Bei diesen wenig herzlichen, fast bemitleidenden Worten blieb es aber. Dafür suchte er indessen bald mit einflufsreichen Parteiführern Fühlung. Die Dichtkunst diente ihm dabei als Sprachrohr.

So widmete er in kluger Berechnung sein erstes gröfseres Gedicht, den „Winter“, einem Anhänger Walpoles, dem Generalzahlmeister und späteren Geheimsiegelbewahrer Sir Spencer Compton (um 1673—1743). Dieser schien anfangs Thomsons

Annäherungsversuch nicht beachten zu wollen, überwies ihm aber schliefslich auf Hills Verwendung ein Geldgeschenk. Zum Dank. dafür fügte der Dichter in einer späteren Ausgabe des Werkes (C) einige Verse ein (17f., 30—40), in denen er des Gönners stete Güte und gesunde Lauterkeit preist, seinen unerschütterlich festen Charakter, der inmitten eines schlüpfrigen Zeitalters ständig auf des Volkes Wohl bedacht sei — überschwengliche Wendungen, die ein Mann wie Compton, dessen Unentschlossenheit und Schwächen allgemein bekannt waren, nie verdient hat.

Als im Jahre darauf der „Winter" (A) erschien, versah er ihn mit einer Widmung an den Schatzkanzler George Bubb Dodington (Lord Melcombe, 1691—1762), in der er ihn als Schöngeist, Politiker, Gastgeber und „Britischen Mäcen" feierte. Dodington, ein geschmackvoller Kunstfreund und Tacituskenner, der gern junge Talente unterstützte — er förderte später auch Pope, Young und Fielding —, verstand den Wink und nahm sich des Dichters an. Aber dessen Ehrgeiz ging noch weiter. Im selben Jahre widmete er Walpole das Gedicht auf den Tod des Naturforschers Newton und pries darin den Premier als „glänzenden Vaterlandsfreund, der durch die weise Wahl der besten Könige nach dem Gemeinwohl sieht und wie der Himmel den Unzufriedenen und Undankbaren Glück spendet". Der Gräfin Hertford dedizierte er dann im folgenden Jahre den „Frühling", der teilweise die Frucht eines Sommeraufenthalts in Marlborough, der Besitzung der gräflichen Familie, war. Während Thomson im nächsten Sommer als Gast auf Dodingtons Schloss Eastbury in Dorsetshire weilte, richtete er das Gedicht „Der Glückliche"[1]) an ihn, worin er Verstand, Phantasie und Nächstenliebe seines Gönners lobt. Ihm zuliebe veröffentlichte er auch „Britannia" anonym und datierte es zugleich um mehrere Jahre zurück, da er darin Walpole, der sich gar nicht um ihn bekümmerte, seiner Friedenspolitik wegen angegriffen hatte. Zu klug war er, der sich gerade eine Stellung in der Hofpolitik erworben hatte, um sich jetzt schon auf ein Parteiprogramm festzulegen,[2]) sich in bewufsten Gegensatz zum Walpoleministerium zu stellen,

[1]) Ed. Tovey II, 201 f.
[2]) Vgl. Macauly, E. M. of L. S. 27.

bevor er auf erprobte Freunde rechnen durfte. Daher war es nicht verwunderlich, dafs er nun sein erstes Drama „Sophonisbe“ der Königin Karoline widmete und sie im „Herbst“ (A) als in „unvergleichlicher Tugend prangend“ erwähnte (773 f.). Auch den „Herbst“ (A) gab er kurz darauf mit einer Zueignung an einen Parteigänger Walpoles, den langjährigen Sprecher des Unterhauses, Sir Arthur Onslow (1691—1768) heraus, einen lauteren Charakter von literarischem Feingefühl.

Nachdem es so dem Dichter gelungen war, mit einer Reihe von einflufsreichen Persönlichkeiten Verbindungen anzuknüpfen, begann er von etwa 1730 ab auch in seinen Werken selbst eine bestimmtere Politik zu entwickeln. Er führt in ihnen eine gröfsere Anzahl englischer Staatsmänner, Admiräle, Generäle und Herrscher der Vergangenheit und Gegenwart an, deren Taten und politische Anschauungen er als vorbildlich hinstellt.

Schon in „Britannia“ gedenkt er an der Stelle, wo er von dem unzulänglichen Schutze des britischen Handels gegen Spaniens Nebenbuhlerschaft spricht, des Truppen- und Flottenführers Cromwells, des „schrecklichen“ Robert Blake (1599—1657), der siegreich gegen Portugal, Frankreich, Holland und Spanien focht. Im „Winter“ (C) weist er dann bei der Beschreibung der arktischen Kälte auf Sir Hugh Willoughby († 1554, 677 f.), der, von Elisabeth zur Entdeckung einer Nordostdurchfahrt nach China und Indien ausgesandt, als erster sich in jene Gegend Lapplands wagte und im Schneesturm mit der gesamten Bemannung seines Schiffes verhungerte. Neben sie stellte er im „Sommer“ (B) zwei Admiräle aus der Elisabethzeit, deren Unternehmungen jedem Engländer von der Schule her bekannt waren: Drake und Raleigh. Sir Francis Drake (um 1450—96), der England „zur Beherrscherin der Tiefe machte und ihren Namen im Donnerrollen um die Welt trug“ (576 f.), war der erste englische Weltumsegler.[1]) Er war es, der sich mit den Spaniern oft herumschlug und auf der Höhe von Portobello schliefslich dem Fieber erlag. Infolge seiner abenteuerlichen Fahrten erschien er seinen Landsleuten im

[1]) Näheres vgl. Payne, Voyages of Elizabethan Seamen, I Series, Oxf. 1893, S. 193 ff.

Laufe der Zeit wie eine Gestalt aus der Heldensage.[1]) Auch Sir Walter Raleigh (um 1552—1618) preist Thomson als die „Geifsel Spaniens“ (580 ff.). In Amerika kolonisierte er unter grofsen Opfern weite Landstriche in Virginien und Maryland. Einer Verschwörung gegen Jakob I. beschuldigt, schmachtete er 13 Jahre lang im Tower und schrieb dort die erste grofse „Weltgeschichte“ (1614).[2]) Nach seiner Haftentlassung segelte er nach Guyana, um Goldminen auszubeuten. Da er dort St. Thomas verbrannt hatte, wurde er auf Verlangen des spanischen Gesandten verhaftet und hingerichtet (Anspielung in „Freiheit“ IV, 966).

In engem Zusammenhange mit diesen drei Seefahrern erwähnt der Dichter (eb. 575) den Staatsmann Sir Francis Walsingham (um 1530—90). Er war es, der im Richterkollegium safs, das Maria Stuart zum Tode verurteilte, und der ihrer Hinrichtung beiwohnte. Obwohl er stets die protestantische Macht seines Landes zu stärken versuchte, nahm er zu Frankreich eine freundliche Haltung ein, um sich einen Bundesgenossen gegen Spanien zu sichern. Er trieb starke Kolonialpolitik und förderte den Forscher und Seefahrer Hakluyt. Spenser feierte ihn als den grofsen Mäcen seines Zeitalters. Dafs Thomson als Schotte ihn überhaupt unter den Männern aufführte, die Englands Ruhm befestigt haben, ist ein Beweis dafür, wie schnell er seine Heimat in London vergessen hatte, wie sehr er bereits im Fahrwasser englischer Tagespolitik sich bewegte. Ihm kam es nur darauf an, der lauen Politik der Defensive und Kompromisse Walpoles einen zielbewufsten Imperialismus entgegenzusetzen, wie es einst Walsingham, aber auch Drake und Raleigh der Elisabeth gegenüber getan hatten.[3]) Seitdem im Januar 1729 jene bemäntelten Angriffsverse in „Britannia“ gegen den Premier erschienen waren, mifsbilligte der Dichter dessen Regierungssystem immer deutlicher. Daher führte er im „Sommer“ (B) seinen Lesern noch weitere drei Politiker aus dem 17. Jahrhundert vor Augen, die alle als Träger der Opposition galten.

Zuerst den Puritaner John Hampden (1594—1643) (591;

---

[1]) Brief des Spaniers Don Francisco de Carate vom 16. 4. 1579 (ed. N. E. D. XV, 426 ff.).

[2]) Thomson besafs sie und studierte sie eifrig.

[3]) Vgl. Brie, Anglia XL, 19 f.

auch „Freiheit“ IV, 1013). Ein Gegner Karls I., stellte er die Lehre vom gesetzlichen Widerstand gegen den König auf und fiel im Bürgerkrieg. Sodann Algernon Sidney (um 1620—83), „die Kampffeder“ (595), ein Mitglied der Gerichtskommission, die Karl I. dem Henkerbeil überlieferte. Er war der Typ eines jähzornigen, freiheitsdurstigen Republikaners. In siebzehnjähriger freiwilliger Verbannung umherirrend, suchte er Jakobs II. Thronbesteigung zu hintertreiben. Als er dann wieder in England war, schloſs er sich der geheimen Verbindung von Lord William Russell (1639—1683) an (601), um der Willkürherrschaft des Königs ein Ende zu machen. Der Plan miſslang, und beide Verschwörer starben auf dem Schaffot.

Hatte Thomson bisher seinem Publikum nur andeutungsweise politische Gröſsen aus Englands Vergangenheit dargestellt, so beginnt er nunmehr, auch lebende, ihm bekannte Persönlichkeiten nachdrücklich in den Kreis seiner Betrachtungen zu ziehen. In Verbindung mit dem Gedanken, der britische Handel müsse die holländischen Fischerflotten zu überflügeln suchen, nennt er im „Herbst“ (A) Argyle als „die Hoffnung, den Halt, Liebling und Stolz“ Englands (864 f.).

Der Mann, den der Dichter mit so hochtönenden Worten preist, war John Campbell, Herzog von Argyle (1678—1743), derselbe, der anderthalb Jahrzehnte zuvor den Jakobitenaufstand erfolgreich beendet hatte. Er stand damals im Alter von 52 Jahren und konnte auf eine glänzende militärische Laufbahn zurückblicken, die selbst Marlboroughs Taten verdunkelte. Obwohl Engländer im Grunde seines Herzens, führte er als Gouverneur des Edinburger Schlosses eine schottenfreundliche Politik, die der Regierung in London nicht lieb sein konnte. Daher wurde er kurz nach Beendigung des Jakobitenaufstandes ohne Grund aller Ämter entsetzt.

Als Thomsons Lobverse erschienen, hatte er das friedliche Amt eines Oberhofmarschalls inne. Er war der fähigste militärische Kopf seiner Zeit und bei den Schotten infolge seines aufrechten Sinnes volkstümlich geworden. Bänkelsänger verfaſsten ihm zu Ehren Strophen und sangen sie auf den Gassen.[1])

[1]) Vgl. Gentleman's Magazine vom 1. 5. 1740 (S. 258) und Percival S. 143.

Er spendete gern den Armen[1]) und blieb trotz seiner trüben politischen Erfahrungen königstreu.[2]) Stets war er bemüht, den Einfluſs der „Fliegenden Schwadron“ einzuschränken. Nach Thomsons Meinung war solch ein Mann nötig, um einem miſsleiteten Staatswesen wieder emporzuhelfen. Bezeichnend dafür ist, daſs er als Schotte nicht an seine verarmte und unterdrückte Heimat denkt, sondern allgemein von Britannien spricht.

Unmittelbar im Anschluſs daran (eb. 884) nennt er einen anderen Politiker jener Tage, einen Landsmann, den er schon von seiner Edinburger Studienzeit her kannte, und dem er sich durch die Familie Elliot hatte vorstellen lassen: den Juristen Duncan Forbes von Culloden (1685—1747). Der Dichter rühmt in ihm einen Charakter von „aufrichtiger Wahrhaftigkeit“ (885), „wahrhaft edelmütig und im Schweigen groſs“ (866), der dem Volke durch sein weises, feinfühliges Walten ein echter Freund geworden sei (887—890). Zu dieser Darstellung paſst ganz das Bildnis, das uns von ihm überliefert ist.[3]) Es zeigt einen von Locken umrahmten Kopf, an dem die hohe Stirn, ein Paar ruhige Augen und die kräftig geformte Nase dem Beschauer auffallen. Als Vorsitzender des obersten schottischen Zivilgerichtshofes stand Forbes mit vielen Staatsmännern in Verbindung. Thomson war mit seinem Sohne Johann eng befreundet, den er im „Schloſs der Lässigkeit“ (XLII, 2) als „fröhlichen Jüngling“ kennzeichnet und in seinen Briefen öfter erwähnt.

Das Jahr, in dem der Dichter diese Verse im „Herbst“ (A) veröffentlichte, in dem die erste Gesamtausgabe der „Jahreszeiten“ erschien und „Sophonisbe“ im Drury Lane Theater über die Bretter ging, bildete einen Abschnitt in seinem politischen Leben. Damals war er auch durch Bischof Rundle in die Familie des Generalanwalts Grafen Talbot eingeführt und als Erzieher für den ältesten Sohn empfohlen worden. Wie bei allen jungen Engländern aus guter Familie sollte, einer alten Sitte folgend, eine Reise auf das Festland des Jünglings Bildung abschlieſsen. Mit ihm reiste nun Thomson

[1]) Vgl. eb. vom 13. 9. 1740 (S. 466).

[2]) Vgl. eb. vom 31. 6. 1740 (S. 412); vgl. auch Pope, ed. Warburton IV, 324.

[3]) Vgl. Craik S. 227.

zuerst nach Paris, wo er mit Voltaire zusammentraf, dem Dichter der Duldsamkeit und Feind des Despotismus. Von dort aus ging er mit seinem Zögling in die Schweiz und nach Rom und unterhielt dabei einen regen Briefwechsel mit seinen Freunden, z. B. mit Dodington. Er empfand angesichts der antiken Kunstwerke den Wert der „wirklich vorhandenen, notwendigen lebendigen Künste des Lebens", die auf „Arbeit, Freiheit und allgebietendem Handel"[1]) beruhen. Gegen Ende des folgenden Jahres (1731) waren beide Reisenden wieder daheim. Sie hatten einen Einblick in die verschiedenartigsten Staatsgebilde erhalten und waren nun imstande, vorteilhafte Vergleiche mit der heimatlichen Politik zu ziehen. Der vom Dichter schon im Mai 1730 gefaſste Plan, eine Darstellung der kontinentalen Länder „mit moralischen Betrachtungen über deren Regierung und Volk" zu liefern, gewann alsbald Gestalt in dem langen epischen Gedichte „Freiheit", das voller Opposition gegen das Walpole-Kabinett war.[2]) Er widmete darin dem Andenken des jungen Talbot, der bald nach Beendigung der Reise gestorben war, einige Verse mit Ausdrücken tiefer Trauer („Freiheit" I, 1 ff.). Vor allem aber entwickelte er sein politisches Programm weiter. Zum Träger seiner Gedanken dienten ihm hier die Namen zweier Männer, eines Generals und eines Staatsmannes, die beide als Gegner des Premiers bekannt waren: Oglethorpe (V, 645 f.) und Bathurst (eb. 699).

James Edward Oglethorpe (1696—1785) war zwar Londoner von Geburt, aber Jakobitenfreund. Als Förderer philantropischer Bestrebungen gehörte er jenem Kerkerausschuſs an, dessen segensreicher Tätigkeit der Dichter im „Winter" (A B 351 ff., C D 359 ff.) gedacht hatte. Oglethorpe erkannte klar die schweren wirtschaftlichen Schäden Englands und sah in der Kolonisation das einzige Mittel, das wachsende Elend wirksam zu bekämpfen. Zugleich wollte er auch den britischen Kolonien in Amerika an ihrer Südgrenze einen festen Stützpunkt gegen spanische Angriffe bieten. Daher verschaffte er sich 1732 von der Regierung ein Privileg zur Besiedlung von Georgien, das er mit einer Schar Engländer, Österreicher und

[1]) Vgl. Macauly, E. M. of L. S. 35.
[2]) Vgl. Johnson, Lives of the English poets 1783, ed. Hill 1905, III, 285.

Schotten erfolgreich verwaltete.[1]) Vom Könige gefördert, von Thomson freudig gepriesen, erschien er vielen als der grofse Kolonialpolitiker der Zukunft. Er war ein geschickter Organisator und erlebte es noch, dafs nach mühsamen Kämpfen Georgien schliefslich eine königliche Provinz wurde (1752).

Nicht weniger tatkräftig, wenn auch beschaulicher, war das Wirken von Lord Allen Bathurst (1684—1775). Er safs während Königin Annas Regierung als einer der zwölf Peers im Oberhause. Ein Anhänger der konservativen Torypartei, wurde er ein entschlossener Gegner Walpoles. Er war ein kunstsinniger Naturliebhaber und zählte Pope, Swift und Addison zu seinen Freunden.

In dem Mafse, wie sich der Dichter gegen Walpoles Machtentfaltung immer schärfer ausspricht, gegen „faule Minister, Werkzeuge der Korruption, die durch heimliches Goldgraben im Dunkeln arbeiten" (IV, 539 f., V, 200 f.), weist er auf die Notwendigkeit eines starken Königtums hin, das imstande ist, sich von den verderblichen Einflüssen dieses einseitigen, korrumpierten Kabinetts frei zu machen. So führt er jetzt eine Reihe von Königen auf, die durch Umsicht und Stärke zu Englands Gröfse beigetragen haben.

Von altenglischen Herrschern rühmt er Egbert (um 827), der die sieben angelsächsischen Königreiche in fester Hand vereinte (eb. IV, 704). Alfred der Grofse (871—901) ist ihm wichtig als Krieger und Richter (eb. 733 ff). Eduard den Bekenner (1041—66) lobt er als gerecht und milde (eb. 748), Eduard III. (1327—77), den Sieger von Crecy und Poitiers, und Heinrich V. (1413—22), der bei Agincourt siegte, als stark im Kampfe gegen Frankreich (eb. 840). Während er Heinrich VII. (1485—1509, eb. 873 ff.) und Heinrich VIII. (1509—47, eb. 895 ff.) als abschreckende Beispiele von Tyrannen hinstellt, durch die das Land litt, preist er Elisabeth (1558—1603) als die weitblickende Fürstin, die Englands Seegeltung stärkte (eb. 923 ff.). Wenn auch die Zeit ihrer Nachfolger von Jakob I. (1603—25, eb. 957 ff.) bis zu Jakob II. (1685—88, eb. 1105) wenig Fortschritte aufweist, so ist doch Wilhelms III. weise Regierung (1689—1702) um so segensreicher gewesen (eb. 1144).

[1]) Vgl. Gentleman's Magazine v. 15. 3. 1740 (S. 129).

Kurz nachdem „Freiheit“ veröffentlicht war, starb Lord Talbot (14. 2. 1737). Er war einige Wochen nach dem Tode seines Sohnes noch Grofskanzler geworden und hatte Thomson das leichte, einträgliche Amt eines Sekretärs im Kanzleigericht verschafft, wodurch der Dichter mit vielen hohen Staatsbeamten in Fühlung kam. Dieser widmete nun seinem verstorbenen Gönner in Form eines längeren Gedichtes einen Nachruf, der im folgenden Juni erschien.[1]) Ausführlich würdigte er darin seine lautere Wesensart und seine Fähigkeiten. Thomson sagte hier nicht zuviel. Sir Charles Talbot (geb. 1685) verdiente dieses Lob. Ein Gegner Frankreichs, wurde er 1717 Generalanwalt des Prinzen von Wales. Schon vor seiner Ernennung zum Grofskanzler priesen ihn die Zeitgenossen als Wunder von Verstand und Muster von Tüchtigkeit. Er war ein besonderer Feind der damals beliebten Rechstverdrehung und -verzögerung und suchte sie durch Vernunft und Unparteilichkeit zu ersetzen.

Für den Dichter wurde Talbots Tod von grofser Bedeutung. Der neue Kanzler, Lord Hardwick, war ein ausgesprochener Anhänger des Walpolekabinetts. Er hatte nun volle Verfügung über alle Stellen im Kanzleigericht und hielt den Sekretärposten eine Zeitlang für Thomson frei. Doch dieser konnte unmöglich ein Amt aus der Hand des Mannes annehmen, der ein Werkzeug seines politischen Gegners war, ohne dabei seiner eigenen politischen Überzeugung untreu zu werden. Daher verzichtete der Dichter trotz des Zuredens seiner Freunde auf den Posten und ging damit offen in das Lager der Walpolefeinde über.

An ihrer Spitze stand der Thronfolger Friedrich Ludwig, Prinz von Wales. Im Gegensatz zu seinem Vater Georg II., der ganz dem Einflusse des Premierministers ergeben war, erstrebte er mit allen Mitteln ein unabhängiges Königtum und eine starke Auslandspolitik. Dadurch kam es zum Zwist mit dem Könige. Der Prinz zog sich vom Hofe zurück und sammelte einen Kreis von Gleichgesinnten um sich, der schnell anwuchs.

Schon lange hatte Thomson regen Anteil am Geschick des Kronprinzen gehabt. Bald nachdem dieser aus Hannover nach England gekommen war, um den Titel eines Prinzen von Wales

---

[1]) Ed. Tovey II, 210 ff.

zu empfangen, spielte der Dichter auf den damals etwa zwanzigjährigen „königlichen Jüngling“ in „Britannia“ (17) an. Fünf Jahre später widmete er ihm „Freiheit“ und betonte darin seine Liebe für Kunst und Freiheit (I, 369 ff). Daraufhin empfahl ihn der Sekretär des Prinzen, Baron Lyttelton, der Gunst seines Herrn, der sich nach dem endgültigen Bruch mit dem Königshause gern in der Rolle eines Schutzherrn der Literatur gefiel. Er setzte ihm eine jährliche Summe von ungefähr 2000 M. aus, die Thomson besonders nach Talbots Tode sehr gelegen kommen mufste. Geldverlegenheiten, die bei ihm nicht selten waren, bewogen ihn auch dazu, sein Drama „Agamemnon“ (April 1737 in Drury Lane aufgeführt) der Prinzessin von Wales zu widmen,[1]) um sich womöglich einen weiteren Zuschufs zu sichern.

In dem Stück führt nun der Dichter seine politischen Anschauungen in antikem Gewande breiter als bisher aus und macht sich damit zum Wortführer der Partei des Prinzen.

Nach zehnjähriger Abwesenheit kehrt Agamemnon als ruhmgekrönter Sieger aus der Fremde heim (I, 3, S. 120). Aber sein Ruhm nützt ihm wenig, da er inzwischen seinem Volke ein Fremder geworden ist (III, 2, S. 159). Auch sein schwacher Vater hat vorher nicht das Wohl des Staates zu fördern vermocht (II, 2, S. 135). So hat sich allenthalben heftige Opposition breit gemacht, die ihm das Regieren unsäglich erschwert (II, 5, S. 143). Eine ständige Gefahr bildet für den König jene Schar „höflicher Raufbolde, die mit verdrehten Blicken lügen und mit Achselzucken betrügen“, jene „staubleckenden, kriechenden, verschlossenen, sich windenden, gesprenkelten, glatten Hofschlangen“ (eb. S. 145). Besonders ein „heimlicher Verräter“ ist es, der unter der Maske der Gleichgültigkeit neidisch und stolz Unruhe und demokratischen Geist ins Land trägt (eb. S. 144 f.) Der Gedanke an ihn erfüllt Agamemnon mit Groll und Bitterkeit (III, 2, S. 161 f.), und auch Arcas geifselt scharf sein heuchlerisches Treiben (eb. S. 162).

Wenn der Staat lange Zeit hindurch infolge heftiger Parteikämpfe zersplittert und in üppigen Friedensjahren verwildert und verdorben ist (II, 5, S. 143 und III, 2, S. 160), dann mufs sich Agamemnon selbst die Schuld daran zuschreiben,

[1]) Vgl. Macauly, E. M. of L. S. 43.

denn er hat allzu sorglos das Wohl von Millionen Menschen zweifelhaften Händen anvertraut (III, 1, 153). Der Friede, voller Luxus und Verschwendung, hat das ganze Volk verweichlicht, so dafs es in Tagen der Not wie Spreu im Winde vergeht (III, 2, S. 166). Nur Gefahr und Krieg stählen Herrscher und Volk und machen sie widerstandsfähig (II, 3, S. 139f. und III, 2, S. 166). Noch ist nicht alles verloren. Eine kleine Schar Getreuer bemüht sich, das sinkende Staatsschiff zu retten (III, 2, S. 167). Melisander ist einer von ihnen. Unentwegt kämpft er gegen Lüge und Betrug (III, 1, S. 153).

Solch offene Wahrheit konnte Walpole nicht vertragen, so sehr sie auch der Prinz und seine Anhänger begrüfsen mochten. Nicht nur diese Zeilen, auch alle Angriffe auf die Verdorbenheit der Regierung und die Abwesenheit des Königs fielen dem Rotstift des Zensors zum Opfer, bevor das Stück zur Aufführung freigegeben wurde.

Mit dem „Agamemnon“ beginnt eine Reihe von Veröffentlichungen, die alle dem Kronprinzenkreise zugedacht sind. Ein knappes halbes Jahr darauf widmete er seinem Gönner anläfslich des Geburtstages seines ersten Kindes, der Prinzessin Augusta, ein schwungvolles Gedicht,[1]) das im „Magazin für Gebildete“ (September 1737) erschien. Es soll vor allem ein Loblied auf den Prinzen sein.

Während Frankreich und andere Völker auf eine Gelegenheit warten, um England anzugreifen, während Parteigezänk und Korruption an der Lebenskraft des Landes zehren, begrüfsen die Musen ihren Beschützer, ihre letzte Hoffnung. Aller Herzen fliegen ihm zu, dem Freunde der Freiheit. Er vereinigt die Vorzüge der gröfsten Herrscher Britanniens in sich, der Eduards, der Heinriche, Annas und Elisabeths. Er wird einst Frankreich und Spanien die langverdiente Züchtigung zuteil werden lassen.

Dieselben Gedanken finden sich auch in dem Trauerspiel „Eduard und Eleonore“ (1738—39), das Thomson der Kronprinzessin dedizierte. Hier stellt er das Verhältnis Eduards zu seinem Vater sowie die Leiden und Hoffnungen Englands dar. Während Prinz Eduard vor Jaffa gegen die Türken

[1]) Ed. Tovey II, 222f.

kämpft, mahnt der getreue Graf von Gloster ihn an die Rückkehr in die Heimat, die arg bedrängt sei, und warnt ihn vor „üblen Beratern“ (I, 1, S. 11). Er weist den Prinzen darauf hin, dafs es ihm und nicht „teilnahmslosen, selbstsüchtigen Fremden“ gebühre, Englands wachsende Gröfse zu behüten (eb. S. 12). Erwartungsvoll blickt England auf den Thronfolger und sieht in ihm den Erretter (II, 2, S. 31) und Beglücker (II, 4, S. 36) der Nation, den Beschützer aller Stände, Künste und edlen Anlagen (eb. S. 36). Er gibt auch dem Drängen Glosters nach und will heimkehren. Dabei beherrscht ihn der eine Gedanke, das „treulose Frankreich“ zu demütigen und sein ganzes Leben dieser Aufgabe zu widmen (I, 1, S. 13). Als dann die Nachricht von des Königs Ableben Eduard erreicht, bricht er in Klagen über dessen betrogene Güte aus (IV, 7, S. 66). Nur mühsam richtet der alte Graf den Verzagten auf, indem er ihn an seine Herrscherpflicht erinnert:

„Entmutigt ruft Dein Vaterland Dich an,
Dafs Du es rettest, stärkst und ehrlich machst,
Sein festes Reich weit übers Meer hin ausdehnst
Und es zur Geifsel Frankreichs werden läfst.
Selbst Engel könnten Dir das Glück beneiden,
Das Deiner wartet, wenn Du Gutes schaffst:
Tugend verbreitest, stillen Wert erfreust,
Die Stolzen niederschlägst, die Künste hütest,
Der Industrie und Freiheit heil'ge Rechte,
Wenn Du ein ganzes Adelsvolk beglückst“ (eb. S. 67).

(Fortsetzung folgt.)

Berlin. Hans Marcus.

[15. 10. 24.]

INHALT.



Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

# Beiblatt zur Anglia.

## Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

XXXV. Bd. Dezember 1924. Nr. XII.

## I. SPRACHE UND LITERATUR.

**Carleton Brown, Religious Lyrics of the XIVth Century.** Oxford University Press 1924. XXII + 358 pp. Pr. 10/6.

The main object of the present volume of lyrics, is to illustrate the development of the English lyric in the fourteenth century. The author is preparing similar collections of thirteenth and fifteenth century English verse, in this way trying to present a continuous picture of the English lyric from about 1200 to about 1500. The fact that the latter volumes have not yet been brought out, has induced the author to dispense with an elaborate introduction to the volume now offered.

Besides the scope indicated, the author has endeavoured to publish unprinted matter, as far as possible, in his book, to adduce better MSS. of poems already out, and to give a more accurate text of such verse as is printed by previous editors.

Several difficulties attend the task which the editor has set himself, chief among them the uncertainty of date of the several poems. As they most often appeared anonymously, the author had to rely on other criteria in order to determine the date of composition. And even when indications as regards authorship are to be found, this does not necessarily settle the question as to the date, because all traces of the poet named may be lost. Linguistic critera as well as the non-existence at this day of known versions of the poems previous to 1300, may in fact turn out fallacious. Likewise, much matter now existent only in fifteenth century or later versions, may actually belong to the fourteenth century. In this way

the author had to find his way tentatively and to offer a chronology which must be open to correction.

In spite of these drawbacks the author (editor) has succeeded in bringing together a very useful collection which will serve its purpose as an adequate illustration of the literary history of the English lyric in the fourteenth century. The notes are chiefly confined to indications of MSS., versions and previous editions. Interpretations of linguistic difficulties or elucidations of obscure points are offered more sparingly. A full glossary winds up the volume.

The aims of the editor are well-defined and so far successfully carried out. His volume accordingly ought to be judged by what it offers, not by what the reader misses. A number of particulars can, of course, be discussed. I am not sure, for instance, whether the author's interpretation of the lines:

"Þen a Frere þou wolt hent,
þi parisch prest for schame forsake," (p. 198)

is right. This seems to be a reference to a common stratagem and might be uttered by anyone. A conclusion as regards the quality of the speaker is hardly to be based on it.

"A schete schal þi body hule" (p. 198).

*Hule* is missing in the glossary, as far as I can see. It evidently signifies *to conceal* (= German *hehlen*), as in the line:

"For monnes schome I rede ȝe hele." (p. 175).
"Þorgh þe to sike is helþe iȝoue." (p, 231).

The last word in this line is missing in the glossary. It ought, of course, to be found under *ȝeve* as the pple *given*.

"þat non of þin helþe ne misse." (p. 231).

*Helþe* is translated *health* in the glossary. The sense in this place must be *salvation*.

"fordone
As deueles into helle fere." (p. 231).

The form *fere* is of interest but has not found a place in the glossary (*fyre*).

Lund. S. B. Liljegren.

**Emile Legouis, Edmund Spenser.** Paris, Bloud & Gay, 1923. XVI + 359 pp.

**Charles W. Camp, The Artisan in Elizabethan Literature.** A. u. d. T.: **Columbia University Studies in English and Comparative Literature.** New York 1924. 170 pp.

**Studies in Philology,** ed. by **Edwin Greenlaw.** A. u. d. T.: **Elizabethan Studies.** Ninth Series, vol. XXI, number 2, April 1924. The University of Northern Carolina Press. 140 pp.

**Jules Douady, La création et le fruit défendu selon Milton.** Paris 1923. 215 pp.

**H. Mutschmann, Milton's Eyesight and the Chronology of His Works.** Dorpat 1924. 50 pp.

**Paul Dottin, Daniel De Foe et ses romans.** Thèse, Paris, Les Presses Universitaires 1924. 10 + 896 pp.

**Vasil Moesch, Naturschau und Naturgefühl in den Romanen der Mrs. Radcliffe und in der zeitgenöss. engl. Reiseliteratur.** Diss., Zürich 1924. 18 + 108 pp.

The book on Spenser is a remarkable instance of the fact that even a small thing may grow and acquire the highest value when put into proper hands. The author's intention was to make Spenser accessible to his countrymen at large, his aims were thus in the first place to interpret the 'poets' poet' to a reading public beyond that of scholars. Without losing sight of this goal the author has, however, achieved not only the best biography of Spenser now in existence, a fascinating account of his life which shows intimate and accurate knowledge of every detail, but he has also successfully carried Spenserian research farther on several points. The outstanding quality of the author's is, though, his delicate psychological skill which has enabled him to interprete Spenser to us as no one has succeeded in doing before this. He shows how the Puritanism and moral purpose which is usually regarded as the core of Spenser's poetry, was a secondary, I should like to say acquired, quality in an essentially artistic mind to which the glamour of creation was supreme. If we were to judge Spenser by such lines as these:

"Ah then, my hungry soule! which long has fed
On idle fancies of thy foolish thought."

or:

"Many lewd layes (ah! woe is me the more!)
In praise of that mad fit which fooles call Love
I have in th' heat of youth made heretofore
That in light wits did loose affection moore,"

we might as well say that the real Tasso is not to be found in *Gerusalemme liberata*, but in that silly canting bore, *Gerusalemme conquistata*. It is Prof. Legouis' lasting merit that he was able to *feel* like the artist himself and in this way to peel off the coverings in which sophisticated thought in Spenser's surroundings had dressed a soul essentially athirst after the splendour, beauty, warmth and love of life. This fact that the author himself evidently is an artist, has in addition enabled him to render Spenser in French in a way which as far as I know has not been equalled by any other translator of Spenser into any other language. In fact, it is less translation than poetic re-creation. There can be no doubt that Spenser has at last found a thoroughly congenial interpreter.

The two volumes brought out in 1916 on *Shakespeare's England* have succeeded in creating or strengthening a widespread interest in the everyday life and circumstances of the Elizabethan era. *The Artisan in Elizabethan Literature* is intended as something of a supplement to the work mentioned above, though of course the present author has had more space for his treatment of this particular subject. He likewise had to work on more systematic lines. It was in the nature of things that he should base his study chiefly on drama, though ballads, satirical songs and novels – in so far as an Elizabethan novel existed — furnish a proportionate material. The limit *ad quem* has been put at 1642, thus extending the period treated beyond the reign of Elizabeth.

An *Introduction* gives some general features of the medieval and Renaissance guilds, and then the subject is treated under four different heads: *The Craftsman as an Heroic Figure, The Artisan as Speculator and Philantropist, The Craftsman and His Work, Social Aspirations of the Artisan.* In the first chapter, the story of *Crispine and Crispianus* in its many different versions and disguises plays a prominent part, and the author has confined his interest in the craftsman as a

hero to the warlike qualities of the latter. The second and fourth chapters deal with much the same aspects of the subject, in as much as the speculation of the craftsman generally aimed at a higher social position. Here, the author has rightly recognized the acquisition of estates as one of the means used by the artisan (in common with the merchants etc.) in order to climb the social scale. One of the most interesting plays referring to this fact, is Middleton's *Michaelmas Term* (1607) where Quomodo, a woollen-draper, cheats a landed proprietor in order to get his estate, because then Quomodo will be "divulg'd a landed man throughout the livery." — Other instances of this process as reflected in contemporaneous literature, I have pointed out in my *Fall of the Monasteries.*

In the third chapter, the actual everyday aspect of the artisan and his craft is dealt with, though here as elsewhere in the book the limits are somewhat loosely drawn. A page and a half of "conclusions" offer some unexpected observations upon the interest modern authors and readers have found or may find in the subject treated. The bibliography is of course not by far exhaustive but very useful.

Edwin S. Lindsey's *The Music of the Songs in Fletcher's Plays* which forms the first contribution to Greenlaw's *Studies in Philology*, must, I think, be regarded as a sign of the revived interest in Elizabethan music which has shown even the public at large that, at a time when Northern Europe in general was barbaric as regards music, England vied with Italy in glorious achievements which it has not surpassed to this day — in spite of the prominent place occupied by the English music of the last three or four decades. At all events, Lindsey has turned his attention to the eighteen tunes preserved to us of those which occur in Fletcher's plays. Some notes of a general kind might have been dispensed with, but otherwise the information furnished by the author is very interesting. He notices the fact that one-third of the pieces preserved are popular ballad tunes, the rest by trained composers, and that the latter are generally sung by or for people of higher rank in Fletcher's plays, the former on the contrary by servants or low people for their own amusement. Moreover, Fletcher evidently used music as a dramatic device, not only as an ornament.

Robert Adger Law writes a note on *The Shoemaker's Holiday and Romeo and Juliet*, to the effect that Dekker's play shows traces of Shakespeare's tragedy. It must be confessed that the passages aduced as parallels in the writer's opinion leave much to be desired, with one or two exceptions. The hunt for sources has rightly fallen into a certain discredit, of late.

Thornton S. Graves has called attention to Ralph Crane's relations with the theater — in *Ralph Crane and the King's Players* — having found a kind of autobiographical preface to a volume published in 1620 with Crane's name on the title-page. The preface says, among other things:

"And some imployment hath my usefull *Pen*,
Had 'mongst those ciuill *well-deservuing Men*,
That grace the *Stage* with *honour* and *delight*," etc.

Two papers are dedicated to Spenser: *The Allegory of Chastity in The Faerie Queene* by F. M. Padelford — and *Realistic Elements in Spensers Style* by Margaret Erskine Nicholson. The former is an analysis of the third book of the *Faerie Queene* undertaken in order to show that this book is not inferior to books I and II as regards structure and inspiration. I note that the author's idea of Spenser's thought and learning must be rather exaggerated. There are no proofs that Spenser was a particularly close and thoughtful student of Aristotle or other thinkers of Antiquity and the Renaissance. When he says that he is following Aristotle and the rest, this expression is a very common one at the time, implying as often as not a more or less superficial second-hand knowledge of the authors in question. Such statements ought not to be taken literally without close inquiry into their foundations. As regards Spenser, I may refer to a forthcoming paper by Saurat, *viz. Les idées philosophiques de Spenser* (*Yearbook of the New Society of Letters at Lund 1924*).

The second paper states that Spenser's realism increased as he advanced in years and experience, his great epic containing twice as many realistic elements in the last three books as against books I—III. As is evident from this fact, the author has not confined his study to the colloquialisms of the *Calendar*.

In *Milton and Bodin's Heptaplomeres,* Louis I. Bredvold traces Milton's interest in Bodin's scandalous *Colloquium Heptaplomeres* of which he seems to have possessed a copy. This number of Greenlaw's *Studies in Philology* is wound up with a very useful bibliography by Thornton S. Graves of *Recent Literature of the English Renaissance.*

Douady's book is included in a "collection de critique et d'histoire", but otherwise it is difficult to detect what entitles it to be considered as a piece of scholarship. First, the reader is struck with the total absence of preface, bibliography, and references. The author's purpose as well as his sources remain in the dark, save for such information as the text itself affords upon these points. And this information is neither particularly valuable nor abundant. In the opening chapter, the author seems to aim at a hurried sketch of Milton and his England (especially religious aspects), but facts and dates here given turn out to be by no means reliable. On p. 7, we are told, for instance, that Charles I was beheaded on Feb. 9, 1649, and that, on this occasion, Bossuet was twenty years old. It is, perhaps, the best-known fact in English history that Charles' execution took place on Jan. 30 — Bossuet was born in Sept., 1627. The rest of this chapter is of a piece.

The remaining thirteen chapters contain the substance of the treatise. If we try briefly to expound the author's intentions, they may be regarded as an attempt to relate the events described in Milton's *Paradise Lost* in their true chronological order and real significance, divested of poetry and beauty. The rebellion of Satan, the war in heaven, the creation of the world, of man and woman, the plans matured in hell and in heaven, Satan's journey to the earth and to paradise, the temptation, fall and punishment of man, and Adam's vision of the future — such is the nature and sequence of the narrative. The author obviously tries to follow *Paradise Lost* very closely, to bear out the title *La création et le fruit défendu selon Milton.* If the book were to be regarded as a piece of scholarship, one might raise several objections, *e. g.* that the author has not even *tried* to make out what is *selon* Milton or characteristic of *his* treatment of the subject, but has simply mixed everything into a single mess where

Milton's ideas, common Biblical conceptions, and the author's own imaginations and misinterpretations swim in a sorry wash of most pitiful witticism. One might object that the author now and again makes statements which are hardly reconcilable with, or which are even contradictory to, other passages in the book.

But it would be waste of time and paper to no purpose, if we were to go on and try to discuss this passage or that. So absolute a lack of knowledge and insight must be left alone as far as possible.

Mutschmann begins his paper with a statement that, save for his own *Milton und das Licht*, Milton's blindness, its causes and effects have received but small attention. He evidently does not know the paper published by Saurat and a French medical authority in the *Revue Anglo-Américaine* (December 1923; cf. ib., June 1924). On the basis of his own theories, Mutschmann now works up a hypothesis that, about 1644 Milton's eyesight suffered a decide change for the worse, and, as he gradually became blind, his "albinotic photophobia" disappeared. The author tries to prove this by collecting the expressions relating to the "light-shade complex" which are to be found in Milton's prose works published in the years 1641—1649 (by the bye, the author dates Milton's *Tenure* 1649—50 instead of 1648—49, thus implying that it is later than the *Eikonoklastes*). His method turns out to be of a curious kind. Milton's expression "her *fiery* whip" where he stresses the idea of *heat*, is put in the *light*-category. Similar mistakes are frequent. Words like "a vine", "a cloak-bag", "in the midst", "labyrinth", "disguises", "eaves", "eaves-dropping", "partitions", "vizards", "to crouch", "dryad", "entangle", etc., are taken to be *in se* expressions of darkness. "To gaze" or "to dazzle" is a sign of "albinotic vision", and so is the quality of being "dizzy" or "supercilious". When Milton takes up the expression "blush" from his adversary, and scornfully rubs it in by repeating it four or five times in different contexts — a very common practice at the time — Mutschmann gets as many proofs of Milton's "albinotic facies".

Put to the test Mutschmann's methods give the following results: I took a book at random lying within reach, *viz.* Prof. Chew's *Byron in England.* I counted those expressions

on the first two full pages (pp. 2—3) which according to Mutschmann belong to the "light-shade complex". The result was that, whereas Milton at most has 27—28 "light-shade" expressions *per* 1000 lines, Prof. Chew has about 40 *per* 75 lines. It is evident that Milton's albinism is nowhere compared with Prof. Chew's wretched albinotic constitution. To judge from the first 75 lines of the next book lying upon my table, *viz.* Hardy's *Far from the Madding Crowd*, the old Wessex novelist is just as bad as Prof. Chew. We leave to Mutschmann to continue these clever experiments, but we are at a loss to unterstand who is going to trust the results arrived at by him.

*He* has, however, derived much profit from his discovery, in several respects. We know that Milton hesitated for a long time before he wrote his great epic, because he wished to prepare himself for his task by study. At least, he says so himself. Mutschmann's theory, however, allows him to state that Milton did not know what he was talking about, on this point. His hesitation was caused solely by the difficulty he experienced of finding "a subject which would enable him to remain in the dark throughout the duration of the action." Because Milton's "albinotic vision" could not bear light or light objects. And so, when he looked round for a subject worthy to be treated in a great epic, there must chiefly have occurred to his mind things like chimney-sweeps, negroes, funerals, inkpots, and the like. However enticing these subjects were, he did not use any of them, as far as we know. But he actually chose the devil and hell, as being both rather satisfactory from the point of blackness. In this way, a single stroke of genius has enabled us to correct *e. g.* the mistaken idea that Milton's last piece of poetry was *Samson*. As being a drama about a blind man to whom the whole world was black, it must have been written before 1644, though Milton deferred the publication some thirty years for reasons unknown.

The reader of Dottin's monumental *Daniel De Foe et ses romans* immediately perceives that the old master of the realistic novel, of irony, lies and political intrigue, etc., etc., has at last found a scholar able to grapple with the whole complex of problems which are presented by Defoe's career and works. The task was a very difficult one on account of the immense material no less than because of Defoe's

chameleon-like personality. There was likewise much weeding to be done, as the subject has suffered much at the hands of a host of writers, more well-meaning than intelligent, who have hunted up and down for the sources of *Robinson* or tried to blacken or whitewash Defoe's character. The sifting activity so successfully initiated by the other Defoe-authority, W. P. Trent, has now been carried forward by the present author with sane judgment and extensive as well as profoundly sound knowledge and learning. If there is a thing to be regretted, it is the fact that the author has restricted himself to Defoe's life and work, as far as possible. No one could, however, possibly be better equipped for a fuller treatment of Defoe's time, his place and importance there. We are entitled to infer as much from the author's admirable chapters on *e. g.* the genesis and after-fame of *Robinson*, on which any treatment of literary sources and influence in general might be modelled.

At all events, we have got a careful, detailed portrait of Defoe which does not only cover facts, but is also worked out with real psychological skill. Young Daniel has his fill of the Bible, he copies the Pentateuch and in this way acquires the style and voice characteristic of the preacher, so exactly like the real thing that, often, we must hunt among his letters and notes for his real opinion, when he has openly and with the utmost unction defended or denounced some doctrine, party or cause. When Wesley attacked the presbyterian seminaries, Defoe for some reason or other defended these institutions with so much zeal that his express words in a letter are required to make us sure that he really censured them rather severely. We hear of his youthful experiences in the art of telling cock-and-bull stories with an innocent and trustworthy countenance. He never forgot this art in after-life, whether sermonising or writing fiction. His own habit of proclaiming in public suitable opinions while thinking differently in his own mind, made him able to penetrate behind the mask of political or religious schemers of a similar kind. The Act of Toleration got up by James II in 1687, did not deceive Defoe, though he made haste to derive as much profit from it as was possible. As is often the case with such characters, however, his cunning was nearly equalled by his credulity,

and consequently he was as often cheated as he succeeded in cheating other people. As he assumed a second name, and called himself De Foe as well as Foe, so he lived for some time a double or maybe "treble" life, changing his dwelling so often that his groom at times did not know where Defoe had passed the night. His incessant irony, his unscrupulous thefts of other people's ideas, his vanity, everything tended to make him a useful friend and servant to the government, as well as to expose him to the fury of those he attacked on each occasion. Not the least valuable quality he possessed was his curiosity. He was one of the greatest gossips ever born. The best proof of Robert Harley's skill as a minister lies in the fact that he made Defoe his "bureau central de renseignements".

Versatility in general is useful, but not the kind of versatility Defoe possessed: versatility in defence coupled with versatility in attack does not fail to destroy its owner. Defoe's life was wrecked but his work remains, especially his literary work. Here, too, he was versatile, a merchant politely bowing and grinning behind the counter, alive to the slightest wishes expressed by his customers. "Selon De Foe, un bon écrivain populaire doit à la fois plaire et servir", says the author. "Fils de commerçant, commerçant lui-même, et sans cesse en rapports avec des ouvriers, des apprentis, ou de petits patrons, il connaissait les détails qui mettent les lecteurs en confiance et établissent entre eux et l'auteur un courant de sympathie" (pp. 489—90). Defoe knew the average qualities of human nature and he decided to exploit them. The result was *Robinson Crusoe*, a stroke of genius which Defoe himself was unable to equal later on. He appealed to other common qualities of human nature in his books, in *Moll Flanders*, in *Colonel Jack*, in *Roxana*, but the chief source of success was exhausted.

The author is to be congratulated upon his singularly fine achievement.

Moesch opens his treatise with a short sketch of the sense of nature in English books of travel from about 1760. He dwells upon the realism of the "guides", on the critical attitude, and on the romantic vision and idea of nature. I note that the author seems to think that poets like Young were

more really inspired than rhetorical, an opinion I cannot subscribe to. When he tries to point out members of the "Graveyard school" earlier than Young, he might perhaps go farther back even than Parnell. In the 17th century there is, for instance, Lord Herbert's graveyard poetry. An investigation of Mrs. Radcliffe's novels forms the substance of the treatise. The lasting part of her writings is to be found in the inspired passages describing nature and scenery. It is in accordance with her choice of subject that the kind of nature which attracted her, was pathetic, sublime and terrible, not idyllic or pastoral. A happy idea of the author's is his reference to the landscape painting of Salvatore Rosa and Claude Lorrain to both of which Mrs. Radcliffe was evidently indebted. This note widens the outlook of the painstaking and useful treatise.

Lund. S. B. Liljegren.

---

**The Poet as Philosopher.** A Study of three philosophical poems *Nosce Teipsum: The Essay on Man: In Memoriam* by **Mabel Dodge Holmes.** A Thesis presented to the Faculty of the Graduate School in partial fulfilment of the requirements for the Degree of Doctor of Philosophy. Philadelphia, PA. 1821. 190 S.

In ihrer breit angelegten Doktordissertation untersucht die Verfasserin unter Zugrundelegung der Gedichte Davies', Popes und Tennysons die Frage, wer von beiden im Gedichte überwiegt, der Philosoph oder der Dichter, oder besser, ob jener oder dieser der Originelle, der Schöpferische ist, und sie entscheidet sich für den letzteren, den Dichter. Nun werden wir wohl auch schon von jeher aus einem gewissen Gefühl heraus und a priori gleichsam diese Ansicht gehabt haben, namentlich in bezug auf Tennyson, aber es ist der Holmes Verdienst, durch eine eingehende Prüfung die Frage geklärt und nach allen Seiten hin beleuchtet zu haben, und was aus den erörterten Gedichten erwiesen ist, läfst sich von allen philosophisch-didaktischen Gedichten sagen: Die Dichter popularisieren nur bereits feststehende Theorien (Davies) oder sind das Sprachrohr eines Philosophen (Pope, Tennyson). Freilich kommen eigene Lebenserfahrungen hinzu, the hard mistress Experience (S. 7), wie im Falle Davies und Tennyson, weniger

oder gar nicht bei Pope, dessen Gedicht grew, not out of Pope's life experience, but out of Bolingbroke's, and its initiation was due to the friendship between the statesman and the poet (S. 9). Der Staatsmann bediente sich des bereits berühmten Dichters, um für seine Philosophie Propaganda (S. 10) zu machen. Holmes zeichnet den Hintergrund der drei Gedichte, die Elizabethan, Georgian, Victorian Era, deren Hauptwesen als patriotic enthusiasm, artificial rationalism, religious humanitarianism kurz gekennzeichnet wird, und sie stellt die rhetorische Frage auf: How can the poet help reflecting his time? (S. 36). Freilich nicht, da er eben mehr Dichter als Denker ist. Aber ein Verdienst habe der Dichter doch, das er für sich in Anspruch nehmen könne: He is not the pioneer, opening up the desert path; rather he comes after, by the beauty of his poetic gift making the desert path to blossom as the rose ..... Without the interweaving in the fabric of his poem of the most mature thought and knowledge of his time, his work would be flimsy, futile, and negligible. Yet his imagination and his gift of music are his own; and though his thought is a reflection of the thought of others, his interpretation of the thought gives it wings to fly into the whole earth (S. 100).

Abschnitt V erörtert weniger die Hauptfrage, sondern bringt Vergleiche mit anderen Dichtern, so Davies' mit Daniel, Greville, Donne; Popes mit Dryden; Tennysons mit Wordsworth, Shelley. Bei aller Wertschätzung von Queen Victorias Poet Laureate mufs Holmes zugeben, dafs Tennysons work, gegenüber Shelleys, was not creating art of new character (S. 138 f.); aber sie kommt doch zu dem Ergebnis: Shelley is to be admired; Keats is to be wondered at; Wordsworth is to be revered, and sometimes to be borne with patiently; but Tennyson is loved. Wir wollen mit der Verfasserin nicht rechten, über Gefühle läfst sich nicht streiten.

Es wäre auffallend, wenn in einer Arbeit über philosophische Fragen, besonders eines Engländers oder Amerikaners, die Religion ausgeschaltet wäre, the philosopher ... cannot, though he call himself positivist, sceptic, or atheist, escape religion (S. 142), und so kommt auch sie, und was damit zusammenhängt, im sechsten Kapitel zu ihrem Rechte. Das Ergebnis dieser Untersuchung wird in den Satz zusammengefafst: He (sc. Tennyson) was much less the mirror of his

time and much more the individual than are the others, because while Davies and Pope, turned philosophers for a time, were presenting systematized philosophies of religion, Tennyson was merely giving expression to the religious struggles and convictions of one who was at moments a philosopher, but who was always a poet. In other words, in so far as any expression becomes a revelation of personality, it ceases to be only a mirror of its time (S. 184).

Zum Schlufs fragt Holmes, wie der Dichterphilosoph das 20. Jahrhundert, das ein Chaos in jeglicher Beziehung biete, auslegen und ob er schönere Worte als Tennyson finden werde:

Our little systems have their day,
They have their day and cease to be;
They are but broken lights of Thee,
And Thou, o Lord, art more than they.

Frankfurt a. M. J. Caro.

---

**Essays and Studies by Members of the English Association** vol. IX, collected by the late **W. P. Ker,** Oxford University Press 1924.

Der bekannte Anglist Ker hat den vorliegenden Band noch redaktionell fast vollendet, bevor er Juli letzten Jahres in Macugnaga starb. Seiner Tätigkeit im Zusammenhang mit der Gesellschaft wird einleitend gedacht. — Die ersten Bände, mit denen sich die Namen so bedeutender Forscher wie Bradley, Herford, O. Elton, Saintsbury etc. verknüpften, erschienen 1910—1914. Wieder aufgenommen wurde die Publikation 1920. Ohne dafs es gesagt ist, wird wohl der Bandausfall 1923 auf Rechnung des Todes von Ker zu setzen sein. —

Band IX enthält als ersten Aufsatz eine motivgeschichtliche Studie *The Trojans in Britain* von George Gordon. Von Nennius über Geoffrey of Monmouth, William of Newburgh bis zu Milton wird die mittelalterliche Ableitung der Briten von den Trojanern und die allmähliche Auflösung dieser ersten prähistorischen Theorie und Chronistenfiktion in der Skepsis der Renaissance verfolgt. Ein besonderes Gepräge erhält der kleine, Bekanntes nützlich zusammenfassende Artikel durch die patriotische Betonung der politischen Rolle, die die Trojaabstammung als einigendes Band für Celten, Angelsachsen und Normannen spielte. Keine europäische Nation des Mittel-

alters entzog sich dem Ehrgeiz, mit dem Hause des Priamus verwandt zu sein, und so war es für die sich einigenden Rassen auf englischem Boden möglich ein gemeinsames Pantheon zu verehren. Schon Jusserand hat in dieser Trojafliktion die Absicht der Normannen vermutet ihre Eroberung psychologisch leichter zu machen. Gordon meint dazu: "The Norman nobles were probably less Machiavellian than he supposes. But the results which he desribes can hardly be denied". Gordon fügt dann den Hinweis auf die geschichtliche Tatsache hinzu, dafs Edward I. und Heinrich IV. gestützt auf die Oberherrschaft des fingierten Brutussprößling Locrine Anspruch auf Schottland erhoben. Auch stellt er die historiographische Bedeutung von Lydgate's Troy Book für Heinrich VIII. in diese Reihe. — Die gezeigte Entwicklungslinie ist recht wichtig als Veranschaulichung der Renaissancevorbereitung durch die Anknüpfung des Mittelalters an die Antike.

Der zweite Aufsatz: *The Original Language of the Ancren Riwle* von Dorothy M. E. Dymes versucht von der Lateinischen, Französischen und Englischen Version des Denkmals die letztere als die originale zu bestimmen. Die Frage ist bekanntlich häufig behandelt; die von G. C. Macaulay 1914 geäufserte Theorie des französischen Ursprungs war wohl am meisten angenommen. Wenn nun die Verf. auf die Ansicht von Morton zurückkommt, der 1853 die Englische Version herausgab, so stützt sie sich vor allem auf folgenden Sachverhalt. Im engl. Nero Ms. (ed. Morton p. 240) zitiert der Verfasser einen reimenden lat. Zweizeiler, den er in einem gereimten Sechszeiler engl. paraphrasiert. In der lat. Version haben wir nun sowohl das lat. Zitat wie mit hoc est eingeleitet eine Übersetzung der engl. Paraphrase, doch ohne Reim und Rhythmus. Das gleiche gilt für die frz. Fassung. Wir haben also, wenn wir uns der Auffassung von Macaulay weiter anschliefsen wollten, mit dem Widersinn zu rechnen, dafs ein lat. Schriftsteller einen lat. Vers auf Lat. übersetzt. Dazu kommt der metrische Widerspruch. Auch die übrigen von der Verf. für die engl. Originalität der Riwle angeführten Argumente: engl. Worte im frz. Text, engl. Wortspiele ohne Entsprechung im frz. Ms. etc. sind überzeugend.

In dem dritten ebenfalls recht wichtigen Beitrag: *Long Will, Dante, And the Righteous Heathen* geht R. W. Chambers

auf die mit dem abrupten Schlufs des A-Textes vom Piers Plowman verknüpften Fragen ein. Vor diesem Ende heben sich drei bestimmte Probleme in der Dichtung heraus: die Frage der Prädestination, der Erlösung des gelehrten und gerechten Heiden, wie ihn Aristoteles representiert und daraus erwachsend die allgemeine Frage von der Wichtigkeit der Gelehrsamkeit (Clergy, Learning) für die Erlösung des Menschen überhaupt. Wir erhalten keine Lösung für diese Schwierigkeiten des Träumers aus dem Munde von „Learning“, anstatt dessen bricht der A-Text ab. Der Grund dafür ist nun nach Chambers, sehr naheliegend, darin, dafs der Dichter keine Lösung wufste. Und das bestätigt sich Chambers aus der Analyse des B-Texts, der etwa 15 Jahre nach dem A-Text, also ca. 1377, wie aus zeitgeschichtlichen Anspielungen hervorgeht, abgefafst wurde. Damit tritt Ch. Prof. Manly entgegen, der den Verfasser des B-Textes "incapable of organized or consecutive thinking" gehalten hatte (Cambridge History of English Literature, II, 24). Ch. sieht in dem neuen Traum, in den der bereits Träumende verfällt, einen durchaus sinnvollen Bericht über die inneren Erlebnisse des Dichters vom A-Text seit ca. 1362. Nachdem sich der Träumer der Weltlust hingegeben hat, wird er zu dem selben Problem der Auserwähltheit zurückgeführt in seiner Reue, dafs ihm im A-Text unlösbar gegenüberstand. Im Zusammenhang damit wird auch die Frage des „gerechten Heiden“ an dem „Saracenen“ Trajan erörtert. Aber nun wird entschieden, dafs nicht sein "learning" ihn erlöst hat, sondern "Love and Loyalty". Doch wird andererseits unter der Voraussetzung der Demut dem Träumer der Wert von "Clergy and Reason" jetzt gezeigt. Knüpft so schon inhaltlich der B-Text deutlich am A-Text an, so wird dieser Zusammenhang noch deutlicher und ausdrücklich vom Dichter durch die Gestalt des "Imaginative" hergestellt. Durch die Heranziehung des mittelalterlichen Begriffs der Imagination, die nicht „Einbildungskraft, Phantasie“ bedeutet, sondern „Erinnerung, Vorstellung des nicht Gegenwärtigen“ gelingt es Chambers diese wichtige und scharfsinnige Interpretation zu leisten. "Imaginative" als der Verknüpfer der Erfahrungen des Träumers, als die ars commemorativa weist ihn auf den überheblichen Stolz zurück, mit dem er sich früher in seinen zweifelnden Fragen gegen Clergy (Learning) aufgelehnt habe.

Dem demütig Fragenden gibt Clergy Antwort, allerdings nur soweit es Menschenwissen möglich macht. "Aristotle the great clerk wether he be saved or not saved, the sooth wot no Clergy." Aber wir müssen trotzdem beten für die learned Heathen, sagt Imaginative. Am Trajan haben wir das Beispiel eines in einer mystischen Taufe Geretteten. So sind nun die im A-Text vor fünfzehn Jahren aufgeworfenen Probleme gelöst. — Ich habe das Kernstück der wichtigen Abhandlung damit skizziert, die also die Identität der Verfasserschaft des A- und B-Textes erhärtet. Chambers geht dann auf Parallelen zum Motiv vom „gerechten Heiden" bei Dante und in der Legende von St. Erkenwald, Bischof von London (685—93) ein.

Es folgen zwei Untersuchungen: "The Life of Christ in the Ballads" von Edith C. Batho und "Joseph Warton: A Comparison of his Essay on the Genius and Writings of Pope with his edition of Pope's Works" von Edith J. Morley, auf die ich nur durch Nennung hinweisen möchte.

Eine deutlichere Hervorhebung verdient der Aufsatz von J. H. G. Grattan, "*On the Teaching of Case*". Er ist besonders für uns bemerkenswert, weil er mit seiner Erörterung der Notwendigkeit von Einführung funktionaler Kasusbegriffe in die englische Grammatik anstatt der an der äufseren Wortform haftenden Zweiteilung von Sweet den Anschlufs mit der deutschen Forschung herstellt. Sein Begriff des Kasus beruht auf dem System der ne. Syntax von Max Deutschbein (§ 116). Andererseits ist Grattans Befürwortung der Idee einer allgemeinen Grammatik als Unterbau für die Grammatiken der Einzelsprachen bemerkenswert für die Unaufgeklärtheit der gegenwärtigen englischen Wissenschaftswelt. Es bedarf dort eines besonderen Hinweises auf die Sprachpsychologie von W. Wundt. Und es ist erstaunlich, dafs alle im prägnanten Sinne rein-grammatischen deutschen Forschungen in der Linie W. von Humboldts unbekannt sind, noch erstaunlicher, dafs die Tradition des englischen Allgemein-Grammatikers Byrne jedenfalls der Einzeldisziplin verloren gegangen zu sein scheint. Um so dankbarer müssen wir Grattan für seinen Wiederbeginn sein.

Den Schlufs des Bandes bildet die wichtige Abhandlung von Barker Fairley, "The Modern Consciousness in English Literature". Sie versucht zu zeigen, dafs die wich-

tigste gemeinsame Komponente der grofsen zeitgenössischen Schriftsteller in England der Ausdruck des "background of consciousness" sei, des menschlichen Unterbewufstseins im engeren Sinne, oder des unterbewufsten Wissens um die vergangene und gegenwärtige Umgebung. Dazu wird das Versteckspiel der irrationalen Lifeforce bei Shaw mit dem Verstande, die psychologische Einwirkung der äufseren Natur bei Hardy, W. H. Hudsons animistische und atavistische Züge (Green Mansions; Far Away and Long Ago, Idle Days in Patagonia etc.) und C. M. Doughtys Studien des primitiven Arabien und des primitiven England (The Dawn in Britain) herangezogen. Diese Unterbewufstseins-Komponente dient Fairley dazu, die gesamte gegenwärtige ältere Generation als epochale Einheit abzugrenzen von dem victorianischen Zeitalter, das er bezeichnet als "intellectual rather than imaginative". Aufser den angeführten ausführlicher analysierten Schriftstellern zieht er Joseph Conrad, A. E. Housman, Edward Thomas, Bennett, Kipling, G. K. Chesterton u. a. heran. Es läfst sich gegen diese Feststellung der Unterbewustseinskomponente an sich fraglos nichts sagen; sie ist lehrreich; nur wäre auf die Mannigfaltigkeit der Verbindungen stärker hinzuweisen, die sie mit anderen Momenten eingeht. Ein letztes passives Moment haben Shaw und Hardy gemeinsam, aber welche Weltentiefen trennen sie sonst! — Für D. H. Lawrences "preoccupation with the emotion of sex" Deutschland verantwortlich zu machen, erscheint mir unnötig und unbegründet. Da ist es bei diesem Schriftsteller, der seine Romane (soweit sie mir zur Hand sind) in Amerika erscheinen läfst und der jetzt in den U. S. lebt, naheliegender auf die amerikanische Renaissancebewegung der Gegenwart hinzuweisen oder auf den Wiener Freud. Wenn man das Hervortreten des Emotionalen und Instinktiven in dieser Bewegung mit dem von Fairly aufgewiesenen Zuge der englischen Literatur vergleicht, so wird die innige kulturelle Verbundenheit der angelsächsischen Rasse trotz des starken Selbständigkeitsdranges in der Union auffällig (vgl. dazu meinen Aufsatz über d. U. S., Augustheft, Preufs. Jahrbücher 1924).

Königsberg i. P. Gustav Hübener.

**Die treibenden Kräfte im englischen Bildungswesen.** Von **Dr. Karl Wildhagen,** Professor der englischen Philologie an der Universität Leipzig.

A. u. d. T.: **Friedrich Mann's Pädagogisches Magazin.** Heft 947. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann) Herzogl. Sächs. Hofbuchhändler, 1923.

Wildhagens 46 Seiten starke Abhandlung, nach dem Vorwort die Wiedergabe eines im Leipziger Verein für neuere Philologie gehaltenen Vortrages, gibt ein wohlgerundetes Bild von der Entwicklung der englischen Bildungseinrichtungen, dem die Literatur über diesen Gegenstand bis zum Jahre 1922 zugrunde liegt. Mit Recht sucht der Verfasser die treibenden Kräfte des englischen Bildungswesens aus der inneren Struktur des englischen Menschen und Volks begreiflich zu machen, die er in der durch die sensualistisch und empiristisch gerichtete Philosophie der Engländer herausgearbeiteten Theorie des Menschen überhaupt als eines von Instinkt, Trieb und Willen beherrschten und zum Handeln bestimmten Wesens ausgesprochen sieht, das den Intellekt lediglich zu einem, wenn auch gern benutzten Diener jener drei Grundkräfte macht. Triebhafte, instinkt- und willensbetonte Kräfte weist daher die Untersuchung überall als im englischen Schulwesen seit dem 14. Jahrhundert unverändert erkennbare Grundtendenzen nach, die analog den Erscheinungen des politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens in England auch den Einrichtungen der Erziehung bis auf den heutigen Tag das Gepräge natürlich entstandener Organismen verliehen haben. Unter solchen Gesichtspunkten erscheinen allerlei Besonderheiten des englischen Erziehungswesens für manchen in neuem Lichte und verdeutlichen vor allem die Grenzen, bis zu der für anders geartete Völker die Vorbildlichkeit gewisser viel gepriesener englischer Erziehungseinrichtungen gelten kann.

Ein grofser Vorzug der kleinen Schrift ist die anschaulich klarlinige Grofszügigkeit, mit der die Kerngedanken herausgestellt sind — ein Vorzug, der nur unerheblich beeinträchtigt wird durch eine vermutlich zwischen S. 16 und 21 vorgenommene Einschiebung, infolge deren der S. 21 unten beginnende Abschnitt ohne Zusammenhang mit dem Vorhergehenden erscheint.

Hamburg. Th. Mühe.

---

## Die Entstehung von „Rule Britannia“.

### Ein Beitrag zur Psychologie der Engländer.

(Fortsetzung.)

Diese Kritik an der Regierung und Verherrlichung des Kronprinzen auf Kosten seines Vaters liefsen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Aber Walpole hatte diesmal gründlich vorgesorgt. Kurz nach dem Fall „Agamemnon“ hatte er ein Gesetz durchgebracht, das derartige politische Betrachtungen in Bühnenstücken verbot. Brookes „Gustavus Vasa“ war das erste Opfer dieses Verbots geworden; nun folgte Thomsons Drama. Es blieb während der Lebenszeit des Dichters unaufgeführt und ging erst 1775 im Covent-Garden Theater über die Bretter.

Das Vorgehen des Premiers wirkte auf niemand überraschend. Seit Jahrzehnten hatte sich das englische Volk an derlei mehr oder minder rücksichtslose Mafsnahmen von dieser Seite gewöhnt.

Bereits mit 24 Jahren safs Sir Robert Walpole, Graf von Oxford (1676—1745) im Unterhause, war acht Jahre später als Mitglied der liberalen Partei Staatssekretär im Kriegsdepartement und im folgenden Jahre Schatzmeister der Marine. Von den Konservativen der Bestechung angeklagt, wurde er aus dem Parlament gestofsen. Indessen verstand er es geschickt, das Vertrauen der Regierung zu gewinnen, an deren Spitze ein unbeliebter, sittenloser König stand, der kein Wort englisch sprach. So wurde er nach vier Jahren zum ersten Lord des Schatzamtes und 1721 zum Kanzler gewählt. Unter der Regierung Georg II. hatte er dann das Amt des Premierministers 15 Jahre lang inne und wufste den nachgiebigen König bald in das Schlepptau seiner Friedenspolitik zu nehmen. Wenn auch einerseits Walpole bestrebt war, Handel und Industrie zu fördern und Sparsamkeit im Staatshaushalt einzuführen, so entwickelte er andererseits ein Bestechungssystem gröfsten Stils, um der Regierung die Majorität im Parlament zu erhalten. Dieses Verfahren rief den höchsten Unwillen in den weitesten Schichten der Bevölkerung hervor, ohne dafs dadurch eine Abstellung der Schäden erreicht wurde.[1]) Die Stimmung jener ungesunden,

[1]) Vgl. Popes „Epilog zu Satiren“ (1738), ed. Johnson Bd. 46, S. 290, 300 f.

gährenden Zeit spiegelt sich getreu in der zeitgenössischen Literatur wider. Hier wird Walpole in den Brennpunkt des politischen Kampfes gestellt, der im Parlament und in den Zeitungen, von Schauspielern und Bänkelsängern geschürt wurde. Während die Zeitungen rein sachlich seine Korruptionswirtschaft geifselten (z. B. „Magazin für Gebildete“ v. 1. 5. und 1. 8. 1740, S. 221 bzw. 375), machten die Bänkelsänger in leidenschaftlicher Weise ihrem Herzen Luft.[1] Neben der Herrschgier des Premiers ist es vor allem seine Stellung zur Politik, die immer wieder scharf angegriffen wird.[2]

Von jeher hatte Walpole den Standpunkt des selbstzufriedenen Staatsmannes vertreten, der im Bewufstsein sicheren Besitzes sich damit begnügte, vom grünen Tisch aus durch Verhandlungen und Verträge England gegen das Ausland auszuspielen. Es widerstrebte ihm, England, das in Parteien zersplittert war, und in dem die Jakobiten eine ständig lauernde Gefahr darstellten, in einen verzweifelten Krieg zu stürzen. Durch den Frieden von Utrecht (1713) war der bisherige englische Kolonialbesitz in Amerika (Virginien, Neu-England, Jamaika, Barbados), an der Westküste Afrikas (Kanarische Inseln, Gambia, St. Helena) und in Indien (Bombay, Madras) zu ungeahnter Gröfse angewachsen. Ansehnliche Strecken Landes hatte Frankreich abtreten müssen: Neufundland, Neuschottland, die Hudsonbai, Gibraltar und Minorka. Der Handel entwickelte sich. Das Land gedieh und wurde reich. Die Ernten waren reichlich. Städte blühten empor. Die regierenden Klassen erfreuten sich der Macht, die sie seit der Revolution besafsen, und waren zufrieden, das Gewonnene zu erhalten. Neuerungen wollten sie nicht einführen. Ihr einziges Ziel war, die Dinge beim alten zu belassen. Die Regierung, die nur schlaff die Zügel in Händen hielt, verteilte die Beute und verrottete naturgemäfs. Die Kirche hatte einige unbeliebte Vorrechte, machte aber wenig Gebrauch davon. Das Volk trieb träge einer unbekannten Zukunft entgegen. Es war eine Zeit des politischen Stillstandes, der Leute vom Schlage des Prinzen von Wales und Thomsons auf die Dauer nicht befriedigen konnte.

[1] Ed. Percival S. 16 u. 78.
[2] Ed. eb. S. 116.

Allzugern ergriffen diese jede Gelegenheit, die der Verwirklichung ihrer Träume von einem britischen Weltreiche, begründet auf starker Aufsenpolitik, günstig zu sein schien. Und diese Gelegenheit bot sich bald. Seit Jahrhunderten war Spanien der Nebenbuhler Englands auf der See. Durch den Vertrag von Sevilla (1729) hatte die spanische Regierung der englischen gestattet, Sklaven in den Kolonien zu verkaufen und jährlich ein Schiff dorthin zu senden.[1]) Diese Einschränkung sahen nun die britischen Matrosen als nationale Schmach an. Wenn Spanien den Freihandel nicht wollte, dann schmuggelte man eben. Aber die spanischen Küstenwachen wurden bald sehr aufmerksam und behandelten englische Seeleute, die schmuggelten, sehr grausam. Von solchen Grausamkeiten Spaniens berichtet bereits Dryden[2]) 1673. In späteren Zeiten waren dem Kapitän Jenkins in Jamaika (1731) von Spaniern die Ohren abgeschnitten worden. Ähnliche und oft übertriebene Berichte drangen dann immer häufiger nach England und erregten dort einen Sturm der Empörung. Dazu kam die teilweise ungerechtfertigte Furcht vor der Beschränkung des Überseehandels durch Spanien, das allein vom September bis Dezember 1739 nicht weniger als 47 englische Schiffe im Werte von durchschnittlich 60000 M. vernichtet hatte.[3]) Trotz aller Verluste lag der Vorteil auf Englands Seite. Dafs Spanien so rücksichtslos vorging, war nicht verwunderlich. Es war vollkommen im Recht, wenn es Schmuggelschiffe durchsuchte und als Prise erklärte. Dabei mag es auf beiden Seiten nicht ohne Gewalttätigkeiten abgegangen sein. Zwar liefs Spanien, beunruhigt durch die Entsendung britischer Kreuzer ins Mittelmeer und nach Westindien, einige Prisen los und sandte eine Anzahl Gefangener heim, aber gerade diesen Umstand wufste die Kriegspartei geschickt auszunutzen, um das Nationalbewufstsein zu stärken und ein künstliches Kriegsfieber zu erzeugen. So wurden jene freigelassenen Matrosen an dem verkehrsreichsten Punkte Londons, der Börse, hingestellt, damit sie den Vorübergehenden Proben von der abscheulichen Nahrung vorzeigten, die sie in den Gefängnissen Spaniens hatten essen müssen. Die Presse mischte sich bald ein.

---

[1]) Vgl. Gardner S. 121 f.

[2]) Ed. Poems S. 220 f.

[3]) Bericht im „Magazin für Gebildete“ vom 19. 2. 1740, S. 95.

Hoch gingen die Wogen der politischen Begeisterung. Händler boten an den Strafsenecken die verschiedensten Flugblätter feil.[1]) Schliefslich forderte Walpole, vom Volke gedrängt, von Spanien dauernden Verzicht auf die Durchsuchung englischer Schiffe. Spanien verhielt sich ablehnend. So wurde am 23. Oktober 1739 dem Erbfeinde der Krieg erklärt Das Volk jubelte, und die Glocken läuteten. Der Prinz von Wales machte sich volkstümlich und trank in einer Kneipe am Tempeltor im Zentrum der Stadt auf den glücklichen Verlauf des Kampfes. Indessen sickerten nur spärlich die Nachrichten vom Kriegsschauplatz in die Heimat. Erst am 15. März des folgenden Jahres konnte das „Magazin für Gebildete" (124 ff.) den ersten Erfolg ausführlich melden: die am 22. Oktober erfolgte Einnahme der Hafenstadt Portobello an der Landenge von Panama.[2]) Danach hatte ein Geschwader von nur sechs Schiffen unter Admiral Vernon die Tat vollbracht. Trotz widriger Winde und der Batterie des Feindes war die Festung nach zweitägiger Beschiefsung genommen worden. Von den 300 Mann der Besatzung wurden 5 Offiziere und 35 Mann gefangen, während die übrigen geflohen, verwundet oder getötet waren. Die englischen Verluste beliefen sich der Meldung nach auf insgesamt 19 Mann an Verwundeten und Toten.

In den Übergabebedingungen, die Vernon stellte, wurde die Auslieferung sämtlicher Schiffe verlangt und den Einwohnern wie der Besatzung voller Schutz versprochen. Aufser dem Kriegsmaterial erbeuteten die Sieger 10000 Dollar, die der Admiral unter seine Leute verteilte. Kraft seiner Erfolge forderte er dann Anfang Dezember die Herausgabe der in Panama gefangen gehaltenen Beamten der Südseekompagnie, die auch bald in Portobello eintrafen. Erst am 13. Dezember war Vernon wieder abgesegelt, nachdem er sich — so sagt der Bericht — durch Menschlichkeit und Grofsmut das Vertrauen der Einwohner gesichert hatte.

Obwohl dieser Sieg strategisch für den Verlauf des Krieges nur wenig bedeutete, so war seine unmittelbare Wirkung um so gröfser. In den britischen Kolonien frohlockte man[3]) und

[1]) Ed. Percival S. 121.
[2]) Vgl. auch Hervey III, 8—14.
[3]) Vgl. Cook S. 141—143.

erhoffte eine weitere Offensive, damit die Spanier endgültig aus Amerika verdrängt würden. In den amerikanischen Blättern erschienen Dutzende von Glückwunschadressen neben Kritiken an der englischen Regierungspolitik, der man mehr Kampfeseifer wünschte. Die Artikel des „Kämpfer“ wimmeln von Ausdrücken wie Patriot, Freiheit, Mut. Hier erschien auch ein längeres von „Britannicus“ verfafstes Gedicht, das dem Kabinett vorwarf, Vernon nicht genügend unterstützt zu haben; es verherrlichte ihn hochtönend als Neptun, der den britischen Donner an Spaniens Küste gebracht und die Früchte des Krieges mühelos gepflückt habe.

In England entfesselte der Erfolg bei Portobello einen wahren Siegestaumel. Hier betrachtete die Öffentlichkeit Vernons Tat weniger als militärische Leistung, sondern lediglich als Parteisieg über die verhafste Walpoleregierung. Sein Bild baumelte als Aushängeschild vor allen Gasthäusern und blieb dort jahrelang hängen.[1]) Alle gröfseren Städte sandten dem Könige Glückwunschadressen. Der Magistrat der Hauptstadt überreichte ihm am 27. März eine Denkschrift, in der die Seemacht Grofsbritanniens als Beschützerin von Krone, Volk und Flagge gepriesen wird.[2]) Der Admiral wurde vom Parlament gefeiert und zum Ehrenbürger von London gemacht.[3]) Zahllose billige Denkmünzen mit Vernons Bildnis kamen in Umlauf, und Strafsensänger sangen siegesfrohe Lieder.[4])

In der Märznummer des „Magazin für Gebildete“ (S. 141) verglich ein Anonymus den Sieger mit Cincinnatus, jenem altrömischen sittenstrengen Konsul und Diktator, der einst sein Vaterland vor inneren und äufseren Feinden rettete. Der Dichter fordert England auf sich zu ermannen, um Spanien und Frankreich zu züchtigen. Diese Völker unterdrücken nur die Welt, dagegen streitet England für die Sache der Freiheit und nimmt sich des geschlagenen Gegners mitleidig an.

Wieder einmal war die Herrschsucht des englischen Volkes, die wie ein Funken unter der Asche jederzeit geglüht hatte, mächtig emporgelodert und steigerte sich nun geradezu bis zur Eroberungsgier.

---

1) Vgl. Brewer S. 703.

2) Vgl. Gentleman's Magazine 1740, S. 143.

3) Über Vernon vgl. Hervey III, S. 298ff.

4) Ed. Percival S. 140.

Die Ballade „Des echten Briten Gedanke“ gibt jene Stimmung am deutlichsten wieder:

„Hätten Landtruppen Vernons Erfolg noch gedeckt,
Hätt' er Spanisch-Westindien in die Tasche gesteckt;
Dort, wo es den Spanier am meisten berührt,
Bekommt er den Lohn von uns, der ihm gebührt.
Des edlen Admirals Ruhm mufs sich schämen,
Ein paar Burgen zu sprengen, eine Stadt nur zu nehmen.
Gold und Silber von Mexiko und Peru
Wär' all' unser gewesen und Havanna dazu.“ [1])

Auf das Festland drang die Nachricht vom Fall Portobellos am Tage, nachdem sie in England bekannt wurde. Das „Magazin für Gebildete“ teilte seinen Lesern einen Brief vom 16. März aus dem Haag mit, der das Aufsehen schilderte, das der Sieg dort wachrief. Er verlor indessen bei den kühlen Niederländern bald an Bedeutung, als es hiefs, die Stadt sei nur ungenügend befestigt gewesen. Die Redaktion des Blattes aber fügt erläuternd hinzu, Portobello hätte im Gegenteil starke Befestigungen gehabt und wäre durch Überrumpelung genommen worden. Als Rechtfertigung dafür veröffentlicht sie noch im selben Monat (S. 144 ff.) einen Plan der Stadt mit genauer Beschreibung des Kampfes.

Die Presse tat in den folgenden Wochen überhaupt alles, um die breiten Massen für den Krieg gegen Spanien zu gewinnen und in ihnen das Gefühl für britische Weltherrschaft zu wecken. So bringt dieselbe Zeitung Anfang Mai (S. 161) politische Betrachtungen über die grofse Tragweite englischer Waffenerfolge zur See. Da heifst es: „Die See stellt, wenn sie nicht mit Schiffen bedeckt ist, eine Blockade, ein Hindernis dar; wenn sie mit Schiffen bedeckt ist, so bedeutet sie eine Stärke, Sicherheit, und die Flotte bildet eine Brücke über sie, über die man die Schätze der Welt in die Länder führen kann. Da nur wir die unbestreitbare Überlegenheit auf jenem Elemente haben, lafst es uns auch richtig ausnutzen, solange wir es noch können; jetzt ist unsere Zeit gekommen, und wenn wir diese Gelegenheit vorüber lassen, wissen wir nicht, wann wir eine andere finden werden. Und im Juni berichtet das Blatt (S. 231), dafs der Handel Englands trotz des Krieges weitergeführt werde; denn Handel, Freiheit und Industrie seien die

[1]) Ed. Percival S. 143.

unschätzbaren Fundgruben britischen Reichtums, die unter weiser Regierung von König und Volk dem Kampfe die nötigen Mittel lieferten.

Inzwischen folgten draufsen die kriegerischen Ereignisse nur träge aufeinander. Erfolglos hatten die Spanier die Insel Amelia angegriffen, während Kuba von einer englischen Flotte blockiert wurde. General Oglethorpe hatte mit Kolonialtruppen einen Angriff auf das Fort St. Augustin in Florida gemacht. Obwohl er nichts dabei erreichte, brachten die Zeitungen lange Berichte über die Lage, die Verteidigungsstärke der Stadt und den englischen Angriff.[1]) Im Juni und Juli kamen die Meldungen, dafs Vernon Karthagena auf Jamaika und St. Lorenzo beschossen hätte.[2]) Vergeblich wartete England auf weitere Siegesnachrichten, auf den siegreichen Abschlufs des Krieges, der trotz grofser Opfer am Ende ein verfehltes Unternehmen war. So machte allmählich die gehobene Stimmung einer Niedergeschlagenheit Platz.

Aus St. Sebastian hörte man Klagen über das spanische Seeräuberwesen.[3]) Vorschläge wurden laut, wie den riesigen Kriegskosten am besten zu steuern wäre, damit das Staatswohl nicht litte.[4]) Man wies darauf hin, dafs die bewilligten Gelder nicht einmal dazu ausreichten, Vernon genügend zu unterstützen; da er ein persönlicher Gegner Walpoles war, hatte dieser kein Interesse an dessen weiteren Erfolgen.[5]) Zugleich fürchtete man nicht ohne Grund, Spanien könne sich mit Frankreich verbünden und England unerwartet überwältigen.[5]) Schliefslich war es in Norwich, einer Fabrikstadt im Westen, der Getreideknappheit wegen zu blutigen Zusammenstöfsen gekommen, bei denen mehrere Personen getötet wurden.[6])

So standen die Dinge, als Thomson auf Anregung des Kronprinzen die Maske „Alfred" schrieb. Gespannt hatte der Dichter die Entwicklung auf dem Kriegsschauplatze verfolgt. Wenn er auch Vernon in keinem Liede verherrlichte und für die britischen Matrosen keinen Schlachtgesang verfafste, so ist er doch seit der Kriegserklärung für die Militaristen tätig gewesen, denn das „Magazin für Gebildete" erwähnt ihn wiederholt im Oktober (S. 493 f., 497) unter dem Pseudonym „Thosmon"

[1]) Z. B. Gentleman's Magazine S. 242, 359 u. a.
[2]) Eb. S. 300 bzw. 350.
[3]) Eb. S. 259. [4]) S. 340. [5]) S. 343. [6]) S. 356.

als politischen Redner, der über Handel, Schiffahrt und Vaterland spricht. Es ist anzunehmen, dafs er in der „Gesellschaft für die Ermutigung der Gelehrsamkeit“, mit der er seit 1736 in Verbindung stand, patriotische Vorträge gehalten hat. Sicher ist, dafs die Maske, die er dem Prinzen von Wales widmete, voll von kriegspolitischen Darlegungen ist.

Wie einst in „Freiheit“, führt Thomson im Traumbild des Einsiedlers (II, 3, S. 237 ff.) eine Reihe von englischen Herrschern auf, die im Kampfe mit dem Ausland Britannien stark gemacht haben.

Der Titelheld, der durch seine Bescheidenheit, Anmut und Aufopferung in den Augen des Volkes zum Heiligen geworden ist (S. 211, 219), will sich tollkühn zur Rettung seiner Heimat den Dänen entgegenstürzen, so dafs ihn die Seinen zurückhalten müssen (S. 220). Er ist ein rechter, frommer Familienvater, aber mehr noch ein Vater seiner Untertanen, der Handel, Künste und Gesetze schützt (S. 225).

Eduard III. hat sich stets als Überwinder Frankreichs gezeigt; auch sein Sohn, der Schwarze Prinz, pflückte sich bei Crecy (1346) Lorbeeren auf französischem Boden, während seine Mutter Philippa Demut und Wohltun um sich verbreitete. Besonders verstand es Elisabeth, unbekümmert um Parteigezänk und Opposition, einer Welt von Feinden zu trotzen. Auch sie zeigte sich als Beschützerin von Kunst und Wissen, vor allem aber hob sie die Seemacht Britanniens und entrifs dem stolzen Spanien das weltbeherrschende Zepter der Tiefe. Nach ihr führte Wilhelm III. die englische Flotte siegreich über die Meere und machte es sich zum Lebensziel, das hochmütige Frankreich, den Erbfeind Englands und der Freiheit, zu züchtigen. Und zum Schlufs deutet der Dichter noch auf einen Prinzen — den Prinzen von Wales — als künftigen Beglücker seines Volkes.

Herrsche, Britannien, zur See! — das ist nicht nur der Kerngedanke der Maske, den Thomson im Liede des Einsiedlers kurz und eindringlich darstellt, sondern auch die wesentliche Richtung in seinen gesamten politischen Anschauungen.

Rule Britannia bildet den Abschlufs eines Tendenzstückes reinster Art. Die mühelose Überrumpelung einer kleinen spanischen Hafenstadt in Mittelamerika war der Anlafs zur

Entstehung der Ode. Sie ist keine Dichtung, die aus nationaler Not heraus in Stunden drohender Gefahr erwuchs, vielmehr entstand sie aus kühler Berechnung in einem langgesuchten Kriege, der willkürlich einem viel schwächeren Gegner aufgezwungen worden war. Sie diente nicht zur Verherrlichung eines grofsen Sieges wie etwa einst bei Calais oder La Hogue, sondern sie pries einen an sich unbedeutenden Handstreich, der kaum Opfer gekostet hatte. In den Tagen, da das aufgeblähte englische Selbstbewufstsein mangels weiterer Erfolge auf dem Kriegsschauplatze starke Einbufse erlitt, sollten Thomsons Verse die gedrückte Stimmung bannen, die sich langsam unter den Kriegsfreunden breit machte. Gewifs konnte die Maske „Alfred“ anfangs nur auf den kleinen Kreis wirken, der sich in Clieveden um den Kronprinzen scharte. Allerdings wurden die breiten Schichten der Bevölkerung mit dem Stücke erst fünf Jahre später durch Mallets Opernbearbeitung bekannt. Aber das Lied des Einsiedlers verbreitete sich schnell wie ein Lauffeuer über ganz England. So ging „Rule Britannia“, ähnlich den heifsblütigen Jakobiten- und Walpoleliedern jener Zeit, bald in den Besitz des Volkes über und wurde als das Hohelied britischer Eroberungspolitik, Seeherrschaft und Freiheit überall gesungen.

---

IV. Kapitel:

## Die englische „Freiheit“ bis Thomson.

Der Gedanke der Freiheit spielt um jene Zeit des wirtschaftlichen Aufstieges und der Parteikämpfe Englands eine ähnliche Rolle wie am Ende des Jahrhunderts in Frankreich während der Tage der Revolution. Es gibt kaum einen anderen Begriff, der so vielseitig und schwer bestimmbar ist. Seine Deutung hängt ganz von den politischen und geistigen Erlebnissen der verschiedenen Jahrhunderte, ja einzelner Generationen ab, die alle ihr besonderes Freiheitsideal entwickelt haben. Der Freiheit zuliebe verbluteten einst Alfreds Angelsachsen im Kampfe gegen die Dänen; für sie stritt Milton sein Leben lang in Wort und Schrift und schrieb sich darüber die Augen blind; um ihretwillen endeten Russell und Algernon Sidney auf dem Schaffot; ihretwegen stürzten der

Prinz von Wales und seine Anhänger England in einen verhängnisvollen Krieg. Auch Thomson hat oft den Freiheitsgedanken aufgegriffen und seinen politischen Zwecken nutzbar gemacht. Welche Stellung ihm gegenüber der Dichter und seine freiheitsdurstige Zeit eingenommen haben, kann die Geschichte dieses Begriffes an Hand englischer Dichter, Philosophen und Politiker früherer Jahrhunderte sowie der zeitgenössischen Literatur des früh-18. Jahrhunderts darlegen.[1])

Bereits in der Elisabethzeit umfafste das Wort „Freiheit" in der Begriffswelt des Engländers eine Reihe von Vorstellungen, die man als Erbe und Gemeingut aller europäischen Völker ansehen kann. Da war von jeher eine scharfe Grenze zwischen der Freiheit des Einzelnen und der Gemeinschaft, zwischen Mensch und Staat gezogen. Seitdem der Humanismus im 15. Jahrhundert sich auf dem Wege über die Antike das Studium und die Kultur des Individuums zur Aufgabe gestellt hatte, betonte man immer wieder neben dem äufseren individuellen Freisein des Menschen seine ungleich wertvollere innere Geistesfreiheit. Nicht minder eifrig beschäftigte man sich mit dem Problem eines freiheitlich entwickelten Staates, für den das republikanische Rom das schönste Vorbild lieferte. Das 16. Jahrhundert ging ganz in der Renaissancefreiheit des Individuums auf: Spenser predigte sie neben der Staatsfreiheit, und Sidney vertiefte seine Gedanken. Erst gegen Ende des Jahrhunderts wurde das Problem von Shakespeare vermenschlicht, der zugleich die politische Freiheit betonte. Das 17. Jahrhundert träumte von Eroberung und Weltherrschaft unter Herausstreichung Englands. Milton, der umfassende Freiheitsapostel seiner Zeit, entwickelt als erster aus der individuellen Freiheit die bürgerliche und erstrebte dabei Völkerversöhnung — was einst Spenser schüchtern für die Zukunft ersehnt hatte — und zwar unter Führung Englands. Während Harrington einerseits innere individuelle Freiheit auf republikanischer Grundlage und imperialistische Offensivfreiheit ersehnte, forderte er andererseits nachdrücklich wirtschaftliche Freiheit, auf die schon Spenser und Sidney vorübergehend hingewiesen hatten. Obwohl in weitesten

[1]) Auf ausführliche Belegstellen mufste wegen Raummangels verzichtet werden.

Kreisen des Volkes bis zu Cromwell hinauf sehr unklare Vorstellungen von dem Wesen der Freiheit bestanden, setzten sich Männer wie Hampden, Russell und vor allem Algernon Sidney in Schriften und mit ihrem Leben für unumschränkte bürgerlich-republikanische und für Machtfreiheit nach aufsen hin ein. Im übrigen fafsten selbst die Gebildeten die Frage infolge von wachsendem Wohlstande und von Parteipolitik nur oberflächlich auf. So bot Dryden nichts Neues, selbst wenn er die Freiheit als alleiniges Vorrecht der Engländer erklärte. Nur Locke umrifs den Freiheitsbegriff auf Grund philosophischer Betrachtungen schärfer.

Erst nach 1700 erfuhr das Problem infolge der veränderten wirtschaftlichen Lage eine bemerkenswerte Umprägung, die dem nun einsetzenden Aufschwunge Englands entsprach. So wies Defoe nach Sidneys vereinzeltem Vorgehen auf die Freiheit des schaffenden Künstlers hin, die in der auf reale Dinge eingestellten Gedankenwelt des 17. Jahrhunderts noch keinen Platz gefunden hatte. Er prägte als erster den spezifisch englischen Begriff der parlamentarischen Freiheit und rückte die wirtschaftliche Freiheit in den Vordergrund. Ähnliches bot Shaftesbury. Allmählich wurde dann der Freiheitsgedanke durch Zeitungen und gemeinverständliche Abhandlungen in alle Volksklassen getragen. Neben Steele war Addison darin besonders fruchtbar. Er zog Vergleiche mit dem modernen und antiken Italien, predigte Offensivfreiheit und verkörperte das Problem im „Cato“ auf der Bühne. Während es sonst, z. B. bei Gray, dramatisch kaum wirksam wurde, fand es sich um so häufiger in der Versdichtung. Pope suchte neben der beschaulichen inneren Freiheit des Individuums und des Künstlers die offensive Machtfreiheit als Grundlage der Wirtschaftsfreiheit. Young erörterte äufsere und innere individuelle Freiheit und die republikanische römischer Art; er geifselte wie einst Spenser, Milton und A. Sidney die Willkürfreiheit Britanniens im Inneren, trat aber für Offensivfreiheit nach aufsen ein. Bolingbroke schliefslich beschäftigte sich ausschliefslich mit dem Gedanken der politischen Freiheit und stellte ihn zusammenfassend dar. Er übte scharfe Kritik an den freiheitsfeindlichen Bestrebungen der Walpoleregierung und betrachtete, ähnlich A. Sidney und Locke die parlamentarische Whigfreiheit als Staatsideal. Für ihn war Britannien

von Natur aus das Land wirtschaftlicher und offensiver Machtfreiheit, dem die Führerstellung in Europa gebührt.

Wenn es für die Entwicklung des Freiheitsproblems während des 18. Jahrhunderts bezeichnend ist, dafs es immer mehr mit wirtschaftlichen, parlamentarischen und Machtfragen verquickt wird, ein Verfahren, das bis heute für die Vorstellungswelt des Engländers mafsgebend ist, so mufs man vor allem die Schriftsteller aus den ersten Jahrzehnten jenes Jahrhunderts für solche echt englische einseitig-flache Behandlung verantwortlich machen.

Auf dem Boden dieser künstlich konstruierten Freiheitsidee des 18. Jahrhunderts, der Defoe, Shaftesbury, Addison, Pope, Young und Bolingbroke ihre charakteristische Prägung aufgedrückt haben, wurzeln Thomsons Anschauungen. Was ihm eine reiche Überlieferung wahllos darbietet, das sichtet er berechnend, fafst es klug zusammen und macht es seinen Zwecken dienstbar.

Den Wert der äufseren individuellen Freiheit veranschaulicht er wie Cowley an dem in seinem Käfig gefangenen Vogel („Frühling“ A 653, B 654). Kassandra beklagt ihren Verlust („Ag.“ IV, 3), Egisthus (eb. V, 1) und Devon („Alfr.“ I, 2) sprechen von ihr als einem der höchsten Güter der Erde. Oft ist auch Sophonisbe Sprecherin für diese Art der Freiheit („Soph.“ I, 4, II, 2, III, 3, IV, 1 2, 5, V, 9). Wie Shakespeares Posthumus und Addisons Cato will sie lieber sterben als gefesselt leben (eb. I, 3). Besonders häufig bringt der Dichter jene Freiheit mit Britannien und seinen Bewohern in Zusammenhang. Der freigeborene Brite, auf den schon Spenser, Milton, A. Sidney, Dryden und Locke, vor allem Defoe und Addison stolz hinwiesen, spielt bei Thomson eine grofse Rolle („Winter“ C 346, D 352 u. ö.). Der Generalanwalt Talbot brachte sie den im Kerker Schmachtenden („Talb.“ 128, ed. Tovey II, 210 ff.), und die englischen Könige haben stets durch sie das Dunkel der Gefängnisse zu erhellen gesucht („Freih.“ IV, 1148).

Ausführlich redet der Dichter auch von der inneren individuellen Freiheit. Er weist wie Pope auf die der Seele (eb. 531), des Herzens („Alfr.“ II, 3), der Vernunft („Freih.“ V, 106), und fordert nach dem Beispiele von Milton, Harrington, Dryden und Defoe Freiheit der religiösen Überzeugung (eb. IV, 561). Er ist mit vielen seiner Vorgänger

eins, wenn er den alten aristotelischen Gedanken aufgreift, die innere Freiheit des Individuums sei die Grundlage jeglicher Freiheit (eb. II, 247). Diese grenzenlose unsterbliche Geistesfreiheit („Soph." I, 2) ist — eine uralte Vorstellung — in Ketten undenkbar (eb. II, 3, V, 6); gefesselten Seelen bedeutet der Tod die einzig mögliche Befreiung (eb. V, 7, „Agam." IV, 3). Während Thomson anscheinend nicht ungern seine Freiheit den Banden weiblicher Schönheit anvertraut („Amanda" V. 2, ed. Tovey II, 230), kennt er wie Shakespeare, Milton und Cowley den Wert der „überaus teuren Freiheit einer tugendhaften Seele" („Agam." III, 1). Luxus, Wucher und Leidenschaften aller Art machen nicht nur den Geist unfrei („Brit." 255, „Freih." 351 f.) sondern richten auch ganze Gemeinden („Freih." V, 105 ff.) und Staaten zugrunde (eb. II, 420).

(Fortsetzung folgt.)

Berlin. Hans Marcus.

## II. AUS ZEITSCHRIFTEN.

**Germanisch-Romanische Monatsschrift** XII/3/4: Hoffmann-Krayer, Otto Behaghel zum Gruss! — Bruckner, Von den Schicksalen der romanischen Sprachen auf dem Boden des alten röm. Reiches. II. — Meyer-Benfey, Lessing's Faustpläne. — Schücking, Die Grundlagen des Richardson'schen Romans. II. — Blech, Anklänge und Einflüsse Victor Hugos und Heinrich Heines bei Grosuè Carducci.

**Germanisch-Romanische Monatsschrift** XII, 5/6: Forchhammer, Weltalphabet und Weltlautschrift. — Rose, Die Anfänge des Weltschmerzes in der deutschen Literatur. — Aronstein, Der soziologische Charakter des engl. Renaissance-Dramas. I. — Meyer-Lübke, Das Baskische.

[24. 10. 24.]

## INHALT.



Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

# BEIBLATT ZUR ANGLIA.

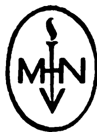
MITTEILUNGEN
ÜBER ENGLISCHE SPRACHE UND LITERATUR
UND ÜBER ENGLISCHEN UNTERRICHT

HERAUSGEGEBEN

VON

MAX FRIEDRICH MANN.

SECHSUNDDREISSIGSTER JAHRGANG



HALLE (SAALE)
VERLAG VON MAX NIEMEYER
1925

# BAND-INHALT.

(Nach Verfassern, bez. Titeln und Herausgebern alphabetisch geordnet.)

## I. Englische Sprache und Literatur einschliefslich der Volkskunde und Geschichte.

### A. Besprechungen.



*

### B. Aufsätze.

### C. Miszellen.

#### Angekündigte Schriften.



#### Mitteilungen.



## II. Unterrichtswesen.

### A. Besprechungen.

#### 1. Allgemeine Werke.



#### 2. Lehr- und Lesebücher.

### III. Aus Zeitschriften.



---

## Mitarbeiter dieses Bandes.

Binz, Dr. Gustav, Prof. a. d. Univ. u. Direktor d. Univ.-Bibl., Basel.
(S. 270. 332.)
Björling, Augusta, lis.-phil., Lund.
(S. 76. 287.)
Brenner, Dr. Eduard J. W., Lektor a. d. Univ. Erlangen.
(S. 182. 376.)
Brotanek, Dr. Rudolf, Prof. a. d. Univ. Erlangen.
(S. 188.)
Deckner, Dr. Elise, Walsche G. 4, Königsberg i. Pr.
(S. 346. 367.)
Ekwall, Dr. Eilert, Prof. a. d. Univ. Lund.
(S. 146. 257. 267. 268. 276. 304. 321.)
Ellinger, Prof. Dr. Joh., in Wien XX.
(S. 53. 89. 91. 372. 374. 378.)
Fehr, Dr. Bernhard, Prof. a. d. Univ. Zürich.
(S. 1. 7. 9. 13. 129. 289. 295. 310. 353. 586. 357. 361.)
Fischer, Erna, Bryn Mawr, U. S. A.
(S. 102.)
Fischer, Dr. Walter, Prof. a. d. Techn. Hochschule, Dresden.
(S. 67. 133. 135. 136. 137. 208. 305. 336.)
Flasdieck, Dr. H. M., Prof. a. d. Univ. Jena.
(S. 70. 168. 170. 208. 240. 260. 263. 264. 266.)
Förster, Dr. Max, Geh. Hofrat, Prof. a. d. Univ. München.
(S. 83.)
Funk, Dr. S., Königsberg i. Pr.
(S. 114.)
Hammond, Eleanor Prescott, Boston, U. S. A.
(S. 15.)
Holthausen, Dr. Ferdinand, Geh. Reg.-Rat, Prof. a. d. Univ. Kiel.
(S. 74. 99. 110. 161. 162. 184. 219. 235.)
Horn, Dr. Wilhelm, Prof. a. d. Univ. Giefsen.
(S. 73. 163. 193.)
Hübener, Dr. Gustav, Prof. a. d. Univ. Basel.
(S. 323.)
Huscher, Dr. Herbert, Privatdoz. a. d. Univ. Leipzig, Grassistr. 38.
(S. 50. 236.)
Jespersen, Dr. Otto, Prof. a. d. Univ. Kopenhagen.
(S. 154. 382.)

# Beiblatt zur Anglia.

## Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

XXXVI. Bd. Januar 1925. Nr. I.


## I. SPRACHE UND LITERATUR.

**Raymond Dexter Havens, The Influence of Milton on English Poetry.** Cambridge, Harvard University Press 1922. — XII u. 722 S.

Fast möchte es scheinen, als ob nach den gründlichen *Studies in the Milton Tradition* von Good der Boden der literarischen Miltonüberlieferung für den Kritiker als abgeackert zu gelten hätte. Um so erstaunter sind wir jetzt, da wir ein neues, viel umfänglicheres Buch über dasselbe Thema begrüſsen dürfen. Dieses Buch ist geradezu eine Bibel, eine Enzyklopädie der literarischen Miltontradition. Mehr noch, es weitet sich aus zu einer kritischen Darstellung der englischen Stilgeschichte des 18. und z. T. auch des 19. Jahrhunderts. Ein Referent kann hier nicht daran denken, einen Überblick über die Fülle von Tatsachen zu geben, die in Text, Anmerkungen, Appendices — mit langen Aufstellungen von Parallelen — und Bibliographien verwertet und eingetragen sind; er kann nur hier und dort eine Einzelheit herausheben und beleuchten.

Zunächst ein paar Zahlen! Das 18. Jahrhundert hat 105 Ausgaben von *Paradise Lost*, 7 Spenser- und 50 Shakespeareausgaben aufzuweisen. Es wäre irrig anzunehmen, daſs nur die zweite Hälfte des Jahrhunderts mit Milton einen Kult getrieben hätte. Auch die „augusteische" Ära verehrt ihn. Addison erbringt den Beweis, daſs P. L. den augusteischen Maſsstäben durchaus entspricht. Milton, so heiſst es von allen Seiten, geht über Virgil und Homer. Havens ist in der Lage, eine Menge bis jetzt unbeachteter zeitgenössischer Lobesäuſserungen anzuführen. Milton ist geradezu Mode, und die Kurve dieser Modeentwicklung geht nun allerdings seit 1750

rascher aufwärts. Um 1760 herum ist es geradezu gefährlich geworden, gegen Milton aufzutreten. Und Milton als Halbgott lebt nicht nur in der Literatur. Seine Worte erhalten neuen Schwung in der Musik Händels, und sein Comus wird allenthalben aufgeführt. Die Gründe dieser Miltonbegeisterung sind verschieden. Naheliegend ist natürlich der religiöse Gehalt von P. L., der den Weg zu den Herzen aller Ernstgesinnten fand. Besonders die Dissenters, die Milton stets als einen der ihrigen betrachteten, griffen mit Freude zu dieser erbaulichen Dichtung. Und wenn es Leute gab, denen die Pracht und Kunst der Miltonschen Wortgefüge die Entgegennahme der Erbaulichkeit erschwerte, so half ihnen 1773 eine vereinfachte Prosafassung nach, die ihnen James Buchanan unter dem eigentümlichen Titel *First Six Books of Milton's Paradise Lost rendered into Grammatical Construction* (!) anbot. Dazu kamen andere Gründe. Havens erwähnt nicht den gewaltigen Eindruck, den der enzyklopädische, der alles menschliche Wissen umfassende Charakter von P. L. im Durchschnittsgemüt des 18. Jahrhunderts hinterlassen mufste. (Dr. Johnson nennt es *full of wisdom, a treasure of knowledge.*) Der wichtigste Grund aber war: P. L. wirkte mit seiner kühnen Wildheit, seinem breit ausladenden Wortreichtum wie etwas Neues auf die Geister, die eigentlich zu allen Zeiten den Neoklassizismus als Zwangsjacke fühlten. P. L. war Klassik und Romantik zugleich. Sie ahnten, dafs in Milton eine Formfreiheit am Werke war, die dem Drang nach Freiheit in allen Dingen entsprang.

Eine solche Formfreiheit war der Blankvers. Der Kampf um ihn kommt uns heute als etwas Harmloses vor. Das 18. Jahrhundert aber focht ihn aus mit Leidenschaft und Heftigkeit. Das Ergebnis war nicht der unbedingte Sieg des Blankverses über das heroische Reimpaar, vielmehr eine langsame Annäherung an die Versöhnung der schwergefüllten Miltonharmonie mit Popes rhythmischem Peitschenschlag. Die Poesie lernte langsam und mühsam durch Kampf. Diesen langsamen Gang vorwärts nach einer äufserlich gefällig gebärdeten und doch aus der Natur herausquellenden Form halten wir uns noch lange nicht immer mit der nötigen Eindringlichkeit vor Augen. Wir nehmen den Blankvers des 19. Jahrhunderts als etwas Selbstverständliches hin. Shakespeare, Milton, und unmittelbar darauf Keatsens Endymion und Tennysons Königsidyllen! Es ging

aber andere Wege — durchs 18. Jahrhundert hindurch, dem das Silbenzählen ins Blut gediehen war, das die Pausen an einer bestimmten Stelle des Verses zu hören gewohnt war, das jedes Übersilbchen als Horror empfand und sich in den Kopf gesetzt hatte, *t'admire, vi'let* und *th'emperor* sei das einzig Mögliche. Wenn Milton in *L'Allegro* und *Penseroso* die unbetonten Anfangssilben in anmutiger Variation gelegentlich wegliefs, so schien dies *displeasing to a nice ear*. Ein Gentleman aus Oxford sah sich veranlafst, das Metrum von P. L. zu harmonisieren, wie es Dryden für Shakespeare getan hatte. Ein Lehrbuch, das schon vor Pope Geltung hatte, legte die Regeln nieder: E. Bysshe, *Art of English Poetry* 1710. Und wie die tonlichen Silbenfolgen zu starreisigen Wellen erfroren, so waren auch die einmal geschlossenen Ehebündnisse unter Adjektiven und Substantiven unlösbar. Dasselbe Substantiv begleitet immer nur ein ganz bestimmtes Adjektiv. Da zuckt nicht der Glanz eines unerwarteten Wortes plötzlich vor uns auf. Gewisse Worte sind überhaupt ausgeschlossen aus dem Reich der Poesie. Der Wortbezirk ist gewählter und enger geworden, ja sogar arm gegenüber dem 16. und 17. Jahrhundert — Milton fiel auf durch seinen Wortreichtum! — und der neuesten Zeit. Die Folge ist, dafs die Poesie des 18. Jahrhunderts viel typischer, allgemeiner, stilisierter, zugestutzter ist als die vorausgehende und nachfolgende Dichtung, nicht so individualisiert, eklektisch und vielgestaltig wie die Dichtung Shakespeares, Miltons und der Moderne. Der Weg geht also von Milton weg und dann wieder langsam zu ihm zurück, immerhin so, dafs er neu erworben wird, indem man sich selber treu bleibt.

Den Weg kann aber nur eine eingehende Stilvergleichung uns darlegen. Damit beginnen sorgfältige Einzeluntersuchungen, die unter der Hand des Verfassers zu einer Literaturgeschichte angewachsen sind. Neun geschickt gewählte Mafsstäbe Miltonscher Eigenart werden zum jeweiligen Vergleich angelegt (also etwa: der würdevolle Ton, der prozessionale Aufzug hochtönender Eigennamen, die Verwandlung einer Wortart in die andere usw.). Wir marschieren zunächst streckenweise durch unbekanntes oder wenig betretenes Land (Roscommon, Richard Blackmoore, Dennis, John Philips, Isaac Watts). Überraschend ist aber immerhin unser Zusammenstofs mit Defoe und Pope, der Miltonsche Worte und Kombinationen benutzt.

Dryden geht rasch vorbei. Er hat bekanntlich mit Miltons Erlaubnis aus Abschnitten von P. L. ein Schaustück zusammengeflochten: *The State of Innocence and Fall of Man* 1677. Vor Thomson haben wir es nur mit hohlen Nachahmungen Miltons zu tun.

Es folgen nun die grofsen Spezialkapitel: Thomson, Young, Cowper, Wordsworth, Keats. Bei Thomson wird das Schwergewicht nicht auf die Tatsache gelegt, dafs er mit den *Seasons* eine der frühesten englischen Naturdichtungen geschaffen hat — denn der Geschmack dafür war schon da —, sondern auf den grofsen äufserlichen Erfolg dieser Blankversdichtung. Dennis behauptet, die „Jahreszeiten“ seien in jeder Hütte zu finden. Thomsons Erfolg beruhte geradezu darauf, dafs er nicht zu hoch zielte, nicht Wordsworthisch, nicht allzu gefühlsreich schrieb, sondern für den Durchschnitt. Woher kam ihm die Inspiration? Aus der waldreichen Umgebung seines schottischen Heimatdorfes. Milton ist deutlich zu verspüren: in dem gelegentlichen grofsen Ton, in den Eigennamensymphonien, in der Verwandlung der Wortarten, in den Latinismen und Umschreibungen. Die Bedeutung des Miltonschen Blankverses hat Thomson nicht restlos erfafst. Wie viele seiner Zeitgenossen glaubt er die reimlosen Verse durch Bombast aufdunsen zu müssen. Sehr zutreffend wird Young zu Milton in Stellung gebracht. Die Nachtgedanken sind *one of the dullest and falsest poems that ever achieved fame*, eine von hohlen Miltoniaden durchschossene farblose, rhetorische Prosa. Ganz unmiltonisch ist der Ton mit seinem aphoristischen Stakkato. Bei Cowper, der sein P. L. von Jugend an kannte, ist der Miltoneinflufs besonders stark. In seinem Task hat er aber den ihm eigenen leicht hüpfenden Flufs sich bewahrt und die Latinismen sich ferngehalten. Der Eingang ist übrigens eine Parodie von P. L., die allmählich versandet. In seiner Blankversübertragung des Homer versteift und verknöchert sich sein Miltonismus. Wordsworths Blankvers ist von öder Farblosigkeit, die wie etwa in Exc. II, 830—45 oder Prelude 401—404 von Miltonischem Oasen unterbrochen wird. Keats steht durch seinen Hyperion in engster Beziehung zu Miltons P. L. Warum brach er ab? Havens gibt die Antwort, dafs sein Miltonismus ihm gekünstelt und falsch vorgekommen sei, er habe sich in eine Kälte und Gefühlsferne hineinbegeben, die seiner Natur

widerstrebte. Hyperion II sei demgegenüber als ein Versuch zu betrachten, die kalte Sachlichkeit durch Vermenschlichung und eine deutlichere Herausarbeitung der Allegorie zu überwinden. Dabei seien aber die Miltonismen geblieben.

Wir werfen noch einen Blick auf Blake, der nur Ideen und Bilder, nicht aber Stil und Diktion von Milton übernimmt. Aus dem 19. Jahrhundert wird Merediths *Lucifer in Starlight* erwähnt. Es fehlt aber der Hinweis auf eine Stelle in P. L. V, 472—74, die den Text zu Merediths Erdenlehre bildet und die er sicher auswendig konnte: *one first matter all, out of which all grows upwards into higher forms — till body up to spirit moves.* Meredithklang im 17. Jahrhundert!

In einem besonderen Teile des Buches zeigt Havens den Einfluſs des P. L. auf bestimmte Gattungen späterer Blankversdichtung: *Meditative and Descriptive Poetry, Epic and Burlesque Poetry, Translations of the Classics, Technical Treatises in Verse, Philosophical and Religious Poetry.* Wer sich in Zukunft mit der Naturdichtung des 18. Jahrhunderts befassen will, kann an dem Kapitel über die beschreibende Dichtung nicht vorübergehen. Viel Schattenland wird hier aufgehellt, namentlich in bezug auf das sog. *topographical poem,* das schon früh mit Denhams *Cooper's Hill* beginnt und um 1767 zur Hochflut sich steigert. Selbst diese z. T. ungeschickte Hügel- oder Aussichtspoesie trägt Miltons Spuren. Dyers *Grongar Hill* und John Scotts *Amwell* ragen über den Durchschnitt hinaus. Die allgemeine Entwicklungslinie der Naturdichtung zieht sich von dem steif deskriptiven Typus, der auch diese Aussichtsdichtung umfaſst — Philips und Thomson! — zu einem andern, viel beweglicheren deskriptiven Typus hin, der durch Cowper vertreten ist. Unter den zahllosen Naturdichtern des 18. Jahrhunderts neigt der eine mehr diesem, der andere mehr jenem Typus zu. Zur zweiten Richtung gehören James Hurdis und die wenig bekannten Thomas Gisborne — *Walks in a Forest* 1794 — und James Grahame — *The Rural Calendar* 1797, *Birds of Scotland* 1807 (beides sehr schöne Leistungen). Dann wird ein Strich gezogen; die Naturgraphik hat sich erschöpft. Wordsworth und seine Nachfolger singen Naturphilosophie.

Die „technische“ Dichtung ist eine neoklassizistische nach Hesiod und Horaz gemodelte didaktische Form, nur möglich

in einem Zeitalter, das zwischen Poesie und Prosa kaum einen Unterschied machte und die Belehrung durch Vers und Reim zu verzuckern suchte. So entstanden Erzeugnisse wie John Philips' *Cyder*, Somervilles *Chace*, Christopher Smarts *Hop Garden* 1752, Luke Bookers *Hop Garden* 1792, Dyers *Fleece* 1757, Graingers *Sugar Scene* 1764, William Masons *English Garden* 1772 u. ff., Downmans *Infancy or the Management of Children* 1774 u. ff.

Soviel über P. L. Die kleineren Gedichte traten erst später ihren Triumphzug an. Ungefähr 1720—1740, d. h. zur Zeit, als Popes Vorherrschaft schon zu wanken begann, griff ein auserwählter Kreis auf diese Gedichte. Es ist bezeichnend, dafs jetzt Händel sein Oratorium *L' Allegro, Il Pensieroso ed il Moderato* komponiert (1740 ausgeführt) und 1742 bzw. 1746 mit *Samson Agonistes* und *An Occasional Oratorio* weiterführt, dafs ferner *Comus* 1738 im Drury Lane über die Bretter geht. Die glückliche Vereinigung von Klassik und Romantik zog die Geister an.

In vieviel Gedichten tönen *L' Allegro* und *Il Penseroso* nach! Havens hat hier in methodisch musterhafter Weise 14 Mafsstäbe der Vergleichung herangezogen (u. a. Personifikation, Aufzug der Personifikationen, Tonfall, die Rufe *Hence* und *Come*). Auch hier geht es an vielen obskuren Namen vorbei. Wichtig sind nur Collins und Thomas Gray.

Ein umfängliches Kapitel ist dem Sonett gewidmet. Man sage nicht, das 18. Jahrhundert habe das Sonett nicht gepflegt. Namen sprechen dagegen wie Philip Yorke Stillingfleet, Thomas Edward, Anna Seward, Mrs. Charlotte Smith, die Della Cruscans, Bampfylde, Thomas Russell, Egerton Brydges, Cowper, Bowles. Bald Petrarka-, bald Shakespeare-, bald Spensernachahmung! Nun kommt ein Bruch: Wordsworth! Er geht wieder zu Milton zurück und bringt durch seine Hilfe das Sonett wieder auf die Höhe. Keats findet als Sonettendichter den Anschlufs nicht etwa bei Spenser, dessen *Amoretti* ihm nichts bedeuteten, sondern bei den Della Cruscans.

*Lycidas* hat in 35 Gedichten des 18. Jahrhunderts nachgewirkt. Die *Translation from Horace* hat durch ihr Metrum ein prächtiges Stück angeregt. Auf Umwegen! Der ältere Thomas Warton wendet es in seiner öden *Ode to Taste* (1744/45) an; sein Sohn Joseph kommt damit auf den Gedanken, Oden

in dem selbigen Metrum zu schreiben (1746). Er zeigt sie seinem Freunde Collins, der, die metrische Anregung verwertend, sein *To Evening* (1746) komponiert. Ähnlich hat metrisch die frühe *Nativity Ode* Ableger ins 19. Jahrhundert geschickt (Shelleys *Hellas* 1822, Swinburnes *To Victor Hugo* in *Poems and Ballads* I, dann *Eve of Revolution, Song for the Centenary of Landor and New-Year Ode to Victor Hugo*).

Das Werk von Jahren liegt vor uns. Gerecht kann ihm nur werden wer als Ganzes es nachprüft.

Zürich. Bernhard Fehr.

**Margaret Lewis Bailey, Milton and Jakob Boehme.** A Study of German Mysticism in 17th Century England.

A. u. d. T.: **Germanic Literature and Culture,** A Series of Monographs, edited by **Julius Goebel.** (Nr. I) — New York, Oxford University Press, American Branch — London, Humphrey Milford 1914 — X u. 200 S.[1])

Jakob Boehme war dem England des 17. Jahrhunderts kein Unbekannter. John Sparrow (1615—65), ein Londoner Advokat und Offizier in Cromwells Armee, verlegte die englischen Übersetzungen seiner sämtlichen Werke. Bald darauf wurde auch eine englische Biographie des berühmten Mystikers veröffentlicht. Seine „Morgenröthe im Aufzuge“ ward von den Soldaten des Cromwellheeres aufs eifrigste gelesen im Zeitalter der Bekehrungen und des innern Lichtes, des Individualismus und der Weltverbesserungsschwärmerei. Böhmes Ideen verquickten sich zeitweise mit der Lehre der Quäker, die sie später wieder abschüttelten. Seit den fünfziger Jahren treffen sich regelmäfsig Anhänger Boehmes, um seine Lehren zu studieren und zu deuten. Sie konstituieren sich 1697 zur sog. Philadelphian Society. Der Idealist und Praktiker Henry Vane schöpfte wichtige Gedanken über den Idealstaat aus Boehmes Schriften. Vane war Miltons intimer Freund. Durch ihn und durch einen weiteren Kreis von Boehmes Anhängern mufs Milton mit der freiheitlich-kosmogenetischen Lehre des Schusterphilosophen bekannt gemacht worden sein. Es ist kaum anzunehmen, dafs seine Bücher ihm entgangen wären. Durch

[1]) Dieses vor zehn Jahren veröffentlichte Buch ist dem Herausgeber erst voriges Jahr zur Besprechung übersandt worden.

wen wurde Milton von dem Pol strengster religiöser Orthodoxie hinübergerissen zur unabhängigen Auffassung einer rein innerlichen individualistischen Religion, die seine späteren Prosaschriften und Dichtungen durchleuchtet? Durch Boehme!

Nur eine genaue Textuntersuchung kann greifbare Beweise erbringen. Wenn wir uns aus Saurats lichtvollem Buch *La Pensée de Milton* (1920) das Miltonsche Gedankengebäude vor Augen halten, so erkennen wir, dafs grofse, wesentliche Stücke durch Boehme nicht erklärt werden können. Für die fundamental wichtige „Zurückziehung“ Gottes, die Mifs Bailey wörtlich zitiert, findet sich nichts Entsprechendes in Boehme. Saurat hat darin in einem späteren Aufsatz sehr richtig eine kabbalistische Auffassung erkannt. Bei einigen nicht unwesentlichen Punkten allerdings sind die von der Verfasserin vorgezeigten Parallelen auffallend, wenn nicht gar überzeugend. Boehme sagt ungefähr: Gott schuf die Welt, um die Wunder der ewigen Natur zu offenbaren, was er in seiner Alleinigkeit nicht hätte tun können. Milton äufsert sich ähnlich. — Michaels „Zurückweisung Satans“ (P. L. VI, 269—77) spiegelt Boehmes Gedankengang in *Four Complexions* III, 63 wider. — Bei Boehme und Milton zittert die Erde beim Sündenfall. Beide haben die Umgestaltung der Überlieferung, wonach Satan und seine Engel nach dem Sündenfall zu Schlangen wurden. Beide vertreten die Auffassung, dafs Himmel und Hölle im Menschen selber seien (P. L. I, 254, IV, 19, XII, 585). Diese Vergeistigung des Mythus hat Milton bekanntlich viel weiter durchgeführt in P. R., der Deutung von Christi Versuchung durch Satan in der Wüste. Es ist ja bis jetzt allen Kritikern aufgefallen, warum nicht das Kreuz, sondern die Versuchung zum Zentralerlebnis gemacht wird. Boehme geht auffallenderweise ähnliche Wege. Bei beiden der Gedanke der Entörtlichung des Paradieses! Auch die gegenseitige engste Durchdringung staatlicher und religiöser Begriffe ist beiden gemeinsam.

Für den Anglisten nützlich und bequem sind die Kap. II (English Mystics before Boehme) und III (Boehme in England), wo sich aus vielen zerstreuten Quellen und Abhandlungen alles Wichtige zusammengetragen findet.

Zürich. Bernhard Fehr.

**Percy Hazen Houston, Doctor Johnson,** *A Study in Eighteenth Century Humanism.* Harvard University Press (Cambridge) 1923. — VIII u. 280 S.

Der Literarhistoriker ist geneigt, Dr. Johnson in die Gruppe jener neoklassizistischen Dogmatiker einzureihen, von denen Rymer der schlimmste gewesen ist. Aber Johnson war eine starke Persönlichkeit, die schliefslich jedes Schema übersteigen mufste. Eine Würdigung seiner Schriften wird zu diesem Schlusse führen müssen. Aber wer nimmt sich solche Mühe? *We admire him, but we do not read him,* hat es geheifsen. Macaulay hat Johnsons literarische Kritik als nebensächlich, seine Tischgespräche als fesselnd bezeichnet. Die gescheute Mühe hat sich Professor Houston genommen. Er hat das gesamte Material durchgearbeitet und nach verschiedenen Gesichtspunkten — Belesenheit, Stellung zu anderen Kritikern, zu Boileau, zum Neoklassizismus, zu Shakespeare und zum Drama, zu den Zeitströmungen, Methode — geordnet. Wie ein roter Faden geht es durch das Buch: Johnson ist mehr als der blofse Verkünder, Begründer und Verteidiger des Neoklassizismus. Er ist vielmehr der letzte grofse Humanist vor der romantischen Umkehr, dem die in der Vergangenheit gesammelte menschliche Gesamterfahrung geistige Leitung ist. Immer wieder sehen wir in ihm die gewaltige Persönlichkeit, welche die neoklassizistischen Fesseln sprengt und von Zeit zu Zeit Dinge sagen kann, die die Strengklassizisten in Erstaunen setzen mufsten. Also wenn er etwa das Schwergewicht auf die Macht der Bildungskraft legt und behauptet, dafs Verstand und Phantasie nicht notwendigerweise Gegensätze seien. Hier steht er zwischen den zwei Polen der Klassik und der Romantik, die jede auf ihre Art Verstand und Phantasie nur im Verhältnis von Herrscher und Sklaven sahen.

Was bedeutet Johnsons Persönlichkeit? (Ich hätte diese Persönlichkeitsmomente lieber in ein besonderes Kapitel zusammengeordnet gesehen als zerstreut durch das ganze Buch hin, wo sie nur zur gelegentlichen Begründung herangezogen werden). Sie steht da für gediegenes Wissen, gesunden Menschenverstand, für Herzensfrömmigkeit, für die Tradition in staatlichen, gesellschaftlichen und religiösen Dingen, für die Bekämpfung des Unwahren und des blofsen Scheins, für geistige

und sittliche Zucht, kurz für wahrhaftes Engländertum. Er hat in der Jugend und als Mann den Kampf ums Dasein durchmachen müssen. Eisen ist in seine Seele gedrungen. Sauer schmeckten die Früchte seiner Erfahrung. Die Erkenntnisse, die sie brachten, waren die Kleinlichkeit unseres Lebens, die Begrenztheit unseres Wissens, die Dunkelheit unserer Wege, die Gott uns gewiesen hat. Legen wir deshalb das Geheimnis, das hinter ihnen liegt, gelassen in die Tiefen einer höheren Kraft. Um ihn herum sind Menschen, die anders denken: sie schauen in klarer Verkettung bis zu den letzten Ursachen der Dinge und sehen den menschlichen Willen in äußerliche Bedingtheiten gefesselt. Ihnen gegenüber stampft Johnson ungeduldig und ruft: Nein, unser Wille ist frei, wir sind für unsere Handlungen verantwortlich. Wer wie Johnson im Daseinskampf so hart geworden ist, hat wenig übrig für den sentimentalen Menschen, den damals aufkommenden *man of feeling*, der an die angeborene Tugend, die angeborene Liebe, an den Edelmut des Wilden, an die Gleichheit aller Menschen glaubt. Johnsons gesunder Menschenverstand lehnt das ab als romantischen Irrtum. Er macht nur eine Ausnahme: er läßt Richardson gelten. Warum? Weil er moralische Gefühlspoesie geschrieben hat. Das ist es ja: Johnson ist Moralist. Seine Aufsätze im Rambler und Idler und gewisse Diskurse in seinem *Rasselas* gleichen philosophischen Homilien. Ihr Gegenstand ist die göttliche Weisheit und die menschliche Schwäche: „Selbsttäuschung“, die „Notwendigkeit der Geduld“, „Einsamkeit“ usw. Ein Mann spricht zu uns, der sich verpflichtet fühlt, uns auf die Ewigkeit vorzubereiten.

Dem Gefühlsüberschwang der aufkommenden Romantik abgeneigt, mußte sich seine Persönlichkeit hingezogen fühlen zu jener anderen literarischen Richtung, die die Gesetze des Lebens und der Kunst aus der Vernunft und der Erfahrung der Vergangenheit ableitete, dem Neoklassizismus. Der Neoklassizismus war ja eigentlich nichts anderes als der alte Humanismus, der innerhalb der engen Grenzen der Kunst gebucht, in gangbare Geleise und geltende Formen gebracht wird. Mit großen Strecken dieser Richtung konnte Johnson sich abfinden. Schaute er rückwärts und nach Frankreich hinüber, so fand er in Boileau einen Gesinnungsgenossen. Beide erkennen in der Dichtung die gefällige Wiedergabe der „Natur“

durch die Vernunft. „Natur“ aber ist nach Johnson die Darstellung wirklich seiender Dinge und wirklich geschehender Handlungen in einem hohen, allgemein gültigen Sinne. Um das zu erreichen, ist lange Übung und steter Fleifs nötig. Indem der angehende Dichter sich durch langes Studium mit dem Besten was je geschrieben vertraut gemacht hat, kommt er der Wahrheit und der Vernunft näher. Es ergeben sich ihm aus der Erfahrung abgeleitete Regeln. Der tyrannische Kritiker hämmert sie zu starrer Härte. Die Regeln sind nützlich als Eindämmung des Genies, mehr sind sie nicht. In ähnlichem Lichte ist auch die Nachahmung der Alten zu beurteilen. Die neoklassizistische Kritik hat daraus ein Dogma gemacht, eine starre Veräufserlichung, welche die blofse Manier festhält, ohne auf die Gesetze der menschlichen Allgemeingültigkelt zu achten, die in der höchsten Dichtung ihre Erfüllung finden. Hier geht Johnson über den Neoklassizismus hinaus. Er greift die zeitgenössischen Nachahmer der Spenserschen Pastorale — Gay, Prior usw. — heftig an. Er schreibt eine Vorrede zu seiner Ausgabe von Shakespeares Werken und macht sich dort über Kritiker wie Rymer lustig, die in strenger Anlehnung an Aristoteles auf Shakespeares freie Kunst die „Regeln“ anwenden wollen. Dabei nimmt er die Gelegenheit wahr, noch ein anderes Dogma — das Boileau verteidigte — zu erledigen, das der strengen Unterscheidung der Gattungen, Epos, Lyrik, Drama usw., indem er Shakespeares Tragikomödie verteidigt. Er tadelt allerdings an Shakespeare das häufige Fehlen des moralischen Endziels, stöfst aber im übrigen den neoklassizistischen Rymer auf die Seite und führt Drydens Shakespeareapologie weiter. Ja, der strenge Johnson wandert schon Schlegel und Coleridge entgegen.

Das ist Johnson aufserhalb seines Pontifikats! Aber in den gewöhnlichen Stunden ist er doch Pontifex und zwar Hohepriester eines selbstgefälligen blasierten Zeitalters, ein hochragender Geist, den die neoklassizistischen Normen bis zur Spitze umranken. Er blickt sich um und sieht in Pope die Verwirklichung seiner Ideale. Popes englische Ilias war für ihn das Wunder der Wunder: geschliffen, regelmäfsig und harmonisch. In ihr wurde die englische Sprache zur Melodie. Waller und Denham hatten hier vorgearbeitet und einen Dryden

ermöglicht. Und durch Dryden hindurch nur ging es zu Pope. Hier wandelt Johnson in der neoklassizistischen Beengung. Er war von Natur aus unmusikalisch und hatte kein Ohr für die Schönheiten der Sprache Shakespeares und Miltons. Diese Beengung verfinstert ihn, wenn er Shakespeares bildliche Ausdrücke rationalisiert und fehlerhaft findet, wenn er Thomas Grays Oden verständnislos seziert, wenn er aus Ossian nur Deklamationen heraushört, wenn er mit den mittelalterlichen Romanzen nichts anzufangen weiſs, wenn er die romantische Allgewalt der Liebe im heroischen Drama verdammt (wie würde das B. Shaw gefallen!). Den Balladen gegenüber ist er vorsichtiger. Er verurteilt nur die modehaften Balladennachahmungen. Wir sehen: Johnson ist hier nicht mehr der wahre Humanist. Der Glaube an die Überlieferung trübt seinen Blick.

Die folgerichtige Anwendung dieser durch viele Aufsätze und Gespräche weithin zerstreuten Theoriefragmente hat uns Johnson in seinen *Lives of the English Poets* gegeben. Sie sind ein echtes Zeugnis englischen Geistes. Denn Johnson geht das Leben höher als die Literatur. Die Persönlichkeiten fesseln ihn mehr als die Werke. Er schildert in meisterlicher Gedrängtheit die Charaktere, die persönlichen Gewohnheiten, das Aussehen, die Geisteseigenschaften, die Belesenheit, die Meinungen, das häusliche Leben, die Schicksale seiner Dichtungen. Diese Leben sind moralische Unterweisung. Dann geht er an die Kritik der Werke heran. Nichts ist weiter von dieser klassizistischen Beschau entfernt als unsere moderne Impressionistik. Johnsons Kritik ist scharf, aber kalt, äuſserlich und ohne Individualität. Denn er legt absolute, längst vor ihm daliegende Maſsstäbe an seine Gegenstände. Dabei fällt die farblose Allgemeinheit und geringe Auswahl seiner fachlichen Ausdrücke auf. Auch hier ist er von seiner Zeit beengt, deren Angebot an literarkritischen Ausdrücken sehr mager war. Johnson aber begnügte sich mit dem Angebot und unterlieſs es, sich eine angemessene kritische Terminologie zu schaffen. Die kritisch beste Biographie ist die von Cowley, obschon er hier eine tote Schule tötet. Seine Kritik des Paradise Lost im Leben Miltons übertrifft an Substanz, Kraft, Sicherheit und Ausdrucksfähigkeit sogar Addisons begeisterte Darstellung.

Es ist das Verdienst Houstons, Johnsons Bildnis wieder die richtigen Umrisse gegeben zu haben. Macaulays Urteil, wonach Johnson seiner Zeit eine Autorität, uns aber nur ein Begleiter sei, schlägt daneben. Johnson ist wohl das Sprachrohr eines Zeitalters. Er ist aber vor allen Dingen eine starke englische Persönlichkeit.

Zürich. Bernhard Fehr.

**American Poets. An Anthology of Contemporary Verse** by **Leonora Speyer.** Kurt Wolff, München 1923. — 133 S.

Der erste Eindruck ist ein zurückschreckendes Staunen vor einer neuen Welt, in die wir uns nicht hineinfinden können, bis wir entdecken, dafs dieses Staunen den Dichter selber betäubt haben mufs, als er die Lebensmächte wild und laut auf sich eintoben fühlte und erst allmählich lernen konnte, dem Getöse Rhythmus und Melodie abzulauschen. Darum ist die neueste amerikanische Lyrik viel kühner und viel lauter als die englische, ruft sie doch bisweilen bis zum Heiserwerden. Viele dieser Sänger nennen sich „Imagists"-Bildner. In Wirklichkeit sind sie beides, Bildner und Schallplastiker. An ihrer Spitze marschiert Vachel Lindsay, der uns in seinen beiden bekanntesten Nummern *Congo* und *The Santa-Fé Trail* lärmumtoste Visionen vormacht. Dort einen Negertanz, hier die rasenden Automobile. Die Herausgeberin der Blumenlese Leonora Speyer hat auf die Wiedergabe dieser zwei so oft zitierten Gedichte verzichtet, dafür aber Vachel Lindsay durch ein anderes, ebenso ergötzliches Tonspiel zu Worte kommen lassen: *The Ghosts of the Buffaloes,* eine wilde Programmusik über einen Traum, der in der kühnen Vision einer majestätischen Büffelflucht austobt. Indianische Farbenpracht, babelartiges Lallen, von ekstatischen Wiederholungen unterbrochen, die den schweren Hammer welterschütternder Grundtakte schlagen. Die betäubenden Rhythmen erinnern zeitweise an rasende Tangomusik. Etwas gedämpfter klingt der Imaginismus bei der feinsinnigen Amy Lowell, die durch ein längeres Gedicht *Purple Grackles* vertreten ist. An die Stelle der orthodoxen Versform hat sie eine polyphone Prosa gesetzt, die in variabler Längewelle einen Bilderstrudel abrollt, der uns auditiv das rastlose Vogelgezwitscher vormachen soll. Denkt man sich dieses unausgesetzte Bilderprägen weg, so

bleibt noch die Schalleindringlichkeit, durch die der bekannte Energetiker Carl Sandburg starke Wirkungen zu erzielen weiſs. Seine germanischen Ein- und Zweisilbner vereinigen sich in wirbelnden Trommelschlägen zum Lobgesang auf das Chicago der Fleischkonserven, der Weizenlager und der Maschinenfabriken.

So klingt der Ton der amerikanischen Lyrik, die Empfindungen und Gedanken gewissermaſsen drahtlos vermittelt. Hat das Ohr sich ihm eingefühlt, so bleibt der Genuſs nicht aus; denn gar vieles weiſs sich dem Ton einzuschwingen: vom primitivsten Animalismus hinauf bis zu den weittastenden Weltallsgefühlen. Das zeigt das eigenartige Eingangsgedicht von Conrad Aiken. Ich erwache, stehe auf, kleide mich an und binde jetzt meine Krawatte vor dem Spiegel. Da — in dieser banalen Gewohnheitsgebärde — überkommt mich die kosmische Empfindung. Sterne über mir, unter mir! Warum denn nicht? Warum sollte ich nicht die Krawatte in der Hand das Weltall ahnen? Und morgen? Wieder schleife ich die Halsbinde, doch das Komische läſst mich unberührt. Und übermorgen — das Wort vom Selbstbinder erklingt kehrreimartig — ist es mir zurückgegeben.

Ganz anders ist demgegenüber die Einstellung in den kecken Freiversen des John Gould Fletcher, dessen sonnendurchbrannte Landschaftsbilder *Arizona* ein augenblendendes Farben- und Lichtspiel vor uns aufflammen lassen. Auch die futuristische Ideenschau — in England huldigt ihr der isoliert stehende Ford Madox Hueffer — fehlt nicht. Wir finden sie bei T. S. Eliot. Abendbesuch bei einer Dame nach dem Konzert. Behend und leise spinnt sich jetzt ein hellschimmerndes Gedanken- und Wortgewebe, durch das allerlei Tonerinnerungen — Violinen und Hörner — den purpurnen Zettel schieſsen. In diese Nähe ist auch das eigensinnige *Peter Quince at the Clavier* von Wallace Stevens zu stellen.

Andere Blätter spiegeln das Werk zarter Hände wider. Maxwell Bodenheimer formt Alltagsmomente zu plastischen Parabeln um. Robert Frost — ein Name von gutem Klang — läſst in sauberem Versbett kristallhelle Gedankenwellen wogen und Sara Teasdale erinnert bisweilen leise an die keltische Note. So spricht mit fast jeder neuen Seite uns eine neue Stimme aus dem Unbekannten an.

Ich schliefse mich dem Wunsche an, den die Herausgeberin in ihrem hübschen Vorwort geäufsert hat. Möge dies Liederbuch dazu dienen, die Völker wieder zusammenzubringen, wie nur Gesang es vermag.

Zürich. B. Fehr.

---

**Lydgate's Fall of Princes.** Edited by **Henry Bergen.** The Carnegie Institution of Washington, 1923, 3 vols. Pp. lxv, 1044; continuous pagination. Vol. 4 in preparation.

Writing his "forewords" to the Early English Text Society's edition of Hoccleve's poems, the late Frederick James Furnivall, founder and president of the Society, said of his plans for work, — "I feel bound to try and see Hoccleve cleared, and Lydgate well started, before I die".

This was in 1892, and Furnivall's death came in 1910. At that time he could reckon, of Lydgate volumes in the EETS list alone, not only Schick's edition of the *Temple of Glass,* of 1891, but the *Secrees* (1894), the *Pilgrimage of the Life of Man* (1899—1904), *Reson and Sensuallyte* (1901), the Nightingale-poems (1900), and the *Troy Book* (1906). The year after his death saw the publication of the *Siege of Thebes* and of the first volume of the minor poems under MacCracken's editorship. Several of the saints' lives written by Lydgate had been included by Horstmann in his *Altenglische Legenden;* and his *Fables*, his Mummings, his *Horse, Goose, and Sheep,* and the *Fabula Duorum Mercatorum*, had appeared in German editions. Nothing remained inedited of Lydgate's longer works, after 1911, except the *Life of Our Lady* and the *Fall of Princes.* The latter text, the heaviest of all Lydgate's undertakings, now lies before us, in three tall octavo volumes, issued by the Carnegie Institution of Washington, and edited by Dr. Henry Bergen, also the editor of the *Troy Book.*

Like many another of Lydgate's works, this is a translation, and a translation executed at the command of a wealthy patron. Humphrey duke of Gloucester, brother of Henry the Fifth, who commissioned the monk and apparently lent him the text to be used, was not only foremost among the nobles of his time who gave encouragement to men of letters, but took an active personal interest in the work of his protégés.

It was common enough, among men of wealth in the fifteenth century, to purchase manuscripts in Italy, or to commission a piece of translation; it was not uncommon that a collector should give books to a college or a church, as Gloucester did to Oxford. But it cannot have been the usual practice of a patron to supervise bit by bit the verse translated at his bidding, to criticise the "metring", and to sit down with a pencil to the business of correction.

Yet this is what happened in the translation of Palladius' *De re rustica,* done for Gloucester by an anonymous versifier. The work was under way at the very same time that Lydgate was engaged upon the *Fall of Princes,* as we infer from allusions in both prohemes to Gloucester's activity against heretics; and in the connective stanzas of original matter with which the Palladius-translator unites his separate books, we learn that "my lord" inspected the manuscript at intervals, and made revision with a "plummet" or lead-pencil. "Will he correct?" says the trembling workman, submitting a fresh instalment and watching Gloucester's expression: — "Ah, what can I do about it? He will do as a lord."

Lydgate gives us no such vivid knot-hole glimpses of his relation to Gloucester. He does on occasion tell us that Gloucester insisted on certain points, on the addition of moralizing envoys to the separate narratives, on the inclusion of a story told by Chaucer over which the monk had intended to pass. And in his prologue to Book ii the glimpse of the all-powerful patron is almost real. Lydgate says that as he worked, "My lord cam forbi and gan to taken heede", — bidding him add the envoys.

Humphrey's choice of the *Fall of Princes* for translation was of some moment for English letters. Boccaccio's Latin prose *De Casibus Virorum Illustrium* had attained, when passed into the French prose of Laurent de Premierfait early in the fifteenth century, a very marked popularity in France; it was also rendered into Castilian, with effect on Spanish letters. Laurent's translation of the *Decameron,* done after his second rendering of the *De Casibus,* had far less success; it was the tragic pageant of the great, rather than the fabliau-material of the *Decameron,* which attracted those aristocratic patrons who were in Lydgate's time still the

masters of literary fashion. Laurent worked at the bidding of royal dukes in executing his two translations of the *De Casibus*; and Lydgate, also at the command of a royal duke, turned the second of these into the more than 36,000 lines of English verse entitled "Bochas (Boccaccio) of the Fall of Princes". He adopted for his metre the stanza of seven lines; and, like the Palladius-translator, he consults his patron's taste by an occasional tour de force in rime, — though Lydgate's verbal joints are far stiffer than those of the anonymous Palladius-workman.

As the text passes from Latin prose to French prose and from French prose to English verse, it grows like Falstaff's buckram men. In Boccaccio's plan, a long procession of unfortunates, from Adam and Eve to King John of France taken prisoner at Poitiers in 1356, passes in turn lamenting before Boccaccio as he sits in his study recording the story of each. Biblical and classical history are drawn upon at will, Ahab and Dido becoming neighbors in the text; and Boccaccio varies the march of individuals by inserting moral disquisitions, and also by group-chapters headed "Miseri Quidam", "Infelices Aliqui", etc., in which several or many personages are merely mentioned. He thus gets some perspective and variety into his monotonous plan; though in a very limited way, there is an alternate expansion and contraction.

When Laurent takes over the plan, he fails to see Boccaccio's intention in the group-chapters. Each individual there mentioned is given full treatment in the French, and Boccaccio's attempt at variety disappears at the same time that the bulk of the work increases, partly because of this and partly because of the geographical and historical comment which Laurent adds. Lydgate may have known the Latin, but he follows in general Laurent's method; yet the pseudo-lyrical envoy which he appends to each chapter, at Gloucester's command, restores in a way the element of variety which Boccaccio had given his work. The English however exceeds the French in bulk, partly because Laurent's scale is retained and partly because of Lydgate's natural wordiness.

The *Fall of Princes* does not represent Lydgate at his best. The subject-matter deprives him of any chance at the nature-descriptions and the encounters of personality which

so brighten the *Troy Book.* When he gets an opportunity, as in the dispute between Brunichild and Boccaccio, or in the argument between Messalina, Caligula, and Tiberius, or in the reproach to Rome at the close of the second book, or in the prayer of Theodosius, or in the often-cited lament of Canace, he is not without interest and savor. He has, too, some very fortunate lines. For perhaps the very best, the passage beginning, "God hath a thousand handes to chastise", he had only to follow closely Laurent's lead; but none of these, his own lines, would disgrace a greater master:

Fame in her palace hath trumpes more than one i: 5111
In Phebus presence sterres lose their light vi: 2983
Ther was al merthe, ther was al melodie i: 593

Or the strong suggestion of Dante in: —

For thilke sorow surmounteth every sorow
Which next foloweth after felicitie i: 645-6

But his effect is invariably lost by repetition or dilution. The Dantesque passage just cited is one of a half-score such statements of the same idea which appear in the *Fall,* and are never allowed by their author to produce a simple effect. The monk turns and re-turns every thought or detail. Often a fact is stated in one stanza, with two of the lines padded by "as maad is mencioun", or "myn auctour doth expresse", for rime's sake; and the next stanza will go over the same material in slightly different words, with two or three other padding phrases to fill out its tenuity. Many pages of the *Fall* show two to five such inflated lines, not to mention the numerous entire verses put in for the same purpose.

And yet one finds excuse for Lydgate, and one finds interest in the *Fall of Princes.* The crushing length of his task, and the monotony to which he was held, plead against our censure of his barrenness. And, destitute as the poem is of description, of personality, of variety, it has a really great linguistic value as well as an important position among English literary types. It contains a mass of material unrecorded even by the New English Dictionary; and in its pages the student enjoys the excitement of sometimes capturing a word at its very entrance into English from the French of Laurent. A few such cases I mentioned in *Anglia* 36: 375;

it would be easy to add more, and it is interesting to note that the striking word is not always the new word. One pauses with astonishment over "seudo prophete" (ix: 157), but the word is used already by Wyclif, while the unassuming word *disappear*, here and elsewhere used by Lydgate, is first cited by the Dictionary from Palsgrave, almost a century later. What effect the monk's continual repetition of phrase may have had on the English language is a question. He was powerless to introduce the word *tarage*, freely as he employed it; and other of his favorites went no further than Spenser. But if the *Fall of Princes* had any body of readers, the translator's endless repetition of rime-tags, his endless resort, for rime's sake, to abstract words in *-ess, -ible, -oun,* and so on, as he doubled back and forth in his endless restatement of the tragic situation, must have left some impress on the English vocabulary.

So far as the literary type is concerned, it is of moment to note that Tottel's dignified edition of 1554 just preceded Cavendish's imitation of the poem and also the inception of *A Mirror for Magistrates*. With the Tottel print appeared a text of Lydgate's *Dance Macabre*, or Dance of Death, also translated from the French, also of general West-European interest in its time, and also a pageant, with Death instead of Fortune as presiding deity. We might doubt the appetite of our own age for an imitation of the *Fall of Princes*, or for any personification of Fortune; but Death has yet his fascinations and his terrors. And were a series of frescoes, showing Death seizing his victims, from Pope to pedlar, and accompanied by stanzas of dialogue, to be painted in any public building of Europe or of America, the multitude would throng to see it as it thronged to old St. Paul's and to the Church of the Innocents in Paris, to gaze on the fifteenth-century pictures and their verses.

Dr. Bergen prints the *Dance Macabre* as appendix to his *Fall of Princes* text. He uses for the *Dance* two manuscripts of the British Museum, mentioning the forthcoming print, by the present writer, from a Bodleian codex. For the *Fall* he uses as basis the manuscript Bodley 263, collating throughout with two Brit. Mus. manuscripts, using others on occasion, and subjecting the text to modern punctuation. The re-

lation of the codices is not discussed by Dr. Bergen, nor the relation of the English to the French, — a very large and complicated problem. Much of the introductory material here offered is on the metre of the poem, in treating which Dr. Bergen adopts a set of line-types such as were used by Schick, and defends Lydgate's rhythm. This position is, in my opinion, a narrow one. It is perhaps Chaucer's greatest quality that material expands in his grasp as he works with it. The growth of Cressida's character to the shattering of the thin mean story told by Boccaccio; the third book of the *House of Fame*; the framework of the Canterbury Tales compared with some of the earlier narratives such as the Second Nun's Tale and the Monk's Tale; these are paralleled in Chaucer's metrical work by a growth from the line as unit to the phrase larger than the line and to the paragraph-unit. Such a growth led him to abandon the use of stanza; in his hands English narrative poetry passed further and further from the small unit of Old English and of French. But in the hands of Lydgate the earlier narrower conception returned; and though his lines may indeed be treated as types and compared with the occurrence of the same types in Chaucer, no picture is thereby obtained of the presence in the master of the larger unit, nor of its absence from the work of the pupil.

The present volumes carry, as help to the student of early modern translation, the prefaces and dedicatory letters of both Boccaccio and Laurent. Notes and glossary are to appear in Dr. Bergen's fourth volume, and will be a boon to the worker in English transitional literature. But even without the glossary, this text is most welcome to the historian of letters and to the lexicographer. Both editor and publisher have laid students under an obligation.

Boston, U. S. A. Eleanor Prescott Hammond.

---

## Die Entstehung von „Rule Britannia“.

**Ein Beitrag zur Psychologie der Engländer.**

(Fortsetzung.)

Damit schneidet der Dichter die für ihn ungleich wichtigere Frage der politischen Freiheit an. Vorerst schwebt ihm die seit Shakespeare immer wieder als Ideal dargestellte römisch-republikanische Freiheit vor. Schon Milton, A. Sidney, Dryden, Locke, Shaftesbury und Young hatten für England eine republikanische Staatsordnung erstrebt; Musterbeispiele idealer Freistaaten boten bereits Sydneys „Arkadia“ und Harringtons „Oceana“. Ohne sie näher zu kennzeichnen, spricht Thomson wiederholt von ihr („Sommer“ A 700, B 793, „Freih.“ III, 195, 333; IV, 1001). Keine Gewalt der Erde kann sie stürzen („Freih.“ II, 494). Ein edler, sozialer Geist wohnt ihr inne (eb. 463). Für sie kämpfen die Bürger (eb. 431), von ihr träumen die Dichter in Zeiten des Verfalls („Congr.“ 143). Wer sich ehrlich um sie bemüht, der hat eine „römische Seele“ („Soph.“ V, 9).

Das alte republikanische Rom war schon während des 17. Jahrhunderts Männern wie Harrington, Cowley, A. Sidney, Addison und Bolingbroke als vorbildlich für Britannien erschienen. Selbst besiegten Staaten hat es alle Freiheiten und Gesetze gewährleistet („Freih.“ III, 271 f., 316). Es hat stets danach getrachtet, unterdrückte Völker von der Herrschaft der Tyrannen zu befreien (eb. 86 f.), und hat Vaterlandsfreunde besessen, die für Freiheit und Gerechtigkeit stritten (eb. I, 87). Auch ihre Nachkommen, die Bewohner der kleinen italienischen Freistaaten, denen einst Milton seine Aufmerksamkeit zuwandte, und die Addison aus eigener Anschauung kannte, haben sich immer dieser „gemischten“, „sozialen“ Freiheit erfreut (eb. I, 46; IV, 270). Daneben erwähnt Thomson, wie es Harrington und A. Sidney getan hatten, die Freiheitsbestrebungen Griechenlands (eb. II, 165), aus neuerer Zeit die der Schweiz (eb. IV, 326) und Schwedens (eb. 374).

Hatte der Dichter vorher in Britannien den Hort der individuellen Freiheit gesehen, so ist es ihm nicht minder die Heimstätte jener republikanischen Freiheit römischer Art. Bereits die alten Angelsachsen (ebenso bei A. Sidney und Defoe) haben mit Herz und Hand für sie gestritten („Congr.“ 111 ff.).

Dann verteidigten sie die Briten auf den Schlachtfeldern von Crecy, Poitiers und Agincourt („Freih.“ IV, 867). Und später haben sich die Republikaner Hambden („Sommer“ B 594) und Russell (eb. 599) für die Sache dieser „ungestümen“ Freiheit eingesetzt. Auch seinen Landsleuten, den stiefmütterlich behandelten Schotten, für die bereits Harrington und Defoe eine Lanze brachen, erkennt Thomson schliefslich unerschrockene Freiheitsliebe zu („Freih.“ V, 71).

Besonders stark ausgebildet ist jedoch bei ihm der Gedanke der politischen Machtfreiheit nach aufsen hin. Allerdings versteht er darunter nicht die defensive Freiheit, die das 16. Jahrhundert von Spenser bis Locke nachdrücklich vertrat. Für solche gemäfsigte, bis zu gewissem Grade friedliche Auslegung des Freiheitsbegriffes ist kaum Raum in Thomsons Dichtung. Harmlos klingt es noch, wenn er Sophonisbe von der „heiligen Freiheit“ und Wohlfahrt des Staates sprechen läfst („Soph.“ IV, 2). Herausfordernder wirkt es schon, wenn er Britannien als ein vor anderen Völkern bevorzugtes Land hinstellt. Eine derartige Herausstreichung Englands auf Kosten der übrigen Welt war bis zum 16. Jahrhundert nicht üblich. Erst zu Ende des 17. Jahrhunderts behauptete Dryden ebenso selbstverständlich wie unverfroren, Freiheit gedeihe nur in Britannien. Nach ihm erklärte Defoe die Briten für die geborenen freien Männer. Shaftesbury verkündete stolz, England sei von jeher das Land der Freiheit gewesen. Addison verstieg sich zu der kecken Behauptung, die Süfsigkeit der englischen Freiheit sei für andere Völker äufserst segensreich. Pope und Bolingbroke endlich priesen Britannien als die von der Natur besonders begünstigte Insel.

Thomson wird nun nicht müde, diesen Gedanken immer wieder aufzunehmen. Er deutet auf die stille, unparteiische Freiheit der glücklichen Angelsachsen („Freih.“ IV, 692). Das Schicksal hat allein Britannien zu einem Staate bestimmt, in dem die Freiheit wohnt („Brit.“ 195). Es ist das Land der Freiheit („Winter“ C 340, D 346, „Freih.“ IV, 775), seine Bewohner sind die Söhne der Freiheit („Brit.“ 291). Hunger und Elend bleiben ihm fern, da für Arme und Arbeitslose gesorgt wird („Freih.“ V, 656). Inmitten einer versklavten Welt ist dies auserwählte Land die letzte Zufluchtstätte der Freiheit („Ed. El.“ II, 2).

Ohne auf die Rechte anderer Staaten Rücksicht zu nehmen, erkämpft der Dichter für Britannien eine offensive Machtfreiheit. Schon im 16. Jahrhundert wurde hier unter der Parole der Freiheit eine angriffslustige Stimmung gegen das meerbeherrschende Spanien immer mächtiger, die schliefslich zum Armadasiege führte. Obwohl dadurch die britische Seemacht auf unbegrenzte Zeit hin sichergestellt war, hat es seitdem nie an Stimmen gefehlt, die den Offensivgeist Englands künstlich wachhielten. Während im 17. Jahrhundert Milton, Harrington und A. Sidney Spanien noch als gefährlichen Gegner bezeichneten, predigten die Schriftsteller des 18. Jahrhunderts nicht ganz ohne Grund eine Angriffspolitik gegen das erstarkende Frankreich. So forderte Shaftesbury Europa zum Bündnis gegen Ludwig XIV. auf, natürlich unter Englands Führung. Addison brandmarkte Frankreich offen als Erbfeind der Freiheit; Pope verlangte von ihm vollständige Herrschaft über das Weltmeer; Young blickte verächtlich auf die französische Dichtkunst herab; und Bolingbroke stellte den britischen Handel und Verkehr weit über den Frankreichs.

Thomson bewegt sich ganz im Fahrwasser jener Kampfschürer. Er sieht in Frankreich den erklärten Feind Englands und der Freiheit und gedenkt befriedigt der Tage, da Wilhelm III. den stolzen Gegner gegeifselt hat („Alfr.“ II, 3). Im Kampfe gegen Frankreich haben sich auch der Grofskanzler Talbot („Talb.“ 360) und der Prinz von Wales („Pr. v. W.“ Str. 4, V. 2, ed. Tovey II, 222 f.) als echte Freiheitsfreunde erwiesen. Der Dichter erinnert ferner an Karls II. „Freiheits“kampf gegen Holland, obgleich dieser trotz Frankreichs Hilfe erfolglos endete („Freih.“ IV, 1077). Diese „feurige“ Eroberungsfreiheit (eb. 802) ist schon im Angelsachsenkönig Egbert und seinen Mannen lebendig gewesen (eb. 730). Derselbe Geist „sozialer“ Freiheit beseelt auch den Kolonialpolitiker Oglethorpe, unter dessen Leitung die britischen Kolonien in Amerika gedeihen (eb. V, 644). Thomson führt also hier einen imperialistischen Gedanken fort, den Harrington zuerst für Indien und später Defoe für Karolina aufgebracht hatte. In England schlummert ein Freiheitsdrang, die Tyrannen der Menschheit zu züchtigen und auf der ewigen Grundlage von Freiheit und Gesetz das öffentliche Wohl zu stärken („Alfr.“ I, 5). Das sind heilige Rechte, die den Briten als freigeborenen Männern ohne weiteres

zustehen (eb. II, 3). Doch Thomson äufsert sich noch deutlicher über das Wesen jener Offensivfreiheit. Offen erklärt er, die „britische Freiheit“ beruhe auf dreierlei: auf Unabhängigkeit, Unbestechlichkeit und Gemeinwohl („Freih.“ V, 121). Er ist klug genug, in einer Zeit, da die Mifsstimmung über die korrumpierte Walpoleregierung und das soziale Elend im Volke ständig wuchs (vgl. oben Kap. III), vorsichtig eine Reform der Verwaltungs- und Sozialpolitik zu erstreben. Aber er scheut sich auch nicht, an erster Stelle die Unabhängigkeit als wesentlich hinzustellen. Zwar nennt er sie ziemlich nichtssagend die „geheime Quelle der öffentlichen Freiheit“ (eb. 129), ohne die diese Freiheit ein „flüchtiger Morgentraum“ ist (eb 207 f.), aber er meint damit jene herausfordernde Rücksichtslosigkeit anderen Völkern gegenüber, für die sich vor ihm Shaftesbury, Pope und Bolingbroke besonders eifrig eingesetzt haben, und die als typisches Merkmal des britischen Nationalcharakters angesehen werden mufs.

Hand in Hand mit der Eroberungsfreiheit geht die wirtschaftliche Erwerbsfreiheit. Im 16. Jahrhundert von Spenser und Sidney nur gestreift, hatte diese erst Harrington, vom 18. Jahrhundert ab allgemein jeder Schriftsteller als spezifisch britische Art der Freiheit bezeichnet. Sie wurden nicht müde, Freibriefe, Freihäfen und Freistädte für den Handel zu fordern und Britannien als das von der Natur durch seine Lage im Meer zum Handeltreiben bestimmte Land zu nennen. Unverblümt gestanden sie, Reichtum und Besitz wären das Ziel der Regierung, das mit Hilfe einer starken Flotte am leichtesten erreicht werden könnte. Sie waren sich — wie z. B. Pope — klar bewufst, durch solche nimmersatte Erwerbsfreiheit den Neid der Welt zu erregen, kümmerten sich aber wenig darum, bildeten sich gar etwas darauf ein.

Auch Thomson wünscht ein grofses und freies Gedeihen Englands („R. Brit.“ Str. 2). Über der Arbeit Freiheit sollen Wohlstand und Handel wachen („Frühling“ A 700, B 713). Er redet von den Freibriefen der Kaufleute („Freih.“ IV, 1095) und möchte die britischen Häfen so umgestalten, dafs sie, frei wie Wind und Wellen, ihre schützenden Arme weithin ausbreiten (eb. V, 712). Schon Gloster hat einst für Englands wirtschaftliches Gedeihen gekämpft („Ed. El.“. I, 1, 3) und König Eduard ermahnt, auf der festen Grundlage wohl-

bemessener Freiheit seines Volkes aufsteigende Gröfse zu erbauen (eb. I, 1). Dafs Thomson ihn weiterhin als „Schützer der heiligen Rechte von Handelsfleifs und Freiheit" preist (eb. IV, 7), ist unhistorisch; wieder ein Beweis (vgl. Kap. II), dafs der Dichter manchen Gedanken nach Belieben verdreht, um ihn seinen Zwecken nutzbar zu machen. Und wenn er schliefslich den Wohlstand Belgiens („Herbst" A 791) und der lombardischen Städte („Freih." IV, 276) nicht ohne Neid erwähnt, so stellt er doch Britannien weit über diese. Stets hat es seine Freiheit zu unvergleichlicher Blüte gesteigert und leuchtet selbst in den Augen eifersüchtiger Feindesvölker als glücklichstes Land der Menschheit („Ed. El." II, 2).

Hat Thomson die Begriffe der offensiven und wirtschaftlichen Machtfreiheit seinen Landsleuten nachdrücklich als echt englisch vor Augen geführt, so ist dasselbe von der parlamentarischen Freiheit zu sagen. Der bereits bei A. Sidney auftauchende Gedanke freier Selbstverwaltung wurde später von Defoe breiter erörtert, der neben kolonialer Verwaltungsfreiheit eine unparteiische und unbestechliche Volksvertretung forderte. Solche liberale, in dem rechten Verhältnis zwischen Regierung und Staat bestehende Verwaltung erstrebten auch Shaftesbury, Addison und Bolingbroke.

Thomson nun wünscht gleichfalls diese in der Whigpartei am besten verkörperte Freiheit für England. So verherrlicht er als ihre „Schanze" das Unterhaus, das stets „jene allgemeine Freiheit, jenen Geist, den die edelmütige Natur ausströmt," bewahrt hat („Freih." IV, 797). „Offene" Freiheit („Winter" C 342, D 348) wirkt aber nicht nur im Parlamentsaale sondern auch auf Strafsen und in Volksversammlungen (eb. C 340, D 346). Die besten Männer haben für sie gestritten: Marlborough war ihr Kämpfer daheim und draufsen auf dem Schlachtfelde („Congr." 114), der Schatzkanzler Dodington verfocht immer ihren Ruhm („Sommer" AB 28), und der Generalanwalt Talbot entwarf im Parlamente heilsame Gesetze zu ihrem Schutze („Talb." 146 f.).

Weit geringeren Raum nimmt in Thomsons Erörterungen die künstlerische Freiheit des schaffenden Dichters oder Forschers ein. Während des 16. Jahrhunderts hatte Spenser nur flüchtig, Sidney genauer auf die Freiheit der Dichtung und des Vortrages hingewiesen. Als dann im nächsten Jahr-

hundert infolge des ungeahnten wirtschaftlichen Aufschwunges das Problem der politischen Freiheit die Geister beschäftigte, trat das Interesse für Kunst und Wissenschaft in den Hintergrund. Erst als Englands Machtstellung gesichert schien, machte sich mit Beginn des 18. Jahrhunderts als Folgeerscheinung von Reichtum und Wohlstand das Bedürfnis nach geistigen Gütern geltend. So vertieften sich Männer wie Defoe, Shaftesbury, Addison, Pope und Young auch in den Gedanken der Freiheit von Kunst und Wissenschaft. Etwa im zweiten Drittel des Jahrhunderts setzte jedoch eine Gegenströmung ein, die alle Aufmerksamkeit auf die Parteikämpfe lenkte, in deren Mittelpunkt das Walpoleministerium stand; die politische Machtfrage, die angriffslustige Kriegsstimmung wurden Faktoren, die sich voll auswirken wollten. Ein materialistischer Zug kennzeichnete die Schriftsteller jener Zeit; das zeigte Bolingbroke, aber auch Thomson.

Neues bieten seine dürftigen Bemerkungen hierbei überhaupt nicht: Künste gedeihen nur auf dem Boden der Freiheit („Freih." IV, 253). Die Wissenschaft befreit den Verstand (eb. V, 428) und schafft glückliche, freie Bürger (eb. 431); ohne sie herrscht keine Freude, blüht kein Handel („Sommer" A 1110). Von englischen Dichtern preist er J. Philips, einen jung verstorbenen Miltonianer, der „mit britischer Freiheit seine Lieder sang" („Herbst" A 636). Er erwähnt ferner von Dichtern und Gelehrten Bacon („Sommer" B 607), Shakespeare (eb. A 549), Milton (eb. 551), Locke (eb. 540, B 618), Pope („Winter" C 465), Hill (eb. B Einl.) und Shaftesbury („Sommer" A 611). Dafs die freien Musen gerade an Britanniens glücklicher Küste ihren Wohnsitz aufschlagen („R. Brit." Str. 6), ist bei des Dichters sonstigen Anschauungen weiter nicht verwunderlich.

Um seinen Lesern den Freiheitsgedanken besonders anschaulich zu machen, greift Thomson schliefslich zu dem alten Mittel der Allegorie. Sie sich als Göttin vorzustellen, war sicherlich durch den Einflufs des lateinischen „libertas" bestimmt. Schon der schottische Hofdichter Dunbar hatte in seinem allegorischen Liebesgedichte „Der goldene Schild" (1508) die Freiheit als weibliche Gestalt knapp dargestellt (Vers 175). Später war sie von Milton im „Allegro" (1633 oder 1634) als Bergnymphe an der Seite der Göttin des Frohsinns gefeiert

worden (Vers 36). Im 18. Jahrhundert hatte zuerst Addison ihr Bild genauer ausgemalt („Brief an Halifax", 1701): In ihrer beglückenden Nähe herrschen Segen, ewige Freuden und Überflufs; sie erleichtert der Armut ihr Los und verleiht dem Dasein Schönheit und Fröhlichkeit. In Britannien wird die Göttin besonders verehrt, und auf den Schlachtfeldern ist oft um sie gekämpft worden (I, 43 ff). Auch Pope feierte die Freiheit als Britannias Göttin, die fröhlich ihr Haupt erhebt und goldene Fülle mit sich führt („Windsorwald" 1704, ed. I, 61). Dann wies Steele im „Plauderer" (1710/11) auf sie hin: In ihrem Gefolge befinden sich die Genien des Gemeinwohls und der Monarchie, Kunst, Wissenschaft, Überflufs und Handel (Nr. 161). Und Lillo liefs in dem Maskenspiele „Britannia und Batavia" (1733) Liberto, den Genius der Freiheit, auftreten, dem die Göttin Britannia edelmütig ihren Tribut zollt und der sie dafür von schwerer Knechtschaft befreit (eb. II, 218). Thomson schildert sie als schöne, gebieterische Frauengestalt, deren Schläfen mit britischem Eichenlaub umwunden sind, und die Ehrenzeichen des Meeres an ihrer Brust trägt („Freih." I, 25 ff.). Sie ist die Inselgöttin (eb. 33), die Herrin des Weltmeeres (eb. 34), und liebt die Einsamkeit („H. an Eins." 39, ed. Tovey II, 202). An der Hand der Tüchtigkeit wandelt sie durch Britannien, das Land der Helden („Sommer" A 499, B 535). Ihre Schwester ist die Hoffnung („Soph. I, 3).

Daneben erwähnt der Dichter die Freiheitsgöttin in einer Reihe von Fällen, wo die Allegorie nur angedeutet ist. So spricht er von ihrem siegreich ungeduldigen Arme („Alfr." I, 5), von ihrer starken, unbesiegbaren Hand („Herbst" A 791), die herzhafte Landesfrüchte darbietet („Freih." V, 32). Ihre Saaten spriefsen langsam in den Herzen barbarischer Völker (eb. III, 540 f.), britische Lorbeeren gedeihen unter ihrer Fürsorge (eb. V, 529). Entartete Staaten meidet sie scheu (eb. II, 420, „Sommer" A 700, B 793), da ihr Herz den Luxus hafst („Brit." 255). Zwar ruhen oft Wolken auf ihrer eifersüchtigen Braue („Freih." III, 194 f.), doch wackere Vaterlandsfreunde geben ihr Ruhe und Frieden („Talb." 181).

Ganz allgemein nennt schliefslich Thomson die Freiheit das „Licht des Lebens", die „Sonne der Menschheit" („Brit." 272), „des Himmels erste Gabe" („Congr." 152). Er zählt sie mit

dem Leben und dem Tageslichte zu dem Teuersten, was er besitzt („Mutter“ 44, ed. Tovey II, 172).

Ein klug berechneter Gedankenkreis ist es, den der Dichter um den Begriff der Freiheit gezogen hat. Er greift alle Arten der Freiheit auf, die individuellen wie die politischen, um sie marktschreierisch in den Dienst panenglischer Propaganda zu stellen. Er fälscht rücksichtslos die geschichtliche Wahrheit, wo sie ihm unbequem wird, und verdreht willkürlich das Freiheitsproblem, damit es besser in seine Erörterung paſst. Während frühere Jahrhunderte den Gedanken der Freiheit noch einigermaſsen unparteiisch behandelt haben und er erst vom 17. Jahrhundert ab allmählich zum Träger der allbritischen Bewegung geworden ist, geht Thomson nun mit Freuden daran, ihn gänzlich mit tendenziösen und propagandistischen Elementen zu durchsetzen, die alle in der Verherrlichung Groſsbritanniens verschmelzen. Der Begriff der „britischen“ Freiheit ist seitdem fest im englischen Volke verwurzelt, so daſs er heute noch nichts an Bedeutung verloren hat. In ihm liegt nicht zuletzt das überaus stark ausgeprägte, leicht verletzbare Nationalbewuſstsein des Engländers verankert, der allzu gern für die berechtigten Interessen der übrigen Völker nur ein geringschätziges, kühles Achselzucken hat.

Die Göttin Britannia, deren Bildnis schon seit grauer Vorzeit auf Kupfermünzen von Hand zu Hand ging, hatte mit Thomsons „Rule Britannia“ unter dem Zeichen der Freiheit ihren Siegeszug durch die Welt angetreten.

V. Kapitel:

## Die Britannia im Dienste englischer Propaganda.

Die Vorstellung, ihr Inselreich stände unter dem besonderen Schutze der Göttin Britannia, muſs den Engländern um 1740 durchaus geläufig gewesen sein Dafür spricht die Art und Weise, wie Thomson in der Maske „Alfred“ diese Allegorie einführt. Als vor dem letzten Entscheidungskampfe Alfreds der blinde Barde begeistert sein „Rule Britannia“ anstimmt, schlieſst er jede Strophe ohne viele Umstände mit dem Wunsche, Britannia möge die Wogen beherrschen. Ebenso

kurz und selbstverständlich spricht der Dichter in einigen anderen Dichtungen vor 1740 von der britischen Nationalgöttin.

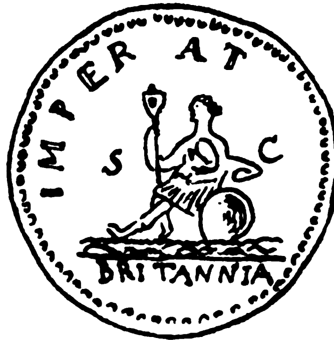
Im „Sommer" erwähnt er ihren Namen in Verbindung mit Kunst, Tüchtigkeit und Freiheit (A 498 ff., B 534 ff.; auch „Prinz v. W." 12) und ihre Töchter, die Britinnen, als das Ideal echter Weiblichkeit (eb. A 572 ff., B 632 ff.). Genauer schildert er sie in „Britannia": Sie sitzt am meerumspülten Gestade; die losen Flechten wehen ihr ums lorbeergeschmückte Haupt; ihr Kleid ist himmelblau; sie ist die Königin der Völker (1—14), die Göttin des Weltmeeres (Prinz v. W." 7); im Meere an der Felsenküste wohnt sie mit ihrem luftigen Gefolge (296 f.). Auch in „Freiheit" werden diese sich aus weiter Wasserfläche erhebenden britischen Felsen dargestellt (IV, 382—387). Ungesehen von menschlichen Augen, läfst Britannia mit ihrem luftigen Gefolge überirdische Freudenmusik ertönen. Sie ist seit alten Zeiten die Hüterin der Insel; ihr ruhiges Auge strahlt in dunklem Himmelsblau der ungewissen Dämmerung. Ihre gelockten Flechten flattern im Winde, wie wenn eine Flut gedämpften Lichtes durch Wolken gebräunt ist. Schönheit glänzt auf ihren Rosenwangen, jede Bewegung ist anmutig und stolz (454—472). Lächelnd scharen sich um sie die heimatlichen Genien: Mut (480), Tüchtigkeit (486), Philosophie und Künste (501), Gerechtigkeit (506), Aufrichtigkeit (517), Macht (519), Zurückgezogenheit (528), Unabhängigkeit (529), Arbeit (552), Entrüstung (554) und Religion (561). Die glückliche Göttin ist die Hüterin der Menschheit (eb. V, 2 f.); in ihrer Umgebung blühen Wohlstand, Ruhm und Freiheit (eb. 29—32); sie trägt wohlerworbene Lorbeeren, und das Laub von Seeeichen schmückt ihre Stirn (311—313).[1]

Wann taucht denn nun Britannia als Allegorie in der Geschichte Britanniens zuerst auf?

Tritt sie auch — wie wir weiterhin sehen werden — in der Literatur erst verhältnismäfsig spät in Erscheinung, so

[1]) Die Eiche war als verbreitetster und vornehmster Charakterbaum der englischen Landschaft bei den Angelsachsen das Sinnbild der Stärke (vgl. Baynes, Encycl. Brit. 1884, XVII, 690; Hoops, Reallexikon 1911—1913, I, 522). Camden berichtet, sie werde für heiliger gehalten als die Mistel (Ed. 1695 S. XV). Cowley widmet ihr ein ganzes Gedicht. Und Pope verbindet mit ihr die Vorstellung von Kraft und Ehre („Windsorwald" 221, eb. I, 65).

wurzelt sie doch bereits jahrhundertelang in der bildenden Kunst. Da findet sie sich denn zuerst zur Zeit der Römerherrschaft auf Münzen abgebildet. Schon Camden (1551—1623) berichtet in seiner „Britannia“ (1586), unter der Herrschaft des römischen Kaisers Antoninus Pius (138—161) und Severus (193—211; 208 in Britannien) werde Britannien auf Münzen „in Frauenkleidung auf Felsen sitzend“ dargestellt (Ed. 1607, S. 18, und Ed. 1695 S. XXVII; ebenso Brewer S. 116). Sie ist nur auf Geldstücken römischen Ursprungs, nicht aber auf den britischen nachweisbar (eb. S. LXXXVII ff.). Diese Münzen sind weniger ein Zahlungsmittel als vielmehr Gedenkmünzen gewesen, welche die Kriegstaten und Siege der genannten Kaiser verherrlichen helfen sollten;[2]) sie dienten lediglich zu Propagandazwecken. Britannia hält daher ein römisches Feldzeichen in der Hand und schreibt auf einen Schild: „Victoria Britannia” (Camden, „Überreste betreffs Britanniens“ 1674, Ed. 1870, S. 367). Camden gibt auch eine Reihe von im ganzen sieben Abbildungen der Göttin wieder. Auf dem grofsen Titelblatte seiner „Britannia“ (1607) schaut sie, auf den Schild gelehnt, den Speer unterm Arm, ein Feldzeichen in der Rechten, über die weite, von Schiffen bedeckte Wasserfläche. Auf Münzen dargestellt, druckt er sie in ähnlicher Ausführung teils mit dem Meereshintergrund (eb. S. 65, Reihe 4, Bild 3), teils ohne ihn (eb. S. 65, Reihe 4, Bild 2, und S. 66, Reihe 2, Bild 1 und 3); in der späteren Ausgabe (1695) in einer bis auf die Rückenlinie fast ähnlichen Wiedergabe wie auf S. 65 ohne Hintergrund (nach S. XCV, Reihe 3, Bild 5) und mit Hintergrund, auf dem Erdball sitzend (eb. Reihe 4, Bild 5).




Die letztgenannte Abbildung bietet später auch Addison als einzige dieser Art (Werke 1735, II, 121, Serie III, Nr. 11: „Zwiegespräch über die Nützlichkeit alter Münzen“). Er-

[2]) Ebenso Pope, Moral Essays V, 55 (ed. II, 146).

läuternd sagt er dazu (eb. S. 213f.): „Ich habe hier ... eine Britannia aus des Augustus Zeiten. Wie man sieht, ist sie nicht wie andere Länder[1]) in sanfter, friedlicher Haltung dargestellt, sondern mit Wahrzeichen geschmückt, die den kriegerischen Geist ihrer Bewohner hervorheben. Dies ist, denke ich, die einzige lobenswerte Eigenschaft, welche die alten Dichter bei der Beschreibung des Landes berührt haben ... Britannia sitzt auf einem Erdball, der im Wasser steht, um anzudeuten, daſs sie die Herrin einer neuen Welt ist, getrennt von der, welche die Römer vorher erobert hatten, durch das dazwischenliegende Meer. Ich denke, wir können an dieser Auslegung nicht zweifeln, wenn wir erwägen, wie sie von den alten Dichtern[2]) dargestellt worden ist . . . Sie trägt ein römisches Feldzeichen in der Hand, um sich als besiegte Provinz zu bekennen" (ebenso bei Sidonius Apollinus). Eine ähnliche Wiedergabe einer Bronzemünze aus der Zeit des Antoninus Pius findet sich in der „Penny Cyclopaedia", London 1836 (V, 444).

Mit der Römerherrschaft endet — soweit sich sehen läſst, — das Vorhandensein der Britannia auf Münzen. Erst zur Zeit Karls I. tragen Münzen aus den Jahren 1628, 1630, 1639, 1642 Seebilder mit segelnden oder kämpfenden Schiffen, aber ohne Britannia;[3]) ihr propagandistischer Charakter ist in allen Fällen zweifellos festzustellen.

Die ersten Darstellungen der Göttin finden sich aus den Tagen Cromwells,[4]) und zwar ist hierbei ihre Bedeutung als Beherrscherin der See noch nicht betont. So lieſs der Protektor anläſslich des Friedens mit Holland (1654) Denkmünzen prägen, die Britannien und Holland als bewaffnete Frauen mit Lanze, Freiheitsmütze[5]) und Fahnen zeigt.[6]) Eine andere

[1]) Z. B. Spanien, Gallien, Italien, Rom, Afrika u. a., deren Münzen er auch abdruckt.

[2]) Z. B. Vergil, Catull, Claudian.

[3]) Vgl. Hawkins I, 248f., 256f., 284f.

[4]) Ebenso „Notes and Queries" XII, 84 vom 1. 8. 1903. Die Behauptung von Ch. Dalton, der Dreizack der Britannia erscheine erst um die Mitte der Regierung Georgs III., wird jedoch dadurch widerlegt, daſs er sich bereits vereinzelt 1697 auf einer Gedenkmünze Wilhelms III. findet (vgl. Hawkins II, 192).

[5]) Vgl. Brewer 509.

[6]) Vgl. Hawkins I, 413.

Medaille aus demselben Jahre trägt Britannia mit der Harfe auf den Knien und Holland mit dem Löwen an der Seite; beide Gestalten halten eine Freiheitsmütze hoch.[1]) Auf der Rückseite beider Münzen sind segelnde Schiffe, Tritonen und der Ruhm abgebildet. Ein Jahr darauf kommt eine Denkmünze in Umlauf, die Frankreichs und Spaniens Unterwürfigkeit darstellen soll. Ihre Vorderseite weist das Brustbild Cromwells auf, die Rückseite eine sitzende Britannia, in deren Schofs der Protektor sein Haupt legt. Der französische und spanische Gesandte stehen grüfsend abseits.[2])

Ihre Eigenschaft als Königin der Meere ist dann zum ersten Male seit der Römerzeit 1660, dem Jahre des Regierungsantrittes Karls II. erneuert und hervorgehoben, nicht erst 1667, wie Brewer S. 116 behauptet. Der König liefs für seine Ankunft in London am 29. Mai 1660 von John Roettier eine Münze entwerfen, die auf der Rückseite in der Umschrift „Felicitas Britannia" die Göttin mit Speer und Schild auf einer Meeresklippe sitzend zeigt; Gerechtigkeit, Herkules und Pallas reichen ihr einen Olivenzweig dar.[3])

[1]) Vgl. Hawkins I, 415. [2]) 420 f. [3]) 460.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin. Hans Marcus.

## II. AUS ZEITSCHRIFTEN.

**Philological Quarterly** III, 1: Crawford, Teaching by Dialogue. — Benson, Eleven unpublished Letters by Friedrich Theodor Vischer. — Hallowell, The Elizabethan Hexametrists. — Goree, Concerning Repetitions in Greene's Romances. — Croissant, A Note on the Egoist; or, Colley upon Cibber.

[24. 12. 24.]

**INHALT.** Seite



Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

# Beiblatt zur Anglia.

**Mitteilungen
über englische Sprache und Literatur
und über englischen Unterricht.**

**XXXVI. Bd.** **Februar 1925.** **Nr. II.**

## KARL LUICK

## ZUM 60. GEBURTSTAGE

## 27. 1. '25.

## I. SPRACHE UND LITERATUR.

**Lydgate's Fall of Princes.** Edited by **Henry Bergen.** The Carnegie Institution of Washington, Washington, 1923. 3 Vols. LXV, 1044 Seiten.

Dr. Henry Bergen, dem wir schon eine Ausgabe des umfangreichen *Troy Book* von Lydgate zu verdanken haben (EETS., E. S. XCVII, CIII, CVI), von der allerdings noch der Einleitungsband aussteht, hat jetzt auch den Mut gehabt, sich an ein noch längeres Werk des Edmundsburger Mönches, *The Fall of Princes,* zu wagen. 36365 Verse abzuschreiben und mit anderen Handschriften zu kollationieren bedeutet eine Leistung, für die wir von Herzen dankbar sein müssen. Natürlich konnte bei einem so umfangreichen und in mindestens 27 Handschriften und vier alten Drucken überlieferten Werke nicht das ganze Textmaterial herbeigezogen werden. Wir müssen schon dankbar sein, hier einen Abdruck des Bodleian MS. 263 mit durchgängiger Kollation von Harleian 1245 und Royal 18. D. IV sowie gelegentlicher Berücksichtigung von sieben anderen Texten zu erhalten. Tottels Druck (1554) erweist sich dabei, wie auch in anderen Fällen, auf auffallend guter

Textgrundlage beruhend. Über das Alter der Handschriften hätten wir allerdings gern ein Wort gehört.

Die Lydgatesche Dichtung in Chaucer-Strophen ist die freie Bearbeitung der französischen Prosa des Klerikers Lorenz aus dem Dorfe Premierfait bei Troyes, und zwar der durch umfangreiche Einschiebsel um die Hälfte verdoppelten zweiten Version. Des Franzosen Vorlage war wiederum Boccaccios episch-moralisches Geschichtskompendium *De casibus virorum illustrium,* eine in die Form der Vision gekleidete Darstellung der Schicksale unglücklicher Menschen von Adam und Eva bis zur Gegenwart, die merkwürdigerweise bei den Zeitgenossen, nicht nur in Italien, sich gröfserer Beliebtheit erfreute als die Meisterkunst des *Decamerone.* Obgleich Boccaccio und auch der Franzose im Titel den Plural gebrauchen, scheint Lydgate das Werk doch *Fall of Princis* genannt zu haben, da er wenigstens zweimal selbst sein Werk so bezeichnet (VI 304; IX 3622).

Reizvoll ist es zu beobachten, wie die drei Autoren eine verschiedene Stellung innerlich zu ihrem Thema einnehmen. Der schon vom Renaissance-Geist erfafste Italiener und Bürger einer freien Republik tritt mit feindseligem Spott den grofsen Herren gegenüber, deren Laster und Charakterfehler er für alles Elend in der Welt verantwortlich macht. Der arme französische Kleriker Lorenz dagegen, der der Hochfinanz und dem Adel nahestand und sein Werk für den Herzog von Berry schrieb, scheut sich zwar nicht, das Los des niedern Volkes zu beklagen und über Tyranei und Habsucht der Grofsen zu jammern, aber es geschieht doch in vorsichtigerer, mehr abstrakter Weise und gemäfsigterem, oft fast servilem Tone. Der englische Mönch hinwiederum hat für sein Werk zwar auch ein höfisches Publikum im Auge und verhehlt oft nicht seine geringe Einschätzung der politischen Fähigkeiten des niedern Volkes, er ist aber äufserlich wie innerlich doch unabhängiger von den Grofsen und wagt deutliche Mahn- und Tadelsworte selbst an die Fürsten zu richten. Als Kleriker sind ihm Boccaccios heftige Ausfälle gegen die Geistlichkeit unsympathisch, die er daher ausläfst. Dafür richtet sich sein Zorn leidenschaftlich gegen die Häretiker.

Ein relativ umfangreiches Kapitel beschäftigt sich mit Lydgates Versbau. Aber so sehr ich dem Herausgeber darin

beistimme, dafs Lydgates Rhythmik vielfach unterschätzt wird, so wenig vermag ich mich mit vielen der hier vorgeschlagenen Aushilfsmittel zu befreunden, die dem Vers mehr Glätte geben sollen. Vor allem werden viele der hier vorgetragenen Silbenmessungen mit ihren weitgehenden Apokopierungen und Zerdehnungen kaum auf allgemeine Billigung rechnen dürfen. Ich glaube vielmehr, dafs man für die Metrik des 15. und 16. Jahrhunderts in gröfserem Umfange mit doppelter Senkung rechnen mufs, die im Fallton durchaus nicht das rhythmische Gefühl stört, und dafs man andererseits auch einsilbige Taktfüllungen zulassen mufs, die im Steigton mit der dadurch bewirkten Konsonantenverstärkung sich ebenso leicht in den Rhythmus einfügen — bei Lydgate sowohl wie bei Shakespeare.

Das Thema des „Fürstenfalles“ erinnert in mancher Beziehung an die im Mittelalter so beliebten Totentänze. Und daher hat Bergen die Gelegenheit benutzt, um uns einen Abdruck des sonst in einer Neuausgabe ja nicht zugänglichen Lydgateschen *Daunce of Machabree* zu geben, was gleichfalls sehr zu begrüfsen ist. Der Text bringt uns die Fassung des Tottelschen Druckes (1554) mit den wichtigsten Varianten von Harleian 116 und Lansdowne 699. Dieselben drei Textquellen hatte auch eine Leipziger Dissertation von Dr. Arthur Floss, Studien zu Lydgates *Daunce of Macabre*, (1923) benutzt; und da dieselbe kaum zum Druck gelangen wird, sei es mir gestattet, einiges von den Ergebnisses dieser Arbeit hier mitzuteilen.

Die Vorlage des Lydgateschen Totentanzes ist eine mittelfranzösische *Danse Macabré* in achtzeiligen Strophen, die unter dem Namen des berühmten Pariser Hofpredigers und Universitätskanzlers Gerson läuft und von Dr. Floss in zwei alten Drucken von 1484 und 1589 benutzt werden konnte. Lydgate hat die Strophenform und das Reimschema seiner Quelle beibehalten und folgt ihr auch genau in der Anordnung der auftretenden Personen, nur dafs er zu den 30 männlichen Typen noch drei weibliche Vertreter, eine Prinzessin, eine Äbtissin, eine Edelfrau hinzufügt und aufserdem noch einen Geschworenen (*jorour*) und einen Zauberkünstler (*tregitour*) beigibt. Die Übersetzung ist nach mittelalterlichem Brauche eine ganz freie; doch fehlt es nicht an wörtlichen Übereinstimmungen. Namentlich sind die am Schlufs der Reden be-

liebten Sentenzen meist ganz wörtlich gebracht: z. B. V. 48 *For deth ne spareth high ne law degre*[1]) = frz. *Mort n'espargne petit ne grand*; V. 56 *Of oo matter God hath yforged all* = frz. *Tout est forgé d'vne matiere*; V. 80 *Adams children all thay most[e] deye* = frz. *Les fils d'Adam faut tous mourir*; V. 104 *That wordly ioy endyth in hevynesse* = frz. *Toute ioye fine en tristesse* usw. Manchmal ist sogar das Reimwort beibehalten: V. 152 *For ayenst dethe is founde no respite* = frz. *Contre la mort n'a nul respit*; V. 160 *And at oo day men compten with her hoste* = frz. *Vne fois faut compter a l'hoste*; V. 184 *Vnder heuen in erthe is no thing stable* = frz. *Dessous le ciel n'y a rien stable*; V. 216 *And all shall passe saue oonly oure merite* = frz. *Tout se passe, fors que le merite.* Um zu zeigen, wie wörtlich gelegentlich ganze Strophen wiedergegeben sind, mag die fünfte Strophe hier der französischen Quelle gegenübergestellt werden:

Französische Quelle Str. I:

O creature raisonnable,
Qui desirez vie eternelle,
Tu as cy doctrine notable
Pour bien finer vie mortelle.
La danse Macabrey s'appelle,
Que chacun à danser apprend.
A homme et femme est naturelle:
Mort n'esprargne petit ne grand.

Lydgates Text Str. V:

O creatures, ye that ben resonable,
The lyfe desyringe, which is eternall,
Ye may see her doctryne full notable,
Youre lyfe to lede, which that is mortall,
Therby to lernne in especiall,
How ye shall trace the davnce of Macabre
To man and woman yliche naturall!
For deth ne spareth high ne law degre.

Lydgate gibt im Prolog selbst an, den Totentanz in bildnerischer Darstellung in Paris gesehen zu haben (V. 20 *th'ensample, which that at Parise I fonde depictt oons vpon a walle*). Wenn es richtig ist, daſs der Totentanz im Kloster Aux innocents zu Paris — und diesen wird Lydgate wohl im Sinne

[1]) Ich folge der Textherstellung von Dr. Floss, welcher seinerseits Abschriften von Prof. Dr. A. Diebler in Chemnitz benutzen durfte.

haben — erst vom Jahre 1425 herrührt, würde hiermit ein Ausgangspunkt für die Datierung der Lydgateschen Dichtung gegeben sein.

Während die Harleian-Handschrift und der Tottelsche Druck[1]) einigermafsen zusammenstimmen, weicht das Lansdowne MS. sehr stark ab, so dafs hier von einer Umarbeitung des Lydgateschen Werkes gesprochen werden kann. Die Reihenfolge der auftretenden Personen ist in L gänzlich geändert. Einzelne Verse und Versteile sind umgeschrieben. Der Prolog ist fortgelassen und der Epilog durch einen neuen ersetzt. Weiter sind neun Personen, die Prinzessin, der Bailif, der Bürger, der Mönch, der Wucherer, der Galan, der Minstrel, der Zauberkünstler und der Kleriker, unterdrückt und an deren Stelle ebensoviele neue Ständevertreter mit gänzlich neuen Strophen eingefügt: Kaiserin, Richter, Doktor beiderlei Rechts, Bürgermeister, Regular-Kanoniker, Nonne, Mime (lat. *mimus*), Beamter (lat. *famulus*) und Handwerker. Die Bezeichnungen der Personen in den Strophenüberschriften sind in L fast durchweg lateinisch gegeben: also *Papa* statt me. *Pope, Imperator* statt *Emperour*, *Princeps* (!) statt *Constable, Miles et Armiger* statt *Squier*, usw.

Bei dem Interesse, das sich der Totentanzliteratur gerade neuerdings zuwendet, ist es wohl nicht unerwünscht, die neuen Strophen des Lansdowne-Textes hierherzusetzen, da sie in Bergens Abdruck nicht berücksichtigt sind. Der Tod (*Death*) hebt an und die angeredete Person antwortet:

Imperatrix.

Lat se your hand, my lady dame Empresse,
Have no disdeyn with me for to daunce;
Ye may aside leyn al your richesse,
Your fresh attyres, devises of pleasaunce,
Your soleyn cheeris, your strange countenaunce,
Your clothis of gold, most vncouthly wrouht,
Hauyng of deth ful litel remembrance.
But now I se weel, al is come to nouht.

Responsum.

What availeth gold, richesse of perre,
Or what availeth hih blood or ientylnesse,

[1]) Dugdale's History of Saint Paul's Cathedral (London 1656) druckt den Text, wenn auch mit einigen Fehlern, aus Tottel ab.

Or what availeth freshnesse or beaute,
Or what is worth hih porte of straungenesse?
Deth setth chek mat to al sich veyn noblesse.
All worldly power now may me nat availe,
Ransoun, kynrede, frenship nor worthynesse,
Syn deth is come myn hih estat t'assaile.

Iudex.

That hand of youres, my lord iustice,
That have rewlid so long the lawe,
Weel may men holde yow war and wise,
So that this drauht be weel drawe.
Escape shal ye nat, wold ye neuer so fawe,
Sich dome to have, as ye have youen in soth;
Wherfore men seyn of an old sawe:
'Weel is hym, that alwey weel doth'.

Responsum.

Allas, ne were that myn entent;
Was weele dressid, thouh I othir while erryd.
Now shuld I vttrely be shamyd and shent
For many causes, that I have oftyn differrid;
Sauff mercy oonly now were I marrid.
Blessid therfore is euery wiht,
As bi holy scriptur may ben averrid,
That in all tyme doth lawe and kepith riht.

Doctor utriusque iuris.

Com forth, doctour of canon and cyvile,
In bothe these lawis of long contynuaunce.
Your tyme hath spent; bewar ye did no gile
In your mateers for to hau[e] fortheraunce.
Now must ye lerne with me for to daunce.
All your lawe may yow nat availe.
Giff me your hand and make no perturbaunce.
Your hour is come; this is withouten faile.

Responsum.

A mercy, Iesus, how mankynde is freele
And litel tyme in this worlde abydyng!
No man of his liff hath charter nor seele;
Therfore it may be likned in all thyng
Vnto a ffiour so amorously floorsshyng,
Which with a froste bigynneth riht sone to fade.
Whan cruell deth his massage list to bryng,
Al liffly thyng he bryngeth in the slade.

Maior.

Com forth, sir mayr, which had gouernaunce
Be pollicie to rewle this cite.

Thouh your power were notable in svstaunce,
To flee my daunce ye have no liberte.
Estate is noon, nor wordly dygnyte,
That may escape ou[t] of my daungeris.
To fynde rescew exaumple ye may se
Nouthir bi richesse nor force of officeres.

Responsum.

What helpith now thestat, in which I stood,
To rewle cites, or comouns to gouerne,
Plente of richesse, or increce of good,
Or olde wynnyng, that cometh to me so yerne?
Deth al defaceth, — who so list to lerne —,
Me for tareste he comyth on so faste.
Eche man therfore shold afore discerne,
Prudently to thynk vpon his laste.

Canonicus reg[u]laris.

Lat see your hand, sir chanon reguler,
Som tyme isworn to religioun,
As humble soget and obedienceer
Chastly to live lik your professioun.
But ther may be no consolacioun
Ageyn my sawes sodeyn and cruell,
Except oonly for short conclusioun.
Who liveth in vertu, mot nedis dey[e] weel.

Responsum.

Whi shulde I grutche or disobeye
The thyng, the which of verrey kyndly riht
Was I ordeyned and born for to deye,
As in this world is ordeyned euery wiht;
Which to remembre is no thyng liht,
Pray[i]ng the lord, that was sprad on the roode,
To medle mercy with his eternal myht
And save the sowles, that he bouht with his blood.

Monialis.

Thouh ye be barbid [1]) and cladd in clothis blaake,
Chastly receyued the mantil and the ryng,
Ye may nat the cours of nature forsake
To daunce with othir now at my comyng.

---

[1]) *Barbid* heifst hier offenbar „mit Kopf- und Schultertuch versehen“. Vgl. Skelton, Magnif. 1000: *Barbid lyke a nonne.* Unsere obige Stelle dürfte der älteste Beleg für dieses Adjektiv sein. — Auch der zweite Vers weist auf eine Nonne hin, da die Ordensfrauen bei der Profession den Ring als Zeichen der Vermählung mit dem Seelenbräutigam erhielten.

In this world is non abidyng,
Nouthir of maide, widewe nor wiff;
As ye may seen heer cleerly bi wrytyng,
That ageyns deth is founde no preseruatiff.

Responsum.

Is helpith nat to stryve ageyn nature,
Namely whan deth bigynneth t[o] assaile;
Wherfore I counseil euery creature
To been redy ageyn this fel batayle.
Vertu is sewrer than othir plate or maile;
Also no thyng may helpe at sich a nede
Than to provide a sur acquytaile
With the hand of almesse to love God and drede.

Mimus.

Gentil menstral, shewe now thi witt,
How thou canst pleye or foote ariht this daunce.
I dar weel sei, that an harder fitt
Than this fil neuyr to thi chaunce.
Look therfore, what may best avaunce
Thi sowle as now, and vse, that I reede:
Refuse nyce play and veyn plesaunce;
Bettir late than neuyr to do good deede.

Responsum.

Ey benedicite, this world is freele,
Now glad, now sory; what shal men vse?
Harpe, lute, phidil, pipe, far well!
Sautry, sithol and shalmuse,
Al wordly myrthe I here refuse.
God graunte me grace of sich penaunce,
As may myn old synnes excuse:
For alle be nat mery, that othir whyle daunce.

Famulus.

Seruant or officer, in thyn office
Yiff thou hast ben, as God wold and riht,
To pore and riche doon pleyn iustice,
Fled extorcioun with al thi myht,
Than maist thou in this daunce go liht.
Or elles ful hevy shalt thou be thanne,
Whan alle domys shal fynaly be diht.
Go we hens; the tyde abidith no man.

Responsum.

Shal I so sone to dethis daunce,
That wend to have lyved yeeris many mo,
And sodeynly forsake al my plesaunce
Of offices and profites long therto?

Yit oon thyng I consel, or I go:
In office lat no man doon outrage
For dreede of God and peyn also.
Also service is noon heritage.

Phisicus.

Ye phisiciens, for mony that loken so fast
In othir mennys watris, what thei eyle,
Look weel to your silf; or att last
I not, what your medicynes nor crafte may availe.
For deth comyng sodeynly doth assaile
As weel lechis as othir, that shal ye knowe,
Atte last iugement withouten any faile,
Whan al men shal repe, as thei have sowe.

Responsum.

Allas! to long and to myche in phisik
For lucre I plye al my bisynesse,
Bothe in speclacioun and in practik
To knowe and konne al bodily siknesse.
But of gostly helthe I was reklesse,
Wherfore shal helpe nothir herbe nor roote
Nor no medicyne sauff Goddis goodnesse.
For ageyns deth is fynaly no boote.

Artifex.

Yeve hidir thyn hand, thou artificeer!
For ther is founde no subtilite
Bi witt of man, that fro my daungeer
To save hym silff can have no liberte.
My strook is sodeyn, fro which no man may flee
Bi coriouste nor cunnyng of fressh devise.
Kynde hath ordeyned, — it will non othir be:
Eche man mote passe, whan deth settith assise.

Responsum.

Ther is no craft serchid out nor souht,
Cast nor compassid bi old nor newe entaile.
I se ful weel withynne myn owen thought,
Ageyns deth ther may no thyng availe,
She pershith sheeldis, she pershith plate and maile,
Ageyns hir strok, cunny[n]g nor science.
Whan that hir list mortally to assaile,
Allas, allas! ther may be no deffence.

Conclusio.

What is mannys liff but a countenaunce
Or a puff of wynde, that is transitorie,
As may be weel perceived bi this daunce.
Therfore ye, that reden this storye,

**Keepe thentent in your memorye;
And it shal steer yow in-to gostly liff,
Teschewe peyn and come vnto glorie
And be your socour in al gostly stryff.**

**Be nat afferd, this scriptur in tyme of pley
In your mynde to revolve and reede;
For trust trewly, ye shal nevir the sonner deye,
But it shal cause yow synne for to dreede,
The which refusid ye shal have gret meede.
Therfore among have mynde on this lettir.
And vse vertu, prayer and almesse-deede.
And then I dar sey: ye shal doon the bettir.**

Leipzig. Max Förster.

---

**The Pronunciation of Standard English in America by George Philip Krapp,** Professor of English in Columbia University. Oxford University Press, New York, 1919. $ 1,50. 235 pp.

It is not unfair, perhaps, to compare Professor Krapp's book with Jones' *Practical Phonography.* Both books have this in common: they record many variations (possibilities, one suspects in some cases) in pronunciation without attempting a dogmatic decision in any case. Indeed, the *Pronunciation of Standard English in America* is characterized by the same saneness of attitude toward usage in pronunciation which delighted readers of the author's *Modern English*, 1910. This is without doubt the only safe attitude to take in dealing with a speech which admits of so many variations among good speakers as does that of America.

One wonders why Professor Krapp departs from this tolerant manner of treatment to recommend [æ] in *carry, carriage, Clara, parish,* &c., p. 65, or to condemn [ǣ] in *hair, there, stair, very, terrible,* p. 70. The present writer has never heard [æ] in *very* and *terrible,* but certainly many good speakers in America pronounce *hair, there, stair, fair, tear* (vb.), *fare, their* and other words from ME. -ār, air, -eir, -ēr with [æ] or [æə].

Professor Krapp says that "the materials of the book have been ordered under the several sounds of the language." And certainly there could be no other satisfactory arrangement. One regrets, however, that he has not combined with this method an arrangement of the groups of words under their

respective sounds according to their origin in Middle English. Such a treatment would have given more clearness and cohesion to the book and at the same time would have removed much of the confusion which the author has noted in the distribution of the various sounds. A good example of this confusion is the treatment of words spelled with -or, p. 85. These words are from ME. -ōr[1] [ōr], -ōr[2] [ōr] and -ŏr and in some dialects have been kept separate according to their origin. In the Southern States of America and in some sections of the Middle-West, the present writer has noted that all words from ME. -ōr[1], -ōr[2] are pronounced [ō] or [ōə] while all words from ME. -ŏr are pronounced with [ɔ̄ɔ̄] or [ə]. The author records [ɔ̄] as the usual American pronunciation for all these words, which is the usual British pronunciation, but grants that some speakers, "retaining an older pronunciation probably under the influence of spelling, in at least some of these words have [o] or [ō], as in *glory* [glori], *story* [stori], *tory* [tori], *oral* [orəl], etc." It is to be doubted that Southerners, whose pronunciation is most usually unrestrained by respect for spelling, should, in this case, have retained [ō] out of deference to the 'power of the letters'. Another example is the lengthening of ME. ă, later [æ] before -s, -f, -n before a consonant, -th [þ, ð], and ME. ŏ before -s, -g, -f, -n before a consonant, -th [þ, ð]. Professor Krapp states on p. 65 that [æ] is likely to become long before a voiced consonant. This statement cannot be generally true, or [ǣ] would be heard in *had, mad, cab, tag, have, dam, has* &c. Again, the treatment of ME. -ār, -air in such words as *chary, vary, fairy* on the one hand and of ME. ăr- in such words as *carriage, carry, Paris*, p. 65, on the other could be made clearer and more helpful to the readers of the book.

The statement that [ɛt] for *ate* or *eat*, the past tense of eat, is a "generally current British pronunciation", p. 69, is hardly adequate. It is the form for the past tense of *eat* which is usually heard in England from speakers of Standard English. The description of the English diphthong in *name, day, place* as [ɛi] instead of [ei] would hardly be accepted by many writers on British pronunciation, Wyld and Zachrisson, to mention no more. Professor Krapp's knowledge of British pronunciation seems to have been derived chiefly from the books of Professor Daniel Jones. Now, however high the

merit of these books, it is hardly fair to the writer or just to the readers to confine oneself to a single authority.

It is rather a pity that Professor Krapp has been so chary of giving any historical explanation of the pronunciations which he has noted. Such additions would in no way have spoiled the book for people without philological training and on the other hand would have proved of inestimable value to students of the history of English sounds. It might have been pointed out, for example, why the spellings of *bury*, p. 69, and *busy*, p. 79, are exceptions and that the pronunciaton of *bury* is in the same way exceptional. The statement that the pronunciation of *coop, cooper, hoof, hoop*, &c. with [ū] "is probably influenced to some extent by the spelling", p. 87, hardly bears close exclamation. In the first place, [ū] in words from ME. ō′ is usually regarded as a survival of the first stage through which they passed. Examples are: *moon* from ME. *mōne*, *soon* from ME. *sōne*, *tooth* from ME. *tōþ*. In the second place, if the retention of [ū] in these words is due to an association of [ū] with the spelling *oo*, why do we not have [ū] in *blood, good, book, look, flood, hood*, &c., &c. Further, some explanation might have been offered for the changes which ME. ă, later [æ] has undergone before *-s, -f, -th* [þ, ð], *-n* before a consonant. A classification on purely phonetic grounds would have removed considerable confusion in this case.

Professor Krapp's explanations of phonetic changes (or his lack of them) must often leave his readers very vague as to what has occurred. For example, on p. 101, he states: "After [n] in stressed syllables, [d] is sometimes added in popular speech, as in [draund] for *drown*, [gaund] for *gown*." Surely, Professor Krapp must known that [d] has not really been added but that the phonetic process is simply a question of denasalization taking place before the tongue-position of *-n-* is dissolved. On p. 134, he remarks that *-t* is sometimes heard in *dense, mince* after the *-n*. This bare statement is hardly sufficient in a book for beginners. The process here is denasalization without change of tongue position and with unvoicing in anticipation of the [s]; so that when the lips are opened for the [s], a slight explosive [t] is made. The absorption of *-b* final in preceding *-m* in such words as *lamb, comb, tomb*, p. 99, and of *-d* final in a preceding *-n* in such

words as *handkerchief, handsome,* p. 191, are both phonetic changes which beginners need to have explained.

Some of Professor Krapp's descriptions of sounds are open to question. For example, he describes the vowel in *bid, sit* as *high-blade-slack-neutral,* p. 28. By this terminology, he seems to mean what is more commonly called *high-front-slack* (open), i. e. the vowel in German *fisch.* The present writer has never heard this sound from an American but has heard such words as *bit, hit, bid* pronounced with the same vowel which is heard in these words in England, i. e. a high-flat (mixed)-slack (open) vowel. Professor Krapp claims, p. 66, that [e] exists as a pure vowel in American Speech in such words as *chaotic, archaic, vacation, bakery.* In stressed monosyllables, he says, the vowel tends to become diphthongal, especially when final as in *they, day,* &c. The present writer has heard only [ei] from American speakers in all words from ME. *-ā, -ai, -ei* in stressed syllables. But these are questions of observation and Professor Krapp may be right.

Occasionally, Professor Krapp lets fall a remark which would indicate that he was writing for people wholly unfamiliar with the sounds of American English. For example, after discussing on p. 18 the difficulty which foreigners have in sounding [þ, ð], he naïvely remarks: "Anyone who understands how the sounds are made can readily produce them." And again, on p. 29, in discussing the [ɛ] in *bed* and the [ɛ̄] in *pare, there,* he says: "As [ɛ] is never long, and [ɛ̄] occurs only in the position before *-r* in stressed syllables, no confusion between the two sounds is likely to occur."

There is no mention in this book of inverted or coronal vowels except in the case of words from ME. *-ĭr, -ĕr, -ŭr,* in such words as *word, birch, herd, hurt.* These words, according to Professor Krapp, are pronounced by some speakers with [ə], a *mid-inverted-tense-neutral* vowel. Those speakers who do not preserve *-r* in these words, pronounce them with [ʌ̄], a *mid-half-back-tense-slightly wide* vowel, p. 90. In other words, the inverted vowel is used when the *-r* is preserved. This opinion differs considerably from that of such writers as Professor W. A. Reed and the late Professor George Hempl (cf. Reed, *Some Phases of American Pronunciation,* J.E.G.P. XXII, 2) who think that when the inverted vowel is used, the *-r* is

lost either before or after the vowel is affected. Inverted vowels in such words as *part, hard, board, feared* are not noted in this book.

This book seems to have been intended primarily for people in America who are becoming conscious of their speech habits and wish to inquire into them. In other words, it is a sort of primer of phonetic for Americans, and from that point of view, perhaps, should be criticized. The chief objection to such a use of the book is that it is unnecessarily long and full of detail. Most of the elementary facts of phonetic, things which any intelligent student would discover immediately for himself, are reiterated many times and many of the more subtile distinctions (some have been noted in the foregoing pages) have been ignored entirely. There are some fifty-six pages on "Description of Sounds" and from them one gleans scarcely more information than from the ordinary three pages of "Remarks on Phonetic Notation." The bibliography is noticeably scant and insufficient. On the whole, as a first book in phonetics, the *Pronunciation of Standard English in America* compares most unfavourably with such a book as Passy's *Sons du Français.*

For the student interested in the history of English sounds, the book has little or no value. It does record many variations in pronunciation — more do exist or such writers as Grandgent, Hempl, and Reed are badly mistaken. In spite of its numerous defects, however, it probably remains the most complete record of American pronunciations which has yet been collected in one volume.

Oxford. F. K. Mitchell.

---

**A Grammar of Spoken English,** *On a strictly Phonetic Basis.* By **Harold E. Palmer.** Cambridge, W. Heffer & Sons. 1924. 293 pp.

The purpose of this book is explained by the author in his Introduction: "Now this *Grammar of Spoken English* is intended to be used chiefly (but not exclusively) by foreign adult students of English, and by all teachers of spoken English. The fact that it is written *in English* shows that it is not intended to be put into the hands of beginners; it is designed to help (*a*) those who are already able to under-

stand written English, and (*b*) the English teachers who serve as the medium of instruction in living English speech." The book must be judged, therefore, as a practical guide for pupils, not as a contribution to the scientific study of living English as I had hoped to receive, and as Mr. Palmer may one day write when his occupations leave him sufficient leisure.

It is not necessary to enter here upon the vexed question of methods in foreign language teaching. The war between direct and indirect methods is practically over, and the warriors are naturally somewhat tired. Those who have stood aside from the fight (not the worst position to judge fairly) are inclined to think that the right was not all on one side, as happens in other kinds of war. In Holland, at least, which has largely preserved its neutrality in the warfare of methods, too, thoroughgoing partisans of either method are rare. Experience seems to have proved that the existence of the native language cannot profitably be ignored in teaching a foreign language: its influence will appear even if the direct method is applied in perfect strictness, and it must be considered in the choice of the way in which the facts of the foreign language are to be presented, as well as in the selection of these facts themselves. We may say that a pupil who learns a foreign language passes through three stages: in the first the points of difference between the two are chiefly insisted on (differences in sounds as well as syntax); in the second stage the learner studies the structure of the foreign language without reference to his own; in the third he studies it with reference to language in general, and compares it with methods of expression in earlier stages, and in languages of entirely different families.

Mr. Palmer's book is intended for the second stage; it does not presume an extraordinary success of the first stage, and does not therefore run the risk of being found "too difficult". In many respects it shows that the author is a practical teacher who knows the limits of the knowledge and the capacities of the average pupil. He makes a point of the phonetic character of the book, and gives all his examples in phonetic spelling; this will, no doubt, be useful to pupils but they may also use such an excellent book as Sweet's *Primer of Spoken English*, for which the present book is not,

and is not intended to be, a substitute. He also quotes the Report of the Government Committee on the Teaching of English in England. I am afraid the authority of this committee (with respect to the study of language) will hardly be acknowledged outside England when it is considered who were the leading members. What do the readers of this periodical think of the following statement: "... there are some grammatical notions which it is impossible to convey without the use of phonetic symbols." The phonetic element in the present work, however, is very moderate, occupying as it does only 23 out of a total of 293 pages. Most of this space is used for a short treatment of intonation on the lines familiar to students of English from the author's earlier book on this subject.

The second part of the book deals with the parts of speech, both forms and uses. But the lion's share falls to the treatment of the forms. Thus the chapter on Verbs has a part dealing with the forms occupying 50 pages, whereas the use of these forms is discussed in half that number. Each chapter opens with a formal and a logical classification. The latter entails lists of words arranged according to their meaning, much of which might be thought to belong to the business of the dictionary, although it is no doubt useful to pupils. In illustrating forms, too, the author is very liberal with his space; thus he spends several pages to show the regular forms of comparison of adjectives, and gives lists of prepositions and conjunctions, and a long *Catalogue of Adverbs.* On the other hand the author is sparing with explanations. Some pupils who like their work to be mechanical will appreciate this, but others would prefer to have things explained to them: e. g. why such words as *happy, clever, common, wicked* are compared by means of a suffix instead of taking *more* and *most* like other disyllabic adjectives. That the number of syllables is really immaterial has been shown in a recent number of *English Studies* (October, 1924). — The third part supplies tables illustrating the order of words, a very useful way of teaching this difficult subject, and a short discussion of sentence-analysis. The author manages to avoid the term *accusative with infinitive,* but I am afraid that his analysis hardly does justice to the intricacy of the construction. It is

possible to speak of an object in *I felt something move,* but *him* is hardly an object in *At last I made him understand me.* And *you* is certainly no object in *I wish (prefer) you to stay.* If the acc. c. inf. after *verba sentiendi et declarandi* is not mentioned at all, this is probably due to the literary character of the construction. The same applies to the absence of the Absolute Participle (also of all compound participles), of the Subjunctive in subordinate clauses, and of such niceties as the difference between the infinitive and the gerund, the acc. c. inf. and the acc. c. part. But mention might have been made of such a construction as is illustrated by *He is a niec boy, is John.* Perhaps, too, such things as the difference between the compounds in *-body* and in *-one* (everybody, everyone), the rule for the use of the prop-word *one,* and the exact difference between *some* and *any* would have been useful.

There are no serious mistakes in the book; but there are, naturally, some things on which I think differently. Thus the author follows the grammarians who distinguish the verbal form in *-ing* as a verbal noun, a gerund, or a present participle. Now the distinction between the function of a gerund and a participle is frequently difficult enough, and indeed impossible. If a third distinction is introduced, the matter becomes perfectly hopeless. It is not necessary to go into this question: it has been discussed in Poutsma's book on the *Gerund,* and, less fully, in my own *Handbook.* It has not become clear to me what the writer means by 'prepositional object'. He evidently includes the gerunds in the following sentences (p. 166): *I am surprised at your doing it*; *I don't like the idea of going away; He can never do anything without your interfering.* And also in *I'll speak to my brother; he came to my house,* etc. (p. 229). It seems inadvisable to call *whose* a relative (or interrogative) possessive (p. 211). It is apt to suggest to the pupil, indeed has suggested to the author himself, the idea of looking upon this form, as well as the genitive of nouns, as a form expressing possession, and this is, of course, quite wrong: it is sufficient to think of *my brother's speech, train, mistake.* In the final chapter (*Logical Categories*) the author also treats of *Gender.* The illustration (*count, countess,* etc.) is not of a kind to convince me that we have a logical category here.

The author strictly adheres to his principle of describing the facts of the spoken language. The result is that he makes some interesting observations. Thus on p. 175 f. he distinguishes adverbs used as *epithets* (I naturally read the letter) and as complements (I read the letter naturally), etc. Another remark of this kind is found on p. 184; the writer observes that some adverbs have a pre-verbal position no matter what word they qualify: *I only saw my friend yesterday* may have very different meanings according to the word qualified by *only*, and this is shown in spoken English by the intonation only. Such a remark explains the word-order in a sentence like the following (Bennett, Old Wives' Tale I ch. 1): *The girls could only press their noses against the window by kneeling on the counter, and this they were doing.* It is the intonation that would make it perfectly clear that *only* qualifies *by kneeling on the counter*, although the context does not leave the reader in doubt either. — I notice that the writer wishes to distinguish *each other* from *one another*; I am not convinced that the distinction really exists, or ever existed. These details show that the book is worth reading by a larger class than the one for whom it is chiefly intended.

Amersfoort. E. Kruisinga.

---

**Solomon Liptzin, Shelley in Germany.** Columbia University Germanic Studies. New York, Columbia University Press. 1924. 97 S.

Solomon Liptzin bietet hier den erstmaligen Versuch, den Einfluſs Shelleys auf die Dichter und Denker Deutschlands systematisch darzulegen. Er unterscheidet vier Perioden von Shelleys Einwirkung auf unsere Literatur:

zunächst eine solche (1814—1834), in der er vorwiegend nur als Satellit Byrons erscheint,

eine zweite (1834—1848), in der das „Junge Deutschland“ ihn als Propheten und heroisches Vorbild verehrt,

eine dritte Periode (1850—1880), die ihn im allgemeinen vom realistisch-positivistischen Standpunkte aus als zu überschwänglich und utopistisch ablehnt,

und eine vierte (ab 1880), in der Deutschland das europäische Shelley-Revival mit heraufführen hilft, das wohl neben

einem Streben nach objektiv-wissenschaftlicher Erfassung von Shelleys Persönlichkeit und Werk auch eine erneute gefühlsmäfsige Anteilnahme verrät, trotzdem aber vorwiegend auf gelehrte Kreise beschränkt blieb.

Die kritische Darstellung des Verfassers erstreckt sich fast ausschliefslich auf die ersten drei Perioden und dringt auch hier nicht sehr tief. Es ist eine geistesgeschichtlich interessante Tatsache, dafs Goethe, Heine, Hebbel und Platen zwar sicher eine Anzahl Dichtungen Shelleys gelesen haben, aber von seinem Genie fast gar nicht berührt worden sind. Der Hauptgrund hierfür wird wohl in ihrer nicht sehr innigen Vertrautheit mit dem Englischen zu suchen sein, denn selbst bei Goethe, der zwar viel englische Literatur las, sich aber in späteren Jahren im Verkehr mit Engländern oft lieber des Französischen bediente, wird sie kaum zur unmittelbaren Erfassung aller der Formqualitäten ausgereicht haben, die völlig an den Klangcharakter und Rhythmus der englischen Sprache gebunden sind. Auch für Konrad Ferdinand Meyer scheint dies zu gelten, obschon dieser zugibt, Shelley sei „ein Lyriker von hohem Rang" und obwohl er nicht an der Form, sondern an den politischen und sozialen Gedankengängen Shelleys ablehnende Kritik übt. Bei Meyer und den obengenannten Dichtern kommt noch hinzu — und dies wäre wohl der Hervorhebung wert gewesen — dafs sie von der Prosa des reifen Shelley mit ihren klaren nnd mafsvollen Gedanken über schöpferische Entwicklung auf religiösem, künstlerischem, sozialem und politischem Gebiete noch gar nichts gewufst haben, ja dafs diese Prosa, die Briefe inbegriffen, bis heute in Deutschland beinahe unbekannt geblieben und auch noch nicht übertragen worden ist, während beispielsweise schon die tschechische Literatur eine Auswahl in Übersetzung aufweist.[1])

Was man in Deutschland vor der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts von Shelleys Leben wufste, beruht fast ausschliefslich auf "A Memoir of Percy Bysshe Shelley", London 1833, von Shelleys Freund Thomas Medwin, der selbst einige Jahre in Deutschland gelebt und in Heidelberg die persön-

[1]) Von J. Chudoba, mit Vorrede und Anmerkungen, 2 Bde., Prag 1920. Eine Interpretation der "Defence of Poetry" mit stellenweiser deutscher Übersetzung gibt Theodor Spira in „Shelleys geistesgeschichtliche Bedeutung", Giefsen 1928.

liche Bekanntschaft der späteren Shelley-Übersetzerin Louise von Ploennies gemacht hat. Die Stelle aus Gutzkows Shelley-Aufsatz (in „Telegraph für Deutschland“, 1837, Nr. 6), von der Liptzin sagt: "To this day it remains the best prose tribute in German to Shelley's work“, wird leider nur in der „Übersetzung“ angeführt, die Medwin seinem "Life of Percy Bysshe Shelley", London 1847, vol. II, p. 328–29, einverleibt hat. Absichtlich oder zum Teil infolge mangelhafter Kenntnis des Deutschen ist sie dermafsen frei gehalten, dafs sie den Sinn des Originals stellenweise sehr mildert, ja geradezu umkehrt, aber gerade dann Shelley besser gerecht wird als jenes. Gutzkow sagt z. B.: „Er war, wenn er sang, wie die Lerche, immer im Steigen begriffen. Er wufste die Poesie an das, was uns begegnet und im Wege liegt, wie die falsche moderne Richtung ist, nicht anzuknüpfen, sondern er mufste Grundlagen für seine Anschauungen haben, die dem Reiche der Gedanken und der Reflexionen angehören.“ Medwin umschreibt dies mit: "He was like his own lark, and mounts higher and higher as he sings. He drew forth poetry from all things which lay in his way, things that others pass by unheeded and unobserved. His transparent imagination was lit up by thought. Contemplation, reflection lent him the words that he called into his service."

Verdienstvoll sind Liptzins zum Teil auf eignen Forschungen beruhende Beobachtungen über den künstlerischen Einflufs Shelleys auf Dichtungen von G. Herwegh, E. Geibel und Adolf Friedrich Grafen von Schack, der uns auch unter dem Decknamen Felix Adolphi die erste deutsche Übersetzung der „Cenci“ geschenkt hat; von Interesse sind ferner die Analysen von Wilhelm Hamms Shelley-Roman und Emil Claars Shelley-Drama, das bereits 1876 erschien, aber — hauptsächlich infolge der Praeventivzensur — erst 1922 in Frankfurt a. M. seine Erstaufführung erlebte, in derselben Stadt, in der nun auch im Oktober 1924 die „Cenci“ in A. Wolfensteins Übertragung über die Bretter gegangen ist. Eine deutsche Uraufführung dieses Dramas in der Bearbeitung des Intendanten Anton Ludwig hatte bereits im November 1919 im Landestheater zu Koburg stattgefunden.

Leipzig. Herbert Huscher.

---

**Englische Grammatik** für Oberklassen von **Dr. G. Wendt,** Leiter des Mädchengymnasiums in Hamburg. Heidelberg 1923. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. V u. 157 SS. Preis: M. 2.—.

Das vorliegende Buch ist eine gekürzte Ausgabe der für Lehrer und Studierende bestimmten, im Jahre 1922 erschienenen „Grammatik des heutigen Englisch", die ihrerseits wieder eine kürzere Zusammenfassung des gröfseren Werkes „Syntax des heutigen Englisch" (1914) bildet. Das Buch zerfällt in eine Wortlehre (S. 1—95) und eine Satzlehre (S. 96—157); die erstere behandelt die einzelnen Wortarten, und zwar in bezug auf a) Form, b) Bedeutung (beim Zeitwort auch Inhalt und Umfang), c) Syntax; die letztere bespricht die Satzteile, das Satzgefüge, die Satzreihe und die übrigen Satzarten. Die knappe theoretische Belehrung wird durch eine Reihe gut gewählter moderner englischer Beispiele (ohne Quellenangabe) gestützt. Der als hervorragender Anglist und erfahrener Schulmann bekannte Verfasser ist selbstverständlich mit der neuesten Fachliteratur wohlvertraut; besonders ist der Einflufs der Werke von Wundt, Paul, Jespersen und Deutschbein überall zu merken.

Im folgenden erlaubt sich der Referent, zu dem gediegenen Inhalte einige Bemerkungen anzuschliefsen, die der Verfasser nach Wahl für eine neue Auflage des Buches benutzen kann. S. 7. Die Aufnahme des Zeitwortes *fight, fought* unter die unregelmäfsigen schwachen Verba ist zwar praktisch, aber vom wissenschaftlichen Standpunkte nicht zu rechtfertigen. — S. 24. Das Beispiel *The League Assembly has been busy both talking and acting* steht als Beleg für den prädikativen Gebrauch des Partizips Präsens wie in den Sätzen wie *Every one knows that the Bill cannot be carried by the Parliament now being chosen* oder *Knowing nothing, the demagogues attack everything.* Doch ist die Form auf *-ing* nach *busy, occupied, engaged* etc. nicht als reines Part. Präs., sondern als ein Partizip in gerundialer Verwendung (nach Sweet als '*half-gerund*') zu betrachten. — S. 60. *Own* steht nicht nur mit einem Possessivum, sondern auch mit einem possessiven Genetiv; vgl. *your mother's own child.* — S. 66. Neben dem einfachen substantivischen *each* hätte auch das nachdrücklichere *each one* erwähnt werden sollen; z. B. *The names are familiar*

*to each one of us.* — S. 67. „*None* ist nur substantivisch.“ Dies ist wohl nicht der Fall in den Beispielen: *Question of revenge there is none. University distinctions Goldsmith had none.* — S. 70. „Mehrere, besonders einsilbige Präpositionen gestatten (oder bevorzugen) eine Trennung von ihrem Objekt.“ Unter die dazu gehörigen Beispiele hat sich auch folgender Satz verirrt: *The influence of prose has been under, and the influence of poetry over, estimated.* — S. 95. „*Without* im Sinne von *unless, except, if not* gehört dem leichteren Stil an.“ Es folgen zwei Belege: *Neither Milton nor Stevenson used words without they discerned a force and appositivess in them.* — *To our thinking, without a man be conscious to himself of very special powers, he had better keep the foot-path of prose.* Diese Sätze zeigen keinen „leichteren“ Stil; vielmehr ist der darin vorkommende Gebrauch von *without* als Konjunktion archaisch. — S. 117. In Sätzen wie *"He had married a country girl in his youthfoul days, and had her still hidden away in some out-of-the-very village"* ist *had* nicht als Hilfszeitwort, sondern als Begriffsverb aufzufassen. Richtig ist, was der Verfasser S. 122 über eine ähnliche Fügung (*He had a book given him*) sagt: „Diese bereits als Objektserweiterung behandelte Konstruktion kann in vielen Fällen als eine besondere Form der Passivbildung angesehen werden, bei der allerdings *to have* und *to get* begrifflich aufzufassen sind.“

Der Druck ist gut überwacht worden; an Versehen sind nur folgende stehen geblieben: S. 12 *Te have*, S. 41 *accomodate*, S. 100 *in honest, doubt* (Beistrich weg!), S. 115 *retarted*, S. 116 *improbalities*, S. 136 *reponse*, S. 137 *that I may known you.*

Das schöne Buch ist für die Oberklassen aller höheren Lehranstalten wärmstens zu empfehlen.

Wien. Joh. Ellinger.

---

## Die Entstehung von „Rule Britannia“.

Ein Beitrag zur Psychologie der Engländer.

(Fortsetzung.)

Als 1665 Englands Seemacht wächst, werden neben vielen anderen die Seeherrschaft betonenden Münzen Halfpennystücke geschlagen, welche die Britannia mit Lorbeer, Speer und Schild

angetan darstellen.[1]) Mit dem Frieden von Breda (1667) kommen solche von Roettier entworfene Münzen massenhaft in England vor. Von felsiger Küste schaut Britannia — ähnlich wie bei Camden — auf ihre Flotte, während Engel ihr einen Lorbeerkranz aufsetzen. Dabei ist bemerkenswert, dafs das Gesicht der Britannia dem Antlitze der Mrs. Stuart, der späteren Herzogin von Richmond,[2]) einer Hofschönheit jener Zeit, nachgebildet ist.[3])

Aus der Zeit Jakobs II. sind drei Arten von Münzen überliefert, auf denen die Britannia, stets mit Schild und Speer gerüstet, wichtige Ereignisse veranschaulicht: seine Thronbesteigung, die Landung Wilhelms von Oranien und Jakobs Abdankung.[4]) Dabei ist der Gedanke der Seeherrschaft durchaus vernachlässigt.

Auch in den Tagen Wilhelms III. dient die Britannia auf Denkmünzen in sieben verschiedenen Ausführungen[5]) nur zur Verherrlichung kriegerischer oder friedlicher Taten des Königs, wobei die Göttin wie gewöhnlich mit Speer und Schild versehen ist, aber auch mit Freiheitsmütze, Olivenzweig, Kreuz, Bibel, Füllhorn, Zepter oder Dreizack.

Während der Regierung der Königin Anna findet sich die Britannia häufiger auf Münzen. Blenheim, Gibraltar, Ramillies, Saragossa und der Frieden von Utrecht sind die Veranlassung dazu. Mehr als vorher ist hier der mit den herkömmlichen Sinnbildern ausgestatteten Britannia auf vier Darstellungen die Rolle der Meerbeherrscherin zugewiesen, wenn sie etwa Anker und Steuerruder hält oder Neptun ihr Dreizack und Mauerkrone reicht,[6]) wenn sie Schottland vor französischen Schiffen schützt (1708)[7]) oder sie gerüstet auf ihre Flotte schaut (1713).[8])

---

[1]) Vgl. Hawkins I, 507, 537 mit Abbildung.

[2]) Nach Brewer S. 116 war es ein Faksimile von Barbara Villers, der späteren Herzogin von Cleveland (gest. 1709) und Favoritin Karls II., nach einem Entwurfe von Evelyn und einem Stich von Roettier.

[3]) Vgl. Hawkins I, 536; vgl. auch Samuel Pepys (1632—1703), Tagebuch vom 25. 2. 1667.

[4]) Vgl. Hawkins I, 607 f., 641, 645 mit Abbildung.

[5]) Eb. I, 672, 681, 683, II, 43, 45, 192, 221.

[6]) Vgl. Hawkins II, 266, 270.

[7]) Eb. 317. [8]) 399 ff.

Seltsamerweise findet sich unter Georg I. und Georg II. nicht dergleichen. Aus der Zeit Georgs I. stammen drei Medaillen mit dem Bildnis der Britannia, die lediglich seiner Verherrlichung dienen.[1]) Dasselbe gilt von vier Denkmünzen, die Georg II. prägen liefs. Britannia war im 18. Jahrhundert seiner Stellung als Beherrscherin des Weltmeeres so sicher, dafs dies nicht besonders hervorgehoben zu werden brauchte. Und als dann zu Ehren des Tages von Portobello (1739) und Carthagena (1741) nicht weniger als 47 bzw. 22 verschiedene Erinnerungsmünzen in Umlauf kamen, da trug nicht eine das Bildnis der Britannia, sondern nur Abbildungen der siegreichen Geschwader.[2])

Dafs die Britannia als allegorische Gestalt bei den Engländern in der bildenden Kunst vor der Mitte des 17. Jahrhunderts kaum bekannt war, beweist schliefslich der Umstand, dafs in den Kämpfen gegen die Armada (1588) zwar mehrere der 197 englischen Schiffe Namen mit teilweise allegorischer Bedeutung trugen, wie z. B. Katharina, Diana, Johanna, Anna, Susanna, Margaretha, Fortuna, aber keins Britannia hiefs.[3]) Dasselbe ist auch von der aus 51 Schiffen bestehenden Flotte Jakobs I. zu sagen (um 1685).[4]) Nur einmal ist ein Schiff nach der Meeresbeherrscherin benannt worden, und zwar das Admiralschiff Russells in der Schlacht bei La Hogue (1692).[5])

Wenn in England auf dem Gebiet der darstellenden Kunst die Allegorie Britannia erst 1654, d. h. knapp dreiviertel Jahrhundert nach Camdens Veröffentlichungen nachweisbar ist, so erhebt sich die Frage, wann jene in der englischen Literatur zuerst auftaucht.

Die Gestalt der aus dem Meere geborenen Venus (Aphrodite) ist zu allen Zeiten Gemeingut der englischen Literatur gewesen. Da ihre Eigenschaften späterhin auf die Britannia übertragen werden, besteht kein Zweifel, dafs die englische Nationalgöttin eine Fortbildung der alten römisch-griechischen Mythe darstellt.

Dem Humanisten John Skelton (1460—1529) ist die Britannia noch nicht bekannt. Der Kanzelredner und Drama-

[1]) Vgl. Hawkins II, 420, 429, 474. [2]) 530 ff., 548 ff.
[3]) Vgl. Hervey I, 480 ff. [4]) Eb. II, 175 f. [5]) 62.

tiker John Bale (1495—1563) bringt im „Johann, König von England“ (zwischen 1534 und 1547) Britannien unter dem Namen „England“ als fromme Witwe Gottes auf die Bühne (Ed. S. 172, 178, 270), die von der falschen Geistlichkeit ihrer Habe beraubt ist (S. 175) und den König um Beistand anfleht (S. 179, 244). Der Sonettendichter Thomas Wyatt (1503—42) und der Dramenschreiber George Gascoigne[1]) (um 1537—77) kennen die Britannia ebenfalls nicht. Auch Camdens „Britannia“ (1586), die in englischer Übersetzung erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts (1695) vorliegt, vermag noch nicht die Britannia zu neuem Fortleben zu erwecken; er lenkt nur oberflächlich die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen auf sie. So spielt der Dramatiker und Satiriker Thomas Nash (1567 bis um 1601) zweimal („Die Schrecken der Nacht“ 1594, ed. I, 374, und „Das Lob des roten Herings“ 1599, ed. III, 172) auf Camdens „Britannia“ an; und der Geschichtsschreiber Thomas Milles erwähnt sie einmal in seinem „Ehrenkatalog“ (1610) bei der Geschichte der angelsächsischen Könige (Ed. S. 4). Ebensowenig interessiert sich für sie der „Wasserpoet“ John Taylor (1580—1653), ein invalider Veteran von Cadiz, der 16 Seereisen hinter sich hatte, schliefslich Themseschiffer wurde und erwerbshalber aufs Dichten verfiel.[2]) Er redet zwar oft von Wassergottheiten wie Oceanus, Neptun u. a., aber nie von der Britannia. Camdens Werk kennt er genau und rühmt es wiederholt in seinen Schriften („Eine sehr fröhliche Fährbootreise“ 1620, Ed. S. 20; „Teil der Reisen dieses Sommers“ 1639, S. 15; „Westreise“ 1649, S. 4, 8; „Kurzer Bericht einer langen Reise“ 1652/53, S. 24; „Sichere Reiseberichte einer unsicheren Reise“ 1653, S. 9). Über ein halbes Jahrhundert lang bleibt es dann unbeachtet, und erst Shaftesbury empfiehlt es in einem Briefe vom 23. 4. 1710 an Thomas Walker[3]) für das Studium alter Familiengeschichte (II, 418 f.).

Auch beim Hauptvertreter der mittelalterlichen Allegorie, bei Spenser, ist die Britannia nirgends vorhanden. Wohl aber findet sich bei ihm eine verwandte Allegorie in der Gestalt einer schönen Jungfrau (III, 1, XLIII, XLV, LII), der

[1]) Er spricht nur unallegorisch von England (Ed. I, 9, II, 97, 455 u. ö.) und Albion (I, 84).

[2]) Ed. Ch. Hindley, The Old Book-Collector's Miscellany 1872, 3 Bde.

[3]) Ed. J. M. Robertson, London 1900.

Britomartis,[1]) auch Britonesse genannt („Feenkönigin“ III, geschr. 1589 f., und IV, geschr. 1594 f.). Der Dichter nennt in einem Briefe an Raleigh vom 23. 1. 1589/90 Britomartis „einen weiblichen Ritter, in dem er die Keuschheit schildere“.[2]) Aber sie ist nicht nur die Personifizierung weiblicher Tugend sondern auch kriegerisch und erfahren im Waffenhandwerk wie andere Frauen in der Nadelarbeit (III, 2, VI). Kampfesfreudig zieht sie aus ihrer Heimat Britannien in die Fremde (eb. 2, VII) und besteht seltsame Abenteuer (eb. 1, VIII). So befreit sie ihren Gatten Arthegall (= Gerechtigkeit) von einer Amazone (V, 6, XVII, XXIII), der für das bedrängte Belgien, d. h. für die protestantischen Niederlande kämpft (eb. 10, VII, XV), die Anhänger des heidnischen Tyrannen besiegt (eb. XXXII f.) und diesen tötet (eb. 11, XIII f.).

Ebenfalls bieten Shakespeares Vorgänger, die Vertreter der englischen Sturm- und Drangzeit, Thomas Kyd (um 1557 bis um 1595), George Peele[3]) (um 1558 bis vor 1598), Robert Greene[4]) (vor 1560 bis 1592) und Christopher Marlowe (1564—93) nichts von der Britannia. Endlich gehört auch Thomas Middleton[5]) (um 1570 bis 1627) als letzter Vertreter des 16. Jahrhunderts hierher. Die Britannia ist ihm unbekannt. Aber ähnlich wie Bale läfst er in seiner „Schaustellung für König Jakob“ (1604) England im Kreise Schottlands, Irlands und Frankreichs als Maske auftreten, reich gekleidet und mit Krone und Zepter geschmückt (VII, 223).

Nur der Dramatiker John Marston (1575?—1634) spricht in seiner Satire „Die Geifsel der Gemeinheit“[6]) (1598) ganz allgemein von der Liederlichkeit der Britannia (III, 247).

Das 16. Jahrhundert kennt die britische Nationalgöttin also weder in der bildenden Kunst noch in der Literatur Das ist weiter nicht verwunderlich, da ein geeintes Grofsbritannien damals noch nicht bestand. Bales und Middletons

---

[1]) Schon im griechischen Altertum liebte der kretische König und Flottengründer Minos eine Nymphe gleichen Namens (Brewer 117).

[2]) Globe Ed. S. 4; vgl. Courthope 247, Brewer 117.

[3]) Er redet nur allgemein von England (Ed. II, 334 f., 343 f. u. ö.) und Albion (II, 321, 344, 355, 366).

[4]) Auch er spricht unallegorisch von England (Ed. II, 243 u. ö.).

[5]) Ed. Bullen, Lond. 1885, 8 Bde.

[6]) Ed. J. O. Halliwell, Lond. 1856, 3 Bde.

„England“, Camdens neubelebte „Britannia“, Spensers „Britomartis“ sowie Marstons farblose Erwähnung der Göttin sind in dieser Zeit durchaus abseits stehende Erscheinungen. Wäre die Allegorie Britannia damals schon in der Vorstellungswelt des britischen Volkes gewesen, so würden sich bei Shakespeare mindestens Anspielungen auf sie finden. Selbst in den berühmten Worten des sterbenden Johann von Gent („Richard II“, II, 1 geschr. 1597/98, ed. II, 79 f.) ist dies nicht der Fall.[1])

Erst zu Beginn des 17. Jahrhunderts erscheint in den Schriften einiger Londoner Schauspielschreiber die Britannia als Allegorie. So verfafst Anthony Munday (1553—1633), ein Tuchmacherssohn, zu der Ehren Vereinigung Englands und Schottlands (1603) „Die Siegesfreuden der wiedervereinten Britannia“[2]), ein Festspiel, das am 29. Oktober 1605 in der Hauptstadt über die Bretter geht. Auch Ben Jonson (1573—1637), der weitaus bedeutendste Dramatiker neben Shakespeare, gedachte der Britannia in der „Maske der Schwärze“,[3]) die am Dreikönigsabende desselben Jahres im Königspalaste aufgeführt wurde. Der Dichter läfst auf waldigem Meeresufer inmitten von Tritonen und Seejungfern Oceanus und Niger auf Seepferden reitend auftreten. Dabei wird dieser, ein afrikanischer Flufsgott, von Aethiopia, der Göttin der Schwarzen, über das von ihm gesuchte Land Britannia belehrt (S. 546):

„Britannia, das die ganze Welt bewundert,
Die Insel trägt nun wieder ihren Namen;
Wo jene Schönheit herrscht, die voller Ruhm
Die heil'gen Musensöhne stets verehrten,
Vom hellen Hesperus zum Aeous breiteten.
Mit jenem grofsen Namen hat Britannia,
Die Glückesinsel, alte Würd' gewonnen,
Selbst Welt, von andrer Welt getrennt, und hat
Im allgemeinen Stolz sich abgeschlossen.
Denn wär die Welt mit allem Gut ein Ring,
So könnt' Britannia, dessen neuer Name
Nun alle Zungen zum Gesang erweckt,
Ein Diamant sein, würdig ihn zu schmücken,
Von einer Sonn' regiert, die hell ihn schmückt:
Die strahlt bei Tag und Nacht und ist so stark,
Dafs sie die Schwarzen bleicht und Tote aufweckt.“

[1]) Vgl. Bartlett I, 169.
[2]) Ed. Nichols, Progress of James I, Bd. I, 564—576.
[3]) Ed. W. Gifford, Lond. 1851, S. 544 ff.

Obgleich Jonson dann noch am Schlusse des Stückes (S. 547) deutlich auf die meergeborene Venus anspielt, führt er doch nirgends Britannia als reine Allegorie durch. Anders ist dies bei dem Lohnschreiber Thomas Dekker (um 1570 bis um 1640). In seinen nichtdramatischen Werken,[1]) die sonst reichlich Allegorien aufweisen, erwähnt er nur allgemein „Groſsbritannien" (IV, 14, 168, 277), „England" (I, 90, 97, III, 92, 138 u. ö.) oder die „kristallbrüstige Tochter des Seegottes" (IV, 61). Doch schon im Jahre der Vereinigung der Kronen läſst er zu Ehren des Königs in einem Maskenzuge die „Britische Monarchie" und „Arabia Britannica" mit Zepter und Reichsapfel auftreten (Dramat. Werke[2]) I, 280 bzw. 297). Und anläſslich der Amtseinführung des Oberbürgermeisters von London, Richard Deane, (29. 10. 1628) schreibt die Maske „Britannias Ehre" (eb. IV, 93 ff.). Eines jener lebenden Bilder stellt „Britannias Wachtturm" dar (eb. 107 f.). Dort sitzt die Göttin majestätisch auf einem Throne, umgeben von Groſsherzigkeit, Sieg, Vorsicht, einigen berühmten Königen Englands und einem Schiffszimmermann, und spricht die mahnenden Worte (eb. S. 109 f.):

„Es gibt eine neue
Staatsschiffahrt, die ihr jetzt studieren müſst
Mit hoher, unerschrock'ner, fester Stirn.
......... Laſst nur die eig'nen Augen
Karte und Kompaſs leiten, Euch zur Sicherheit.
Das Ruder führ' nur Eure Hand, führ' fest es,
Dem Sturm zum Trotz seid stark, wenn ihr dort steht.
Es schläft Eur' starkes Schwert, Sinnbild der Gnade;
Wozu ein Schwert, wenn nicht zum Kampf, so doch
Die Laster, Sklaven gleich, in Furcht zu halten?
.... Ihr könnt; Ihr müſst. Ich rat' Euch nicht, ich gebe
Euch eine Lehre meiner Liebe ..."

Die Zeitgenossen Dekkers, mehr oder weniger würdige Vertreter des Dramas der Nachshakespearezeit, sei es Thomas Heywood (1575—1650) oder John Webster (um 1580 bis 1625?), Philip Massinger (1583—1640) oder John Ford (1587—1639), haben nie die Britannia verkörpert, sondern sprechen nur abstrakt von England oder Britannien. Dagegen

[1]) Ed. Grosart, Lond. 1884, 5 Bde.
[2]) Ed. London 1873, 4 Bde.

ist sie in der lyrischen Poesie jener Tage lebendig, und zwar bei William Browne (1590—1645), der in Anlehnung an Spenser einen Schäferroman in Versen, „Britannias Hirtengedichte“ (1613—16),[1] verfaſste. Allgemeiner als Dekker redet er von der „teuren Britannia“ (I, 1, ed. S. 18), welcher er weiterhin den Beinamen „liebliche Ida“ gibt (I, 5, S. 136),

„Von allen Lieblingen des Oceanus
Die schönste; Hesperias Neid und der Stolz des Westens,
Deren farbiges Gewand die Natur gefärbt
In augenerfreuend'ren Farben mit reicheren Strichen
Als den Irisbogen, der dem Aprilregen folgt.“

Sie ist eine von Königen im Kampf umworbene Maid (eb. 140), die in Trauergewändern um den Verlust des Prinzen Heinrich klagt (eb. 142).

Noch weniger deutlich bildet sie eine Verkörperung der britischen Seemacht in der von William d'Avenant (1606—68) für Karl I. 1673 geschriebenen Maske „Britannia Triumphans“,[2]) die in Whitehall am Sonntag nach dem Dreikönigstage vor dem Könige und seinen Lords aufgeführt wurde. In ihr mag auſser dem Titel allenfalls Britanocles[3]), eine männliche Allegorie der englischen Seeherrschaft (Ed. II, 285, 288), an die Britannia erinnern. Sie selbst tritt nicht auf; nur die Seemacht ist betont (eb. 284).

In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts erscheint die Britannia — soweit sich sehen läſst — sonst nirgends auf der englischen Bühne: weder bei Thomas Randolph (1605—35) noch bei Henry Glapthorne (um 1639) oder Sir John Suckling (1609—48). Auch Milton gedenkt ihrer nie in seinen Werken[4]). Vergebens sucht man sie in der Versdichtung jener Zeit, z. B. bei Samuel Butler (1612—80), John Denham (1615—69) und Abraham Cowley (1618—67). Nur Edmund Waller (1606—87) erwähnt — wahrscheinlich angeregt durch die von Karl II. 1660 geprägte Denkmünze —

---

[1]) G. Goodwin, Lond. 1894, 2 Bde.

[2]) Ed. London-Edinburgh 1872, 14 Bde.

[3]) Auch in der Maske „Salmacida Spolia“ läſst er den guten Genius Groſsbritanniens auftreten, einen blumengeschmückten Jüngling, der ein altes Schwert an der Seite führt (A. Evans, English Masques, Lond. 1897, S. 233, Warwick Libr.).

[4]) Vgl. Bradshaw S. 39.

in seinem „Epigramm auf die Goldmedaille"[1]) Britannia als „den Stolz unserer Schönheit, die Stärke und den Ruhm unserer Insel" (ed. S. 238 f.). James Harrington spricht gleichfalls nur abstrakt von England (ed. S. 21, 23 u. ö.) und Grofsbritannien (eb. S. 29).

Erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wird die Göttin vereinzelt genauer behandelt. So widmet ihr Harringtons Freund Andrew Marvell (1621—78) das (nach Brie, Angl. XL, 41 von einem Anonymus stammende) Gedicht „Britannia und Raleigh" (1673 oder 74)[2]) Sie tritt in kriegerischem Gewande als mächtige Königin auf (ed. I 82, 87) und spricht die Schlufsworte (eb. S. 89):

„Griechische Künste und römische Waffen ...
Soll'n England erheben, die Menschheit vom Joche befrei'n.
Wie Jupiters Sohn die gequälte Erde befreite
Von Ungeheuern und höllischer Tyrannei,
So soll mein England in 'nem heil'gen Kriege
Gefesselte Tyrannen siegreich führen;
Sein wahrer Kreuzzug soll herniederreifsen
Den türk'schen Halbmond und die Persersonne.
Von Kummer frei, glücklich gesegnet' Eiland,
Hat Ruh' die Welt; Dir lächelt zu der Himmel ..."

In einem anderen, wahrscheinlich nicht von Marvell geschriebenen Gedichte[3]) „Oceana und Britannia" (eb. S. 226 ff.) ist Britannia als die Mutter Oceanas dargestellt (Vers 13). Sie ist in Künsten des Friedens und mächtigen Kriegstaten erfahren (V. 56), und Raleigh ist ihr Befreier (V. 182). Er führt ihr Volk durch die wütende See zu heiligen Kriegen und sicheren Siegen (V. 194 f.).

Der Hauptdichter der Restaurationszeit, John Dryden, veröffentlicht anläfslich der Geburt des Prinzen von Wales 1688 das längere Gedicht „Britannia Rediviva"[4]), erwähnt aber sonst die Britannia mit keinem Worte[5]). Ein unbedeutender

[1]) Ed. Johnson Bd. 16.
[2]) Ed. G. A. Aitken, Lond. 1892, 2 Bde.
[3]) Vgl. Ed. Anm. S. 183.
[4]) Ed. Sargeaunt, Lond. 1910, S. 152 ff.
[5]) Dagegen läfst er in der Oper „Albion und Albanius" (nach 1685 aufgeführt) den Meereskönig Albion mit seinem Gefolge auftreten (ed. S. 363 ff.).

Zeitgenosse, George Stepney (1663—1707), spricht 1691 im allgemeinen Sinne einmal vereinzelt von ihr[1]).

Auch auf der Bühne jener Zeit ist die Meeresgöttin nicht verkörpert. Sie findet sich nirgends in den Dramen von Thomas Otway (1652—85), Nathanael Lee (um 1653—92), Sir George Etherege (1653—91), William Wycherley (1640—1716), Sir John Vanbrugh (um 1666—1726), Susannah Centlivre (um 1667—1723), Thomas Southerne (1660—1746), William Congreve (1670—1729), Colley Cibber (1671—1757), Nicolas Rowe (1674—1718) und George Farquhar (1678—1707).

Nicht viel besser steht es mit der damals reichlich entwickelten Lateinliteratur. Eine Anzahl von Dichtern wie Skelton, Gascoigne, Greene, Cowley, Randolph, Glapthorne und Rowe, in deren englischen Dichtungen die Britannia nie vorkommt, führen sie auch in ihren lateinischen nicht an. Andere wie Dekker, Waller, Marvell, Prior, Hughes, J. Philips und später Shenstone, bei denen sich die Göttin sonst ziemlich oft findet, übergehen sie ganz in ihrer Lateindichtung. Nur vereinzelt tritt sie 1606 in einem „Städtischen Aufzuge“, den Marston zur Unterhaltung des dänischen Königs am Hofe Jakobs I. schrieb, laut kurzer Bühnenanweisung als „insula Britanniae (= Insel der Britannia) auf (ed. III, 325). Dann ist sie erst 1645 in einem der „Poemata“ [2]) des 17jährigen Milton — das einzige derartige Beispiel bei ihm — in Verbindung mit den von Neptun entsprossenen Völkern als „dives Britannia“ (= reiche Britannia) (ed. 606) nachweisbar, und 1683 in Stepneys „Heiratsgedicht für den Prinzen von Dänemark„ (ed. 177). 1697 erscheint sie endlich in Addissons „Poemata“ [3]) als „diva Britannia“ (= göttliche Britannia) (ed. 302).

Nur in der didaktisch-satirischen Versdichtung taucht die Britannia mehr oder weniger greifbar seit dem letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts ziemlich häufig wieder auf.

So stellt sie der Londoner Matthew Prior (1646—1721) in einer „Ode“ (1692) dar[4]), wie sie sich ihren siegreichen Weg durch das Meer bahnt (ed. I, 180). In der „Ode an die

[1]) Ed. Johnson, Bd. 17, S. 183: „Epistel an Montague“.
[2]) Globe Ed. S. 577 ff.
[3]) Ed. 1735 I, 295 ff.
[4]) Ed. Johnson, Bd. 32—34 (I—III).

Königin" (1706) vergleicht er sie mit der Eiche, die sie stolz auf der Bergspitze trägt; sie ist stark durch Wunden und grofs durch ihre Kriege; ihre Nachkommenschaft wird mit jedem Zeitalter verfeinerter in Wissenschaften und berühmter in Schlachten (II, 80). Den Namen der Göttin nennt er, teilweise in abstraktem Zusammenhange, aufserdem 1692 in der „Ode" (I, 181, 188), 1696 in der „Ankunft des Königs in Holland" (I, 230), 1700 im „Carmen Seculare" (I, 294, 298, 309, 311), 1704 im „Prolog" (I, 17) und im „Brief an Boileau Despreaux" (II, 16) und 1706 in der „Ode an die Königin" (II, 71, 81).

Der Arzt Samuel Garth (1661—1719), ein Nachahmer des Komikers Butler, legt in seiner „Armenapotheke" (1699) dar[1]), dafs Britannias Genius — ohne auf ihn näher einzugehen — unter Aufstand und Krieg zu leiden hat (ed. S. 31); ihre Sicherheit liegt ihm besonders nahe (S. 64). Lächelnd fürchtet sie keine fremde Herrschaft, denn Neptuns Dreizack und ihres Königs Schwert schützen sie („Claremont", S. 103). Allgemein spricht er von ihr in den Versen „An den Herzog von Marlborough" (S. 108) und 1703 „An den Kit-Cat Club" (S. 113).

1) Ed. Johnson Bd. 28.

(Schlufs folgt.)

Berlin. Hans Marcus.

## II. AUS ZEITSCHRIFTEN.

**Mededeelingen der koninklijke Akademie van Wetenschappen,** Afdeeling Letterkunde, Deel 55, Serie A, No. 6: A. J. Barnouw, Echoes of the Pilgrim Fathers' Speech.

[21. 1. 25.]

INHALT.



Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

# Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen
über englische Sprache und Literatur
und über englischen Unterricht.

XXXVI. Bd. März 1925. Nr. III.

## I. SPRACHE UND LITERATUR.

**Walter F. Schirmer, Antike, Renaissance und Puritanismus.** Eine Studie zur englischen Literaturgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Verlag der Hochschulbuchhandlung Max Hueber. München 1924. X + 233 S.

Nach einer Einleitung, die des eingehenderen „den puritanischen Standpunkt" umschreibt, bringt Schirmer eine Reihe von Kapiteln, bei denen es fraglich ist, ob sie zweckmäſsig angeordnet sind. Im ersten wird über die Verwendung der klassischen Mythologie in der englischen Dichtung gesprochen; Lyly und Shakespeare werden daraufhin besonders untersucht, die Theorien der Mythologiedeutung von der Antike über Italien bis nach England verfolgt, und dann wird der längste Teil dieses Abschnitts Milton gewidmet, neben dem „andere puritanische Dichter" wesentlich kürzer wegkommen.

Das zweite Kapitel handelt über die humanistische Kultur. Ausführlich werden die Beziehungen des englischen Humanismus zu Reformation und Puritanismus besprochen. Die pädagogische Reformtätigkeit des englischen Humanismus wird nach allen Richtungen hin beleuchtet. Erörterungen über die Renaissanceauffassung der Dichtung bilden den Schluſs des etwa vier Bogen umfassenden Kapitels.

Es folgen Ausführungen über Antike und christliche Kultur, die sich natürlich vorzugsweise mit dem Platonismus befassen. Der Platonismus der englischen Humanisten wie Dichter steht im Mittelpunkt dieses Abschnitts. Milton kommt mit seinen Äuſserungen über die Antike breit zu Worte, und ein weiterer Hauptteil „Puritanismus und Antike" beschlieſst diesen wichtigen Abschnitt des Buches.

Das oft erörterte Verhältnis zwischen Puritanismus und Drama kann natürlich im Rahmen des Schirmerschen Werkes nicht unerörtert bleiben; ihm ist das kurze vierte Kapitel gewidmet.

Ein fünfter Abschnitt handelt über „puritanische Literatur“ und ihre Möglichkeiten.

Wie man sieht, sind zahlreiche der in Schirmers Buche behandelten Fragen dem Anglisten nicht neu. Doch müssen wir dem Autor dankbar sein, für seine vielseitige umfassende Darstellung. Das Verhältnis der renaissancegeborenen Konfessionen des Festlandes zur Antike ist, so scheint mir, wesentlich einfacher als die Lage in der englischen Kultur. Der englische Humanismus und die englische Konfessionalität des 16. Jhs. sind durch die voraufgegangene Entwicklung im Nationalen ein gut Teil anders gefärbt als festländischer Humanismus und festländische Konfessionalität, und zugleich wirft die nachfolgende Entwicklung im Religiösen und Kirchlich-Konstitutionellen starke Schatten voraus. Zeigt die festländische Lage um 1600 die Fuge zweier Welten auf, so sehen wir zu jener Zeit in der sich rasch bunt färbenden englischen Kultur die Fugen dreier Welten. Hiefsen die Parolen in den festländischen Territorien sehr bald nur noch: hie Rom — hie Wittenberg oder hie Rom — hie Genf oder allenfalls: hie Alt-Wittenberg — hie Genf, so wurde die Reformation in der englischen als der einzigen gröfseren Kultur erbittert und bis in die letzten Konsequenzen ausgetragen. Das bedeutet nicht nur ein religiöses oder ein kirchliches Problem, das bedeutet auch scharf ausgesprochene Stellungnahme zu allen Gütern dieser Welt, bedeutet auch nicht selten fanatisch ausgesprochene Stellungnahme gegen die geistigen Güter von Antike und Renaissance. Während auf dem Festlande die geistigen Kämpfe im ganzen doch innerhalb der Schicht der *literati* ausgefochten wurden und deshalb vom krassesten antikulturellen Zelotismus freiblieben, wurde mit dem Eindringen kirchenverfassungsmäfsig unkontrollierter Lebensreformgedanken in alle Schichten des englischen Volkes auch das Letzte rabiat durchgefochten.

Wir können daher Schirmer sehr dankbar sein, dafs er den gesamten durch den Titel seines Buches umschriebenen Fragenkomplex — denn sein Buch hält, was der breite Titel verspricht — im Zusammenhang bearbeitet hat. Wie schon

aus der knappen Inhaltsangabe ersichtlich ist vielerlei aus dem Gebiete schon einzeln behandelt worden. Es ist daher begreiflich, dafs dem auf dem Gebiete Eingearbeiteten häufig bereits Bekanntes entgegentreten mufs. Das hindert nicht, dafs Schirmers abknotende Gesamtdarstellung im ganzen und im einzelnen von hohem Verdienste ist. Alles, was der Verfasser bringt, ist sauber durchgearbeitet, zeugt von umfangreicher Belesenheit, ist philosophie- und kulturhistorisch wohlfundiert. Das ganze Buch ist mit grofser Umsicht gearbeitet, die Behauptungen werden vorsichtig aufgestellt und gut begründet. Die Kapitel und ihre Untergliederungen stehen vielfach mehr neben- als nacheinander, die Darstellung des Ganzen entbehrt also streckenweise des zwingenden Gedankenganges und ergeht sich zuweilen mehr in Deskriptionen. Doch trotzdem dürfte wohl kein Anglist das Buch lesen, ohne sehr viel daraus zu lernen.

Wenn sich gegen einzelne Stellen des Buches allerlei sagen liefse, so stehen dieser Tatsache doch viele lobenswerte Seiten des Buches entgegen. Die Sonderbehandlung Miltons ist wohlangebracht, denn einer der Komplexesten im Bereich der englischen Literaturgeschichte verdient Sonderbehandlung. Das Nebeneinander und doch die Verschiedenheit der Nationen im Lichte der Renaissance und des Humanismus kommt gut heraus. Die Weite des Blickfeldes des Verfassers tut wohl, und vieles andere könnte noch zugunsten des Buches hervorgehoben werden. Schirmer hat Sinn für Synthese, und schon daher kann sich die Anglistik zu diesem Zuwachs Glück wünschen. Da dieser Sinn für Synthese, wie das Buch zeigt, Hand in Hand geht mit dem Sinn für andauernde, unentbehrliche Kleinarbeit, so darf man ferneren Arbeiten Schirmers mit Interesse entgegensehen.

Bern. Herbert Schöffler.

**H. J. Chaytor,** M. A., Fellow of St. Catherine's College, Cambridge. **The Troubadours and England.** Cambridge, University Press, 1922. 8°. VII. und 164 S., S. 1—135 Text, S. 136—160 Anhänge. Preis geb. 6 sh.

Vorliegendes Buch füllt zweifellos eine Lücke in unserer bisherigen Kenntnis der mittelenglischen Lyrik aus. Dafs

seine Ergebnisse durchaus allgemeiner Natur sind, liegt hauptsächlich im Wesen der gestellten Aufgabe; auch ein schärferes methodisches Zugreifen hätte schwerlich klarer umrissene Resultate zur Folge gehabt.

In seinem Einleitungskapitel schildert der durch sein Buch *The Troubadours* [Cambridge Manuals of Science and Literature] wohlbekannte Verfasser die allgemeinen Bedingungen, unter denen die mittelenglische Lyrik, in steter Berührung und in ständigem Wettkampf mit der anglo-französischen und kontinentalfranzösischen, sich entfaltete. Dabei fallen die Entwicklungslinien der provenzalischen, französischen und englischen Lyrik keineswegs zusammen. Der Höhepunkt provenzalischen Einflusses auf die nordfranzösische Schule ist in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts zu setzen, wo Eleonore von Poitou und ihre Tochter Marie von Champagne die Troubadourpoesie in Mode brachten; als aber die mittelenglische Lyrik sich zu eigener Bedeutung erhob, gehörten die Troubadours fast der Vergangenheit an und in der französischen Lyrik war gerade ein gewisser Stillstand eingetrteten (S. 21, 23). Es ist nicht unwahrscheinlich, dafs ein Teil des direkten provenzalischen Einflusses auf die englische Lyrik auch auf rege Handelsbeziehungen zu Südwestfrankreich (besonders Bordeaux) zurückgeführt werden kann; der Dichterhof (*puy*) der Londoner Kaufleute, dessen Statuten zu Ende des 13. Jahrhunderts aufgezeichnet wurden, geht aber wohl sicher auf nordfranzösische Vorbilder zurück (S. 30).

In einem zweiten Abschnitt behandelt der Verfasser die persönlichen Beziehungen, die provenzalische Troubadoure zu englischen Herrschern gehabt haben, und die zahlreichen Anspielungen auf englische politischen Verhältnisse, die sich in ihren Werken finden. Die englischen Besitzungen in Südwestfrankreich und die sich daraus ergebenden endlosen Verwicklungen waren die hauptsächlichste Veranlassung zu solchen Hinweisen und zur englandfreundlichen oder -feindlichen Stimmungsmache der südfranzösischen Dichter. Auch die Kreuzzüge, von denen die englische Politik nicht unwesentlich beeinflufst wurde, spielen in diesen provenzalischen Gedichten eine Rolle. Während der Regierung Heinrichs I. (1130—35) kam vielleicht der Troubadour Marcabru auf kurze Zeit nach London. Bei der Krönung Heinrichs II. (1154—89) zu London

(1154) scheint Bertrand de Born anwesend gewesen zu sein, wie überhaupt jener Herrscher unter dem Einflufs seiner Gemahlin Eleonore von Poitou französische und provenzalische Dichter an seinem Hofe begünstigte. Die Beziehungen Bertrands de Born zu den Söhnen Heinrichs II., die er gegen den Vater aufhetzte, sind uns durch Uhlands Ballade vertraut; doch glaubt Chaytor, dafs es eine Überschätzung seiner historischen Rolle wäre, wollte man ihn, wie es oft geschieht, als "*the evil genius of Henry II's reign*" bezeichnen (S. 40). Die romantische Figur eines Richard Löwenherz (1189—99) fand besonders viel Sympathie bei den Troubadours, die sein Hinscheiden in mehreren *planhs* beklagen. Auch versuchte sich der König selbst in Versen; doch sind die beiden erhaltenen Gedichte, eine *rotrouenge* aus seiner Gefangenschaft und ein *sirventes* auf einen politischen Gegner, auf Französisch geschrieben, und Chaytor ist der Anschauung, dafs die ebenfalls erhaltene provenzalische Fassung der *rotrouenge* eine jüngere Bearbeitung sei. In der Regierung Johanns ohne Land (1199—1216) spielt der streitbare Troubadour Savaric de Mauleon eine vieldeutige Rolle. Unter Heinrich III. (1216—72) und seiner provenzalischen Gattin Eleonore herrschte geradezu eine Günstlingswirtschaft im Interesse zahlreicher Südfranzosen. Mit der Herrschaft Eduards I. (1272—1307) bricht die Darstellung der von den Troubadours geschilderten englischen Verhältnisse etwas unvermittelt ab.

In seinem dritten Abschnitt spricht der Verfasser von den konkreten Beeinflussungen der mittelenglischen Lyrik durch die provenzalische. Dieser Einflufs zeigt sich nach ihm vor allem in der Identität des künstlichen Strophenbaus (mit den durch die reimärmere englische Sprache bedingten Abweichungen), in der Übereinstimmung in gewissen dichterischen Gemeinplätzen (Schilderung der Jahreszeiten, der Schönheit der Geliebten, der Wirkung der nicht erwiderten und erwiderten Liebe, bestimmte *concetti*) und in einzelnen lyrischen Gattungen, die sich im Provenzalischen und im Mittelenglischen oder Anglofranzösischen in gleicher Weise finden (*canso, alba, reversaris, sirventes, planh, tenso, estrif, pastorela*). Aber da all diese Ähnlichkeiten auch in den nordfranzösischen Dichtungen vorhanden sind, vermeidet es der Verfasser durchweg, bestimmte Schlufsfolgerungen für den Einzelfall zu ziehen, und erblickt

den Kernpunkt seiner Ergebnisse in der Erkenntnis, dafs auf beiden Wegen, direkt aus Südfrankreich und indirekt aus Nordfrankreich, die mittelenglische Lyrik in derselben Weise und Richtung beeinflufst wurde. Zieht man des weiteren in Betracht, dafs auch mit der Einwirkung mittelalterlicher lateinischer Poesie jederzeit zu rechnen ist, so wird eine klare Erkenntnis der Sachlage für den Einzelfall noch weiter erschwert.

Immerhin will es scheinen, als ob aus gewissen negativen Kriterien noch mehr gewonnen werden könnte. In seinem ersten Anhang zählt der Verfasser z. B. 22 mittelenglische Strophenformen auf, die sich mit demselben Reimschema im Provenzalischen wiederfinden. Die Beweiskraft dieser Tabelle erscheint mir erst dann gegeben, wenn nachgewiesen wird, dafs einige der angeführten Muster in der nordfranzösischen Lyrik sich nicht finden. Wenn auch Troubadoure die Erfinder der einzelnen Strophenformen gewesen sein mögen, als direkte Vermittler können sie erst betrachtet werden, wenn das Nordfranzösische der Parallelen entbehrt. — Ein zweiter Anhang teilt verschiedene schwer zugängliche, z. T. sehr charakteristische Gedichte (meist anglofranzösisch) mit, die mit provenzalischen Gemeinplätzen durchsetzt sind und provenzalische Reimschemen zeigen.

Der Einflufs der Troubadourüberlieferung auf Chaucer und Gower ist absichtlich unberücksichtigt geblieben; eine Untersuchung des Verhältnisses der Troubadourmelodien zu den erhaltenen mittelenglischen Singweisen wird in der Vorrede als Desideratum ausgesprochen.

Dresden. Walther Fischer.

**Alfred Steinitzer, Shakespeares Königsdramen.** Geschichtliche Einführung. München, C. H. Beck, 1922. VI + 348 S.

'Das Buch soll einzig der Aufgabe dienen, die Gervinus . . . bezeichnet: „das historische Studium zu überwinden."' (S. VI). Absicht des Verf. ist, das notwendige historische Material bereitzustellen, dessen der Leser zum vollen Verständnis des Gegenständlichen der geschichtlichen Handlung bedarf.

Die Ausführung enthält an zusammenhängenden Überblicken eine kurze Einführung in die Zeit bis 1199, dem Beginn des *King John* (S. 1—9), und einen Abrifs der engl. Geschichte von Heinrich II. bis Richard II. (S. 31—38). Im übrigen werden die einzelnen Dramen unter zwiefachem Gesichtspunkt erörtert: zunächst rein historisch durch eine Darstellung des jeweiligen Zeitraumes unter besonderer Berücksichtigung der erforderlichen Details, daran anschliefsend in einer knappen Gegenüberstellung der geschichtlichen Begebenheiten und der dramatischen Darstellung, die zugleich eine geschichtliche Erläuterung und Verbindung der einzelnen Szenen nach der Art Courtenays bietet. Durch diese zwar gelegentlich zu Wiederholungen nötigende Disposition des Stoffes wird ein klarer Überblick über den Zusammenhang der dargestellten Geschehnisse ermöglicht. Sehr dankenswert sind die Beigaben: 14 Stammtafeln, 5 Kartenskizzen und vor allem 37 Vollbilder, wie überhaupt das Werk vom Verlag recht geschmackvoll ausgestattet ist.

Nach der Themastellung scheint das Werk dazu berufen, eine Lücke in der Shakespeareliteratur auszufüllen[1]); die meisten Ausgaben bieten in den immer wieder viel zu knappen Einleitungen und Anmerkungen kein befriedigendes Material zur Erfassung des allgemeinen und besonderen geschichtlichen Zusammenhangs. Gegenüber der gewöhnlichen Einstellung des Literarhistorikers vertritt Steinitzer die rein geschichtliche Beurteilung; alle kritischen Urteile sind grundsätzlich vom historischen Standpunkt aus gefällt.

Automatisch ergibt sich aus den Einzelausführungen das Schlufskapitel 'Shakespeare als Historiker', in dem Steinitzer die etwa von Kreyssig und Bulthaupt so verschieden beantwortete Frage zu lösen unternimmt, inwiefern Shakespeare der geschichtlichen Wahrheit und dem geschichtlichen Geiste gerecht geworden ist. Leitend sind wesentlich von Ulrici aufgestellte Gesichtspunkte. Shakespeare schneidet nicht gerade vorteilhaft ab. Der ganze Abschnitt atmet schulmeisterliche Engherzigkeit: 'Das hätte Sh. nicht entgehen dürfen' (313); 'bis zum Widersinn entstellt', 'gröfster Verstofs gegen

---

[1]) J. A. R. Marriott, Engl. History in Shakespeare. London 1918 hab ich noch nicht gesehen.

die innere Wahrheit', 'ganz unsinnig' (311); 'geschichtliche Unzulänglichkeit' (312); 'oberflächlich und ungeschickt begründet', 'wahrlich mehr als schwach' (314), 'verleumderische Geschichtsfälschung', 'hier fälscht der Dichter die Geschichte mit wahrem Fanatismus' (316) u. a. 'Auffallend ist, wie die objektiven Motivierungen der Handlungen vielfach oberflächlich, wenn nicht überhaupt falsch sind (312) ... Ich finde in den sämtlichen Historien nur eine einzige, tiefer schürfende, geschichtlich objektive Motivierung' (314). Stark herausgestellt wird (307 ff.) 'die Ignorierung der staatlichen Entwicklung und des Volkes', die 'nicht nur damit zusammenhängen dürfte, daſs sich der Dichter unter der absoluten Regierung der Tudors recht wohl fühlte und die Bedrückung der Volksrechte nicht empfand, sondern auch durch [!] seine notorische Volksfeindlichkeit.' (308). ... 'Wo es um den Geldbeutel geht, vertritt auch Shakespeare die Rechte des Volkes, das er sonst nur als Lumpenpack darstellt, denn da fühlte auch er sich als echter Engländer mitbetroffen' (310). Wo bleiben bei derartigen Beobachtungen die historischen Grundlagen des englischen Nationalcharakters? Das Gesamturteil lautet: 'Zum Historiker fehlt Sh. die Gabe der kritischen Sichtung der Tatsachen, der strengen objektiven Motivierung und damit zusammenhängend die geschichtliche Gewissenhaftigkeit und die Fähigkeit der geschichtlichen Synthese, d. h. die inneren Zusammenhänge der Tatsachen konsequent zu verfolgen und zu deuten.' (318). Wozu wird eigentlich (S. 306) 'unbedingt' zustimmend Gervinus zitiert, daſs Sh. weise daran getan hat, dies Geschäft des Historikers nicht auf sich zu nehmen? — Aber so darf anscheinend ein Shakespearebuch nicht ausklingen; es folgt noch eine 'positive' Würdigung der Historien (319 ff.). 'Seine Geschöpfe sind nicht immer, wie sie in Wirklichkeit waren, aber sie hätten ebensogut in der Zeit auch so sein und handeln können ... In prachtvoller Gröſse erscheint Sh. als politischer Richter ... als der groſse politische Ethiker ... er fühlte überall durchaus national.' Ich glaube davon absehen zu dürfen, mit dieser Einstellung des Verf. und diesen Endergebnissen mich auseinderzusetzen.

Der Schwerpunkt des Buches liegt demnach in den Einzelausführungen zu den Historien. Mit 'peinlicher Gründlichkeit' wird auf alle, auch belanglose Einzelheiten eingegangen,

besonders bei Heinrich VI. Ein umfangreiches Material ist zusammengetragen, und doch hätte der Leser oft vielleicht noch weitergehendere Belehrung gewünscht. Probleme und Ergebnisse der Shakespearephilologie hat der Verf. in seinen Aufgabenkreis nicht einbezogen: Bemerkungen wie die über das Zusammenwerfen des 'tapferen Österreichs' mit Adémar von Limoges, 'der in einem älteren, von ihm benutzten Stücke vorkommt' (S. 25), bleiben schattenhaft.[1]) Die Echtheitsfrage bei Heinrich VI. und Heinrich VIII. wird gar nicht berücksichtigt.

Mit Einzelheiten aus der Darstellung der umfangreichen historischen Stoffmasse zu rechten, kann nicht Aufgabe einer Besprechung sein.[2]) Denn 'die jeweilige Zitierung der benutzten Werke in Fufsnoten erschien mir überflüssig' (S. VI). Damit hat der Verf. über den wissenschaftlichen Wert seines Buches selbst das Urteil gesprochen. Eine derartige Materialkompilation hätte doch nur dann Wert, wenn für jede einzelne historische Tatsache die jeweils benutzten bzw. als ausschlaggebend betrachteten Autoritäten angeführt wären. Übrigens läfst die S. 337 aufgeführte benutzte Literatur mancherlei Wichtiges vermissen, und die gegebenen Titel sind nicht frei von Versehen.

Göttingen, 21. November 1924.

Hermann M. Flasdieck.

---

**Ernst Glogauer, Die Bedeutungsübergänge der Konjunktionen in der angelsächsischen Dichtersprache.**

A. u. d. T.: **Neue Anglistische Arbeiten**, hsg. von **L. L. Schücking** und **M. Deutschbein**, Nr. 6. Leipzig, Quelle & Meyer, 1922. Gr. 8°. 48 S.

L. L. Schücking hat es klar gemacht, dafs die Grenzen zwischen dem poetischen und dem prosaischen Wortgebrauch der Angelsachsen schärfer zu ziehen sind, als wir es gewohnt waren. Seine wichtigen Untersuchungen[3]) haben die Bedeutung einer grofsen Reihe von Wörtern der altenglischen Dichtersprache aufgeklärt. In der vorliegenden Arbeit setzt

---

[1]) Vgl. Liebermann, Herrigs Archiv 142, 143 'Sh. als Bearbeiter des King John'.

[2]) Es ist gar nicht so 'merkwürdig, dafs Sh. ... die Glaubenstreitigkeiten ganz übergeht.' (S. 310). Vgl. jetzt Brie, Anglia 48.

[3]) Untersuchungen zur Bedeutungslehre der ags. Dichtersprache. Heidelberg, Winter 1915.

ein Schüler Schückings die Untersuchung fort, und zwar für die Konjunktionen. „Da ... die ags. Dichtersprache so streng stilisiert ist, das Unbestimmte dem Klaren vorzieht, an den Prosastil erinnernde Wendungen möglichst vermeidet, hat sie auch den Gebrauch der Konjuktionen bestimmten Regeln unterworfen und ihnen ... Bedeutungen abgenötigt, die sie sonst nicht haben“ (S. 9). Das wird im einzelnen nachgewiesen. Für die Prosa verläſst sich Glogauer auf die Arbeiten anderer. Aus ihnen geht hervor, daſs auch in der Prosa gelegentlich Bedeutungen vorliegen, die von der gewöhnlichen abzuweichen scheinen. Im Verhältnis zur Poesie ist aber ihre Zahl unbedeutend. Groſs ist dagegen die Zahl der Konjunktionen der Prosarede, die in der Dichtung nicht oder nur sehr selten vorkommen. „Die Dichtersprache muſs sich mit einigen wenigen, unentbehrlich Konjuktionen behelfen, die naturgemäſs mannigfache Funktionen entwickeln“ (S. 43). Die Dichtersprache „scheut die genaue Aufdeckung der logischen Zusammenhänge“ (S. 17).

Die Abhandlung verdient Beachtung. Sie ist von Wert für die Erklärung altenglischer Dichtungen. Abgesehen davon hat sie noch einen allgemeineren Wert: sie ist ein Beitrag zur Lösung der wichtigen Frage nach dem Wesen der altenglischen Dichtersprache und der Dichtersprache überhaupt.

Gieſsen. Wilhelm Horn.

---

**The Folewer to the Donet by Reginald Pecock,** D. D. Edited by **E. V. Hitchcock,** B. A. — London 1824.

A. u. d. T.: *Early Engl. Text Soc. Or. Ser.* 164. — LXXX + 263 S. 8⁰. 30 sh.

Obwohl die Werke des unglücklichen Bischofs von St. Asaph und Chichester[1]) am 4. Dezember 1457 von Henkers Hand öffentlich am St. Paulskreuze und später auch in Oxford am Carfax verbrannt wurden, müssen doch eine Anzahl, gleich dem Verfasser, dem Feuertode entgangen sein, denn von sechs derselben sind noch Handschriften vorhanden. Den *Represser* veröffentlichte Babington 1860 für die Rolls Series, das *Book of Faith* Morison, Glasgow 1909, nachdem schon Wharton 1688 Teile davon gedruckt hatte, Miss Hitchcock gab den

[1]) Vgl. über ihn B. ten Brink in seiner Geschichte der engl. Literatur II, 346 ff.

*Donet* (= *Donatus*) 1918 für die Early Engl. Text Soc. heraus und läfst jetzt ein weiteres Buch folgen. So bliebe noch die *Reule of Cristen Religionn* übrig (erhalten in einer Hs. in P. Morgans Bibliothek zu New York), denn den *Poor Mennis Myrrour* hat Miss H. in den Fufsnoten ihrer Ausgabe des Donet mit herangezogen, da er nur einen Auszug vom ersten Teile desselben darstellt.

Die vorliegende Ausgabe macht schon äufserlich einen guten Eindruck. Eine Probe der schön geschriebenen und wohlerhaltenen Hs. steht dem Titel gegenüber, die Einleitung beschreibt das Ms., setzt die Abfassungszeit auf c. 1454 fest, gibt eine Biographie des Verfassers und schliefst mit einer ausführlichen Darstellung der Sprache und des Stils. Für den grammatischen Teil ist Schmidts Buch: "Studies in the Language of Pecock", Upsala 1900, sorgfältig verwertet worden, die Beschreibung ist liebevoll eingehend und lehrreich. Auf den modern interpungierten, reichlich mit Seitenüberschriften und Randnoten versehenen Text, dessen Inhalt vorher übersichtlich tabellarisch dargestellt ist, folgen noch erklärende Noten, ein ausführliches Glossar und ein Sachindex, also alles, was man von einer guten Ausgabe erwarten kann. Eine Vergleichung des Textes S. 179f. mit der Handschriftprobe ergab absolute Genauigkeit des ersteren, so dafs man ihn wohl als zuverlässig betrachten darf.

Zur grammatischen Einleitung seien mir einige Bemerkungen gestattet. Das eigentümliche Prät. *chas*(*e*), *chaas* (neben *ehose*) möchte ich lieber[1]) als Analogie nach *forbēde* : *forbad* erklären, das ja aus zwei verschiedenen Verben zusammengesetzt ist. Gemeinsam ist beiden aufser dem gleichen Vokal des Präsensstammes das ǫ des Part. Prt. *forbǫden* und *chǫsen*. — *ȝilde* 'yield' könnte schon den ne. Übergang von *ē* > *ī* zeigen, vgl. *doun* neben *doon* 'done'.

Der Herausgeberin, die sich ebensogut in scholastischer Philosophie und mittelalterlicher Theologie, wie in Grammatik beschlagen erweist, darf seitens der Anglistik der wärmste Dank für ihre aufopferungsreiche Arbeit ausgesprochen werden.

[1]) Mifs H. denkt an *bęre* : *bār* : *bǫren* als Vorbild. Aber dies hat ja einen andern Vokal im Präsens!

Kiel. F. Holthausen.

## The Prop-Word *One* in Early Modern English.

In "A Modern English Grammar" II. 1 p. 256 ff. Jespersen says: "All these combinations, in which we have *the, a, this, that*, a possessive pronoun, or a genitive before an adjective + *one*, lead up to the use of the same words immediately before the prop-word *one*. I should be very much surprised if these constructions were much older than the beginning of the nineteenth century, but recently they have been gaining in importance.

The only example I have of *that one* before the 19th c. is the following, where *one* is evidently the numeral, *that one* being opposed to *your summe of parts* (*together*): Sh Hml IV. 7. 76 a qualitie Wherein they say you shine, your summe of parts Did not together plucke such envie from him As did *that one* (Not in folio)".

In the oldest printed English Bible versions I have come across much earlier instances.

As early as in Tyndale's edition of 1525 *that wō* appears, and is afterwards adopted by the following versions. An examination of the chief of these will show the different readings.

| | |
|---|---|
| go and seke that wō which is gone astraye? Matt. 18. 12.[1]) | Tyndale 1525 |
| „ „ „ „ one „ „ „ astray? | „ 1534 |
| goeth, and seketh „ „ „ „ „ astraye? | Coverdale 1535 |
| goeth and seketh that was gone astraye? | Cranmer 1539 |
| go and seke that one which is gone astray? | Whittingham 1557 |
| go . . . and seke that which „ „ „ | Genevan 1560 |
| goeth . . . and seeketh „ „ went „ | Bishops' 1575 |
| goeth to seeke „ „ is straied? | Rheims 1582 |
| goeth . . . and seeketh „ „ „ gone astray? | Authorised Version 1611 |
| go . . . and seek „ „ goeth „ | Revised „ 1885. |

In Matt. 25. 18 we read the following words:

| | |
|---|---|
| he that receaved the one, | Tyndale 1534[2]) |
| „ „ receaued yͤ one | Coverdale |
| „ „ „ that one, | Cranmer, Whittingham |
| „ „ receiued „ „ | Genevan |

[1]) Though Whittingham's New Testament of 1557 is the first English version in which the division into verses appears, I give the verse for the sake of convenience.

[2]) The only extant fragment of the earliest edition of Tyndale's New Testament comprises only the first 21 chapters of St. Matthew and part of the 22nd.

| | |
|---|---|
| he that had receiued one | Bishops' |
| „ „ „ „ the one, | Rheims |
| hee „ „ „ one, | Authorised |
| he that received the one | Revised. |

This passage, where one is the numeral, *the one, that one* being opposed to five and two talents, as well as Jespersen's own remark on *that one* in Sh Hml IV. 7. 76, contradicts his way of distinguishing between the numeral and the so-called prop-word.[1])

"The dissociation from the numeral is especially clear, ... when *one* is preceded by *the* or a similarly definite word, for *one* is originally indefinite, as appears from the development of the indefinite article from a weakened form of *one*."

On p. 265 Jespersen remarks that "*The evil* is a neuter substantive, but *the Evil One* = 'Satan' (e. g. Mi PL 9. 463, Carlyle H 129)."

That this statement does not always hold good is shown by the following passages.

| | |
|---|---|
| he maketh his sunne to aryse, on the evle, and on the good, **Matt.** 5. 45. | Tyndale 1525 |
| „ „ „ „ „ aryse „ „ yvell, „ „ „ „ | „ 1534 |
| „ „ „ sonne „ „ „ „ euel and „ „ „ | Coverdale |
| „ „ hys „ „ „ „ „ euell, & „ „ „ | Cranmer |
| „ „ his sunne „ arise „ „ euil and „ „ „ | Whittingham |
| „ „ „ „ „ „ „ „ euil, and „ „ | Genevan |
| „ „ „ „ „ ryse „ „ euyl „ „ „ „ | Bishops' |
| vvho „ „ „ „ rise vpon good & bad, | Rheims |
| he „ „ „ „ „ on the euill and on the good, | Authorised |
| „ „ „ sun „ „ „ „ evil and the good, | Revised. |

| | |
|---|---|
| he is kynde vnto the vnkynde and to the evyll. Luke 6. 35. | Tyndale 1534 |
| „ „ kynde, euen to the vnthankfull and to the euell. | Coverdale |
| „ „ kynde vnto „ vnkynde „ „ „ enyll. | Craumer |
| „ „ „ „ „ vnkynde, and „ „ euyl. | Whittingham |
| „ „ kinde „ „ vnkinde, & „ „ euil. | Genevan |
| „ „ kynde „ „ vnkynde, and „ „ euyl. | Bishops' |
| him self is beneficial vpon the vnkinde and the euil. | Rheims |
| hee is kinde vnto the vnthankfull, and to the euill. | Authorised |
| he is kind toward the unthankful and evil. | Revised. |

It may be interesting to compare with this the following passages, which show the increasing use of what Jespersen calls the *independent one*.

[1]) p. 251.

| | | |
|---|---|---|
| there cometh the evyll mā, and catcheth awaye | Matt. 13. 19. | Tyndale 1525 |
| ther „ „ „ man and „ „ | | „ 1534 |
| the euell man cōmeth, and plucketh it „ | | Coverdale |
| then commeth the euyll man, & taketh a waye | | Cranmer |
| there commeth that euyl one, and catcheth away | | Whittingham |
| the euil one cometh, „ „ „ | | Genevan |
| then commeth that euyl, „ „ „ | | Bishops' |
| there cometh the vvicked one, „ „ avvay | | Rheims |
| then commeth the wicked one, „ „ away | | Authorised |
| *then* cometh the evil *one*, „ snatcheth away | | Revised. |

| | | |
|---|---|---|
| The evyll mans chyldren are the tares. | Matt. 13. 38. | Tyndale 1525 |
| the tares are the chyldren of the wicked. | | „ 1534 |
| „ „ „ „ children of wickednes: | | Coverdale |
| „ „ „ „ „ „ the wycked: | | Cranmer |
| „ „ „ „ chyldren „ „ wycked. | | Whittingham |
| „ „ „ „ children „ „ wicked, | | Genevan |
| „ tares, „ „ chyldren „ „ wicked. | | Bishops' |
| „ cockle: „ „ children „ „ vvicked one. | | Rheims |
| „ tares „ „ „ „ „ wicked one. | | Authorised |
| „ „ „ „ sons „ „ evil *one*; | | Revised. |

On p. 252 examples of *what a one* are given from Meredith and Ridge. This construction is found already in Rheims:

What an one is this, for the vvindes and the sea obey him? Matt. 8. 27.

The other versions have got *what man* or *what maner of man*.

The above observations were made during the course of a comparative study of the language of the oldest printed English Bibles up to the Authorised Version of 1611, especially the Psalter and St. Matthew, the result of which I hope to set forth later on.

Lund, September 1924 Augusta Björling.

---

## Die Entstehung von „Rule Britannia".

### Ein Beitrag zur Psychologie der Engländer.

(Schlufs.)

Ausführlich hat John Hughes (1677—1720) im „Hof des Neptun"[1]), den er 1699 zu Ehren der Rückkehr König Wilhelms aus Holland verfafste, der Britannia gedacht. Er sagt dort (ed. S. 24, V. 30 ff.):

[1]) Ed. Johnson, Bd. 31.

„Schön wie die meergeborene Venus, ist
Britanniens Genius, herrlich angetan
Mit Kriegeskleid, verziert durch Wappenkunst:
Einen Städtekranz trägt ihre schöne Stirn,
In Locken wallt ihr volles Haar herab,
Himmlischer Glanz strahlt hell aus ihren Augen,
Schlank ist ihr Wuchs, gebieterisch ihr Blick.
Also gestaltet glänzt, vom Himmel selbst
Verehrt, die grofse Mutter der Gottheit.
Getürmte Ehren zieren ihre Schläfen;
Wenn sie im Löwenwagen dahinrollt,
Dient eine Schar von Göttern ihrem Wagen.
Die Muttergöttin schaut und zählt
Voll Anmut ihr unsterblich reich' Geschlecht."

Sie ist die Königin der Inseln (eb. S. 25, V. 71). Jahrelang hat um ihretwillen der Kampf getobt (S. 32, V. 270). Von der Küste aus erspäht sie in der Ferne die weifsen Segel des Königs (S. 36, V. 376). Der Schönheit Palme mufs ihr zugestanden werden; selbst Venus ist nicht so göttlich („Sechs Kantaten", S. 117, V. 31 ff.). In der „Ode zum Gedächtnis des Herzogs von Devonshire" (1707) fordert sie die edlen Künste und Musen auf, sich zum Preise des Toten zu vereinen (S. 155). Der höchste Ruhm der Unsterblichkeit ist es jedoch, von der Göttin selbst betrauert zu werden (S. 156, V. 18). In allgemeinen Wendungen behandelt sie der Dichter noch oft in Gedichten derselben Zeit[1]) (z. B. S. 27, V. 127, S. 36, V. 358, 376, S. 41, V. 51 u. ö.).

Bei dem Lustspieldichter William Congreve (1670—1729) erscheint sie einige Male in seinen Gedichten[2]). In der „Geburt der Muse" (1698) beschreibt sie der Dichter neben blofsen abstrakt gehaltenen Erwähnungen (ed. S. 150, V. 122, 129, S. 153, V. 220) genauer. Dort erhebt die schöne Göttin aus den Wogen ihr Silberhaupt und blickt, eine Venusgeborene, aus dem Bette des Weltmeers. Seit Jahren lächelt ihr ein gütiges Geschick. Bis in entfernte Welten dehnt sie ihr Reich aus und führt gebieterisch den Dreizack des stürmischen Ozeans (S. 150, V. 104 ff.). „Britannia, erhebe Dich!", ruft ihr der Dichter zu, „erwache, o schönste Insel, aus eisernem Schlafe, denn dein Glück lächelt" (S. 151, S. 137). Ihre kriegerischen

[1]) D. h. in den Jahren 1699—1715.
[2]) Ed. Johnson, Bd. 34.

Söhne dürsten nach Ruhm (eb. V. 145). Mit Hilfe der Muse der Dichtkunst soll Britannia Helden der Vergessenheit entreifsen (S. 154, V. 249 ff.). Auch im Gedichte „Brief an Lord Cobham" (1729) ist sie noch einmal allgemein erwähnt (S. 274, V. 3).

Von Beginn des 18. Jahrhunderts an ist Britannia infolge des politischen und wirtschaftlichen Aufschwungs bei den englischen Dichtern besonders beliebt, und zwar zunächst wieder in der Versdichtung. 1701 gedenkt ihrer Defoe in einem berühmten Dankgedichte an Wilhelm III., den „Wahrhaften Engländer",[1]) (ed. V, 453) und zeigt, wie sie den König um Hilfe anfleht (S. 454) und dann ihren Retter preist (455). Im selben Jahre erscheint Addisons „Brief aus Italien"[2]) mit Erwähnung der Britannia (I, 35, 43 f.). 1705 spielt er im „Feldzug" auf ihren kriegerischen Geist an (eb. 56—58, 60 f., 63 f., 69), durch den sie Grofses leistet (eb. 69). Auch in der Oper „Rosamunde" (vor 1713) spricht er von ihr (eb. 91, 98), ohne sie selbst hier oder in seinen anderen Stücken sprechend einzuführen. Schliefslich führt sie der Dichter 1714 mit Namen an in den Versen „An die Prinzessin von Wales" (eb. 289) und an „Sir G. Kneller" (eb. 291).

Der Spenserschüler Ambrose Philips (um 1675—1749) geht mitunter ein wenig näher auf sie ein. Ohne allegorisches Beiwerk erscheint sie bei ihm 1703 in der „Epistel von Holland"[3]) (43), der „Epistel an Lord Halifax" 1714 (49) und im „Epigramm auf den Hannover-Club" (81). In Verbindung mit dem Gedanken der Freiheit läfst er sie ihr gebieterisches Haupt erheben („Lord Halifax" 48) und ihre Fahne hochschwingen („Lord Carteret" 1726, 56).

Nicht viel mehr bietet seltsamerweise Pope in seinen satirisch-didaktischen Gedichten[4]). Im Zusammenhange mit der Freiheitsgöttin erwähnt er Britannia 1704 im „Windsorwald" (V. 91, I, 61) und ganz abstrakt eb. V. 110 (I, 62) und 1728 in der „Dunciade" I, 7 (III, 82) und III, 211 (III, 192). Ein Nachahmer Miltons, John Philips (1676—1709), spricht 1706 in den „Cerealia"[5]) (S. 325) vereinzelt von ihr.

---

[1]) Ed. Sir Walter Scott, Lond. 1882, Bohn's Stand. Libr., 7 Bde.

[2]) Ed. Tickell, Dublin 1735, 3 Bde.

[3]) Ed. Johnson, Bd. 57.

[4]) Eb. Bd. 45—47 (= I—III). [5]) 17.

Dagegen malt der Verseschmied und Popeschüler **Elijah Fenton** (1683—1730) die Göttin genauer, indem er auf ihre kriegerische Seite näher eingeht. So redet er 1707 in der „Ode an die Sonne“[1]) von Britannias Reich (S. 246) und ruft ihr zu (S. 247):

„Britannia, wische Deine staub'ge Stirn
Und lege der Bourbonen Lorbeer an!
Dir übergeben beugen sich Nationen
Und segnen Deine kriegerrung'ne Beute.
Dir schärft die Kriegesgöttin ihren Speer ...
Doch wenn Dein Schwert dann in der Scheide ruht,
Empfängt sie willig wieder Deine Kette ...

Und weiter (S. 248):

„Britannia! Auf fremden Krieg gerichtet,
Schuldlos an Bürgerwut, entfalte·Dich:
Des fernsten Ozeans Wogen und die Sterne
Sind Grenzen, Deiner Herrschaft ebenbürtig.“

So häufig und vielseitig wie nirgends vorher hat **Edward Young**[2]) die Meeresgöttin behandelt. In der „Epistel an Lord Lansdowne“ (1712) preist er Britannia mit einem kritischen Seitenblick auf Corneille als Förderin der gesunden, natürlichen Dichtkunst (III, 177). Er wünscht ihr in der an Walpole gerichteten „Teilzahlung“ (1726), sie möchte vor Mifsgeschick bewahrt bleiben (eb. 163). In der Ode „Ozean“ (1727) läfst der Dichter sie stolz wie des Ozeans Braut von der Höhe herabschauen (I, 189). Im „Imperium Pelagi“ (1729) ist sie mit den Genien der Flüsse die Bundesgenossin des Ozeans und des Handelsfleifses (III, 245). Ehrgeizig wie das von den Göttern erbaute Venedig dehnt sie ihren Handel auf dem Meere aus (eb. 263). In ihrem Reiche herrschen Wahheit, Ruhm und Gerechtigkeit (eb. 273). Ihr Staat ist grenzenlos; er erstreckt sich bis zu den Sternen und soweit Wind und Wellen reichen (eb. 274). Ihre Flotte ist stark wie einst die griechische (eb. 282). Sie tritt nur in Tätigkeit, um für den Frieden zu kämpfen („Seestück“ III, 233). Oft erwähnt Young die Göttin in allgemeinem Zusammenhange, so 1712 (III, 171, 181, 184), 1713 (I, 41), 1714 (III, 149, 154 f.), 1721 (I, 111, 165), 1726 (III, 161, 163), 1729 (eb. 227, 229; 260,

[1]) Ed. Johnson, Bd. 35.
[2]) Eb. Bd. 60—62 (= I—III).

275 f.), 1730 (eb. 196). Auch nach 1740 spricht er häufig von ihr: 1740 (I, 237), 1745 (eb. 247 f., 263; III, 55).

In ähnlichen Gedanken ergeht sich der Elegiker und Verehrer Addisons Thomas Tickell (1686—1740)[1]. Das „Gedicht auf den Geheimsiegelbewahrer“ (1713) stellt Britannia als sorgende Mutter dar, die dem verwundeten Europa hilft und wetteifernde Könige in weisem Gleichmafse hält (161). Ihre edelmütigen Söhne sind im Gebrauch der Waffen wie in Künsten gleicherweise berühmt. Wie die meergeborene Venus so liegt die Insel Britannias, des Ozeans stattliche Königin, heiter inmitten der Wogen da. Keine Feinde können sie stürzen; nur die Tücke der Elemente, Wirbelwinde und Wellen, hat sie zu fürchten. Sie dämpft den Übermut der Gegner und hilft den Bedrückten. Sie verteidigt Gottes Sache, lehrt die ungezähmten Barbaren Gesetze und fördert das göttliche Werk der Zivilisation (162). Furchtlos können die Kaufleute über das endlose Weltmeer hin ihrem Gewinn nachgehen (163). Nur Neptuns Gewässer setzen Britannia eine Grenze; ihr Riesengenius nimmt einen mächtigen Schritt und setzt den Fufs über die schmälernde Flut (168). Aber die Göttin schützt nicht nur Wohlfahrt und Handel, sondern auch die Kunst (165). Ihre Bühne soll nach griechischem Vorbilde reformiert werden (171); es wird soviel Unsinn auf ihr dargestellt — so meint der Dichter in den Versen „An Addison“ (1713) —, dafs Britannia vor Scham errötet (173, 175). Auch sonst preist er ihre Anmut und ihren Ruhm, häufig ohne konkrete Darstellung: 1713 (155, 164, 181), 1717 (189), 1718 (192, 210, 274 f.).

Wie Congreve hat auch Nicholas Rowe (1674—1718), einer der unbedeutendsten Dramatiker seiner Zeit, die Britannia zwar nie auf die Bühne gebracht, sie aber ausgiebig in seinen Gedichten[2] verherrlicht. Aufser Erwähnungen allgemeinen Inhalts (1716: II, 333, 348; 1718: eb. 356) spricht er in dem „Gedicht auf die ruhmreichen Erfolge seiner Majestät Waffen“ (1715) von Britannias kriegerischen Führern und sagt (eb. 292):

„Britannia! edelste der Meeresinseln,
Du Göttin schön, die Du auf Wassern herrschst
Und Dein Reich übers fernste Weltmeer spannst;
Welche Begeist'rung wohnt' in Deiner Brust,

---

[1]) Ed. Johnson, Bd. 39. [2]) Ed. Lond. 1747, 2 Bde.

Als edler Ruhmbericht einst zu Dir drang!
Wie hoch erhobst Du die betürmte Stirn! ...
Wie schaltest Du die Meeresgötter und
Befahlst den Nymphen, heimwärts ihn zu führen ..."

Als dann 1717 die Kriegswirren nachlassen, singt der Dichter in der „Ode zu Neujahr 1717" von ihr (eb. 354):

„Britannia, letzthin von Furcht bedrückt,
Liefs sinken ihr geneigtes Haupt:
Nun schaut sie wieder besser aus
Und gibt all' ihre Sorgen auf:
Zank und Krieg kennt sie nicht mehr,
Nicht rebellische Söhne, nicht fremde Feinde."

Die Frühlingsgöttin setzt ihr den Kranz von ihrer Stirn aufs Haupt („Zu Königs Geburtstag" 1718, eb. 357). Der König der Fluten ist ihr Liebling („Ode auf die Themse" 1719, eb. 359).

Nur flüchtig kehrt sie aufser einer Anspielung auf Britannias Flotte („Epistel" 1714 I, 166) und ihre Machtstellung (eb. 177) bei John Gay[1]), dem Verfasser der „Bettleroper", wieder (1715: eb. 106, 125; 1714: eb. 173). Selbst bei einem literarisch so regsamen Manne wie Jonathan Swift (1667—1745) findet sich die Göttin — abgesehen von einem Einzelfalle aus dem Jahre 1726 in der „Paraphrase von Horaz I, 14"[2]) mit blofser Erwähnung ihres Namens (II, 220) — nirgends in seinen Jugendschriften oder historisch-politischen Werken.

Thomsons Gönner jedoch, der Kritiker Aaron Hill[3]), spricht von Britannias Staat (III, 336) und warnt 1731 im „Rat für den Dichter" (eb. 221) beutelustige Völker vor Britannias Waffen. Ohne Namennennung läfst er sie später in dem Gedicht „Die Rache" (v. 1750) auftreten (eb. 353 ff.): Auf hoher Meeresküste ruht sie in einer Efeugrotte auf frischem Rosenlager als wachsamer Genius der glücklichen Insel. Sie überschaut den stolzen Ozean und leitet die Briten über das Weltmeer. Eines Tages aber schläft diese „furchtbare Nymphe" (eb. 354) ein. In dem Augenblick indessen, als der Erbfeind Frankreich ihr Reich angreift, weckt Geschützdonner die „schimmernde

[1]) Ed. Johnson Bd. 36—37 (I—II).
[2]) Ed. W. E. Browning, Lond. 1910, Bohn's Stand. Libr., 2 Bde.
[3]) Ed. Lond. 1754, 4 Bde.

Maid“ (eb. 357), so daſs sie noch rechtzeitig die reichen Überreste ihrer umzingelten Flotte in Sicherheit bringen kann. In den Versen „An den Prinzen von Wales“ sucht der Dichter die beunruhigte Göttin zu trösten, indem er ihr versichert, der Prinz werde ihrem aufgelösten Handel und ihrer verflachten Wissenschaft wieder aufhelfen (IV, 89).

Der walisische Naturschilderer John Dyer (um 1699—1758)[1] preist schlieſslich in den „Ruinen von Rom“ (1740) Britannias Eichen (126). Und auch später noch redet er teils allgemein (143 f., 205, 208, 216), teils in Verbindung mit Wohlstand, Handel, Kunst und Frieden von der Göttin (224, 230, 233, 235). Nur einige Schriftsteller jener Tage übergehen die Göttin ganz. So die Romanschreiber Samuel Richardson (1689—1761) und Henry Fielding (1707—54) und Thomsons Landsleute David Mallet (um 1705—65) und Mark Akenside (1721—70).

Von der englischen Bühne dagegen ist die Britannia seit Dekker (1628) und d'Avenant (1637) über ein volles Jahrhundert hindurch verschwunden. Erst 1732 hat sie Thomas Lediard, Gesandtschaftssekretär und langjähriger Theaterdirektor in Hamburg,[2] in der Oper „Britannia“ verkörpert,[3] die im Haymarkettheater aufgeführt wurde. Im folgenden Jahre (1733/34) erscheint das Stück „Britannia oder das Königliche Liebespaar“[3] in Goodmans Fields auf den Brettern. Zur selben Zeit (1733, gedr. 1740) schreibt George Lillo (1693—1739), ein Verfasser bürgerlicher Dramen[4], die Maske „Britannia und Batavia“ (II, 207 ff.). Hier ist die Göttin, mit Schild und Schwert ausgerüstet, anfangs schlummernd dargestellt, während ein bewaffneter Schutzengel — ein unmittelbarer Vorläufer des Thomsonschen — sie behütet (209). Sie ist traurig gestimmt, da Tyrannei, Sklaverei, Mangel, Aberglaube, Grausamkeit und Stolz sie umlagern (213). Allmählich wird das Bild lieblicher. Die schöne Königin der Inseln, die Hüterin der Freiheit und Wahrheit (215), wird der Schrecken ihrer Feinde und hält durch Tüchtigkeit alle Meere in ihrer Gewalt (217). Edelmütig hat sie dem Genius der Freiheit, Liberto, ihren

---

[1]) Ed. Johnson, Bd. 58.
[2]) Vgl. D. E. Baker — J. Reed, Biogr. Brit., Lond. 1812, 3 Bde., S. 447.
[3]) Der Text war mir nicht zugänglich.
[4]) Ed. Works, Lond. 1775.

Tribut entrichtet, der ihre Fesseln löst (215, 218). Da treten zu ihr die Genien der Weisheit, Schönheit, Majestät, des häuslichen Glückes, Wohlstandes, Ruhmes und der Macht (218). Von ihrer Küste donnern fernhin die Kanonen (219).

Auch nach dem Erscheinen von Thomsons „Rule Britannia“ lebt die Allegorie Britannia in der englischen Literatur hier und da fort. So tritt sie gegen 1742 bei dem Politiker und Dichter James Hammond (1710—42)[1] auf (S. 329), und 1746 bei dem philosophischen Naturbeschauer William Shenstone (1714—63)[2] (S. 41, 64, 266, 272). Recht genau behandelt sie 1751 ff. der beschreibende Dichter William Falconer (1732—69)[3] (S. 180, 206, 231, 290, 292, 308 f.), und 1756 erscheint sie bei dem sonst unbekannten Robert Avery[4] in dem dramatischen Gedichte „Britannia oder die Götterversammlung“[5]). Auf die Bühne kommt sie — abgesehen von Mallets Opernbearbeitung der Thomsonschen Maske (1755) — um diese Zeit nicht mehr. Eine grofse Anzahl von Dichtern kümmern sich indessen nach 1740 um die Britannia überhaupt nicht. Das sind der lebenslustige, elegante Charles Sackville (Graf von Dorset) (1638—1706), die lyrisch-epigrammatischen Schriftsteller William Walsh (1663—1708) und John Pomfret (1667—1702), die Fabeldichter Bernard Mandeville (um 1670—1717) und Thomas Yalden (1670—1736), der fromme Gelehrte Gilbert West (1703—56), der Schauspieler David Garrik (1717—79) und der begabte, aber leichtsinnige Charles Churchill (1731—64)[6].

Eine reiche Überlieferung ist es also, die der Allegorie Britannia allmählich die Rolle der britischen Nationalgöttin zugewiesen hat. Dem Hirne findiger Cäsaren entsprossen, die der Göttin Bild in Bronze schlagen lassen, um ihre eigenen Siegestaten zu verherrlichen, dient sie $1^1/_2$ Jahrtausend später, etwa um die Mitte des 17. Jahrhunderts, in derselben Weise

---

[1]) Ed. Johnson, Bd. 39. [2]) 59. [3]) 67. [4]) Baker-Reed, S. 13.

[5]) Der Text war mir nicht zugänglich.

[6]) Unerreichbar für die Untersuchung waren folgende nicht in Deutschland befindliche Bücher: Maurice Kyffin, The Blessedness of Britannia, Lond. 1587; Robert Carliell, Britannia's Glorie, 1619 (Brit. Mus. 11623 a. 8); Nahum Tate, Britannia's Prayer, ed. Poems on affairs of state 1707, IV, 129 (Brit. Mus. C. 38 l. 6 [24]); John Macqueen, Britannia's valour triumphing over French courage 1715 (Brit. Mus. 4455 b).

den gleichen propagandistischen Absichten englischer Machthaber. Während der Britannia auf dem Gebiete der bildenden Kunst nur ein mäfsiges Nachleben vergönnt ist, gedeiht sie daneben um so üppiger auf dem Boden der englischen Literatur. Bereits um die Mitte des 16. Jahrhunderts (1540) bietet Bale im Drama eine Personifizierung Englands, das er als trauernde, um ihre Habe kämpfende Witwe darstellt. Dieser Zug des Kämpfens ist auch Spencers Britomartis eigen (um 1590). Etwas später tritt bei Middleton die Maske England als Herrscherin auf. Der Name Britannia findet sich mit leichtem allegorischen Beigeschmack zuerst bei Camden (1586) und Marston (1598).

Von dem Augenblicke an, als es ein durch Personalunion geeintes Britannia gibt (1603), beginnt der Siegeszug der Göttin durch das britische Schrifttum. Unter dem unmittelbaren Eindrucke der Union entstehen die Maskenspiele von Munday (1605) und Ben Jonson (1605), darauf die von Dekker (1628) und d'Avenant (1637), in denen zwar das Allegorische nicht immer klar hervortritt, aber der militärische Begriff der Seeherrschaft desto deutlicher betont ist. Dann verschwindet seltsamerweise die Britannia — vielleicht infolge technischer Schwierigkeiten ihrer szenischen Darstellung — von der Bühne, um erst nach hundert Jahren in den Stücken von Lediard (1732), Lillo (1733) und einem Anonymus (1733/34) wieder zu erscheinen.

Dafür hat sie sich — mit Ausnahme der sehr dürftigen Lateindichtung — in politischen Gedichten, aber auch in didaktischen, satirischen und pastoralen Versen fest eingebürgert. So schildert sie Browne in seinem Schäfergedicht (1613/16) als schönen Liebling des Oceanus, und Waller preist im Anschlufs an ihr damals neugeschaffenes Münzbildnis die Schönheit und Stärke der Göttin in einem Epigramm (1660). Marvell weist als erster in einem politischen Gedichte (um 1673) deutlich darauf hin, dafs Britannia als Eroberin nicht nur in Waffen, sondern auch in Künsten grofs sei, ein Gedanke, der sich später bei Congreve (1698), Hughes (1699, 1707) und Prior (1706) wiederholt. Nach der oberflächlichen Behandlung von Dryden (1688) und Stepney (1691) gehen Prior und Garth genauer auf sie ein: jener hebt ihre Seemacht (1692) und Wissensliebe (1706) hervor, dieser gibt ihr aufser-

dem noch Schwert und Dreizack in die Hand (1699). Ähnlich wie Thomson malt Hughes das kriegerisch-anmutige Äufsere der Göttin, ihre Herrscherstellung im Kreise dienender Gottheiten und ihr Amt als Küstenwächterin genau aus, indem er dabei an Venus erinnert (1699). Die „Venusgeborene“ ist sie auch bei Congreve (1698), der sie ihr Silberhaupt aus den Wogen strecken und gebieterisch den Dreizack bis an die fernsten Küsten führen läfst.

Von 1700 bis zur Veröffentlichung von „Rule Britannia“ erscheint die Britannia häufiger als vorher, aber bei weitem nicht regelmäfsig im Dienste propagandistischer Versdichtung. Defoe (1701) und Addison (1701 ff.) gedenken ihrer in kriegerischem Zusammenhange, A. Philips (1703 ff.) und Pope (1704 ff.) in Verbindung mit dem Freiheitsgedanken. Auf J. Philips farblose Erwähnung (1706) folgt Fentons eingehendere Darstellung der Göttin (1707): Sie herrscht über die Völker der Erde, die ohne Murren ihre Beutepolitik anerkennen; ihre Herrschaft ist grenzenlos wie das Weltmeer und reicht bis zu den Sternen. Besonders liebevoll beschäftigt sich Young mit der Britannia (1712 ff.). Wahrheit, Ruhm und Gerechtigkeit umgeben sie. Von der Küste aus schützt sie ihr unermefsliches Reich und unterhält zur Erkämpfung des Friedens eine starke Flotte. Daneben ist sie die Förderin echter Dichtkunst und — was jetzt neu und nachdrücklich hinzutritt — die Schützerin des britischen Handels, den sie ständig übers Meer hin ausdehnt. Dieselben Gedanken vertieft Tickell (1713). Britannia, die Königin des Ozeans, sorgt für das Wohl Europas, schlichtet allen Streit und hilft den Bedrückten. Der göttlichen Venus gleich, braucht sie aufser der Tücke der Elemente keinen Feind zu fürchten. Ihr Gott wohlgefälliges Werk besteht darin, dafs sie den Barbaren Gesetze gibt und die Zivilisation ausbreitet. Unter ihrem Schutze suchen die Kaufleute auf fernen Meeren ihren Gewinn. Sie ist auch die Hüterin der Kunst und will die Bühne nach antikem Vorbilde reformieren. Rowe (1715 ff.) macht die Göttin gleichfalls zur schönen Beherrscherin des Weltmeeres, während Gay (1715) nur kurz auf ihre Flotte und Swift (1726) ganz allgemein auf sie deuten. Hill dagegen (1731) warnt beutelustige Völker vor Britannias Waffenstärke und zeichnet anschaulich ihr Bild als wachsame Kampfesjungfrau, die in schimmernder Wehr am Felsgestade

ihre Schiffe vor dem Gegner in Sicherheit bringt. Und Dyer endlich (1740 ff.) streift ihre Kolonialpolitik und Kunstliebe, ihren Handel und Wohlstand.

Allen diesen bisher ziemlich unzusammenhängenden Vorstellungen über die Britannia hat nun Thomson in der Alfredode eine scharf umrissene, in ihrer Art klassische Prägung verliehen. Er faſst die Gedanken ihrer göttlichen Sendung (Bale, Hughes, Tickell), der Meerschaumgeborenen (Ben Jonson, Hughes, Congreve, Tickell) und der Schutzengel an ihrer Seite (Dekker, Hughes, Lillo) zusammen (Strophe 1). Er preist mit herablassendem Seitenblicke auf Frankreich (Fenton, Hill) ihre Freiheit (A. Philips, Pope, Lillo) und beneidenswerte Macht (Ben Jonson, Dekker, Lillo) (Str. 2). Feindliche Angriffe stärken nur ihre Kraft (Dekker, Prior), wie der Sturm die Eiche (Prior, Dyer). Thomson weiſs, daſs Britannia aus allen Kämpfen mit den Gegnern — sei es bei Cadiz, bei Glencoe oder Utrecht — mit Vorteil siegreich hervorgegangen ist (Marvell, Prior, Garth, Tickell, Hill) (Str. 4). Voll Selbstverständlichkeit beansprucht der Dichter in einer Zeit des ungeahnten wirtschaftlichen Aufschwungs zur Sicherung von Wohlstand und Handel unumschränkte Herrschaft der Göttin über das Weltmeer (Dekker, d'Avenant, Hughes, Congreve, Fenton, Young, Tickell, Rowe, Hill, Dyer) (Str. 5). Dieser Reichtum fördert schlieſslich die britische Kultur, sodaſs Britannia die Schützerin von Kunst und Wissenschaft wird (Ben Jonson, Marvell, Prior, Hughes, Congreve, Young, Tickell, Hill, Dyer). So bewohnt die Göttin — ein Gedanke, der seit Spenser allgemein durch die englische Literatur geht — in enger Gemeinschaft mit dem Meere unter der Obhut starker Söhne die schönste und glücklichste Insel der Welt (Str. 6).

Wie einst den Gedanken der Freiheit, so hat Thomson die Allegorie Britannia klug zurechtgestutzt, um sie in den Dienst panbritischer Propaganda zu stellen. Er brauchte dabei nur in die reiche Tradition früherer Jahrhunderte zu greifen, die im römischen Altertum wurzelnd, durch Bühnendarstellungen erst dem kleinen Kreise des Hofes und der Gebildeten, dann aber durch einfachere Dichtungsformen auch der breiteren Schicht des Volkes zugänglich wurde. In dem leicht sangbaren Versmaſse der sechszeiligen jambischen Stanze (4a4b4a4b4c4c),

die in England von altersher jedem Schulkinde bekannt war,[1]) bot er das Lied dem Publikum dar. Dadurch, dafs Thomson in allen Strophen den leichten Taktteil zu Beginn des letzten Verspaares fortfallen liefs und so den anfangs steigenden Rhythmus durch einen fallenden ersetzte, gestaltete er den Kehrreim besonders eindrucksvoll. Unterstützt wurde die Wirkung durch die geschickte Vertonung. Der Komponist der Maske, Dr. Thomas Augustin Arne (1710—78),[2]) galt als der erfolgreichste englische Musiker des 18. Jahrhunderts;[3]) er hatte sich bereits durch die Komposition von Addisons Oper „Rosamunde" (1733), von Miltons Maske „Comus" und der Lieder aus Shakespeares „Sturm" und „Wie es Euch gefällt" (1738) einen Namen gemacht. In seinen Oratorien kämpfte er vergeblich gegen Händels Meisterschaft an, der seit 1712 in Haymarket unter grofsem Beifall wirkte.[4]) Dennoch hat Arne es verstanden, die Melodie von „Rule Britannia" seinem Textgehalt so anzupassen, dafs — nach Richard Wagners Urteil — die ersten acht Noten den ganzen Charakter des englischen Volkes enthalten.

Berlin. Hans Marcus.

---

## II. UNTERRICHTSWESEN.

**English Lessons.** Einfacher Lehrgang der englischen Sprache für späte Anfänger von **Dr. Walter Hübner,** Oberschulrat in Königsberg (Pr.). VI + 189 SS. Verlag und Druck von B. G. Teubner. Leipzig u. Berlin 1924. — **Englisches Übungsbuch.** Übungsstücke zum Übersetzen in das Englische mit zahlreichen Übersetzungshilfen und den englischen Originaltexten von **Professor Joseph Mellin,** Direktor des Lyzeums zu Münsterberg i. Schl. VII + 72 SS. Dazu „Übersetzung" (61 SS.). Heidelberg, Julius Grofs, Verlag. 1923.

Hübners „Lehrgang" wendet sich an alle, die in reiferem Alter an die Erlernung des Englischen gehen, und ist insbesondere für England- oder Amerikareisende, für Kaufleute,

[1]) Vgl. Bright-Miller S. 111.
[2]) Vgl. N. u. Q, 1886, II, 4, 410f.
[3]) Vgl. Davey 403ff., Walker 224.
[4]) Vgl. „Zuschauer" No. 5 v. 6. 3. 1711, ed. S. 12, Anm. 2.

Ingenieure und Techniker geeignet, kann aber auch an Handels- und Fachschulen aller Gattungen sowie in Sprachkursen für Studierende aller Fakultäten oder auch an solchen höheren Lehranstalten, die für den Unterricht im Englischen nur eine beschränkte Zeit auf der Oberstufe zur Verfügung haben, mit Nutzen verwendet werden. Auf einen „Vorkursus (S. 1—9), der unter Benutzung der Lautschrift (System der Association Phonétique Internationale) in die Aussprache und gleichzeitig in die elementarsten Satzbeziehungen einführt, folgt der „Hauptkursus“ (S. 10—110), der in 32 Lektionen Sprachstoff und Sachbelehrung aus den verschiedensten Gebieten des fremden Kulturlebens bringt. „Er beginnt mit ganz einfachen Gesprächen aus dem Leben des Hauses und der Strafse, geht dann zu Einzelbildern aus dem englischen, insbesondere dem Londoner gesellschaftlichen und geschäftlichen Leben über und erweitert schliefslich das Interessengebiet zu Ausblicken auf Grundfragen des britischen Weltreiches und auf die nordamerikanische Welt.“ (Vorwort). An die — sprachlich einwandfreien — Texte schliefsen sich Übungen grammatischer Art, ferner Fragen zur Beantwortung, Umformungen, Nacherzählungen, Briefe und Übersetzungen aus dem Deutschen ins Engliche an. Auf die genaue Einübung der Aussprache wird grofses Gewicht gelegt; daher sind die Texte der ersten neun Lektionen durchweg phonetisch umschrieben, und auch später wird neben jedes zum erstenmal vorkommende Wort die phonetische Umschrift gesetzt. Auf den methodischen Teil des Buches folgt eine „grammatische Übersicht“ (S. 111—158), auf deren Paragraphen der Hauptkursus fortlaufend Bezug nimmt, die aber gleichzeitig dem Lernenden einen knappen systematischen Überblick bieten. Der Verfasser zeigt sich darin nicht nur als erfahrener Lehrer, sondern auch als genauer Kenner der neuesten Fachliteratur. Die Regel über die Zeitenfolge (§ 43) ist nicht vollständig; es hätte erwähnt werden sollen, dafs nach einem Präsens oder Futurum im Hauptsatze im abhängigen Nebensatze diejenige Zeit steht, welche stehen müfste, wenn der Satz unabhängig wäre. Man kann also auch sagen: *He says that he was ready yesterday,* oder *that he would come if he had time.* In der Fügung *I did not expect my brother seeing us* nimmt Verf. eine Partizipialkonstruktion an (§ 65); genauer sollte hier von einem „gerun-

dialen Partizip" gesprochen werden. Alphabetische Wörterverzeichnisse (englisch-deutsche und deutsch-englische) beschliefsen das gediegene Buch, welches den Fachgenossen auf das wärmste empfohlen sei.

Mellins „Englisches Übungsbuch" enthält im I. Teil eine Sammlung von Stücken, die zur Einübung der Hauptregeln der Satzlehre dienen sollen. Erleichtert wird die Arbeit des Übertragens in die Fremdsprache durch Übersetzungshilfen und Hinweise auf das im gleichen Verlage erschienene Buch „Hauptschwierigkeiten der englischen Sprache" desselben Verfassers. Der zweite Teil bietet neben freien Übersetzungen mustergültiger englischer Klassiker auch einige Proben moderner deutscher klassischer Prosa. Sehr nützlich ist die vollständige Musterübersetzung der deutschen Übungsstücke, die dem Lernenden fortlaufend zeigt, bis zu welchem Grade er schon in den von dem deutschen verschiedenen englischen Sprachgeist eingedrungen ist. Die beiden schön ausgestatteten und gut gedruckten Büchlein sind Lehrern und Lernenden bestens zu empfehlen.

Wien. Joh. Ellinger.

---

## Velhagen & Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben.

**English Authors**, Ausgabe B (mit Anmerkungen in einem Anhange). Band 170. **The Story of a Short Life** by **Juliana Horatia Ewing**. Mit Einleitung und Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von **M. Mundt**, Studienrätin in Jena. IV u. 58 SS. Anmerkungen 12 SS. Wörterbuch 29 SS. — Band 171. **The Modern English Novel**. Eine Auswahl aus der englischen Romanliteratur der Gegenwart. Mit Anmerk. zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. **W. F. Schirmer**, Professor an der Neuen Realschule zu Freiburg i. Br. XIV u. 118 SS. Anmerk. 22 SS. Wörterbuch 61 SS. — Band 172. **Auslese englischer Dichtungen** von Prof. Dr. **Ph. Aronstein**. VII u. 114 SS. Bielefeld und Leipzig 1924. Velhagen & Klasing.

Der Inhalt der in Band 170 gebrachten „Geschichte eines kurzen Lebens" ist kurz folgender: Der kleine Leonard, der einzige Sohn wohlhabender Eltern, ist in das Bild eines Urahnen der Familie, der im Alter von 16 Jahren im königlichen

Heere bei Naseby gegen Cromwell gekämpft und gefallen ist, ganz verliebt und zeigt lebhaftes Interesse für alles Militärische. Bei einer Felddienstübung englischer Truppen, der auch der Knabe mit seinen Eltern als Zuschauer beiwohnt, fällt er vom Wagen, gerät unter Pferdehufe und wird schwer verletzt nach Hause gebracht. Trotz seines langen, schmerzlichen Krankenlagers und seines Dahinsiechens bis zu seinem frühzeitigen Tode erträgt er alle Leiden mit bewundernswerter Geduld und einem heiteren Mute, der ihn seines heldenhaften Vorfahren würdig macht. Die schlichte, aber eindrucksvolle Erzählung eignet sich sehr gut als Anfangslektüre für Schüler und Schülerinnen. Die wenigen Anmerkungen, die zu dem leichten Texte nötig waren, sind vollkommen entsprechend. Dagegen hätte das Wörterbuch sorgfältiger angelegt werden sollen. Denn von den auf den ersten vier Seiten des Textes enthaltenen Wörtern und Redensarten fehlen im Wörterbuch *pale-hued* (1, 29), *put in* (1, 16/17), *resolve* (1, 12), *wont* (2, 22). Ferner sind die im Wörterbuche angegebenen Bedeutungen nicht erschöpfend; z. B.: „*after* nach; *to be — a thing* einem Ding nachstreben“ (1, 17 *What are you after?* heifst einfach „Was hast du vor“?). — „*Common* allgemein“ (2. 3 *if his brief life had not done more than common to prove his manhood*). — „*cry* schreien“ (3, 13 *the child himself looked as if he were going to cry*). — „*gallant* höflich, gebildet“ (auch tapfer, ritterlich: 2, 26 *To see if you are growing up a good boy and a gallant young gentleman as he was; he* bezieht sich auf den in der Schlacht gefallenen Urahn des Kindes). — „*many* viele“ (2, 30 *Many an older and less credulous spectator*). — „*make* machen“ (3, 28 *I made him promise me*). Die Aussprachebezeichnung ist vielfach fehlerhaft; im Wörterbuch ambulance (em′bjuləns), canvas (kæn′vāz), care (e$^{i}$), chafe (ē), chaff (a) conscious (-′šəz), credulous (kræd′jələz), delirious (-iəz), despair (dəspe′$^{i}$r), imaginary (imed′zinəry), invariable (-ve′$^{i}$riəbl), mechanical (mekæ′nikəl), nook (ū), prayer (pre$^{i}$ə), serious (si′riəs): vehicle (ve′hikl), watch (uɔ̄tš); im „Verzeichnis der Eigennamen“: Scotch (scatš). Wie in dem letzten Falle verirrt sich zuweilen auch im Wörterbuch ein Buchstabe aus der historischen Schreibung des Wortes in die phonetische Wiedergabe: concern (kəncə̄ən), imaginary (imed′zinəry, physical (fisikəl). Trotz der Angabe in der „Erklärung der Aussprachezeichen“:

„*u* in *water*“ finden wir oft w statt u: equanimity (ɪkweni'məti), exquisite (eks'kwizit), extinguisher (ikstiŋ'gwiʃə), languid (læŋgwid), liquidness (lik'widnəs). Mangel an Konsequenz ist es, wenn die adjektivische Endsilbe *-ate* auf drei verschiedene Arten umschrieben wird: accurate (æk'jurit), affectionate (-ət), desperate (eⁱt).

Der Druck ist ziemlich gut überwacht worden. An Druckfehlern finden sich a) im Texte: *devoutedly* 2, 28/29 (statt *devotedly* oder *devoutly*; im Wörterbuch steht nur *devout*); *trode* (statt *trod*) 20, 1; 32, 14; 34, 6; *yates* (statt *gates*) 58, 10; b) in den Anmerkungen: dissmissal (S. 7, Z. 9), courtain (S. 11, Z. 2); c) im Wörterbuch: honour (ɔn'e), imaginary (dz), uninjured (dz).

In dem Bande "*The Modern English Novel*" bringt der Herausgeber folgende fünf Proben: 1. Joseph Conrad: *Typhoon* (S. 1—22), 2. Arnold Bennett: *The Old Wives' Tale* (S. 22—49), 3. William de Morgan: *Joseph Vance* (S. 50—62), 4. Compton Mackenzie, *Sinister Street* (S. 63—97), 5. Gilbert K. Chesterton: *The Flying Inn* (S. 98—118). In der ersten Probe schildert Conrad in überaus lebendiger, realistischer Weise die Vorgänge auf einem Schiffe vor dem Ausbruch eines Taifuns. Aus Bennetts Roman "The Old Wives' Tale" werden uns zwei Stellen vorgeführt; in der ersten sehen wir die beiden Schwestern Constance und Sophia Baines als junge Mädchen in ihrem Elternhause, in der zweiten sehen wir dieselben Schwestern in vorgerücktem Alter als Witwen. In der dritten Probe erzählt ein Ingenieur, wie das Schiff, auf welchem er mit seiner jungen Frau nach Italien fahren will, in der Nähe der portugiesischen Küste während eines Sturmes scheitert und sinkt, wie er mit seiner Frau gegen die Küste zu schwimmen versucht, die Besinnung verliert und dann allein, in einem portugiesischen Kloster zu einem neuen Leben erwacht und sich nur allmählich über den Verlust seiner Frau trösten kann. Die vierte Probe ist eine frische Schilderung der ersten Eindrücke und Erlebnisse eines jungen Studenten in Oxford. Während die ersten vier Proben durchweg die realistische Richtung des englischen Romans zeigen, nur mit dem Unterschied, daſs Conrad und Bennett mehr auf Handlung und Situation, dagegen de Morgan und Mackenzie auf Charakterschilderung Nachdruck legen, gehört Chestertons

"Flying Inn" zu jenen phantastischen Darstellungen mit Hinneigung zu einer seelischen Einstellung, die man als Neo-Romantik bezeichnet hat. In der uns vorliegenden Szene aus dem „Fliegenden Wirtshaus" wird erzählt, wie Humphry Pump infolge des Alkoholverbotes sein Wirtshaus am Strande 'The Old Ship' verliert, aber mit seinem Wirtshausschild weiter wandert und der Regierung zum Trotz bald hier, bald dort auftaucht und Rum und Käse freigebig verabreicht.

Der Herausgeber schickt den Texten eine längere Einleitung voraus, in welcher er die Entwicklung des englischen Romans der Gegenwart bespricht und die drei Hauptrichtungen desselben, von denen er in den ausgewählten Texten Proben gibt, kennzeichnet. Die sorgfältig ausgearbeiteten „Anmerkungen" verdienen alles Lob. Zu der Anmerkung (S. 20, Z. 2/3 v. u.) „*I ain't* = *I am not* (Umgangssprache). — *stealin*(g); (desgl.)" ist zu bemerken, dafs *I ain't* (statt *I am not*) und *stealin* (statt *stealing*) der Sprache der Ungebildeten, also der Vulgärsprache angehören. Das „Wörterbuch" kann, nach einigen Stichproben des Referenten zu schliefsen, als vollständig bezeichnet werden. Nur bei einigen Wörtern und Wendungen stimmt die angegebene Bedeutung nicht mit dem Sinne derselben im Texte überein: so „*certainty* Gewifsheit" (fehlt „*to a* — gewifs" S. 51, Z. 25). — „*exacting* schwierig" (auch „anspruchsvoll": *he had shown himself gravely exacting towards Alan* S. 63, Z. 14). — „*to look* schauen, ansehen" (fehlt „*to* — *to* zählen, bauen auf": *who look to them for help* S. 51, Z. 25). — „*promethean* den Prometheus betreffend"; in der Stelle S. 63, Z. 23/24 *"Oxford train?" enquired a porter, as the hansom pulled up. Michael nodded, and made up his mind to show his esteem when he tipped this **promethean*** ist *promethean* ein Substantiv und bezieht sich auf den *porter*. — „*respective* respektiv, sich (auf jeden insbesondere) beziehend"; die Stelle S. 23, Z. 14 *the Dane and the Dove ... poured themselves respectively into the Irish Sea and the German Ocean* heifst doch: „der D. und der D. ergossen sich der eine in die Irische See, der andere in die Nordsee". — „*some* irgendein, ein wenig, etwas" (auch „etwa": S. 50, Z. 16 *some twelve hours*). Einige Aussprachebezeichnungen sind nicht ganz einwandfrei; so: acquiescent (ækwie'sənt), appreciate (əprišieit), attribute (æ'tribjūt statt ətrib'jut), chisel (tšisəl), cognizance (kɔ'gnizens), cot-

tage (kɔ'tedž)' courage (ka'redž), crescent (kre'šənt), draught (draft), exaltation (egzɔlte'ⁱsən), George (dšɔ̄'ədž), landscape læ'ndskip), luxury (la'kšuri), promenade (prɔ'mənād), threshold (þre'šold), unwieldy (a'nwi'ldi).

Der Druck hätte schärfer überwacht werden sollen. Versehen finden sich a) im Texte: 14, 21 *c*astward (e), 34, 18/19 the Five*s* Towns, 42, 19 aid (said), 61, 11 desp*a*rately (e), 62, 10/11 among the*n* (m), 66, 4 out*h*, 66, 30 r*o*ms (oo), 70, 22 in a few minut*e*, 80, 22 statel*ay*, 84, 17 he turned *of* Michael (to), 98, 4 hi*sm*elf, 103, 19 the statue of 1909 (statute); b) in den Anmerkungen: S. 7, Z. 5 v. u.: Turnhill (tə'əhil), S. 8, Z. 8: Marquis (mā'əkwis), S. 8, Z. 15 v. u.: Trafæ'lgə), S. 12, Z. 15 v. u.: Colombo (kela'mboᵘ), S. 16, Z. 15 v. u.: Grainger (greⁱ'ndzə); c) im Wörterbuch: jangl, legendari, sinis'ter (statt sin'ister).

Aronsteins „Auslese englischer Dichtungen“ ist eine verkürzte Ausgabe seines gröfseren Buches *"S*ι*lections from English Poetry"*. Sie bringt aus dem 16. und 17. Jahrhundert zwei alte Balladen (*Thomas the Rhymer* und *Edward, Edward*), fünf Sonette Shakespares sowie einige kurze Stellen aus seinen Dramen und drei Proben von Miltons Werken (S. 1—19); das 18. Jahrhundert ist durch Proben aus den Dichtungen von Thomas Gray, Robert Burns und Sir Walter Scott vertreten (S. 20—32). Den gröfsten Raum nimmt natürlich das 19. Jahrhundert ein (S. 32—85). Sodann folgen Proben der amerikanischen Dichter Longfellow, Poe und Whitman (S. 86—104). Den Schlufs bilden *Biographical Notes* über 22 Dichter, die in der „Auslese“ durch Proben vertreten sind (S. 105—114); dafs der einzige Shelley, von dem ja auch zwei Gedichte vorliegen, hier unberücksichtigt geblieben ist, mufs auf ein Versehen des Herausgebers zurückgeführt werden. „Die Auswahl ist so getroffen worden, dafs die Höhen der poetischen Entwicklung immer noch deutlich erkennbar sind, während allerdings manche niedere Gipfel und Übergänge haben schwinden müssen“ (Vorwort). Mancher Lehrer wird wohl einige Dichter vermissen, die in der Schule gern gelesen werden (z. B. Pope, Southey, Campbell), doch kann im allgemeinen die Auslese als sehr gelungen erklärt werden.

Alle drei besprochenen Bändchen sind zum Schulgebrauch sehr geeignet und können bestens empfohlen werden.

Wien. Joh. Ellinger.

# III. AUS ZEITSCHRIFTEN.

**Germanisch-Romanische Monatsschrift** XII, 7/8: Wennig, Einige Bemerkungen zur Szene „Auerbachs Keller" in Goethes „Urfaust". — Petsch, Goethes „Faust" und das griechische Altertum. — Aronstein, Der soziologische Charakter des englischen Renaissance-Dramas II. — Arns, Edwin Arlington Robinson. — Winkler, Die seelische Grundlage der Imperfektverwendung im Romanischen.

— XII, 11/12: Brandenstein, Über die Annahme einer Parallelität zwischen Denken und Sprechen. — Maria Emonts, Zur Technik der Psychologie in der Novelle. — Hoyer, Die Jenaer und Heidelberger Romantik in der russischen Forschung. — Foerster, Die kymrischen Einlagen bei Shakespeare. — Hämel, Gang und Wesen der spanischen Literatur.

**Neophilologus** IX, 3; van Bellen, Trois joueurs. — Scholte, Eine Interpretationsfrage bei Gottfr. von Strassburg. — Petsch, Goethes Stellung zur Unsterblichkeitsfrage. I. — van der Gaaf, Three remarkable infinitives. — Harder, Milton, Puritan or Calvinist? — Brinkmann, Anfänge lat. Liebesdichtung im Mittelalter. II.

— IX, 4: Kramer, André Chénier, Poète satyrique. I. La République des Lettres. — Hermann, Une source de *La Nuit des Mais*. — Meißner, Eine Anmerkung zu Schottels *Horrendum bellum grammaticale*. — Petsch, Goethes Stellung zur Unsterblichkeitsfrage. II. — De Buisonjé, Zur Heine-Philologie. — Veldkamp, Calvinism and Pride. — Gutteling, Demogorgon in Shelley's *Prometheus Unbound*. — Veldkamp, The Tristam-Legend and Thomas Hardy. — Van Wageningen, The Gulf-Stream.

**Washington University Studies**, Vol. IX, Humanistic Series, No. 2: Taylor, Proverbia Britannica.

**Isis**, Vol. VI(I) 1924, No. 16: Sarton, The New Humanism.

[23. 1. 25.]

## INHALT.



Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

# Beiblatt zur Anglia.

**Mitteilungen**
**über englische Sprache und Literatur**
**und über englischen Unterricht.**

XXXVI. Bd. — April 1925. — Nr. IV.

## I. SPRACHE UND LITERATUR.

**O. Funke, Innere Sprachform.** Eine Einführung in A. Martys Sprachphilosophie.

A. u. d. T.: **Prager Deutsche Studien.** 32. Heft. Reichenberg i. B. Sudetendeutscher Verlag. Franz Kraus. 1924.

Der Zweck des obengenannten Buches ist eine bessere Würdigung der sprachphilosophischen Arbeiten Anton Martys hervorzurufen, besonders und vorläufig, was seine Ansichten über die sogenannte „innere Sprachform" anlangt. Somit bildet das Buch, wenn auch nicht formell, so jedenfalls reell einen Angriff auf Wundts Sprachphilosophie. Denn, wie Verf. selbst im Vorwort sagt, seitdem er Martys Schriften kennen lernte ... drängte sich ihm immer mehr die Überzeugung auf, dafs die Lehre Wundts für die Sprachforschung nicht diejenige Bedeutung haben könnte, die ihr immer noch beigemessen werde. Er will jedoch sein Buch nicht als eine Streitschrift betrachtet wissen, „sondern als einen bescheidenen Versuch, zur Klärung mancher Fragen und Unklarheiten auf grammatischem Gebiet anzuregen oder vielleicht dazu beizutragen."

Was versteht nun Marty unter dem Terminus „innere Sprachform"? Er scheidet zunächst zwischen der deskriptiven und der genetischen Betrachtung. In deskriptiver Hinsicht ist die innere Sprachform (oder das Etymon) „eine Vorstellung, die als Band der Assoziation dient zwischen dem äufserlich wahrnehmbaren Zeichen und seiner Bedeutung, d. h. dem psychischen Inhalt, den es im Angeredeten erwecken will". Als typisches Beispiel wird genannt 'Rittersporn' für eine Blume mit spornartiger Blüte. Dies Wort „nennt ja zunächst einen Gegenstand, der ganz anderer Art ist als die

Blume mit ihrer spornförmigen Blüte; aber die Pflanze soll mit Hilfe jenes 'Bildes' tatsächlich bezeichnet werden". „Solche Hilfsvorstellungen also, welche die eigentliche Bedeutung nicht erschöpfen, sondern ins Bewufstsein zu rufen bestimmt sind, nennt M. die 'innere Sprachform' (oder das Etymon) des betreffenden Ausdrucks." — In genetischer Hinsicht soll die innere Sprachform primär im Dienste der Absicht von Mitteilung und Verständigung entstanden sein. „Wenn die nach Verständigung suchenden Individuen einen Gedanken zum Ausdruck bringen wollten, für den sie keine sprachliche Bezeichnung besafsen, so wählten sie mit Bewufstsein und Absicht ein 'Wort' oder einen sprachlichen Ausdruck, der durch seine ihm bereits anhaftende Bedeutung auf jenen Gedanken hinführen sollte. Hierdurch wurde dieser Gedanke gewissermafsen für die sprachliche Bezeichnung erobert."

Marty scheidet auch zwischen figürlicher innerer Sprachform, d. h. „eine begriffliche Vorstellung, die zunächst durch die äufsere sprachliche Form des Ausdrucksmittels im Hörer erweckt wird, aber nicht die eigentliche Bedeutung ausmacht; sie hat nur die Aufgabe, diese Bedeutung zu vermitteln", wie wenn der Tiername 'Löwe' gebraucht wird, um einen Krieger zu bezeichnen; und konstruktiver innerer Sprachform, die die Aufgabe hat, die vollständige Bedeutung eines gröfseren oder kleineren Wortkomplexes zu vermitteln, und somit den Bau und Stil der Rede angeht.

Soviel ich ermitteln kann, ist Martys 'innere Sprachform' nichts als das was wir sonst die ursprüngliche Bedeutung eines Wortes oder Ausdrucks nennen. Dies wird teils vom Verf. selbst angedeutet, indem er auf S. 27 sagt: „Wir denken bei: 'ins Kraut schiefsen' ... u. dgl. oft nicht mehr an die ursprüngliche Bedeutung[1]) der Wörter", teils geht es aus Martys Bezeichnung der inneren Sprachform als das 'Etymon' hervor; denn *τὸ ἔτυμον* bedeutet ja eben „die wahre Bedeutung eines Wortes vermöge seiner Abstammung" (K. Schenkl). Hier möchte ich mir zwei Fragen erlauben. Warum nennt Marty diese wahre oder ursprüngliche Bedeutung eines Wortes oder Ausdrucks die innere Sprachform? Er sondert ja sonst bestimmt zwischen Form und Bedeutung. Ein Wort wie

---

[1]) Sperrung von mir.

'Löwe' behält ja ganz dieselbe Form, ob es von einem Raubtier oder von einem Krieger gebraucht wird, aber die Bedeutung ist verschieden. Weiter möchte ich fragen, wie Marty sagen kann, dafs die innere Sprachform eines solchen Wortes primär entstand, als das Wort von einem Krieger das erstemal gebraucht wurde. Die ursprüngliche Bedeutung 'Löwe' bestand ja, ehe es von einem Krieger gebraucht wurde. Somit ist es nicht die innere Sprachform, sondern die neue Bedeutung, die entstanden ist.

Natürlich gibt es in Martys Sprachphilosophie Manches, was unanfechtbar ist, z. B. seine Scheidung zwischen Autosemantika und Synsemantika; aber ich sehe nicht ein, wie die 'innere Sprachform' „für die Ausbildung der Syntax das eigentliche zentrale Problem" bilden kann, oder wie „das Entstehen der Synsemantika (d. h. die übertragene Verwendung von ursprünglich selbstbedeutenden Ausdrücken zur blofsen Mitfunktion) . . ." so seine prinzipielle Erklärung finden kann. Alles dies erklärt sich ja ebensogut, wenn man von der „ursprünglichen Bedeutung eines Wortes oder Ausdruckes" spricht, als wenn man anstatt dessen „innere Sprachform" sagt.

Es kommt mir vor, als ob die Auseinandersetzungen Martys anderen Sprachphilosophen, besonders Wundt gegenüber, wesentlich nur ein Streit um Worte sind. Wenigstens kann ich nicht sagen, dafs es dem vorliegenden Buche gelungen ist, mich von der Bedeutung der Untersuchungen Martys zu überzeugen. Es mag natürlich mein Fehler sein.

Frederikstad (Norwegen). Aug. Western.

---

**Layamon's Brut.** Selections, edited with Introduction, Notes and Glossary by **Jos. Hall,** M. A., Hon. D. Litt., Durham University. Oxford, at the Clarendon Press. 1924. XX+150 S. 8°.

Der verdiente Herausgeber des *King Horn* bietet uns hier 10 ausgewählte Stücke aus Layamons[1]) *Brut* mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar, für akademische Zwecke bestimmt. Die Einleitung handelt vom Dichter und seinem Werke, den Handschriften, der Sprache, Metrik und wichtigsten

[1]) So ist der Name leider durchgehends statt des richtigen *Laȝamon* geschrieben.

Literatur. Die gut gewählten Textproben, in Langzeilen gedruckt, suchen das Original herzustellen, wobei H. die Arbeiten von Luhmann und Bartels ausgiebig benutzt hat. Die Anmerkungen behandeln alle schwierigen Stellen und bieten reichlich Auszüge aus der Quelle. Das Glossar ist sehr ausführlich gehalten, verzeichnet die Stellen, wo die einzelnen Formen vorkommen, und gibt kurze etymologische Hinweise.

Zu den Anmerkungen habe ich kaum etwas zu bemerken, desgleichen gibt das treffliche Glossar nur zu wenigen Aussetzungen Veranlassung. Der Übergang von *ænig* > *æi* ist vielleicht im acc. sgl. M. zuerst eingetreten, indem *ænigne*, *ænine* durch dissimilatorischen Schwund des ersten *n* zu *æine* wurde. Bei *almihten* ist wohl Einflufs von *drihten* anzunehmen. *Læuedi* beruht auf ae. *hlǣfdīge*, nicht *-dige*. Ae. *more* < **morhe* mufs langen Vokal haben. Zu *neose* vgl. nl. *neus*. Auch zu der grammatischen Einleitung kann ich höchstens Kleinigkeiten nachtragen, z. B. S. IX unten hätte bei *sculde* auf den Pl. *sculon* hingewiesen werden können. Mehr hätte ich zur Metrik zu bemerken, die mir nicht alles richtig aufzufassen scheint. S. XV wird eine Betonung *bocfélle* vermutet, weil *f* alliteriert. Aber da das folgende Wort *féiede* (warum *fteiede*?) mit *f* beginnt, ist eine solche Annahme gar nicht nötig. Auch die Betonung:

*Gornoille wás swiþe wár swa beoþ wífmen wel ihwǽr*

erscheint mir nicht richtig, vielmehr:

*Górnoille wás swíþe wár, swá beoþ wífmen wél ihwǽr.*

S. XVI möchte ich V. 59 skandieren:

*Ah ǽrst ic wúlle fóndìen whúlchere béo mi béste fréond,*

V. 46 f. so:

*Síxti wínter háfde Léir þis lónd ál to wáldèn.*
*þe kíng háfde þréo dóhtren bí his dríhtlìche cwéne.*

V. 64: *And þús spác þe álde kíng þér hé on áþelen sát.*

Dafs *bi* in *biswiken* V. 729 die Alliteration tragen könne, glaube ich nicht, V. 846 und 1145 haben überhaupt keine Alliteration, 917 alliteriert *Líncolne* mit *bilǽi*, 1119 *lǽien* mit *léod-*, 1404 *here-* mit *hæȝe* und *hærmen*, 457 *folke* mit *fæire*, 64 *alde* mit *aþelen*, 4 *Sévarne* mit *sél*, 59 *fondien* mit *freond*, 1733 *Edward* mit *are*. Um den Reim zu bessern, könnte man

V. 54 *mæhte* in *mohte* ändern; S. XVIII, III lese ich: *óþer slǽn óþer ahón* V. 1072.

Den Text nun hat Hall mit einer für einen Engländer ungewöhnlichen Vorurteilslosigkeit behandelt und an sehr vielen Stellen durch Zusätze, Streichungen, Umstellungen und Wortersatz geändert, um ihn metrisch zu bessern, bzw. Reim oder Alliteration herzustellen. Es ist mir im Rahmen dieser Besprechung natürlich unmöglich und würde viel zu weit führen, wenn ich auf alle zweifelhaften Verse eingehen wollte. Daher seien nur einzelne hier erörtert.

V. 10 möchte ich bessern:

*after þan* [*drench-*]*flode þe com from drihtene,*

V. 74: *and þis ich segge to soþe þe, þu miht wel ileue me.*

V. 276 f.:

*We habbeþ unwisdom idon mine fader to underfon*
*mid þritti cnihten* [*scene*], *hit nis me noht icweme.*

V. 481 l. *idene* st. *idone* (r. m. *kene*),

V. 729: *þer was moni bald Brut biswiken to þan dæþe.*

Um die Alliteration herzustellen, könnte man *deore* für *bald* einsetzen.

V. 856: *and þas word sæide* ist doch ein regelrechter C-typus, weshalb H. nicht *wordes* zu schreiben brauchte!

V. 1137: *and swengeþ* [*heom*] *of þa hæfden*, verdirbt das eingefügte *heom* den Vers und ist zudem überflüssig.

V. 1538 l. *folc unimete grund*[*ed*]*en an folde.*

V. 1563: *and on alle wisen he toc him on. and* ist wohl zu streichen.

1573: *he scupten heore lauerde* wird durch Hinzufügung von *treowe* nicht besser; der Endreim *lauerdè* : *neowè* genügte Laȝamon wohl.

V. 1575: *he sæiden þat he wolde wenden*, möohte ich *þat* streichen.

So ließe sich vielleicht noch gegen manche Stelle etwas einwenden, aber ich will hiermit schließen. Schön wäre es, wenn uns Hall eine neue, zeitgemäße und kritische Ausgabe von Laȝamons Brut schenkte!

Kiel. F. Holthausen.

---

**Karl Julius Holzknecht, Literary Patronage in the Middle Age.** Diss. University of Pennsylvania. Philadelphia 1923. VII und 258 S.

Der Verfasser hat, wie er selbst im Vorwort mit Recht hervorhebt, in weitem Umfang Neuland bearbeitet, da eine zusammenfassende Studie über den Gegenstand bisher fehlte. Es ist Holzknecht zweifellos gelungen, das literarische Patronatswesen der mittelalterlichen Periode erschöpfend zu behandeln. Seine Arbeit zeichnet sich durch aufserordentlichen Materialreichtum aus; doch ist in weiser Selbstbeschränkung ein guter Teil des Belegmaterials in die Anmerkungen verwiesen.

In der Einleitung stellt H. zunächst fest, dafs das literarische Patronat keine nationalen Schranken kennt, auch nicht zeitlich an eine bestimmte Epoche gebunden ist, sondern überall dort sich entwickeln konnte, wo die sozialen und wirtschaftlichen Voraussetzungen gegeben waren. Naturgemäfs vermochte ein solches Patronat sich erst herauszubilden, sobald der Dichter sich als Individuum von der Gesamtheit loslöste und gleichzeitig eine besondere Würdigung seiner Leistungen durch einzelne — neben der allgemeineren Freude an seinen Dichtungen innerhalb eines weiteren Publikums — sich geltend machte. Das Patronat kann die Form einer materiellen Unterstützung der Autoren annehmen, es kann sich aber auch auf Förderung durch Interesse und Anerkennung beschränken.

Eine Art Vorbereitung zum eigentlichen Thema bildet Kap. I, das literarische Patronat im klassischen Altertum. In Griechenland erwiesen sich die Tyrannen, später das athenische Volk, oder richtiger seine Führer, als eifrige Förderer der Literatur. Das gleiche gilt von den Führern des römischen Volkes. Das literarische Protektorat trug hier zunächst den Charakter unverbindlicher Freundschaft, machte dann aber bald den Dichter zum Klienten eines Grofsen. Der Bedeutung des Augustus und des Mäcenas für die Dichtungen des Goldenen Zeitalters ist ein längerer Abschnitt gewidmet.

H. wendet sich jetzt der Übergangsperiode zwischen Altertum und Mittelalter zu, die er als "Dark Ages" bezeichnet. Ich möchte es dahingestellt sein lassen, ob er für diese Periode die Kontinuität der antiken Kultur nicht etwas unterschätzt, die trotz des Zusammenbruchs des Römerreichs und der erst

allmählichen Entwicklung der germanisch-romanischen mittelalterlichen Kultur im ganzen doch viel weniger radikal weggefegt wurde als vielfach angenommen wird — man vergleiche hierzu etwa die bei Teubner erschienenen Aufsätze „Vom Altertum zur Gegenwart“ (2. Aufl. 1921). Übrigens stellt H. selbst fest, daſs auch in dieser Zeit von einem völligen Aussterben des literarischen Patronats keine Rede ist, mindestens im Osten. Er schildert dann das Patronat in den Zeiten, die wir als karolingische oder ottonische Renaissance anzusprechen gewohnt sind, und die Literaturblüte in England unter Alfred, die so eng mit der Förderung der Autoren durch diesen König zusammenhängt.

Das II. Kapitel führt uns in das eigentliche Gebiet der Studie ein. Es behandelt den *scop*, den Skalden, den Barden und den Minstrel. Anmerkungsweise möchte ich hier bemerken, daſs die von H. Seite 21 gegebene Erklärung von *scop* als "maker", die *scōp* voraussetzen würde, heute kaum mehr aufrechterhalten werden kann; vgl. z. B. N. E. D. und Falk und Torp, *Norwegisch-dänisches etymol. Wörterbuch*, die *scŏp* ansetzen und es zu an. *skop, skaup* 'Spott' stellen: der *scop* ist demnach ursprünglich als Verfasser von Spottgedichten anzusehen. Die Bedeutung, die der *scop* an den ags. Höfen besaſs, die hohe Achtung und reichliche Belohnung, die ihm zuteil wurde, skizziert der Verfasser an Hand der einschlägigen Literaturdenkmäler. Wir haben hier eine sehr ausgebildete Form des Patronats; denn der *scop* ist der Sänger der Höfe, die Dichtkunst sein Beruf, — wennschon sein Wirken über Dichten und Singen weit hinausging. Ganz ähnlich ist die Stellung des Skalden an den skandinavischen, die des Barden an den irischen und wallisischen Höfen. Im Laufe des Mittelalters entwickelt sich aus all diesen Vorläufern der höfische Minstrel, neben dem es noch den fahrenden Minstrel gibt: des letzteren Stammbaum führt bis auf den alten römischen Mimus zurück. — Von seiten der Groſsen entspringt das Patronat des Minstrels vor allem dem Wunsche nach Verherrlichung ihrer Taten. Mit dem Zusammenbruch des Feudalsystems verschiebt sich das bisherige Verhältnis zwischen dem Adeligen und dem Minstrel vollständig. Aus dem letzteren wird der unabhängigere *man of letters*, dem der Adelige jedoch auch weiterhin ein wohlwollendes Protektorat entgegenbringt.

Das III. Kapitel befaſst sich mit dem lyrischen Sänger des Mittelalters, dem provenzalischen Troubadour, dem nordfranzösischen Trouvère und dem deutschen Minnesänger. Alle drei Spielarten zerfallen in zwei Gruppen: in berufsmäſsige lyrische Dichter und in solche, die sich dem Minnesang nur nebenbei, aus Liebhaberei zuwenden. Die letzteren üben zugleich vielfach ein Patronat über die ersteren aus, die ihrerseits für ihr Fortkommen vollständig auf die Freigebigkeit der Groſsen angewiesen sind. Die Kunst der Troubadours ist ihrem Wesen nach aristokratisch, und Fürsten und Adelige wetteifern denn auch im Patronat der Dichter. Aus der Fülle der Beispiele, womit H. das Patronat über den Troubadour und seine nördlicheren Brüder anschaulich macht, sei namentlich Eleonore von Aquitanien hervorgehoben, die für die Lyrik des Mittelalters von so groſser Bedeutung war, indem sie als Gemahlin Ludwigs VII. von Frankreich, dann Heinrichs II. von England, erst den französischen, dann den englischen Hof zum Mittelpunkt des Minnesanges machte. Auch Marie de Champagne möchte ich noch herausgreifen, als die groſse Anregerin und Förderin Chrétiens von Troyes, und den deutschen Kaiser Friedrich II., der unter anderem auch Walter von der Vogelweide seine Gönnerschaft zuwandte.

Das IV. Kapitel erörtert die Entwicklungsphasen des literarischen Patronatswesens im Mittelalter. Sie werden von den sporadischen und unsicheren Anfängen bis zum Ausbau eines völligen Systems in der Renaissance übersichtlich dargestellt, indem der Verfasser gleichzeitig die sozialen und politischen Bedingungen erörtert, die dem Patronatswesen zugrunde liegen: für den mittelalterlichen Autor — mindestens auſserhalb des Klerus — gibt es keinen anderen Weg aus seiner Kunst Kapital zu schlagen, als sie eben in den Dienst eines Groſsen zu stellen. Daraus geht einerseits hervor, daſs die Bedeutung des Patronats für das Mittelalter gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann, anderseits liegt es aber auch auf der Hand, daſs die Ausübung der Dichtkunst als Beruf bei solcher Abhängigkeit immerhin eine gewagte und unsichere Existenz bedeuten muſste. In der Tat finden wir in den mittelalterlichen Handschriften auch zahlreiche Klagen über das Versagen der Gönner. Der praktische Mensch des Mittelalters verfiel aber bald auf den Ausweg, die Dichtkunst

als Nebenberuf auszuüben und sich seinen Unterhalt durch anderweitige Beschäftigung zu verdienen: Chaucer, Gower, Hoccleve, Lydgate z. B. haben sämtlich diesen Weg beschritten. Das ganze Patronatswesen wandelt sich natürlich mit einem Schlage mit der Erfindung der Buchdruckerkunst; von nun an kann die Haupteinnahmequelle des Autors der Verkauf seiner Bücher, und das allgemeine lesende Publikum sein Hauptpatron werden, während die Werke des mittelalterlichen Schriftstellers immer, wenn nicht blofs für seinen Patron, doch nur für einen sehr kleinen Kreis berechnet sind. Bei aller grundsätzlichen Betonung der Bedeutung des Patronatswesens unterläfst H. nicht den Hinweis, dafs ein Teil der mittelalterlichen Literatur unabhängig davon geschrieben wurde. Das ist vielfach der Fall bei religiöser Dichtung, die ausschliefslich der Erbauung und Belehrung dienen sollte, aber gelegentlich auch bei anderen Werken, etwa historischer Art. Und es ist eine Selbstverständlichkeit, dafs es auch im Mittelalter Dichter gibt, die einfach aus innerem Drang und zu ihrer eigenen Befriedigung zur Feder greifen.

Das V. Kapitel beschäftigt sich speziell mit der höfischen Literatur. Gelegenheitsdichtungen, Panegyriken, höfische Epik und höfische Minnepoesie, politische Dichtung, Totenklagen sind die verschiedenen Kanäle, durch die infolge des höfischen Patronats die Dichtung geleitet wird. Bemerkenswert ist die lange Liste von Froissarts Gönnern, die H. aus dem Dichter selbst in einer Anmerkung zitiert. — Den auf Bestellung geschriebenen Werken ist das nächste Kapitel gewidmet. Sie pflegten dem Verfasser reichen Lohn einzubringen, mindestens aber bedeuteten sie Förderung und Ermutigung. Aus der Art der geforderten Werke, von denen H. auf viele im einzelnen eingeht, lassen sich interessante Schlüsse auf den Zeitgeschmack ziehen. Der Brauch Bücher auf Verlangen zu liefern, wurde auch noch von den ersten Buchdruckern fortgesetzt. Spätere Drucker dagegen orientierten sich mehr und mehr nach dem breiteren Publikum. Weiter beschäftigt sich der Verfasser mit den untertänigen Entschuldigungsepilogen, mit denen namentlich im 15. Jh. der Autor gern am Ende seines Buches Nachsicht mit dessen Mängeln erbittet, und mit der damit verwandten Geleitformel: *Go, little book*, womit der Autor seinem Werk sozusagen seinen Segen mit auf den Weg gibt.

Das nächste Kapitel behandelt mit grofser Ausführlichkeit die mittelalterlichen Buchdedikationen, die eine Apotheose desjenigen darstellen, der die Widmung entgegennehmen soll. Diese Dedikationen sind im Mittelalter im allgemeinen als Ausschau nach einem Patron oder als Ausflufs des schon bestehenden Patronatsverhältnisses zu werten und sinken mehr und mehr zur Käuflichkeit herab. Der Patron, dem ein Buch gewidmet worden war, pflegte in gewissem Sinn die Funktion des heutigen Verlegers auszuüben; er sorgte für weitere Verbreitung des betreffenden Werkes. Das Kapitel enthält zahlreiches Belegmaterial für das Widmungswesen. Unter den vielen Patronen, die H. in diesem Zusammenhang namhaft macht, sei besonders Humphrey von Gloucester erwähnt. Einen Schritt weiter noch als die Widmung ging die Überreichung eines besonderen Exemplars eines Werkes an den Gönner; von dieser handelt das IX. Kapitel. Das X. Kapitel hat die Belohnungen zum Gegenstand, die dem Autor von seinem Patron zuteil zu werden pflegten, teils in „Sachwerten", wie wir heute sagen würden, teils in der Form von Geldgeschenken, teils späterhin in der Verleihung von Pensionen und Ämtern.

Das Kapitel *Hints for Patronage and the Epistle Mendicant* zeigt uns den patronats- und lohnbedürftigen mittelalterlichen Autor teils drohend, teils mehr oder weniger schamlos bettelnd. Das XII. und letzte Kapitel geht noch im besonderen auf die literarischen Patrone in England ein. Durch die Jahrhunderte hindurch war hier das Protektorat vorzüglich Sache des königlichen Hofes. — Das Schlufswort gibt einen kurzen Überblick und fafst die Wirkungen zusammen, die von dem Patronatswesen ausgegangen sind. Sie erstreckten sich einmal auf die Produktion, für die es Ansporn, ja nahezu Voraussetzung war, ferner auf Gegenstand und Form der Werke, die den Wünschen des Patrons angepafst wurden. Gewaltig ist auch der Einflufs des Patronatswesens auf die Ausbreitung der Buchdruckerkunst. —

Der Verfasser füllt ohne Zweifel mit seiner Studie in dankenswerter Weise eine bisher bestehende Lücke aus. Die grundlegende Bedeutung des Patronatswesens für die mittelalterliche Literatur hat er überzeugend zum Ausdruck gebracht. Es liegt in der Natur einer solchen Studie, dafs sie manches allgemein Bekannte mit hereinziehen mufs; doch hat der Ver-

fasser das ganze Material geschickt unter den Gesichtspunkt seines speziellen Themas gestellt und ein gutes Stück Kulturgeschichte anschaulich zu machen verstanden. Nicht durchaus glücklich in allen Teilen dürfte die Anordnung des Stoffes sein; sie nötigte zu verschiedenen Wiederholungen, die anders vielleicht hätten vermieden werden können. Auch innerhalb der einzelnen Kapitel sind die Gedankengänge manchmal nicht ganz durchsichtig entwickelt. Die zahlreichen Druckfehler wird der Autor ebenso bedauern wie der Leser, um dessen „Patronat“ es ihm zu tun ist. Die Gründlichkeit und Sorgfältigkeit der Studie verdienen vollste Anerkennung.

Z. Zt. Bryn Mawr, 20. Febr. 1925. Erna Fischer.

---

**Herbert Schöffler, Neues Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache.** In zwei Teilen. Erster Teil: Englisch-deutsch mit englischer Aussprachebezeichnung. Otto Holtzes Nachfolger, Leipzig 1923.

An handlichen Wörterbüchern des Englischen haben wir keinen Mangel. Das vorliegende füllt zunächst eine Lücke aus in der Wörterbücherreihe des Verlags, aber auch den Benutzern erweist es seine Existenzberechtigung, denn der Verfasser hat auf knappstem Raume möglichst viel Material zusammengetragen und sich bei jedem Wort einer ausführlichen und einwandfreien Aussprachebezeichnung bedient. Hierbei hat er sich natürlich die Vorzüge guter Vorbilder, wie Grieb-Schröer, Muret-Sanders und andere, zunutze gemacht. Über sie hinaus geht er in der Hereinnahme der durch den Krieg und die Weiterentwicklung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse geschaffenen Worte. Für die hierbei in Frage kommende Zeit nach 1914 „halfen nur die Lektüre und gelegentliche Auskunft von Engländern“. Die Etymologie, das sei noch ausdrücklich festgestellt, ist grundsätzlich ausgeschaltet. Verliert man bei der Beurteilung den Rahmen nicht aus dem Auge, in den sich das Wörterbuch fügen soll, so mufs gesagt werden, dafs Schöffler sehr gute Arbeit geleistet hat, die in ihrem phonetischen Teil besonderes Lob verdient.

Referent hat das Buch monatelang geprüft. Es reicht z. B. aus für Hardys Novellen, jedoch nicht durchaus für den Anzeigenteil einer Zeitung. Druckfehler sind nicht vor-

gekommen. Die Tücke des Zufalls hat es gefügt, dafs *to advance, advancement, advantage, advantageous* und *advent* ausgefallen sind.

Frankfurt a. M. Max Friedrich Mann.

---

**Curiosities of English Pronunciation and Accidence for the Use of Students and Teachers.** By **Max. Henry Ferrars.** J. Bielefelds Verlag. Freiburg i. Br. 1924. 1,60 M.

A second edition is generally taken as a proof that a book has a right of existence. In the present case I am not prepared to accept the truth of the statement. For one thing there is no indication when the first edition was published. For all I know it may have been in the nineteenth century. There is nothing in the contents to contradict this supposition. But the author does not claim to be an expert, so that it is impossible to say. But it seems to me certain that students and teachers cannot profit by this work. There is hardly sufficient ground to review it in a periodical like the 'Beiblatt'.

The concern of the author is how to advise Germans in the attempt to learn English pronunciation. He warns them against Cockney English, which according to him is prevalent among German students of English. I have no opinion on this subject, but I am not prepared to take the statement on the authority of the author. His advice to German students does not seem very practical: as the "best English" is the English of "London Society", the unfortunate schoolmaster can never acquire it; for what schoolmaster, and above all, what German schoolmaster will be able to penetrate into this select circle? I believe however, that the problem is not so hopeless. Our Dutch schoolmasters boldly enter the boarding-houses against which the author warns his readers, and even enter the middle-class households willing to receive paying-guests. And lo, when Englishmen visit Holland, they are surprised at the great number of Dutch people who speak English "perfectly".

For the rest, students will continue to study phonetics If this is done in the proper way, and if the study is really based on the sounds of the pupil's native dialect, the results will be satisfactory.

Amersfoort. E. Kruisinga.

---

**Neil C. Brooks, The Sepulchre of Christ in Art and Liturgy.**

A. u. d. T.: **University of Jllinois Studies in Language and Literature.** Bd. VII, 2. Mai 1921.

Die Arbeit hat vorwiegend liturgiegeschichtliches Interesse. Nach einer kurzen Würdigung des heiligen Grabes in Jerusalem, die sich im wesentlichen an Heisenbergs Grabeskirche anschliefst, erörtert der Verfasser die verschiedenen Typen der Darstellung des hl. Grabes im frühen Mittelalter auf Ampullen, Sarkophagen, Elfenbeinen und Miniaturen. Er weist eine Beziehung zwischen Hochaltar (ciborium) und hl. Grab ab. Die nun folgenden Kapitel beziehen sich auf die liturgischen Gebräuche der Char- und Ostertage, soweit sie mit dem hl. Grab in Berührung stehen, also depositio, elevatio und visitatio. An umfangreichem Material wird das Vorkommen der einzelnen Zeremonien, sowie ihre Beziehungen untereinander dargestellt, besonders eingehend die Bergung des Allerheiligsten von der eigentlichen Begräbnis- und Auferstehungsfeier getrennt. Die Rubriken der liturgischen Bücher (für das Festland) sowie Kirchenrechnungen (für England) geben Aufschlufs über die verschiedenen Formen des heiligen Grabes und die Vorgänge bei seiner Errichtung. Schliefslich fafst ein kurzes Schlufskapitel die dauernden architektonischen Gestaltungen des hl. Grabes zusammen, wie sie sowohl auf dem Kontinent wie England sich vor allem aus dem 15. Jh. erhalten haben. Ein Anhang bringt Texte der depositio, elevatio und visitatio.

Das Material ist fleifsig zusammengetragen und übersichtlich geordnet, wenn auch dem Verfasser die Monumente nicht in ihrer ganzen Fülle bekannt sind. Dazu vermifst man ein tieferes Eindringen in das eigentliche Problem: aus welcher geistigen Haltung die einzelnen Darstellungen und Zeremonien entspringen. Schon die Stellung der Frage hätte den Verfasser davor bewahrt, frühmittelalterliche Darstellungen des hl. Grabes und Begräbnisses Christi ohne weiteres mit liturgischen Zeremonien, die sich aus Textstellen: „Quem quaeritis?“ „Non est hic“ entwickeln, zusammenzustellen. Sie hätte ihm gezeigt, wie das spätmittelalterliche „hl. Grab“ mit seinen lebensgrofsen Steinfiguren gar nicht ohne weiteres mit eben zur liturgischen Feier hergerichteten Symbolen gleichzusetzen ist. Schliefslich bleibt es verwunderlich, warum die früh-

mittelalterlichen Darstellungen wohl angegezogen sind, aber nicht die ganze Fülle der spätmittelalterlichen Malerei, da es doch im Titel heifst: das Grab Christi in Kunst und Liturgie.

Giefsen. L. Neundörfer.

---

## Das altenglische Gedicht auf Wilhelm den Eroberer.

Die Laud-hs. E der altenglischen Annalen enthält zum Jahre 1086 ein Gedicht über Wilhelm den Eroberer in vierhebigen, paarweise gereimten Kurzversen, das, wenn auch zum Teil mangelhaft überliefert, durch einige leichte Änderungen und Ergänzungen leicht herzustellen ist. Kluge wies zuerst in PBrBeitr. IX, 447 darauf hin und druckte auch den gröfsten Teil des Gedichtes ab. Unter Zugrundelegung von Plummers Ausgabe S. 220 f. möchte ich jetzt folgenden Rekonstruktionsversuch wagen.

*Castelas hé lét wyrcean*
*ond earme swíðe swencean.*
*Se cyng wæs swá swíðe stearc*
*and benam ⟨ful⟩ manig mearc*
*of his underþéoddan,*
*⟨. . . . . . .⟩ man,*
*⟨feola⟩ punda goldes*
*and má ⟨þonne⟩ hundred seolfres.*
*Ðæt hé nam be wihte*
*and mid mycelan unrihte*
*of his land-léode*
*for litte⟨l⟩re néode.*
*Hé wæs on gítsunge befeallen*
*and grǽdinesse hé lufode mid ealle.*
*Hé sætte mycel déor-frið*
*and lægde laga þǽr-wið,*
*þæt swá-hwá-swá slóge*
*on þæs cynges ⟨scóge⟩*
*heort oððe hinde,*
*þæt hine man scolde blendan.*
*Hé forbéad þá heortas,*
*swylce éac þá báras;*
*swá swíðe hé lufode þá héadéor,*
*swilce hé wǽre heora fæder.*

*Éac hé sætte be þám haran,*
*þæt hí mósten fréo faran.*
*His ríce men hit mǽndon*
*ond þá earman hit beceoradon.*
*Ac hé ⟨wæs⟩ swá swíðe stíð,*
*þæt hé ne rohte heora níð,*
*ac mid ealle hí móston*
*þes cynges wille folgian,*
*gif hí woldon libban*
*oððe land habban,*
*land oððe ǽhta,*
*oððe wel his sehta.*
*Wá-lá-wá, þæt ǽnig man*
*sceolde swá módigan,*
*hine sylf upp ahebban*
*and ofer ealle men tellan!*
*Se ælmihtiga god*
*cýþæ ⟨þurh his hálig mód⟩*
*his sáule mildheortnisse*
*and his synna forgifenesse!*

---

2 *earme men.* 4 f. *of his underþeoddan man manig marc.* 7 f. *goldes ond má hundred punda seolfres.* 9 *Đet.* 13 *befeallan.* 14 *-næsse.* 16 *and he.* 20 *blendian.* 28 *earme men. -ceorodan.* 30 *heora eallra.* 31 *ac hi moston mid ealle.* 35 *eahta.* 38 *modigan swa.* 44 *and do him his synna.*

Anmerkungen. V. 4 ff. sind ganz in Unordnung geraten und meine Herstellung derselben kann natürlich nur eine Vermutung sein. — 12. *néode* steht hier für *néade.* — 18. *scóg* = an. *skógr* ist zwar im NED. erst seit 1375 belegt, aber ich trage kein Bedenken, es hier als passendes Reimwort einzusetzen. — 21 f. sc. zu jagen oder zu töten. — 23. *Héadéor* wurde also schon wie *hæder* gesprochen. — 42. Vgl. *þurh hálig mód*[1]) Dan. 98.

[1]) *mód* ist im Ae. bekanntlich Neutrum, was nicht jeder Anglist zu wissen scheint.

Kiel. F. Holthausen.

---

## The Wakefield Mysteries.

Sir, — Will you kindly allow me a little space in your columns in order to draw attention to an important discovery which has just been made in connexion with the Wakefield Mysteries?

In the year 1899 I contributed a paper on this subject to the "Yorkshire Archæological Journal", volume XV., which I amplified and republished a year later in "Anglia", vol. XII. In these papers I endeavoured to prove that the mystery Plays, which were then called "Towneley Plays", and were supposed to have been performed at Woodkirk, near Wakefield, should properly be called "Wakefield Mysteries", as they were acted at Wakefield itself, and not at Woodkirk.

In support of this view I pointed out that when the Towneley Library was sold in 1814 Mr. Douce, in annotating the catalogue of sale, made a conjecture that the plays in question had "belonged to the Abbey of Widkirk near Wakefield; that this conjecture had no foundation in fact, and was actually abandoned by him at a later time; that there was no place called Widkirk near Wakefield; that Professor Skeat's attempt to identify it (on philological grounds) with Woodkirk was not confirmed by any discovery of such an alternative spelling (*Wid-* for *Wood-*) in the numerous local documents that I had examined for this purpose; and that there was no evidence that any religious plays had ever been acted at Woodkirk, a small village and quite unsuitable for such performances.

My chief arguments in favour of Wakefield being the scene of the performance of these Mystery Plays were as follows:

1. Wakefield and its Trade Guilds are mentioned more than once in notes added to the original manuscript.

2. The allusion to Goodybower and its quarry (Mactatio Abel, 68) would be aimless unless made in Wakefield; for Goodybower was close to Wakefield Church and the site on which the Grammar School was built about 1595; it would, moreover, be a very suitable place for a performance of religious plays, and its very name seems significant.

3. Horbury, which is quite close to Wakefield, is mentioned (Secunda Pastorum, 455), and "the crokyd thorne" (ibid. 403) seems to point to Thornes, a suburb of Wakefield.

4. The place of representation must have been a town of some size and importance, with Trade Guilds to undertake the work and expense.

5. Wakefield had a company of stage players, as is stated in the York City Account Books for 1446.

6. Wakefield has long been called "Merrie Wakefield", and this epithet would well suit a place where Mystery Plays were acted.

At the same time I lamented the fact that no historical records of the Wakefield Trade Guilds had been preserved, since these would have given information about the plays: such valuable records exist in connexion with the three other great cycles of religious plays — York, Coventry, and Chester.

But I have been recently informed by my friend Mr. J. W. Walker, F. S. A., that he has found amongst his papers some portions of the records of the proceedings of the Wakefield Burgess Courts which partly supply this deficiency: I therefore quote from his notes the references to these plays:

[26 Apl. 1533] "Item a payne is layed yt Gyles Doleffe shall brenge in or causse to be broghte ye regenall (original) of Corpus Christi play befo. ys and wytsonday. In pane ..."

"Item a payne ys layde yt ye mesters of ye Corpus Christi playe shall come and mayke thayre a Counts (accounts) before ye gentyllmen and burgesses of ye to(-un) before this and mayday next. In payn of eiverie one not so doynge ... 20s."

[Michs. 1556] "Paynes ladye by the burges enqueste at the Courte kepte at Wakefelde nexte after the feaste of Saynte Michaell thearchaungell in thirde and fourte years of the Reynes of our Soveraigne Lorde and Ladye Kinge Philyppe and Quene Marye, 1556. Item a payne is sett that everye crafte and occupacion doo bringe furthe theire pagyaunts of Corpus Christi daye as hathe bene heretofore used and to gyve furthe the speches of the same in after holydayes in payne of every one not so doynge to forfett xls."

From these extracts it is clear that there cannot now be any reason to doubt that the plays in question were Wakefield plays, and performed there on the festival of Corpus Christi by the Trade Guilds of the town. It may also be that the scholars of the Grammar School performed some of the plays at times, in accordance with the well-known custom observed in many other schools before the Reformation. I have discovered in the Dodsworth manuscripts a mention of a school in Wakefield as early as 1275, about a century before the earliest of the Wakefield plays appear to have been written.

I may add that Mr. Walker suggests that the original copy of the plays (which was purchased for America only recently)

came into the possession of the Towneley family of Whalley in Lancashire through their connexion with the Nowell family at Wakefield: but this still remains to be proved.

I am Sir, yours very truly,

Matthew H. Peacock,

Formerly Headmaster of Wakefield G. S.

21 Northmoor-road, Oxford.

---

## John Galsworthy's The Forest.

(A Drama in Four Acts. London, Duckworth, 1924.)

Im März vorigen Jahres wurde zum erstenmal ein neues Drama des bekannten Schriftstellers Galsworthy in London im St. Martin-Theater aufgeführt. Es verdient als Kritik des imperialistischen Kapitalismus und der Prinzipien der englischen Kolonialpolitik eine nähere Betrachtung. Der Titel lautet: The Forest — der Urwald, und als Motto steht darunter: *"you own by tooth and claw, my boy — forest law."* In scheinbarem Widerspruch zu diesem Titel führt uns die erste Szene in die City von London in das Konferenzzimmer eines grofsen Finanziers Bastaple. Er hat eine Konferenz einberufen lassen, und so versammeln sich hier nach und nach Tregay, ein Kriegskorrespondent, Stanforth, Herausgeber eines liberalen Blattes, Lord Elderleigh, Vertreter der Nonconformists, Pole Revers vom Auswärtigen Amt, und Robert Benton, ein Politiker, Imperialist.

Diesen Männern setzt nun Bastaple auseinander, dafs es notwendig sei, eine Expedition von Mombassa durch Uganda nach dem Kongo zu schicken, da wieder Gerüchte über Sklavenhandel dort aufgetaucht seien. Einen Expeditionsleiter hat er bereits an der Hand. Der Lord und der Vertreter der Liberalen sind begeistert für die Idee und zeichnen auch gröfsere Summen Geldes, die aber in keinem Verhältnis zu den grofsmütig von Bastaple gespendeten 10000 Pfund stehen. Es wird nach Mombassa telegraphiert, Strood, der Expeditionsleiter, solle die richtigen Leute anwerben und nach dem Inneren gehen. Alle sind voller Bewunderung für Bastaples Gofsmut und Unternehmungsgeist, nur Tregay emp-

fiehlt sich freundlich lächelnd mit den Worten: „Gute Kapitalsanlage“. In der Tat stellt es sich heraus, als Beton, der Imperialist, und der Finanzier allein zurückbleiben, daſs die ganze Expedition nur ein Schachzug Bastaples und Betons ist, der Sklavenhandel aber nur "a red herring" für die Liberalen und die Frommen im Lande. — Bastaple hat nahezu sein ganzes Vermögen in Aktien der Südafrika-Kompanie angelegt. Diese steht aber vor dem Zusammenbruch, wenn ihr die Erlaubnis entzogen wird, in den Bergwerken gelbe Kulis zu beschäftigen. Die Abstimmung hierüber soll in einigen Monaten stattfinden. Beton als Imperialist sieht das einzige Heil des Landes im Bestehen der Kolonialgesellschaft und hat daher auch starkes Interesse daran, daſs der Antrag auf Erhaltung der "Cooli-Labour" durchgeht. Beide hoffen, daſs die Stroodsche Expedition auf Sklavenhandel stoſsen und dabei irgendwie in Kollision mit Belgien geraten wird. Dadurch würden die Interessen Englands von der Kulifrage abgelenkt werden, und die Gesellschaft sowohl wie die Finanzen Bastaples wären gerettet. Als Bastaple allein ist, befiehlt er, alle seine Aktien bis auf 20000 unter anderen Namen gehen zu lassen. Zum Schluſs empfängt er noch einen Spion, der ihn vor dem in Bälde zu erwartenden Burenkrieg warnt.

Der zweite und dritte Akt spielen in Afrika: — wir erleben die Schicksale und den Untergang der Stroodschen Expedition. Sie besteht zunächst aus Strood, dem Leiter, Franks, dem Arzt, Lockyer und Collie, zwei Offizieren, und den üblichen Trägern und sudanesischen Soldaten. Aus einem Gespräch mit einem befreundeten Elefantenjäger erfährt Strood von der Existenz eines Diamantenlagers weit im Süden, jenseits des Lualaba im Matabeleland, das von Kannibalen bewohnt ist. Niemand auſser dem Jäger, einem Belgier und einem Araber Samheda kennt den Platz. Eine glänzende Idee scheint es nun Strood, dem Belgier zuvorzukommen, Entdeckerrechte geltend zu machen, wenn möglich das Gebiet für England zu gewinnen, wenn nicht, so doch wenigstens auf diesem Wege Streit mit den Belgiern vom Zaune zu brechen. Allerdings ist der Weg gefährlich, er setzt sein und seiner Untergebenen Leben aufs Spiel, aber das ist ihm gänzlich gleichgültig, er veranlaſst sogar noch den Naturforscher Herrick durch Vorspiegelung falscher Tatsachen, mit ihm zu gehen. Denn

die Schwester des Arabers Samheda ist Herrick treu ergeben, sie geht nur mit der Expedition mit, wenn Herrick daran teilnimmt, und sie ist wiederum die einzige, die Strood zu Samheda führen kann, der auf verbotner Sklavenjagd im Matabeleland ist. Ein Brief, den Samway, der Elefantenjäger, Strood mitgibt, soll Samheda veranlassen, den Weifsen das Diamantenlager zu zeigen und sie sicher durch das Land der Kannibalen zu führen. Die folgenden Szenen zeigen nun die Expedition weit im Innern, Fieber, Hunger, Überanstrengung haben schon den gröfsten Teil der Träger hingerafft. Die Offiziere sind krank, der Arzt ist dem Tode nahe. Man hat den Luabala überschritten, ist im Gebiete der Kannibalen und der vergifteten Pfeile. Niemand weifs, wohin es gehen soll, da Strood bis jetzt über seine wahre Absicht geschwiegen hat und alle im Glauben liefs, dafs es sich nur um ein Aufstöbern von Sklavenhandel rechts vom Lualaba aufserhalb des Kannibalengebietes handele. Die Träger verlangen die Heimkehr — Strood zwingt sie zu bleiben. Den Offizieren erklärt er jetzt seine Absicht; sie bleiben, weil er sie bei ihrer Ehre packt, trotzdem sie den sicheren Tod vor Augen sehen. Alle zwingt Strood, teils mit Gewalt, teils durch die Macht seiner Persönlichkeit, nur der Araberin Amina gegenüber verfehlt sein herrischer Ton die Wirkung: so sehr sie Herrick liebt, so sehr hafst sie Strood. Das wird allen verhängnisvoll. — Sie stiehlt den Brief an ihren Bruder aus Stroods Zelt; wütend läfst sich Strood dazu hinreifsen, sie zu schlagen. — Den Brief erhält er nicht von ihr zurück, sie behauptet, ihn gegessen zu haben, aber sein Untergang ist besiegelt. Dr. Francks mit Herrick und einigen Kranken allein zurücklassend, marschiert Strood ins Ungewisse hinein weiter, Amina gewaltsam mit sich führend. Sie macht sich frei und eilt zu Herrick und Franks zurück und sagt ihnen, dafs sie den Brief noch habe und sie retten wolle. Herrick aber will Strood, trotzdem dieser ihm nicht sympathisch ist und sie alle getäuscht hat, nicht im Stich lassen. Er eilt mit Amina der Expedition nach und findet bereits alle vollkommen in den gewissen Tod ergeben bis auf Strood, der allein keine Entmutigung zeigt. Amina holt jetzt ihren Bruder, den sie aber über ihre Feindschaft zu Strood aufklärt. Es beginnt eine Unterhandlung, in der Samheda nach Stoods Meinung zu

hohe Forderungen stellt, er will darum ihn und Amina gefangen nehmen, aber beide entwischen, nachdem Samheda Collie, den einen Offizier, getötet und Kapitän Lockyer die Sehnen der Kniee durchgeschnitten hat. Die Träger und die Sudanesen fliehen alle. Strood und Herrick bleiben allein übrig. Herrick wird von den herannahenden Kannibalen getötet, Strood durch Amina, die vergeblich versucht hat, Herrick zu retten.

In grellem Gegensatz zu den furchtbaren Szenen im Urwald steht nun der letzte Akt, der uns zeigt, wie Bastaple auch aus diesem Unglück kaltblütig seinen Nutzen zieht. Anfangs scheint es, als ob es ihm diesmal schlecht gehen würde, er erhält die Gewifsheit, dafs der Krieg mit den Buren in 14 Tagen beginnt; von der Expedition keine Nachricht, der Antrag auf Cooli-Labour geht nicht durch, seine Aktien sinken, er scheint ein ruinierter Mann zu sein. — Da erscheint Dr. Franks, der einzig Überlebende der Expedition, bei ihm in London und berichtet ihm alle Einzelheiten, vor allem aber, dafs Strood auf der Suche nach einem Diamantenfeld gewesen wäre, sich dadurch zu weit ins Innere gewagt hätte und darum untergegangen sei. Da blitzt in Bastaples Hirn ein rettender Gedanke auf: durch seine Kreatur, einen ihm treu ergebenen Sekretär, läfst er aus Portugal eine fingierte Depesche aufgeben, nach der man angeblich von Strood gehört hat, dafs er bei seiner Expedition ein Diamantenfeld für die South-Africa Company entdeckt habe. Die Aktien steigen, alle unter fremden Namen eingetragenen läfst Bastaple verkaufen, aber offiziell läfst er eine natürlich verschwindend kleine Anzahl auffällig für sich kaufen. Das ist das Signal für ganz London zu kaufen, Tausende fallen auf den Schwindel herein, verlieren ihr Vermögen, ihre Existenz — aber die Finanzen Bastaples sind gerettet. Den empörten Franks und den alles durchschauenden Tregay, die zu ihm eilen und ihn zur Rechenschaft ziehen, weist er hinaus, zu beweisen ist ihm nichts. Tregay hat recht, wenn er sagt: "his pads leave no track", und bezeichnend ist der letzte Satz der szenischen Bemerkungen, mit denen das Stück schliefst, — nachdem Bastaple seinem Sekretär zugerufen hat: "increase my charities this year, double them" — bleibt er allein auf der Bühne — "his face has on it a half-smile, and he stretches himself with

a sigh of satisfaction, his fingers spreading and crisping unconsciously, like the claws of a cat". Und unwillkürlich wiederholt man innerlich die Worte Collies: "you own by tooth and claw, my boy — forest law". Und so schliefst sich der Ring um die äufserlich so stark auseinander fallenden beiden Teile dieses Dramas, das man vielleicht besser als eine Reihe dramatischer Szenen bezeichnen sollte. Zum richtigen Drama fehlt die einheitliche Handlung, die Entwicklung der Charaktere. In prägnanten Bildern zeigt uns Galsworthy die Gegenpole der Welt — London, den Mittelpunkt der Zivilisation — Matabeleland, Urwald und Kannibalen. Augenscheinlich die gröfsten Gegensätze und trotzdem demselben Gesetz gehorchend, dem Recht des Stärksten, dem, der am skrupellosesten seinen Egoismus durchzusetzen versteht. Beton, der Imperialist, vergleicht das Ringen der Menschen um ihre Existenz in London mit dem Aufschiefsen der Bäume in einer Urwalddichtung, er beruft sich auf Stanley, der denselben Eindruck gehabt habe. Und merkwürdig berührt es, wenn auch der gänzlich unphilosophische Collie zu Dr. Franks einmal gesprächsweise sagt: "England was Forest not so very long ago", worauf dieser ihn nur entgeistert anstarrt und wiederholt: "England?" Der Finanzier Bastaple ist nichts anderes und nicht besser, trotz seiner allgemein anerkannten Wohltätigkeit, als ein grofses Raubtier, das dank seiner Stärke die anderen bestiehlt, beraubt, tötet, ohne selbst Schaden zu nehmen. Es ist auch in der vielgepriesenen Zivilisation nicht anders, the survival of the fittest ist eine Auswahl der Stärksten, nicht der sittlich Höchststehenden. Das ist es, was Galsworthy in der Gestalt des Adrian Bastaple zeigt. Da haben wir einen Kaufmann, wie ihn der entartete puritanistisch-kapitalistische Geist in England entstehen liefs. Verblüffend in der Gröfse seiner Spekulation, am verblüffendsten aber in der Art sich zu sichern. Bastaples Schachzüge sind lückenlos, er ist in jedem Falle gedeckt. Der Erfolg mufs ihm gehören, sonst stürzt er ins Bodenlose. Er ist ein Schurke, aber er zwingt den Erfolg, und dieser macht ihn zum grofsen, gefeierten, anerkannten Mann in London, zum Auserwählten. Warum aber geht Bastaple so sicher? Weil sein Egoismus grenzenlos ist, weil er gänzlich skrupellos ist, nicht weil er irgend welche ethischen Werte in sich hat. Und warum das

alles? Bastaple ist reich, warum dieses ständige Vorwärtstreiben? Die City zerbricht sich den Kopf über ihn, man hat die romantischsten Ansichten über Bastaple und die Motive seines Handelns, und die Lösung des Rätsels gibt so einfach sein Vertrauter Farrel: "I don't believe you have an object, sir — nor a passion. It's — you couldn't stop yourself — that's all about it". So wird Bastaple mehr als die einzelne im Rahmen gewisser Ereignisse interessierende Gestalt einer Dichtung, er wird zum Typ des kapitalistischen Spekulanten, des seelenlosen Menschen, der sich durch nichts vom Tier unterscheidet. Neben ihm nimmt Beton, der Imperialist, der aus Liebe zu seinem Volk getrieben, die kolonialen Bestrebungen auf jeden Preis stützen will, eine mehr untergeordnete Stelle ein. Auch er ist nur ein Vertreter des Egoismus, des Lebenskampfes im grofsen; nicht für sein eignes, sondern für seines Volkes Wohl ist ihm jedes Mittel recht. Das übervölkerte England braucht Kolonien, darum mufs man diese stützen, darum will er die "Cooli-Labour" erzwingen, obgleich sie Sklavenhandel in anderer Form ist. Darum geht er Hand in Hand mit Bastaple, darum stützt er das Scheinmanöver der Expedition. Er spricht zwar mit Abscheu von dem rohen, widerlichen Kampf um die Existenz in der Natur, in Wirklichkeit ist er aber für rücksichtsloses Durchführen dieses Kampfes für sein Volk, und es ist sehr bezeichnend, wenn ihn Bastaple sarkastisch lächelnd fragt: "You will improve nature?" Bastaple, der Kapitalist, und Beton, der Idealist gehen zusammen, und indem der eine den eignen, der andere den Vorteil seines Volkes sucht, tragen sie den Kampf um die Existenz hinaus in fremde Erdteile, aus dem Gebiete der Zivilisation in den Urwald. Das mufs einen ungeheuren Kampf geben, zwei in sich geschlossene Lebensformen prallen aufeinander, der Urwald und der zivilisierte Mensch. Nicht wie Stanley hat Galsworthy das Gefühl, dafs der Wald dasteht und auf den lang ersehnten Weckruf der Zivilisation wartet, auf seine bestimmte Zeit, wo er zur Erfüllung seiner Pflicht erwacht. Für ihn sind die Wildnis und die Zivilisation nur zwei feindliche gleichberechtigte Lebensformen. Bezeichnend ist das Gespräch zwischen Lockyer und Collie, in dem letzterer meint, Gott werde ihnen nicht helfen, denn warum sollte er wohl wollen, dafs der Mensch den Urwald zerstöre, der doch

auch Gottes Schöpfung ist? Die Expedition Stroods ist nichts anderes wie ein Raubzug, sie entbehrt jedes ethischen Hintergrundes, so wird sie zur einfachen Kraftprobe zwischen Mensch und Urwald, bei der der Mensch der Schwächere ist und unterliegt. Wer aber ist es, der den Kampf führt, Bastaple-Beton selbst? unmöglich. Um die Ideen der beiden zu verwirklichen, ist ein Mann nötig, den es reizt, Unmögliches möglich zu machen, jener Typ des Engländers, von dem eine Linie hingeht zu den alten Wikingern. Persönlich mutig, vor keiner Gefahr zurückschreckend, ein Mensch, für den es das Wort „zurück" oder „unmöglich" nicht gibt, rücksichtslos und skrupellos seinen Untergebenen gegenüber, alles seiner Leidenschaft, durchzusetzen, was er sich vorgenommen hat, opfernd, das ist Strood. Unbedingt eine Herrennatur, imponierend noch dann, als er waffenlos, allein, von Feinden umlauert, im Urwald der Araberin gegenübersteht, nicht im offenen Kampf besiegt, sondern hinterrücks ermordet. Auch er wirft in rücksichtslosem Kampf alles sich ihm Widersetzende nieder, genau wie Bastaple, aber er sichert nicht, er ist nicht Verstand und Schlauheit, sondern vitale Kraft und Wille. Was ihn stürzt, ist sein grenzenloser Hochmut, er kennt nur sich, seinen Willen. Die meuternden Träger zwingt er zur Ruhe, die Offiziere versteht er an sich zu fesseln, trotzdem sie den Wahnsinn des Unternehmens sehen. Alles beugt sich ihm. So verliert er den Zusammenhang mit dem Leben. Er hält es nicht der Mühe wert, das Fremde, den Wald und seine Menschen, die er besiegen will, in ihrer Eigenart kennen zu lernen und zu achten. So beleidigt er die Araberin Amina und geht an ihrer Rache zu Grunde. Wie Galsworthy ihn aufgefafst haben will, geht wohl aus den Worten Collies hervor: "The Empire is built by men that've got an itch to measure their selves against the impossible. Strood's a great man in his way. There is not a square mile of civilised earth that hasn't a Strood at work on it".

Bastaple, der Kapitalist, Beton, der Imperialist, und Strood, der Eroberer und Willensmensch, das sind die drei Typen, die uns Galsworthy zeigt als Hauptstützen des britischen Imperiums, das entsteht aus dem Egoismus einzelner und eines ganzen Volkes, nicht aus dem idealen Grund, Zivilisation zu verbreiten und die Menschheit zu höheren Stufen der Ent-

wicklung zu führen. Von der Mission des auserwählten Volkes scheint Galsworthy nicht sehr erfüllt zu sein, jedenfalls spricht dieses Stück dem englischen Volk vorläufig die Berechtigung zur Führung dieser Flagge ab. So lange es noch selbst Urwaldgesetzen folgt, hat es kein Recht, sich über die Menschheit zu erheben. Ein hartes Urteil, das Galsworthy da seinem Volk und seiner Zeit spricht, pessimistisch bis zum äufsersten. Einen Weg zur Überwindung dieses Tiefstandes zeigt Galsworthy aber hier ebensowenig wie in seinen Romanen. Er deckt Mifsstände auf und stellt sie seinen Zuhörern klar vor Augen mit einer ungewöhnlichen Lebendigkeit und Gestaltungskraft. Seine Menschen leben, obgleich sich eine starke Typisierung nicht leugnen läfst. Aufserordentlich lebendig scheinen mir auch gerade die Urwaldszenen zu seien. Die szenischen Bemerkungen sind so klar und so stark bildhaft, dafs man fast bedauert, das Ganze nicht in einer Skizze geschildert zu finden. Andererseits ist es gerade bewunderungswürdig, wie er es versteht, durch wenig kurze Worte Situationen zu erläutern und uns den hoffnungslosen Kampf dieser Wenigen mit dem Wald vor Augen zu führen, besser als es in manchen seitenlangen Expeditionsberichten geschieht.

Nur zu natürlich ist es bei der Aktualität der ganzen in dem Drama gegebenen Tatsachen, nach historischen Zusammenhängen und Quellen zu suchen. Galsworthy sagt dazu selbst: "In this play none of the characters represent real persons, alive or dead. They are wholly imaginary. Nor are its history and geography entirely devoid of fancy". In der Tat findet sich denn auch kein historischer Bericht über eine Expedition gegen den Sklavenhandel von Mombassa aus nach dem Lualaba hin vor. Es entspricht im Allgemeinen den historischen Tatsachen, dafs England überall, im Süden Ägyptens, im Sudan, durch Baker und Gordon und an der Ostküste Afrikas besonders gegen den Sklavenhandel vorging, diesen auch wohl verhinderte, aber selbst dann das Land unter seinen Schutz nahm, es kolonisierte. In Ostafrika wurden durch das Verbot des Sklavenhandels die früheren Herren des Landes, die arabischen Plantagenbesitzer Sansibars, schwer geschädigt. Heimlich suchten sie den Sklavenraub weiter zu führen. Bestimmte Männer übernahmen einen bestimmten Bezirk im Innern, in dem sie nach wie vor ihr grausames

Gewerbe trieben, von den Eingeborenen gefürchtet, und selbst grimmige Feinde aller Weifsen, die sie vertrieben, wo sie konnten. Ein solcher Araber ist Samheda, der Bruder Aminas. Die Taktik der Engländer, durch Hervorrufen von Streitigkeiten sich das Recht zur Annexion eines Gebietes zu nehmen, ist auch genugsam bekannt, vor allem aus dem Vorrücken in der grofsen Kolonisationszeit des Cecil Rhodes in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunders. Cecil Rhodes könnte überhaupt als Vorbild sowohl für Bastaple als auch für Beton und Strood dienen. Er wird als rücksichtslose Herrennatur geschildert, als fanatischer Imperialist und als Spekulant, der selbst stark an dem Wohlergehen der Chartered Company of South Africa beteiligt war. Als sie unmittelbar vor einem Krach steht, verschleiert er diesen durch riesige Pläne, bezüglich einer Kap-Kairo-Bahn, und ebenso sucht er die Buren durch eine, in ihr Gebiet gemachte Expedition (unter der Führung von Jameson), die allgemeine Empörung hervorrief, zu provozieren, da der Krieg mit den Buren seinen Anhängern Gelegenheit gab, alte Vorrechte der Buren an sich zu reifsen. Das alles mögen Anhaltspunkte für Galsworthy gewesen sein.

Was nun die Darstellung der Expedition an sich, die Kenntnis der Verhältnisse im afrikanischen Urwald, ja auch die Charakteristik einzelner Personen anbetrifft, so stützt sich Galsworthy zweifellos auf den Expeditionsbericht Stanleys gelegentlich seiner Reise am Kongo-Umwimini entlang bis zum Albert Njansa zur Befreiung Emin Paschas, des Gouverneurs der Aequatorialprovinz. Mag es den sozialpolitisch interessierten Realisten Galsworthy gereizt haben, seinen Landsleuten einmal ihren gepriesenen Imperialismus entblöfst von der Phrase der Gottgesandtheit zu zeigen, so hat den Romantiker die Lektüre des Stanleyschen Buches tief beeindruckt, in dem so beredt das Schicksal von Menschen, die in das Dunkle, Unbekannte des Urwaldes eindringen und seine furchtbaren Geheimnisse kennen lernen, geschildert wird. Es ist ganz entschieden der gröfste Eindruck, den jeder durch das Stanleysche Buch bekommt — die unheimliche, dem Fremden feindlich gegenüberstehende Gewalt des Waldes, in dem kein Sonnenstrahl den Boden berührt, ewige Dunkelheit herrscht, in dem in einer ungeheuren Üppigkeit Individuen

entstehen, in dem der Existenzkampf so furchtbar und deutlich wie sonst nirgends vor Augen tritt, in dessen Dickicht fremde Völker mit vergifteten Pfeilen den Eindringling überfallen, in dem das Fieber lauert und tausend Mühsale, die dem Menschen die Kraft nehmen, bis er schliefslich gleichgültig gegen alles, was kommen mag, zu Boden sinkt und lieber stirbt, als weiter vordringt. Und diesem allen gegenüber steht Stanley, ein Weifser, mit seinem starken Willen, seiner Macht über die Menschen, der einmal selbst von sich sagt: „die höchste Leidenschaft meines Lebens ist gewesen, meine Unternehmungen glücklich zu Ende zu führen“. Sicher trägt Strood manche Züge von Stanley, dem wohl nicht mit Unrecht von den Leuten Emin Paschas, besonders von dessen Arzt Hassan, eine starke Neigung zum Despotismus nachgesagt wird. Die Notwendigkeit dieses absoluten Führertums, wie Strood sie ja am Anfang seiner Expediton fordert, geht ohne weiteres aus Stanleys Berichten hervor. Die Eingeborenen sind „ganz unkontrolliert in ihren Impulsen“. Sie laufen fort, wenn ihnen der Gedanke daran durch den Kopf schiefst, sie sind wie die Kinder, sie müssen mit unerbittlicher Strenge behandelt werden. Dafs Stanley darin — ebenso wie bei Galsworthy Strood — oftmals zu weit ging, berichtet ebenfalls der Arzt Hassan. Die Träger werden nicht wie Menschen, sondern wie Tiere behandelt: „sie wurden zu acht und zehnen mit Stricken um den Hals zusammen gebunden, dazu die schweren Lasten auf dem Kopfe“. Deserteure werden unerbittlich erschossen. Furchtbar ist bei Stanley die Schilderung des sogenannten Hungerlagers. Seine Leute können nicht mehr stehen vor Schwäche, Fieber stellt sich ein, täglich vermindert sich die Zahl der Leute. Eines Tages hat Stanley von 56 Leuten nur noch fünf übrig, seine Offiziere werden krank, die Leute klagen über Geschwüre, Schmerzen im ganzen Körper, dazu ständig Verluste durch die vergifteten Pfeile der Wilden. Das alles sind Schilderungen, in denen wir ohne weiteres die Grundlagen zu den Verzweiflungsszenen im Lager Stroods am Lualaba finden. Auch die merkwürdige Stellung der Sansibar-Sklavenjäger zwischen Weifsen und Kannibalen finden wir bei Stanley in der Schilderung des Tippu Tib und Abedben Selim mit ihrer leicht erregbaren Rachsucht und Unzuverlässigkeit. Stanley sagt von ihnen: „Sie machten sich

keine Skrupel das Blut der Heiden zu vergiefsen, gegen Weifse verschwören sie sich nur aus Rache". Wie gefährlich sie dann aber sein können, das zeigt sich in der Episode mit Stanleys Oberst Bartelot, der von einem der ihren ermordet wird, weil er eine ihrer Frauen beleidigt hat. Bezeichnend für die Anlehnung Galsworthys an das Stanleysche Buch ist auch folgende Kleinigkeit. Stanley erzählt einmal, dafs seine Offiziere sich im Scherz die schönsten Speisekarten zusammenstellen, und kurz vor ihrem Tode liegen Collie und Lockyer in ihrem Zelt und malen es sich aus, wie es wäre, wenn sie "mutton cutlets with new peas and asparagus and iced champagne" hätten. Eine Parallele zwischen den einzelnen Teilnehmern der Stanleyschen Expedition und den bei Galsworthy geschilderten zu ziehen, ist bis zu einem gewissen Grade möglich. So könnte man Stairs in dem wachsamen, intelligenten Offizier, Lockyer in dem immer tadellosen Gentleman wiederfinden und Stanleys Dr. Park in dem arglosen, immer freundlichen Arzte der Stroodschen Expedition. Besonders ins Auge fallen hier Anlehnungen aber nicht. Weit eher führt eine Linie von Emin Pascha, dem befreiten Gouverneur, zu dem Naturforscher Herrick. Welche Enttäuschung hat der Deutsche, Dr. Schnitzer, nicht Stanley bereitet, der erwartete, eine ihm verwandte Seele dort in der Aequatorialprovinz zu befreien, hingegen einen alles andere eher als energischen Mann findet, keinen grofszügigen Organisator, sondern einen Gelehrten, der wohl im ganzen treu seine Pflicht als Beamter getan hat und ein edler Mensch ist, der aber bei weitem mehr Interesse für seine Vogelstudien als für das Regierungswerk hatte, und der bei seinem Abmarsch ängstlich für seine Bücher und Forschungsergebnisse Sorge trägt. Herrick, der Naturforscher, ist eine solche Gelehrtennatur. Mit ungeheurer Sorgfalt steckt er ein seltenes Froschexemplar, "an unwebbed frog with claws", in ein Glas und etiquettiert es, während rings der Tod auf ihn und seine Gefährten lauert. Er ist der schärfste Gegensatz zu dem Egoisten Strood: er stirbt, weil er seine Gefährten zu retten sucht.

Königsberg i. P. S. Funk.

## II. UNTERRICHTSWESEN.

**First English Reader.** Englischer Lesestoff für das 2.—4. Unterrichtsjahr in Schulen mit Englisch als erster Fremdsprache. Bearbeitet von **Dr. A. Wetzlar,** Studienprofessor an der Oberrealschule in Ludwigshafen a. Rh. München u. Berlin 1924. Druck und Verlag von R. Oldenbourg. VI + 106 S.; 1,50 M.

Das Büchlein ist von dem Verlage sehr geschmackvoll ausgestattet worden; Papier und Einband ist kein Kriegsersatz mehr: mit echtem Schmucke stellt sich die kleine Miſs Reader vor, stolz auf ihr grünes Gewand. Dem schmucken Äuſsern entspricht auch durchweg die Auswahl der Lesestoffe, der 44 prosaischen sowohl als auch der 19 poetischen. Ob indes die lateinischen Fabeln von Merkur und Jupiter allgemein gefallen werden, möchte ich sehr bezweifeln. Dasselbe gilt von einigen Anekdoten, die anscheinend nicht totzuschlagen sind. England selbst kommt im Vergleich mit Irland und Schottland etwas zu kurz, insbesondere kann sich London beklagen. Die vier Seiten Anmerkungen (S. 81—84) sind gröſstenteils überflüssig; so muſs man bei einem 14jährigen Schüler voraussetzen, daſs er Liverpool und Manchester als Städte in England kennt (S. 83). Bei den Lautschriftzeichen fehlt das stimmhafte *th*. Arge Verwirrung richtet in der Lautschrift die Stellung des Tonzeichens an, das bald vor, bald hinter die betonte Silbe gesetzt wird. Die Beanstandungen sind hier so zahlreich, daſs ich mir auf diesen 20 Seiten nicht weniger als 135 angemerkt habe. Nachlässigkeit in der Durchsicht verrät auch Zeile 5 in Stück 44, wo *red-cheeked apples* mit rotbärtig übersetzt wird; ferner 62, 27 *gauzy wings* = gasartig, st. gazeartig. In Gedicht 60 ist *thou'lt* aus *thou wilt* entstanden, nicht aus *thou shalt*. Eine gründliche Durchsicht des Buches ist anzuraten, erst nach einer solchen kann es rückhaltlos empfohlen werden.

Münsterberg i. Schl. J. Mellin.

**Lehrgang der englischen Sprache** für höhere Lehranstalten von **A. Degenhardt,** Studienrat am Real-Gymnasium in Osnabrück. Für Anstalten mit Englisch als erster Fremdsprache. Teil I, Elementarbuch, Sexta. Breslau 1924, Verlag von Trewendt & Garnier. VI + 64 S.

Was auf den ersten Blick für das Büchlein einnimmt, ist seine mafsvolle Beschränkung. Der kleine Anfänger wird nicht wie in andern Lehrbüchern, wie z. B. von Reichel und Blümel, an das es sich teilweise anlehnt, mit allzu dicken und unverdaulichen Brocken überfüttert und übersättigt, dadurch dafs er wochenlang an einem Stücke herumkauen mufs, sondern er bekommt eine gute und nahrhafte Kost in wohlabgewogenen Schnitten vorgesetzt, die durch Abwechslung die Efslust anreizen. Stellenweise scheint mir die weise Beschränkung sogar in eine unlöbliche Knappheit und Kargheit umzuschlagen. So möchte ich bezweifeln, dafs die Lautlehre mit ihren 271 Lesewörtern und 3 Lesesätzchen neuzeitlichen Anforderungen genügt; hier müssen mindestens die Lesesätze vermehrt werden, zumal auf S. 11 f. mit dem Raume verschwenderisch umgegangen wird. Überhaupt läfst das Elementarbuch dem Lehrer sehr viel Mitwirkung und Erarbeitung übrig, was ja im allgemeinen durchaus nicht zu beanstanden ist. Anlafs zu Beanstandungen gibt die Druckunrichtigkeit in den sog. Commands und auf den 19 Seiten des Wörterverzeichnisses. Zu den ausführlichen Abwandlungen der Musterwörter des grammatischen Anhanges habe ich das festbegründete Vertrauen, dafs sie die dem Englischen hier zufallende formale Schulung zu leisten imstande sein werden. Auf das Erscheinen des zweiten und dritten Jahrganges darf man gespannt sein

Münsterberg i. Schl. J. Mellin.

**Liste alphabétique des verbes irréguliers de l'anglais contemporain** (XIX^me^ et XX^me^ siècles) par **G. Bonnard**, docteur-ès-lettres, maître au collège et au gymnase classiques, privat-docent à l'université. Lausanne, librairie Payot & C^ie^. 1919. 43 p.

Die Vorrede und die Einleitung mit fünf Fufsnoten sind französisch geschrieben, die Anmerkungen zu den 220 Verben englisch; von einem eigentlichen Texte kann bei der nackten Liste keine Rede sein; jedem Verbum wird die französische Übersetzung unter grofser Raumverschwendung gegenübergestellt. Der freie Raum könnte nutzbringend dadurch ausgefüllt werden, dafs wie in Rabe-Riefels Satzlexikon fertige Satzbeispiele geboten würden. Unter Benutzung der neuesten englischen Wörterbücher bringt der Verfasser willkommene

Aufschlüsse über die Verwendung der häufigen Parallelformen. Da die meisten Schulgrammatiken hier nicht ausreichen, kann das Büchlein als eine nützliche Ergänzung empfohlen werden, wo Kenntnis des Französischen vorhanden ist.

Münsterberg i. Schl. J. Mellin.

**England in the nineteenth Century,** edited by **Dr. P. Geyl,** professor of Dutch History and Institutions in the University of London, and **Dr. E. Kruisinga,** lecturer on English philology for the modern language association. The Hague. Volume I (1815—1860). Kemink en Zoon, over den dom te Utrecht, 1924. VI + 192 ps. Geïllustreerd. Geb. f. 2,30. Volume II in bewerking.

Unter dem Titel "Selections from English Literature" gibt Dr. E. Kruisinga eine Reihe von Auswahltexten heraus. Es liegen bis jetzt vor Goldsmith (Introduction, She stoops to conquer, The Deserted Village, Essay XXII), Dickens (Carol), de Quincey (6 Stücke), Charlotte Brontë (Jane Eyre), Stevenson (Dr. Jekyll), Eliot (Marner) und eine Gedichtsammlung. Life's Little Ironies von Thomas Hardy ist in Vorbereitung. Das Unternehmen ist eine Art Reformbibliothek, für holländische Schulen hauptsächlich; der 8. Band erinnert an Teubner's kleine Auslandstexte, allerdings auf sehr verbreiterter Grundlage. Nach dem Muster der neuzeitlichen Geschichtslehrbücher werden aus den zeitgenössischen Ich-Erzählungen geeignete Kapitel ausgewählt, um an diesen Sonderbeispielen das Gesamtgepräge zu veranschaulichen. Durchweg wird die Glaubwürdigkeit der Quelle nicht zu beanstanden sein; es dürfte jedoch allzu gewagt sein, aus den humorvoll übertreibenden Schilderungen kleinstädtischer Wahlschlachten in den Pickwickiern allgemein gültige Schlüsse zu ziehen. Jedem der 14 Abschnitte schickt der Herausgeber eine kurze Einleitung vorauf, die mit allem Wissensnötigen bekannt macht; die wenig zahlreichen Fufsanmerkungen dienen vornehmlich der Worterklärung. Einige Kapitel, z. B. das über die mafslose Ausnutzung der jugendlichen Kaminfeger, werden allzusehr in die Länge gezogen. Nach Art der neuzeitlichen Geschichtslehrbücher geben die Skizzen ein packendes Bild von den englischen Kulturereignissen bis etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Be-

handlung der zweiten Hälfte bleibt einem weitern Bande vorbehalten. — Auf den Seiten 68 und 71 stimmen sieben Zeilen wörtlich überein. S. VI lies *siv* statt *iv*, S. 32 *comrades* statt *conrades*, 76 *Princess* statt *the Pr.*, 94 *daughter* statt *danghter*, 95 *particularly* statt *-ry*. — Für die Lektüre kommen nur die Oberklassen in Betracht.

Münsterberg i. Schl. J. Mellin.

---

## III. AUS ZEITSCHRIFTEN.

**Germanisch-Romanische Monatsschrift** XII, 9/10: Winkler, Was heifst dichterische „Form"? — Magon, Aus Klopstocks dänischer Zeit. — Neumann, Zur Entstehung von Hölderlins „Empedokles". — Schirmer, Boccaccios Werke als Quelle G. Chaucers.

— XIII, Jan./Febr. '25: Sophie Cohen, Wert u. Richtung. — Schneider, Das Epos von Walther u. Hildegunde. I. — Schroër, Aus der Frühzeit der engl. Philologie. I. — Klemperer, Die Behandlung des deutschen Elementes in der mod. frz. Lit.

**Neophilologus** X, 2; Martin, De gevallen van Telemachus par Sybrand Feitama. — Herrmann, Marion de Lorme et Cyrano de Bergerac. — Mentz, Béranger im Rheinischen Volksliede. — Abeil, Sprache und Rede. Zu de Saussures *Allgemeiner Sprachwissenschaft*. — Ramondt, Jan Luyken en Abraham a Sancta Clara. — Price van Wely, Kantteekeningen bij H. Poutsma's *Grammar of Late Modern English*. — van Doorn, An enquiry into the causes of Swinbnrne's failure as a narrative poet. With special reference to the "Tale of Balen". II. — Bierma, Het Griekscbe origneel van Plautus' Aulularia. II.

[1. 4. 25.]

---

## INHALT.



---

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

# Beiblatt zur Anglia.

## Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

XXXVI. Bd. Mai 1925. Nr. V.

## I. SPRACHE UND LITERATUR.

**Harko G. De Maar, A History of Modern English Romanticism.** Vol. I. *Elizabethan and Modern Romanticism in the Eighteenth Century* Humphrey Milford, Oxford University Press, London. VIII u. 246 S. 10/6.

Das vorliegende Buch ist gedacht als erster Band eines grofs angelegten sechsbändigen Werkes über die Romantik im 18. Jahrhundert und ihre Weiterentwicklung bis zum Jahre 1914. Eine gewaltige Aufgabe! Der erste Band beschäftigt sich mit der Frage der „elisabethanischen Romantik" und dem Aufkommen der „modernen Romantik", einfacher gesagt mit dem Nachleben Spensers, Miltons und Shakespeares im 18. Jahrhundert und mit der Nachtpoesie, also mit Problemen einer schon alten Forschung. Man denke an Phelps und Beers. Dem Geiste gemäfs könnte somit der gröfste Teil des vorliegenden Buches schon vor 40 Jahren geschrieben worden sein. Es werden einfach die alten Probleme in peinlich genauer Weise urkundlich nachgeprüft, um zu einem historisch zuverlässigen Bild der wirklichen Verhältnisse zu gelangen. Das Ergebnis ist ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der englischen literarischen Kritik. Da die Quellen durch zahlreiche Zitate herangezogen werden, kann die Darstellung auch als Nachschlagewerk nützliche Dienste leisten.

Der Verfasser allerdings dürfte den Wert seiner Leistung auf einer bedeutend höheren Ebene sehen. Er wird geltend machen, dafs er die groben Irrtümer der gangbaren literarischen Darstellungen aufgedeckt und richtiggestellt habe. Ein Irrtum sei es z. B., von einer Wiedergeburt der Spenserwerke im 18. Jahrhundert zu reden, die mit Shenstone und James Thomson

eingesetzt habe; denn der Spenserkult habe nie aufgehört — nicht einmal zur Zeit eines Dryden. Es geht hier ganz gleich wie beim Nachleben Miltons, worüber jetzt die groſszügige Untersuchung von Havens (s. Besprechung im laufenden Band dieser Zeitschrift S. 1 ff.) vorliegt, die De Maars Studien in Kap. 8—11 zu einem groſsen Teil vorwegnimmt. Wenn man Shenstone als Spenserpionier herausstreiche, so sollte man nicht unterlassen, des viel bedeutenderen Croxall zu gedenken, der schon im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts den Spenserton so wunderbar zu treffen verstand. Ein weiterer Irrtum sei es zu glauben, man habe Spensers Kunst im 18. Jahrhundert nur als Instrument der Parodie geschätzt und für sein Künstlertum nichts übrig gehabt. Ebenso irrig sei die orthodoxe Auffassung, als habe im 18. Jahrhundert der Neoklassizismus eines Pope und Johnson das Feld behauptet. Bestenfalls könne von einem Dualismus (Klassik-Romantik) gesprochen werden. Im gegebenen Moment und im gegebenen Einzelwesen aber griffen beide Kräfte ineinander ein. Das gewaltsame Abgraben der flieſsenden Erscheinungsvielheit in zwei getrennt dahinflutende Ströme, wo doch ein Gefäſssystem sich überallhin verädert, sei das Sezierwerk des 19. am 18. Jahrhundert.

Ich habe hier in anderen Ausdrücken aus verschiedenen Kapiteln in meinen Worten das zusammengefaſst, was mir auffiel. Gesunde Erkenntnis findet sich hier mit Unstimmigkeiten und Unklarheiten vermischt. Man kann in reiner historischer Treue eine Kollokation der literarischen Tatsachen im 18. Jahrhundert geben, indem man eine Erscheinung nach der andern als etwas einmal Gewesenes und Gewordenes genau dort einsetzt, wo sie chronologisch hingehört. Keine erhält mehr Rechte eingeräumt als die andere. Sie alle gehorchen einem einzigen Gesetz, dem der Chronologie. So ist der Ablauf der Dinge, so sieht das Bild der Wirklichkeit aus. Dieses historische Ideal scheint dem Verfasser vorgeschwebt zu haben; sagt er doch am Schluſs: *The history of literature is the record of the sum total of what has been written duly coordinated on a central plan.* Es ist dies im groſsen und ganzen der Plan, nach welchem die Angelsachsen Literaturgeschichte treiben. Die *Cambridge History of English Literature* ist ein schönes Monument dieser pluralistischen Anschauungsweise, die den groſsen Vorteil hat, daſs sie nie auf Abwege führt. Geht

man diesem Plan gemäſs zu Werke, so tut man gut, sich Begriffe wie klassisch und romantisch möglichst weit vom Leibe zu halten. Ihre Verwendung richtet bei solch langsamen, bedächtigen Untersuchungsschritten nur Verwirrung an.

Aber die Kollokation befriedigt auf die Dauer nicht, ist sie doch bloſse Erscheinungsfläche. Und es nützt nichts, wenn man auf dieser Erscheinungsfläche ein biſschen Ordnung herzustellen versucht durch Zusammenfassung des Gemeinsamen und Trennung des Entgegengesetzten. Es bleibt doch nur Erscheinung, die den Nominalisten, aber nicht den Realisten befriedigt. Man muſs unter die Fläche dringen. Die einen tun dies weltanschaulich, andere psychologisch, wieder andere — neuerdings — kunstgeschichtlich grundbegrifflich. Das Bestreben ist letzten Endes dasselbe. Man will — bildlich ausgedrückt — die dritte Dimension gewinnen, das Gesetz der Erscheinungsfläche erdenken. Das ist Wirklichkeit im geistigen Sinne. Es ist der Weg, den die festländische Literaturforschung beschreitet. Er führt in der Betrachtung der Literatur zur Erkenntnis jener zwiefachen seelischen Einstellung in künstlerischen Dingen, die in dem Wort Klassik-Romantik auf die kürzeste Formel gebracht worden ist. Die Formel ist keine Täuschung, wie überkluge nominalistische Literarhistoriker behauptet haben. Das Zeitalter, das einen Hobbes, einen Locke und die Moralmathematiker erzeugt hat, verlangte nach einer mathematischen Poesie. Ein Pope muſste kommen, d. h. ein Dichter, der das, was in uns am stärksten ist, unsere Natur mit ihren imaginativen Kräften, überwindet. Dieser Dichter hat eine Zeitlang den Gipfelpunkt des Ansehens innegehabt und das Ideal, das er so geschickt vertrat, hat fast allen zeitgenössischen Künstlern geleuchtet. Es hat sich aber auf die Dauer nicht behaupten können. Die Natur — wobei der Begriff so weit gefaſst ist, daſs die Empfindsamkeitspflege, die im Drama schon vor 1700 einsetzt, als Naturschwärmerei zu gelten hat —, die Natur verdrängt in diesem nördlichen Volke das Ideal der erzwungenen Ausgeglichenheit. Aber etwas wie eine Abfolge der seelischen Einstellungen ist doch festzustellen. Selbstverständlich durchkreuzen sich und folgen einander, zumal in den schwächeren Dichterpersönlichkeiten — vor Burns und Blake fehlen in England im 18. Jahrhundert die starken Dichterseelen! — die Einstellungen. So kommt

es, dafs solche Dichter sich bald in geschlossenen, bald in offenen Formen ausdrücken. Fruchtlos für diese zweite Art der Forschung wäre es, dies nun im einzelnen festzustellen. Wo der Erscheinungen Flucht ins Auge gefafst wird, tritt der Dualismus Klassik und Romantik deutlich in die Erscheinung.[1])

Es ist nun De Maars Verhängnis, dafs er auf beiden Wegen zugleich zu gehen versucht, d. h. in der langsamen Umschau der zahllosen Kleindinge, die ihm unter die Augen kommen, plötzlich innehält, um den Mafsstab „Klassik-Romantik“ an einen Passus anzulegen; dafs er etwa sagen kann (S. 97): „Die folgende Beschreibung ... ist nicht romantisch.“ Aus dieser Befangenheit stöfst er dann öfters den Warnungsruf aus, wie gefährlich es sei, einen bestimmten Dichter als klassisch oder romantisch zu etikettieren. Das heifst offene Türen einrennen. Und schiefst der Verfasser nicht durch eine offene Tür, wenn er der „orthodoxen“ Lehre von der Ausschliefslichkeit der Klassik zur Zeit Addisons einen Stofs versetzt? Diese Orthodoxie ist doch längst überwunden. Kein Universitätslehrer dürfte heute in diesem Sinne noch vortragen und kein neues wissenschaftliches Handbuch — vgl. Cazamians *Évolution psychologique* 1920 und seinen mit Legouis herausgegebenen *Manuel* 1924 — läfst uns darüber im Zweifel.

Werden wir in Zukunft in gedrängten Darstellungen vor Shenstone Croxall und dann noch an irgendeiner Stelle John Philips hereinbringen, wie De Maar es uns nahezulegen scheint? Ich glaube kaum. Das bisherige Bild ist, wenn es auch gewisse Einzelzüge wegläfst, keine Fälschung.

Soviel über das Prinzipielle. De Maars Ausführungen über die Nachtpoesie enthalten den beachtenswerten Hinweis auf frühe Versuche in dieser Richtung, die beträchtlich vor 1740 liegen, vor allen Dingen auf Edward Youngs Jugendwerk *The Last Day* 1713, eine Vorstufe zu den „Nachtgedanken“. Die Melancholiedichtung wird in Beziehung gesetzt zu der im damaligen Drama aufkommenden Sentimentalität. Dies ist in der Tat ein wichtiges Symptom jener psycho-

[1]) Recht oft ist in den letzten Jahren dieses alte Problem erörtert worden, zuletzt von P. Kaufmann in seinem Aufsatz *Defining Romanticism, a Survey and a Program*, Modern Language Notes XL (1925) 193—204.

logischen Umstellung, die ein literarisches Gebiet nach dem andern zu erobern begann. Der glückliche Gedanke wird aber bald wieder fallen gelassen zugunsten der Beeinflussungen durch elisabethanische Bücher, vor allem des einleitenden Gedichtes von Burtons *Anatomy of Melancholy.* Es ist also nicht — darauf kommt es De Maar hauptsächlich an — Miltons *Il Penseroso*, der hier formschaffend gewirkt hat.

Soweit wir aus diesem ersten Bande ein Urteil über das Gesamtwerk vorwegnehmen können, so scheint uns der Verfasser allzusehr in dem Glauben an die Gewalt alter Bücher als der stoſsenden Kräfte groſser literarischer Bewegungen befangen zu sein. Das mag teilweise an dem Thema liegen. Möge er aber diesen Glauben möglichst bald überwinden, um in den folgenden Bänden in etwas modernerem Geiste an das groſse Problem der Romantik herantreten zu können.[1])

Zürich. Bernhard Fehr.

---

**Prof. Dr. Hermann Ullrich, Defoes Robinson Crusoe.** Die Geschichte eines Weltbuches. Für den weiteren Leserkreis dargestellt. Mit einem Titelbild. Leipzig, Verlag von O. R. Reisland. 1924. VIII und 108 Seiten.

Vorliegendes Buch ist, wie Verfasser im Vorwort bemerkt, als eine „Abschlagszahlung" auf das gröſsere Unternehmen einer ausführlichen Robinsongeschichte und -kritik zu werten, die ihm zur Zeit der Abfassung seiner wohlbekannten,

[1]) An Einzelheiten sei noch auf folgendes hingewiesen: S. 67: Von Croxalls erstem Spenser-Canto gibt es eine faksimilierte Ausgabe, 1912 (s. Beiblatt XXXI (1920), 15. — Zu S. 66: Dieses Werkchen wird als '*an interesting example of an early literary forgery*' hingestellt. Von einer „Fälschung" ist hier keine Rede. Dagegen spricht schon das durchsichtige Pseudonym Weston Ironside, das Croxall, wie De Maar S. 78 selber bemerkt, dem Guardian entnahm. Es gehört zu den literarischen Scherzen. — S. 79: Es sei groſse Nachfrage nach Croxalls Spenser-Canto gewesen. Gewiſs, aber nicht seines Spenserismus, sondern seiner politischen Anspielungen wegen. Es war ein Schlüsselgedicht. — S. 83: *Lintot paid him £ 12 8 s. for the Ode, which shows at any rate that the work of a Spenserian had a considerable market-value.* Der praktische Lintot hat Croxall doch nicht als Spenserianer eingeschätzt und danach belohnt. — S. 99: Es gibt viel schlagendere Beispiele für den romantischen Ton in Thomsons *Castle of Indolence* als das hier zitierte. — S. 59: Der erste Satz ist eine Tautologie: a + b = a + b.

trefflichen Robinsonbibliographie (Weimar 1878, Literarhistorische Forschungen, hg. von Schick und v. Waldberg, Heft 7) vorgeschwebt hatte. Es gibt sich nicht spezialwissenschaftlich, sondern wendet sich an einen weiteren Leserkreis, dem es als eine Einführung in die Robinsonprobleme im allgemeinen dienen soll. Diesen Zweck erfüllt es in angemessener Weise, und der Verfasser wird befriedigt auf diesen Abschlufs seines Lebenswerkes blicken. Auch die Anglisten werden Ullrich für die geleistete Arbeit dankbar sein, wennschon insbesondere die jüngere Generation in einzelnen Punkten anderen Anschauungen huldigen wird als den hier vorgetragenen. Die einleitungsweise mitgeteilte Biographie Defoes ist sehr milde gehalten. Ullrich hält (gegenüber Minto, Trent u. a.) an der „Makellosigkeit seines menschlichen und schriftstellerischen Charakters“ auch in seiner politischen Betätigung fest (vgl. S. 8, 42 und 72). Ich selbst möchte bis auf weiteres (die Bücher P. Dottins über den Gegenstand sind mir noch nicht zugänglich) Defoe als bewufsten politischen Opportunisten betrachten. Interessant ist die Auffassung Robinsons als eines „Charakterromanes“, in dem der Held während seines Insellebens „eine Schule seiner religiösen Erkenntnis und seiner Vernunft durchmacht“. Dagegen scheinen mir Ullrichs Versuche, die Ergebnisse von G. Hübeners hochbedeutender Studie *Der Kaufmann Robinson Crusoe* (Engl. Studien 54, S. 367—98) abzuschwächen, am Ziele vorbeizuschiefsen. Es ist eben so, dafs nicht nur das Religiöse und das Verstandesmäfsige „Merkmale des angelsächsischen Stammes“ sind, die sich hier offenbaren (S. 29), sondern dafs der sich zu Anfang des 18. Jahrentfaltende kapitalistische Geist des englischen Bürgertums als dritter Zug, hier stärker, dort schwächer, miteinbezogen werden mufs. Dafs in der Schilderung des Inselaufenhaltes der „Kaufmann“ Robinson zurücktritt, wird ja von Hübener ausdrücklich festgestellt (a. a. O. S. 378); dafs er aber trotzdem auch in dieser Kernepisode soviele auf kaufmännisches Denken ungezwungen zurückzuführende Züge sammeln konnte, ist gerade die Hauptstütze seines Beweises. Gegenüber Ullrich, der nur den Robinson, wie er „in die Welt litteratur eingegangen ist“, betrachtet, wollte Hübener auf die zeitliche Bedingtheit des Buches hinweisen. Dafs ihm dies gelungen ist, gibt ja auch Ullrich zu, wenn er in jenen „kauf-

männischen Praktiken ... Reflexe von Defoes eigener Denk- und Handlungsweise auf den Charakter seiner Helden" sieht. Aber gerade weil dieses hier „noch begrenzte kapitalistische Streben" (nach Hübener, S. 392) allmählich mehr und mehr den englischen Volkscharakter mitbestimmt, sind Hübeners Feststellungen über Defoes Zeit hinaus so ungemein wichtig. Das Englische in Robinson tritt jetzt viel deutlichor neben das Allgemein-Menschliche, als wir es bisher gesehen hatten.[1])

Voll gediegenen Inhalts sind natürlich die Seiten, in denen die literarischen Parallelen des Inselmotives und die vor- und nachdefoeschen Robinsonaden behandelt werden. Hier verfügt Ullrich über eine Belesenheit und Sachkenntnis, mit der sich wohl nur wenige Defoespezialisten messen können. Er steht durchaus auf dem Standpunkte, daſs keine der vielen herangezogenen „Quellen" als solche ernstlich in Betracht kommen, und daſs höchstens „die Erlebnisse und einige unbedeutende Einzelheiten der Selkirk-Geschichte als Anregung gedient haben" (S. 76—77). Besonders ausführlich widerlegt er die jüngste Hypothese L. L. Hubbards, der in der *El-Ho*-Episode des utopistischen Reiseromans *Beschryvinge van het magtig koningryk Krinke Kermes* (Amsterdam 1708; Verfasser der niederländische Schiffsarzt Hendrik Smeeks) die wesentlichste Vorlage des Inselmotivs erblickte (S. 587). Eine kleine, ganz moderne Ergänzung zu den von Ullrich aufgezählten Robinsonaden: Wilhelm Ziegler, *Radio-Robinson*, eine moderne Robinsonade für die Jugend (Reutlingen 1924).

Dresden. Walther Fischer.

**Ghosts and Marvels.** A Selection of uncanny tales from Daniel Defoe to Algernon Blackwood. Made by **V. H. Collins.** With an introduction by **Montague R. James.** Humphrey Milford, Oxford University Press [1924], 16°. XVI + 506 S. Cloth 2/- net.

A. u. d. T.: „**The World's Classics**", No. 284.

Diese hübsche Sammlung von fünfzehn Spuk- und Wundergeschichten enthält folgende, zum Teil wohlbekannten Erzählungen, die die reichen Entwicklungsmöglichkeiten dieser

[1]) Vgl. zu dieser Frage auch die wichtigen Ausführungen von H. Schöffler, *Protestantismus und Literatur* (Leipzig 1922), S. 156 ff.

besonderen Art der Kurzgeschichte gut veranschaulichen: Defoes *Mrs. Veal*, Scotts *Wandering Willie's Tale* (aus *Redgauntlet*), Marryats *The Werewolf* (aus *The Phantom Ship*), Bulwers *The Haunted and the Haunters*, Hawthornes *Young Goodman Brown*, Poes *Ligeia*, Le Fanus '*Schalken the Painter*'. Die übrigen Geschichten stammen aus der späteren viktorianischen Zeit oder von zeitgenössischen Schriftstellern: *The Lifted Veil* von G. Eliot, *The Open Door* von Mrs. Oliphant, *The Body-Snatcher* von R. L. Stevenson, *The Monkey's Paw* von W. W. Jacobs, *The Crystal Egg* von H. G. Wells, *Ancient Sorceries* von Algernon Blackwood, *The Moon Slave* von Barry Pain und *Casting the Runes* von M. R. James. Bald das Wunderbare rationalistisch ausdeutend, bald den Leser mit dem beklemmenden Gefühl unentrinnbarer übernatürlicher Mächte entlassend, bald auf der Anwendung modernster naturwissenschaftlicher Spekulation beruhend, sprechen all diese Erzählungen zu jenem geheimnisvollen Hang des Menschen zum Übersinnlichen. Die kurze Einleitung von M. R. James, der ja selbst eine gruselige Geschichte beigesteuert hat, unterrichtet kurz über Chronologie und etwaige Vorbilder oder Parallelen der hier ausgewählten Erzählungen.

Dresden. W. Fischer.

**Karl Arns, Jüngstes England.** Anthologie und Einführung. Eugen Kuner Verlag. Leipzig, Köln 1925. IV u. 322 S. geb.

Obwohl der Verfasser in seiner Vorrede versichert, dafs „diese englische Literatur der Gegenwart keine 'philologische' Arbeit sein" will, ist es ihm vielleicht doch nicht unlieb, wenn ihm in einer Fachzeitschrift ein „Philologe" bestätigt, dafs er sein Buch mit grofser Freude durchblättert und viel daraus gelernt hat. Arns, der sich ja auf dem Gebiete der neuesten englischen Literatur, die den meisten von uns immer noch recht schwer zugänglich ist, schon seit langem publizistisch betätigt hat (vgl. Beiblatt zur Anglia 1920, S. 235 f.), verfügt über umfassende Kenntnisse der direkten und indirekten Quellen und konnte auch die Forschungsergebnisse von Dibelius, Fehr, Liljegren, Schirmer u. a. für seine Zwecke nutzbar machen. Mit sicherem Blick und selbständigem Urteil weifs er das Wesentlichste im Schaffen der Jüngsten und Allerjüngsten

herauszuschälen und in anziehende, fesselnde Form zu kleiden. Das Buch wird nicht nur einem weiteren Publikum willkommen sein, sondern auch unsern Studenten, denen es als anregender Führer zur ersten Orientierung auf einem weiten, noch recht unübersichtlichen Gebiete gute Dienste leisten wird. Nach einer kurzen Skizze der geistigen Strömungen im England der Nachkriegszeit folgen teils zusammenfassende, teils Einzelstudien über die Vertreter des „grofsen", d. h. eduardianischen, Romans, des zeitgenössischen Romans (J. K. Jerome hätte wohl auch eine Erwähnung verdient), des Dramas, der Lyrik, und über die Dichter des neuen Irlands, unter denen W. B. Yeats ein Ehrenplatz eingeräumt ist. Die einzelnen Skizzen sind von klug ausgewählten Übersetzungsproben begleitet, die allerdings meist so kurz ausfallen mufsten, dafs sie kaum mehr denn *"appetisers"* bedeuten können. Die Übertragung der Prosastücke ist, soweit ich vergleichen konnte, ausgezeichnet, ebenso sind viele reimlose Gedichte wohlgelungen; bei den unter Reimzwang stehenden sind Härten des Ausdrucks allerdings nicht überall vermieden. An der Übertragung der Yeatsschen Gedichte hat Fräulein Dr. M. Behler einen wesentlichen Anteil. Die gute Ausstattung des Buchs verdient hervorgehoben zu werden.

Dresden. Walther Fischer.

**The Year's Work in English Studies. Volume IV. 1923.** Edited for the English Association by **Sir Sidney Lee** and **F. S. Boas.** Oxford University Press (London, Humphrey Milford) 1924. 269 SS. Geb. 7/6 net.

Während der Anglist vor dem Kriege als allgemeines bibliographisches Nachschlagewerk auf die von Petri zusammengestellten Übersichten angewiesen war, die 1906 zu einem vorzeitigen Ende kamen, liegen seit einigen Jahren durch englisch-amerikanische Initiative nicht weniger als drei Bibliographien vor, die, von verschiedenen Gesichtspunkten aus und in verschiedenem Umfang zusammengestellt, sich in der glücklichsten Weise ergänzen. Am beschränktesten in ihrem anglistischen Inhalt ist die *Annual Bibliography*, die die *Modern Language Association of America* sowohl innerhalb ihrer *Publications* wie als Sonderdruck herausgibt. Sie verzeichnet nur Aufsätze

und Werke amerikanischer Gelehrter sowie Beiträge, die in amerikanischen Fachzeitschriften erschienen sind, zum Teil mit kritischen Bemerkungen. Dafür aber erstrecken sich die Angaben auf alle modernen Fremdsprachen, die in den Vereinigten Staaten gepflegt werden.

Das umfangreichste Titelnachschlagewerk, das auch die wichtigsten Rezensionen berücksichtigt, ist die sehr verläſsliche *Annual Bibliography of English Language and Literature*, die Miss A. C. Paues (Cambridge) für die *Modern Humanities Research Association* herausgibt. Der letzte, vierte Band für 1923 verzeichnet nicht weniger als 3038 Nummern. Diesen beiden Werken tritt nun als drittes ein gehaltvoller kritischer Jahresbericht an die Seite, den Sir Sidney Lee und F. S. Boas für die *English Association* herausgeben. Hier ist nicht Vollständigkeit beabsichtigt, sondern die Wichtigkeit der gelieferten Arbeiten bildet das Kriterium für die Aufnahme. Hervorragende Fachgelehrte haben jeweils die Periode oder die Abteilung ihres Sondergebiets bearbeitet; Objektivität und vornehmer Ton auch bei ablehnender Stellungnahme kennzeichnen die Beiträge, die sich auf *"the work of British, American, French, Belgian, German, Dutch, Swedish, Polish, and Finnish scholars"* erstrecken.

Die Mitarbeiter des vorliegenden 4. Bandes, der 218 Bücher und 200 Zeitschriftenaufsätze berücksichtigt, sind folgende: *Literary History and Criticism. General Works* — Lascelles Abercrombie (Leeds); *Philology. General Works* — J. R. R. Tolkien (Leeds); *Anglosaxon Studies* — Edith E. Wardale (Oxford); *Middle English* — P. G. Thomas (London); *The Renaissance* und *Shakespeare* — A. W. Reed (London); *Elisabethan Drama* — F. S. Boas; *Elisabethan Period: Poetry and Prose* — H. J. C. Grierson (Edinburgh) und Melville Clark; *The Restoration, 1660—1700* — Allardyce Nicoll und F. S. Boas; *The Eighteenth Century* — Edith E. Morley (University College, Reading); *The Nineteenth Century and After* I und II — C. H. Herford (Manchester) und H. V. Routh (London); *Bibliographica* — A. Esdaile. Die amerikanische schöne Literatur, die im übrigen nur schwach vertreten ist, ist mit den entsprechenden englischen Perioden zusammengenommen. — Unverständlich ist mir, da mir die in Frage stehenden englischen Schriften unzugänglich sind, eine Bemerkung, S. 37, dahin-

gehend, dafs die in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. in England betriebene Philologie von deutscher Seite aus unsachlichen Gründen mifsgünstig oder abträglich beurteilt worden sei. Mir ist nicht bewufst, dafs ich aus dem Munde irgendeines deutschen Universitätslehrers über die freudig anerkannten Leistungen der grofsen englischen Philologen dieser Zeit — ich denke etwa an Ellis, Sweet, Skeat — jemals ein abfälliges Urteil gehört hätte. Wie sehr im Gegenteil gerade deutsche Gelehrte die Verdienste jener Männer zu schätzen wufsten und wissen, geht u. a. aus der Stellungnahme Kaluzas und Jiriczeks zu dem bedauerlichen Prioritätsstreit zwischen ten Brink und Skeat hervor, worüber Beiblatt, Dez. 1921, S. 265, und Mai 1922, S. 120, zu vergleichen wäre.

Dresden. Walther Fischer.

---

**Heinrich Rabe, Deutsch-englisches Satzlexikon der allgemeinen und wirtschaftlichen Sprache.** Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1924. XIII + 806 S.

Das vorliegende Wörterbuch bildet das Seitenstück zu Rabe-Rieffel, Deutsch-französisches Satzlexikon, das vor einigen Jahren erschienen ist. Der Verf. hat, wie er schon im Titel seines Werkes (und noch deutlicher im Vorwort p. V) betont, der Sprache des Wirtschaftslebens besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Alle altertümlichen oder rein poetischen Wörter und Wendungen sind ausgeschlossen. Was R. zu bieten sich bestrebt, ist praktische, nüchterne Prosa. Ein Engländer, der etwa versuchen wollte, mit Hilfe dieses Wörterbuches unsere Klassiker zu lesen, würde nicht weit kommen. Ich sage dies nicht als Vorwurf. R. hat sich bestimmte Grenzen gesteckt und hat recht daran getan, sie nicht zu überschreiten. Dadurch hat er Platz gewonnen, um den Gebrauch sehr vieler Wörter durch ganze Sätze zu illustrieren. Neben der knappen Ausdrucksweise anderer, sonst vortrefflicher Wörterbücher macht das Satzlexikon den Eindruck der Fülle. Ich glaube, dafs es manchem, der nur bescheidene Kenntnisse des Englischen besitzt, möglich sein wird, mit Hilfe der ihm hier gebotenen Mustersätze einen leidlich korrekten Brief zusammenzustückeln.

Über die benutzten Quellen gibt das Vorwort p. XI f. Aufschlufs; jedoch über die Art und Weise, wie diese Quellen

benutzt worden sind, erfahren wir nichts, so daſs man auf Rückschlüsse angewiesen ist. In der Behandlung der nicht speziell kaufmännischen oder technischen Wörter merkt man die Abhängigkeit von Grieb-Schröer und Muret-Sanders zuweilen etwas zu deutlich. Immerhin darf man sagen, daſs R. aus dem Wortschatz und der Phraseologie seiner Vorgänger eine verständige Auswahl getroffen hat. Für die wirtschaftliche Fachsprache, z. B. für die zahlreichen Sätze der englischen Handelskorrespondenz, hat R. offenbar häufig folgendes Verfahren eingeschlagen. Er hat englische und amerikanische Quellen reichlich exzerpiert, diese Exzerpte übersetzt (und wohl da und dort etwas zurechtgestutzt) und dann das Material auf Grund seiner Übersetzung alphabetisch geordnet. Gegen diese Arbeitsmethode ist nichts einzuwenden; man möchte im Gegenteil den Verf. ersuchen, falls er sich ihrer in weitgehendem Maſse bedient hat, dies künftig im Vorwort ausdrücklich zu bekennen. Denn der kritische Benützer wird das Buch mit gröſserem Zutrauen in die Hand nehmen, wenn er weiſs, daſs ihm kein bloſses Übersetzungsenglisch geboten wird. Nur daran kann man sich vielleicht stoſsen, daſs aus bekannten Lehrbüchern der englischen Handelskorrespondenz ganze Sätze ohne Quellenangabe[1]) zitiert werden. Der Raummangel verbietet zwar genaue Stellenangaben. Aber wäre es nicht möglich, Zitate wenigstens durch Initialen zu kennzeichnen, solche aus Montgomery[2]), Deutsch-englische Handelskorrespondenz etwa durch M, solche aus Pitman's Commercial Correspondence durch P, usw.?

Es muſs auffallen, daſs im Quellenverzeichnis die groſsen englischen Wörterbücher, das NED., das Century Dictionary und Webster fehlen. Wie man eine lexikographische Arbeit ohne das NED. ausführen kann, wird für die meisten Anglisten unverständlich sein. Ebenso vermiſst man Fachzeitungen und

---

[1]) Natürlich sind diese Lehrbücher im Quellenverzeichnis p. XIIf. aufgezählt.

[2]) Z. B. der sub 'Ware' zitierte Satz: *"If you decide to order a special line, we shall make every effort to meet your wishes"* stammt wörtlich aus Montgomery p. 41. Ebenso finden sich die Sätze: *"The market opened steady at 1 to 2 points decline ... Closing steady at 1 to 3 points above yesterday's closing rates"* (Montgomery p. 255) wörtlich sub 'fest' zitiert; nur hat R. den Sinn dadurch verdorben, daſs er *to* durch *or* ersetzt, aber gleichwohl mit 'bis' übersetzt.

-zeitschriften wie The Financial Times, The Economist, The Annals of the American Academy of Political Science[1]), dazu die grofsen englischen Tageszeitungen, aus denen gleichfalls reiches Material zu gewinnen gewesen wäre.

Folgende Versehen wären in einer späteren Auflage zu verbessern: sub 'Feld' 3: *"the matter is still very incertain"* lies *'uncertain'*, da *'incertain'* gänzlich veraltet ist. — 'Deckung': „Sie müssen jedenfalls für genügende Deckung sorgen. *You must, in each case, provide for sufficient cover." 'In each case'* heifst 'in jedem einzelnen Falle', 'jeweilen'; 'jedenfalls' ist mit *'in any case'* zu übersetzen. — etwas: „Fragen Sie mich, wenn Sie (irgend) ~ nicht verstehen. *Ask me if you do not understand anything."* Lies: *'if there is anything you do not understand'*; denn *'if you do not understand anything'* heifst 'wenn Sie nichts verstehen.' — gut 6: „Das Konzert war ~ besucht. *The concert was fairly attended."* 'Fairly' heifst nur ziemlich gut. — hoch 5: *"He uses to play for high stakes." 'Use'* im Sinne von 'pflegen' darf heute nur noch im Präteritum gebraucht werden. Also: *'he used to play'*, aber *'he is in the habit of playing'*. — Kurs 2: „Wir glauben bestimmt, bald mit höheren Kursen rechnen zu dürfen. *We really believe we may count on higher rates for some time to come."* Statt 'bald' lies: 'auf einige Zeit hinaus'. — lassen 2: „Ich werde Ihnen ein Exemplar durch meinen Verleger schicken lassen. *I shall have sent to you a copy by my publisher."* Lies: *I shall have a copy sent to you.* — tun 16: „Ich will nichts mit ihm zu tun haben. *I will not have to do with him anything."* Lies: *'I will not have anything to do with him."* An derselben Stelle: „Sie müssen mit solchen Leuten nichts zu tun haben. *You must have done nothing with such people."* Lies: *'You must have nothing to do* (oder: *must not have anything to do*) *with such people.'* — schweigen 4: *"It is impossible for me to pass over it in silence."* Lies: *'pass it over'*, wie R. selbst unter 'Stillschweigen' richtig angibt.

Unter 'Lebensversicherung' wird 'Lebensversicherung auf den Erlebensfall' mit *'endowment insurance'* übersetzt. Einmal wäre es richtiger, im Lebensversicherungsgeschäft überhaupt nicht von *'insurance'* zu reden. *'Life insurance'* ist

---

[1]) Im folgenden als AAA. zitiert.

zwar ein vielgebrauchter populärer Ausdruck; der Versicherungsfachmann sagt aber *'life-assurance'*[1]). Sodann heifst 'Lebensversicherung auf den Erlebensfall' nicht *'endowment assurance'*, sondern *'pure endowment'*. Man versteht darunter eine Versicherung, bei der die Versicherungssumme nur dann fällig wird, wenn der Versicherte den in der Police vorgesehenen Termin erlebt. Bei vorzeitigem Tode des Versicherten ist die Gesellschaft ihrer Verpflichtungen ledig. Die *'endowment assurance'* dagegen ist eine Kombination von temporärer Todesfallversicherung und Erlebensfallversicherung und heifst 'gemischte Versicherung' oder 'abgekürzte Todesfallversicherung', vgl.: *"If we combine an ordinary term assurance* (temporäre Todesfallversicherung) *with a ... pure endowment we obtain the equivalent of an endowment assurance"* (*The Insurance Guide and Handbook*, vol. I. *Life Assurance*, ed. Reginald C. Simmonds, London 1922, p. 13).

Da 'Lombardkonto' dasselbe bedeutet wie 'Vorschufskonto' versteht man nicht, weshalb ersteres mit *'deposit account'*, letzteres mit *'advance account'* übersetzt wird. Für 'Depositenkonto' gibt R. ebenfalls *'deposit account'*. Da nun das Depositenkonto ein Guthaben des Bankkunden, das Lombardkonto eine durch Faustpfand gedeckte Schuld desselben darstellt, so ist es ganz unglaublich, dafs zwei so entgegengesetzte Begriffe durch dasselbe Wort wiedergegeben werden können. Ich glaube also nicht, dafs *'deposit account'* etwas anderes als 'Depositenkonto' heifsen kann; auch Webster und das NED. geben das Wort nur in dieser Bedeutung.

Es wäre natürlich ein Leichtes, hunderte von fehlenden Wörtern aufzuzählen, ohne dafs jemandem damit gedient wäre. R. verzichtet absichtlich auf „Vollständigkeit" und wird voraussichtlich auch in Zukunft den Umfang seines Buches nicht wesentlich erweitern wollen. Ich beschränke mich also, auf solche Wörter zu verweisen, die ziemlich häufig vorkommen und die man am ehesten in einem Wörterbuch der wirtschaftlichen Sprache nachschlagen wird.

Unter 'abschreiben' und 'Abschreibung' erwähnt R. richtig *'to write off'* und *'depreciation'*. Im Sinne von 'Kapital-

[1]) *'Insurance'* dient dagegen für alle andern Formen der Versicherung. Entsprechend heifst 'Rückversicherung' im Lebensversicherungsgeschäft *'re-assurance'*, sonst *'re-insurance'*.

abschreibung', also Reduktion des Aktienkapitals und Abstempelung der Aktien auf einen niedrigeren Nennwert findet man häufig '*to write down*'[1]): "*The prospect is not hopeful, unless another drastic writing down of capital is undertaken*" (Observer, 21. IX. 1924, p. 2). "*The Ordinary shareholders have the nominal value of their shares written down to 6 s. 8 d.*" (Observer, 28. IX. 1924, p. 2): „Den Stammaktionären werden die Aktien auf 6 s. 8 d. herabgesetzt". — Das Gegenteil davon, 'aufwerten', 'Aufwertung', heifst '*to write up*', '*the writing up*': "*When market values go down the company's holdings are written down, but such shares as stand in the books below market values are not written up*[2])" (Observer 28. IX. 1924, p. 2). "*Were it not for the writing-up of debts, the reduction of indebtedness would be still larger ... This writing-up is being done on a basis of 15 per cent. of the nominal value in gold currency.*" (Swiss Bank Corporation, Financial and Commercial Review 1924, p. 16[3])): „Wenn die Aufwertung der Schulden nicht wäre, so wäre die Entschuldung [der deutschen Industriegesellschaften] noch gröfser ..." — abflauen: Man vermifst den sehr häufigen Börsenausdruck '*to sag*' (vgl. auch NED. *sag* 2c). In einem einzigen, nicht sehr umfangreichen Artikel der 'Financial Times'[4]) (27. II. 1925, p. 6), betitelt '*Mines and Markets*' finde ich ihn nicht weniger als viermal: "*Consolidated South West Africas at one time sagged to 17 s. 9 d. ... Chartered sagged 1½ d. further to 22 s. 3 d.*, etc. — bis: Das Englische unterscheidet bei Preisangaben häufig zwischen oberer Preisgrenze (*up to*) und unterer Preisgrenze (*down to*), während das Deutsche sich einfach mit 'bis' begnügt: "*Ceylon Proprietary were taken up to 40 s.*": „C. P. wurden bis zu 40 s. aus dem Markt genommen." "*Jokais have eased off and were dealt in down to 42½*": „J. lagen schwächer und wurden bis 42½ erlassen" (FT., 19. XI. 1923, p. 1). — bezahlen: Der Börsenausdruck 'bezahlt' zur Bezeichnung, dafs zu dem genannten Kurse ein Abschlufs

[1]) Dies ist nicht die einzig mögliche Bedeutung des Wortes, wie das weiter unten stehende Beispiel zeigt.

[2]) *To write up* bedeutet also in diesem Beispiel eine rein buchmäfsige Höherbewertung, im folgenden Beispiel dagegen die tatsächliche Vergröfserung einer Schuldforderung.

[3]) Im folgenden als SBC. zitiert. [4]) Im folgenden als FT. zitiert.

stattgefunden hat, dürfte nicht fehlen: *"A failing inquiry for best South Yorkshire hards has brought the price down to 23 s. 5 d. — 24 s., with 23 s. 9 d. done"* (FT., 29. IX. 1924, p. 3): „Infolge mangelnder Nachfrage gingen prima Südyorkshirekohlen zurück auf 23 s. 6 d. [gesucht] — 24 s. [offeriert] bei 23 s. 9 d. bezahlt.“ — Der Artikel über 'Devisen' ist in Anbetracht der Bedeutung, die dieser Begriff seit einigen Jahren im Wirtschaftsleben hat, etwas knapp. Neben *'foreign bills'* dürfte *'foreign exchanges'* stehen: *The bank soon not only had to part with a large proportion of its holding of foreign exchanges and to export gold, but also to seek credits in the United States* (SBC. p. 27): „Die Bank mufste nicht nur einen guten Teil ihrer Devisenvorräte opfern etc.“ Auch 'Devisenmarkt' *'foreign exchange market'* vermifst man ungern. — Dividendenausfall: *"Iron and steel shares remained under a cloud, owing chiefly to the passing of the dividend by Pearson & Knowles"*: „Eisen- und Stahlaktien blieben gedrückt, hauptsächlich wegen des Dividendenausfalls der P. & K.“ (Obs. 21. IX. 1924, p. 2). — goldgerändert: Dem in England so häufig gebrauchten Ausdruck *'gilt-edged securities'* oder einfach *'the gilt-edged'* begegnet man wenigstens in der Schweiz nicht selten in wörtlicher Übersetzung: 'unsere goldgeränderten Staatspapiere'. Möglich, dafs diese Bezeichnung in Deutschland aus der Mode gekommen ist. — Gratisaktie: *'bonus share'*. — Jahresabschlufs, -ergebnis: Die Wörter *'balance'* und *'balance-sheet'* bedeuten nicht nur 'Bilanz' sondern auch das aus den Bilanzziffern sich ergebende Abschlufsresultat. So heifst es FT. 29. IX. 1924, p. 1 als Überschrift: *'Motors lower on balance'*: "Automobilaktien [notieren] niedriger auf Bekanntgabe der Jahresabschlüsse.“ Im Text heifst es dann weiter: *"These shares fell sharply to 9 s., owing to expectations that the forthcoming balance-sheet will prove disappointing."* — Kurs: Ausdrücke wie Markkurs, Dollarkurs, usw. sind mit *'mark rate', 'dollar rate'* wiederzugeben. — 'Notleidende Obligationen übersetzt R. mit *'suffering securities'*. Ich vermag diese Bezeichnung nirgends zu finden, wohl aber ist mir schon *'defaulted bonds'* begegnet (AAA. 88, p. 16). — tilgen (Passivsaldo, Schuld) auch *'to wipe out'* (oder *off*): *"A net loss on the previous year of £ 97800 was wiped out"* (FT. 19. XI. 1923, p. 2). *"In the course of some 60 years our debt to America*

*would be wiped off"* (FT. 27. II. 1925, p. 3). — **um** (circa). Zur Angabe des ungefähren Preises braucht die gewöhnliche Sprache *about*: *The book costs about 10 s.* Die Börsensprache verwendet jedoch mit Vorliebe *'round, around'*. Einem Bericht, betitelt *'Industrial Shares'* (FT. 27. II. 1925, p. 1) entnehme ich folgende Belege: *"Associated Cements were a better market around 15 s. British Oil and Cake changed hands with some freedom around 25 s. Cellulose were changing hands round 19 1/2."* — Vermögensabgabe heifst *'capital levy'* (Überschrift FT. 19. XI. 1923, p. 3).

Es wäre ein übertriebenes Lob, wenn man das vorliegende Wörterbuch als *'standard work'* bezeichnen wollte. Anderseits mufs zugegeben werden, dafs dem Werk ein glücklicher Gedanke zugrunde liegt. Ganze Sätze geben entschieden eine bessere Anleitung zum Übersetzen in die Fremdsprache als blofse Wörter und Ausdrücke, ganz besonders dem, der nicht philologisch geschult ist. Auch hat die Sprache des Wirtschaftslebens solche Bedeutung erlangt und ist dabei so eigenartig und reichhaltig, dafs eine Ergänzung zu unsern vorwiegend literarisch[1]) eingestellten Wörterbüchern auch vom Anglisten begrüfst werden mufs. Ich zweifle nicht, dafs das Satzlexikon schon in seiner jetzigen Gestalt gute Dienste leisten wird, und hoffe, der Verf. werde es für eine Neuauflage einer so gründlichen Durchsicht unterziehen, dafs ich es in Zukunft vorbehaltloser zu empfehlen vermag, als mir dies jetzt schon möglich ist.

---

[1]) Auch das NED. versagt gelegentlich. So heifst es beispielsweise im offiziellen Kursblatt der Newyorker Effektenbörse, mit einem gewissen Zeichen versehene Obligationen seien *'bonds traded in flat'*. Und weiter: *"Quotations for Income Bonds are flat."* Was das NED. (unter *'flat'* A 13) über *'to borrow flat'* sagt (ohne Zitate und mit blofsem Verweis auf das Century und das Standard Dictionary) erklärt den oben belegten Gebrauch von *'flat'* nicht, da es sich ja hier um Kauf und Verkauf handelt. Ich finde den Ausdruck wieder in den mehrfach zitierten AAA. Bd. 88, p. 21: *"It is sometimes desired to ascertain what a bond will yield at a given price when sold 'flat'. By this expression it is understood that the purchaser pays no accrued interest."* Nun ist die Sache klar: *'Bonds sold flat'* sind Obligationen, die nach einem Ausdruck der Schweizer Börsen *'tel quel'* gehandelt werden, d. h. zu dem Börsenkurs werden keine Stückzinsen hinzugeschlagen.

Basel, April 1925. Karl Jost.

## An Old English Sound-change and some English Forest Names.

In Primitive English a palatal *ʒ* or *c* in some dialects changed a following *æ*, *ǣ* into *ea*, *ēa*, an *e* into *ie*, as in OE *ceaster, gēar, giefan*. It is to be expected that in the dialects where *e* became *ie*, a similar change of *ē* to *īe* would take place. Bülbring has no examples of this change, except for the *i* met with in Northumbrian in *scip* for *scēp* (§ 154). Luick, Hist. Gram. § 171 ff., assumes the change in W. Sax. *gīe* 'you', but he has no examples of the change after *c* (except for North. *scip*). As a matter of fact, in Saxon dialects, where the change is to be expected, *ē* would be extremely rare after *c*. I believe examples of the change are offered by a number of place-names containing Celtic **kaito-* 'wood' (W. *coed*, OCorn. *cuit*, Bret. *koat*). Celtic *kaito-* in British would seem to have become *cēt-*. A well-known example is *Lectocetum*[1]) Rav., generally held to be the source of *Lich-* in *Lichfield* (*Liccidfeld, Lyccidfelth* etc. Bede). Brit. *cēt-* is generally supposed now to be the source of *Chute* W, *Chet-* in *Chetwode* Bk and other names. The derivation seems to have been first suggested by McClure, British Place-Names in their Historical Setting, pp. 86, 181. The following examples are in the first instance to be noted.

Wiltshire.

Chute (vil. and forest). Early forms show a good deal of variation. I quote from Ekblom, Place Names of Wiltshire, *Chett* 1199, *Cet'* 1215, *Cet* 1222, *Chut, Chet* 1258, *Chuyt* 1288, *Chiet* 1291. Examples of the name as that of a forest are among others *Ceit* 1178 BM, *Chuet* 1279 For. Pro. Chancery Misc. 12. 2. As Chute is the name of a forest, there can be little doubt that it is simply the Brit. word alluded to. But the forms can only be understood if we assume that, owing to the preceding palatal, *ē* in *Cēt* became *īe*, whence OE *y*, ME *u* with variants. How the ME variants are to be explained in detail, need to be discussed here.

Preshute (a vil., now in the borough of Marlborough) is more doubtful. Early forms vary between *Prestcheta* 1185, *Prestchute* 1338 and the more common *Preshut* 1252, *Purshute*

[1]) *Lectocetum* is clearly corrupt for *Letocetum*. *Etocetum* Ant. It. is generally supposed to be a mistake for *Letocetum*.

1313, *Preshute* 1332 etc.) I have[1]) on the strength of the latter type pronounced the opinion that the name is Germanic, containing OE *prēost* and the OE **scīete* or the like found in Shute Dv, Sheat I o W, Sheet Ha, and cognate with OE *scēat.* But I now find *Prestchute* as the name of a forest in a Forest charter of the time of Edw. III (For. Pro. Exch. T. R. no. 225). This renders it not improbable that after all the name contains the element *cēt*, the first element being *prēost.* A part of a forest Chute belonging to some priest or priests may have been called *Prest-chute.* The modern form with *sh*, of course, rather tells in favour of OE *scīete.* It should be added that Preshute is far distant from Chute Forest, but there may have been two forests of the name.

Chitterne (vil. ENE of Heytesbury): *Chetre* DB, *Cettra* 1166, *Chytterne* 1289, *Chuterne* 1316 etc. (see Ekblom). The second element is correctly derived by Ekblom from OE *ærn* 'house', but his identification of the first element with OE *Cyta* pers. n. is unacceptable, as it involves that *Ch-* is due to spelling-pronunciation. Chitterne is in a hilly district that was formerly no doubt forest. We may confidently assume that the first element of the name is Brit. *cēt.* Chitterne is thus seen to be synonymous with Waldron Sx. In this name OE *īe* has given *ī* and *ȳ*, besides *ē*.

Chittoe (vil. SW of Calne, within the old forest of Melksham). Early forms of the name are: *Chetewe* 1167, *Cheteweye* 1227, *Chutuwe* 1389, *Chutewe* 1418, *Chittoe* 1634 (Ekblom). The vowel varies between *u*, *y* and *e*. I have no doubt the name contains Brit. *cēt.* It may be a compound with the second element obscured. The form of 1227 may point to OE *weg* 'way', but the rest of the forms do not go well with such a base. We might think of OE *hīwan* 'inhabitants'. But possibly the name is an old Brit. derivative of *cēt.*

Hampshire.

Here belongs in my opinion the toponymic *Citware* found in OE charters, e. g. *Citwara mearce, Citwara becon* 956 BCS 982, *Cytwara bæcce, Cyrtwara* (!) *bæc* BCS 1319, *Citware mearce* 1042 KCD 763 (in boundaries of land at Meon). The *Citware*

[1]) Introduction to the Survey of English Place Names, I, p. 27.

must have dwelt east of the river Meon, not far from East Meon. As *tihel leahe* BCS 982, *tychel leache* BCS 1319 in the boundaries must be compared with Tegleaze and Tegdown Hill S of East Meon, we are hardly wrong in taking the name *Cit-* to be preserved in Chidden and Chidden Down near Tegleaze and Tegdown Hill. The district is hilly and was no doubt part of the old Forest of Bere. In BCS 982, moreover, it says that the boundary goes from "æscstede geate andlang wuda on citwara mearce". I take *Cīt* to be the old name of a forest (perhaps Bere Forest) and *Cītware* to mean 'forest dwellers'. *Cēt* here appears as OE *Cit* and *Cyt* with usual variation between *i* and *y*.

Sussex.

The examples are not safe, but the first two may well belong here.

Chiddingly (vil. NW of Hailsham): *Citangaleahge* c 765 BCS 197, *Chittingeleg* 1213, *Chitingylegh* 1284, *Chydyngelegh* 1348 etc. (Roberts, Place Names of Sussex). *Citangaleahge* is mentioned among swine-pastures and was evidently in the forest. It is not far from Waldron. I take *Citanga-* to be derived from *Cīt* 'forest' and to mean 'forest dwellers'.

Chithurst (vil. on the Rother, NW of Midhurst); *Chitehurst* 1307, *Chedehurst* 1341 (Roberts). The situation of the place near hilly districts tells rather in favour of *cēt* 'forest' as the first element.

Chidham (W of Chichester): *Chedham* 1243, *Chudeham* 1306 etc. (Roberts). The regular *d* perhaps tells against derivation from *cēt*; cf. however W *coed*. The situation of the place on low land near the sea also tells against *cēt*.

If Chiddingly and Chithurst contain Brit. *cēt*, the names show that the change *e* > *ie* after *c* took place also in the Sussex dialect.

---

Brit. *cēt* is the second element of some names, partly names of forests, found in districts where *Cēt* appears alone or as the first element in the forms *Chut*, *Chit*, but the vowel is here regularly *e*.[1])

[1]) Prestchute, already dealt with, is a late compound.

Wiltshire.

Pansett or Pauncet, the old name of Clarendon Forest: foresta de *Panchet* 1221, foresta de *Pancet* 1222 ClR, *Penchet* 1279 For. Pro. Chancery Misc. 12. 2, *Pancet* MS Stowe 798 m. 9. The first element is Brit. *penno-*, W. *pen* 'end, top' etc. It is here very likely attributive and means 'chief'. The vowel *a* (*au*) is of course due to French influence.

Hampshire.

Melchet (vil. and forest in N of county; in DB the name is given under Wilts): *Milchete, Milcheti* DB, *Melchet* 1279 For. Pro. Chancery Misc. 12, 2. *Mel-* might be identical with W. *moel* 'bare'.

Dorset.

Lytchett (villages NW of Poole): *Lichet* DB. The name may be identical with Brit. *Letocetum* 'grey wood'.

East Orchard (vil. SW of Shaftesbury): *at Archet, Archet hamm* 939 BCS 744, *at* (*to*) *Archet* 963 BCS 1115 (both late transcripts). Identical with W. *argoed* 'shelter of wood', a common place-name.

Somerset.

Watchet (sea-port on the Bristol Channel): *Wæced* 918 ASC (A), *Weced* 915 ASC (D), *Wecedport* 988 ASC (C), *Wacet* DB. Etymology obscure.

Devon.

Morchard (vil. NW of Crediton): *Morceth, Morchet* DB. 'Big wood' (*Mor* identical with W. *mawr* 'big', as suggested by Johnston).

Buckinghamshire.

Datchet (vil. on the Thames): *æt Deccet* KCD 693, *Daceta* DB. If the name contains Brit. *cēt*, the first element might possibly be identical with W. *da* 'good'.

The regular *e* is no doubt due to weak stress. Either weak-stressed *ē* was not diphthongized, or else *-cīet* was weakened to *-cet* already in the OE period. In favour of the latter alternative perhaps tells the development of Brit. *Letocetum*, which appears in Bede as *Liccid-, Lyccid-* etc. Here we seem to have a Mercian development of *ē* into *ī* after *c*.

In the cases dealt with so far Brit. *cēt*, so far as can be seen, has been adopted with close *ē*. But it is quite possible, particularly in early loans, that substitution of open *ē* (*ǣ*) might have taken place. This seems to have actually been the case in Penge Sr: *Penceat wood* 1067 BM. In English Place Names in *-ing*, p. 161 f., I hesitate whether *Penceat* should be identified with Penge, the reason being partly the loss of final *t*, partly the abnormal change of *ch* to *g* (dž). As Penceat must have been in the neighbourhood of Penge, and as I now find that the loss of final *t* has analogies (cf. Salcey infra), I now think my hesitation was unfounded. There is every reason to suppose that the name Penge was adopted very early.

---

Outside the Saxon districts Brit. *cēt* appears as the first element in the forms *Chet-*, *Cheet-*. The following examples may be mentioned.

Chetwode Bk: *Cétwuda* 949 BCS 883. Evidently *Cēt* was the old name of a forest, to which an explanatory *wood* was added. The same is the case with the following name.

Cheetwood La (the S part of Cheetham, now in Manchester): *Chetewode* 1489 PatR. Cheetham (*Chetam* 1212, *Cheetham* 1254 etc.) is 'the village by Cheet forest'.

As second element I believe we have Brit. *cēt* in Salcey, the name of a forest in Northamptonshire. The name appears as (bosco de) *Sasceya* 1206, (Bosco de) *Salceto* 1212 ClR, (for. de) *Salseto* 1300 For. Pro. Chancery Misc. 12. 10 (m. 17). The abnormal sound-development (*c*, *s* instead of *ch*, and the loss of final *t*) is no doubt due to French influence.

There are a good many place-names (names of villages etc.) that contain Brit. *cēt* as second element. The vowel in these varies a good deal owing to weak stress. I mention Blenket, Culcheth, Penketh, Tulketh La (see Pl. N. of Lancashire), Culgaith We (cf. Sedgefield, Pl. N. of Cumberland and Westmoreland, and my Scandinavians and Celts, p. 109), Clasketts and Claskett Brook Cu. The last mentioned name appears as *Claschet* Lanercost Cart. IV. 12, XIII. 13, probably as *Glasceith* ib. VII. 8.

---

If the generally accepted identification of Chute etc. with Celt. **kaito-*, W. *coed* is correct, we must conclude that Prim. Celt. *ai* in the British dialects of England was at one time monophthongized or at any rate developed into a sound sufficiently like OE *ē* for the latter to be regularly substituted for it. Early spellings such as *Letocetum* point to such a development. It should be pointed out here, however, that such monophthongization is not assumed — at least expressly — by Pedersen or Morris Jones in their well known works. Pedersen (§ 38) only states that Aryan *ai* appears as *oe* in Welsh, etc. He mentions no intermediate stage *ē* or the like, but this need not imply that he denies such an intermediate stage. Morris Jones, p. 97 f., says that Celt *ai* becomes Welsh *oe*. As he generally gives the details of sound-developments, I conclude that he assumes that *ai* developed directly into *oe*. OE *ē* cannot possibly be a substitution for a Brit. *ai* or OW. *oi*. A Brit. *ai* might eventually have given OE *ǣ*, but we should not expect a *c* to be palatalized before it, and *ǣ* would not become *īe*. And more probably it would have given an OE *æʒ*, for in words such as OE *tæʒl*, *wæʒn* the *ʒ* was at an early date palatalized. OW. *oi* might have given eventually OE *ō*, whence *ē*, but palatalization would not have taken place before such an *ē*.

Lund. Eilert Ekwall.

---

## Zu ne. *dare*.

Kürzlich hat in diesem Beiblatt (34, 375 ff.) Holthausen die Länge in ne. *dare* gegenüber me. *dar(r)*, ae. *dearr* aus den Verhältnissen dieses Wortes heraus und diejenige in ne. *scare* für me. *skerre*, *scarre* aus an. *skerre* durch Einwirkung des Bedeutungsantipoden *dare* zu erklären gesucht. Indessen findet sich *ā* auch in anderen Fällen mit der älteren Folge *-arr-* (altenglischen oder altnordischen Ursprungs), noch heute in *chare* neben *char* gegenüber spätme. *charre*, älter *cherre* aus ae. (angl.) *cerr*, *cerran*. Ähnlich erscheinen in Texten des 15.—17. Jahrhunderts nach dem NED. neben *far*, *star*, *mar* vb. die Schreibungen *fare*, *stare*, *mare*, die allerdings einer näheren Untersuchung bedürftig wären, aber doch auf Länge zu weisen scheinen. Anzuschließen ist *war*, me. *werre*, dessen *rr* durch

Reime auf heimisches *rr* reichlich gesichert ist, und das in schottischen Texten des 16. und 17. Jahrhunderts auch *ware, waire* geschrieben ist.

In anderen französischen Lehnwörtern, die im Mittelenglischen mit *rr* erscheinen, fehlen dagegen in dem bis jetzt vorliegenden Material Hinweise auf Länge: *bar* sb., *bar* vb. (*bare* im CM. ist kein Beweis für Länge, vgl. Studien z. engl. Lautgesch. S. 17), *car* sb. Neben me. *char* 'Wagen' aus afr. *charre* steht allerdings *chāre*, aber dieses kann afr. *char* wiedergeben.

Andererseits ist *scar* 'Klippe' aus an. *sker*, das einfaches *r* hatte, im 17. Jahrhundert *skerres, skarres* geschrieben und zeigt im modernen Schottischen neben anderem die Form *skair*.

Wieder anders verhält es sich mit *tar*. Es geht auf me. *ter* mit einfachem *r* zurück (über deren Ursprung Holthausen Anglia Beibl. 34, 377 ff. gehandelt hat). Aber es fällt auf, dafs das Verbum schon in Gen. u. Ex. *terren* geschrieben ist, also wirkliche Geminata gehabt haben mufs. Formen mit Länge fehlen bis auf ein einmaliges *taar* im 15. Jahrhundert.

Bemerkenswert ist *scar* 'Narbe', neben dem im 16. Jahrhundert auch *scare*, also offenbar *ā*, erscheint. Das Wort geht zurück auf afr. *escare*, also ist wohl *scāre* das Ursprüngliche. Hier scheint nach Mafsgabe des Schwankens von *chāre* und *char* im heimischen Wortschatz dem ursprünglichen *scāre* ein *scar* beigesellt worden zu sein, das später die Oberhand gewann.

Von keinem Belang ist es, dafs bei *jar* 'Krug', *jar* 'Mifston', *jar* 'mifstönen' Spuren von Länge fehlen, denn diese Wörter tauchen erst im 16. Jahrhundert auf. Ersteres ist aus dem Französischen entlehnt, die Herkunft der anderen ist dunkel.

In den lebenden Mundarten gilt bei *dare* zumeist der Reflex von *ăr*, namentlich im Norden, wie die Wiedergabe des Wortes in den Wortlisten von Ellis (N 345), die Angaben Wrights in seiner Dialektgrammatik S. 397 und diejenigen in den vorliegenden Einzeldarstellungen von Mundarten zeigen. Die geographische Verteilung von *-ăr* und *-ār* bietet, soviel ich sehen kann, keine geschlossenen Gebiete. Dafs das Nebeneinander von *-ăr* und *-ār* in der Gemeinsprache auf verschiedene dialektische Wiedergaben zurückgeht, ist daher wenig wahrscheinlich.

Es ist also deutlich, dafs die Länge, die uns in *dare* auffällt, in einer ganzen Gruppe von Fällen vorkommt und daher ein lautlicher Vorgang zugrunde liegen mufs. Manches Einzelne ist noch unklar: die Verbindung *rr* scheint innerhalb der Geminaten eine Sonderstellung eingenommen zu haben. Aber soviel ist doch deutlich, dafs diese auffälligen Längen mit dem *rr* in Zusammenhang stehen, also *-arr* zu *-ār* geworden ist. Aufserdem scheint der Lautwandel noch irgendwie von besonderen Bedingungen abhängig gewesen zu sein, so dafs er zunächst zu Doppelformigkeit führte und eine spätere Regelung teils die Wiedergabe von *-ăr*, teils die von *-ār* verallgemeinerte. Es gab ja schon im Mittelenglischen innerhalb des französischen Sprachgutes Wechselformen wie *werre* und *wēre* (über deren Gründe Hist. Gram. S. 447 gehandelt ist). Dafs aber die vorgeführten Erscheinungen nach Analogie dieses Schwankens entstanden seien, ist recht unwahrscheinlich, zumal ihre lautliche Ausgestaltung zeigt, dafs die neuen Längen erst auftraten, als *werre* schon zu *warre* geworden war, also der Wechsel *werre/wēre* gar nicht mehr bestand.

Wie steht es mit den anderen Vokalen vor *rr*? Das *ĕ* ist zur Zeit dieses Wandels im allgemeinen schon zu *a* geworden. Aber neben *skerre* 'schrecken' findet sich ein spät-me. *skere*, das in den modernen Dialekten und im amerikanischen Englischen regelrecht zu *skear* wird. Hier scheint derselbe Vorgang vorzuliegen. Fälle mit *o* scheinen nicht vorzukommen. Es bleiben noch *i* und *u*, aber me. *firre, mirre* (schon ae. *myrra*), *curre, furre* zeigen keine Spur ähnlicher Erscheinungen. Sollten wir eine Dehnung vor uns haben, der die Vokalextreme ähnlich wie in anderen Fällen sich entziehen?

Es ist nun beachtenswert, in welchen chronologischen Verhältnissen dieser Wandel steht. Ein Teil, ja die meisten der von ihm ergriffenen *-arr* sind aus älterem *-err* entstanden, und zwar — wenigstens südhumbrisch — erst im Lauf des 14. Jahrhunderts. Somit kann unser Lautwandel frühestens in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts sich vollzogen haben. Das um diese Zeit aus *ă* entstandene *ā* fiel aber mit dem gewöhnlichen me. *ā* zusammen, d. h. me. *ā* war um diese Zeit mit me. *ă* qualitativ noch im wesentlichen identisch, es war noch nicht palatalisiert. Wir gewinnen also zum erstenmal eine obere zeitliche Grenze für die Palatalisierung des *ā*: sie

hat — wenigstens südhumbrisch — nicht vor dem 15. Jahrhundert eingesetzt. Vereinzelte *e*-Schreibungen vor dieser Zeit wie sie Wyld, Hist. Coll. Engl. S. 194 anführt und allerdings selbst bezweifelt, sind bedeutungslos.

Wien. Karl Luick.

---

## Prop-Word and Numeral.

In Anglia Beiblatt 1925, p. 76 ff. Miss Augusta Björling criticizes some minor points in my *Modern English Grammar*. She seems, however, to have failed to see the real purport of my remarks, and the following lines, therefore, may not be quite superfluous.

Although the numeral and the prop-word *one* are, of course, ultimately "the same word", they have in course of time become distinct in more than one way. The prop-word at first could be used in the singular only, but now the familiar use of the plural *ones* shows that it has been dissociated from the numeral. The prop-word at first was only used in an indefinite sense (as in *a good one*), but now it is used also definitely in combinations like *this one, that one*, in which *this* and *that* are stressed, and *one* is unstressed. In 10. 5 I said that I should be very much surprised if these constructions were much older than the beginning of the nineteenth century: as a matter of fact I have now found an example that is earlier than the ones I gave in my book, viz. Sterne 59 "of the traverses of that attack, — but particularly of *that one* where he received his wound". But I especially warned my readers against confounding this use of the prop-word with the numeral, adducing Hamlet IV. 7. 76, in which one might feel inclined to find the prop-word, though the (stressed) numeral is evidently intended. I might also have adduced Romeo III. 5. 167 "we scarce thought vs blest, That God had lent vs but this onely child, But now I see *this one* is one too much": in both passages the verse ictus falls on *one*.

Now Miss Björling quotes against me Matt. 18. 12 in some of the early versions: but surely *one* is there the numeral, as shown by the fact that *that one* (sheep) is contrasted with the ninety-nine that had not gone astray. The passage thus cannot be given as an example of *that one* with the prop-

word *one* (any more than *the one* in Matt. 25. 18, where Miss B. herself sees that we have the numeral). And the curious thing is that if *that one* in these sixteenth century Bible versions contained the prop-word, we should have to date this even some centuries further back, for the Old English Matthew here reads "gæð & secþ *þæt* ân þe forwearð ... he swyðor geblissaþ for þa*m* ânum þonne ofer þa nigon & hundnigontig" (Corpus) and similarly "... þæt an ... for þa*m* anu*m*" (Hatton). I may also remind the reader of the familiar ME. *thet* (from *þæt*) *oon* as opposed to *thet other*. In other words the numeral *one* is not rare after *that* (cp. G. *das eine*, Dan. *det ene*), but that shows nothing with regard to the prop-word.

Next Miss Björling finds fault with my innocent remark 10. 85 that "*The evil* is a neuter substantive, but *the Evil One* = 'Satan'" and says that some Bible passages which she quotes show that this statement does not always hold good. But these passages contain the plural adjective *the evil* = wicked people generally, whereas I spoke of the singular substantive only and did not think it necessary in that section expressly to recapitulate the well-known rule which applies to *evil* as well as to all other adjectives and which I mentioned in 11. 41, cf. 11. 31.

Since I am writing of these matters, I may as well ask the possessors of my Grammar to strike out the example from Hope given in 10. 64: it contains the numeral (*her one* stressed on *one*, contrasted with his pile of letters) and not the prop as in the two other examples (*my one, his one,* stressed on *my, his*).

Gentofte, Copenhagen, Easter 1925.

Otto Jespersen.

---

## Die Entstehung von „Rule Britannia".

### Ein Beitrag zur Psychologie der Engländer.

### Öfter benutzte Literatur.

A. Hilfsmittel.

1. J. Bartlett, A new and complete concordance to Shakespeare. Lond. 1894, 2 Bde.
2. J. Bradshaw, A concordance to the poetical works of J. Milton. Lond. 1894.
3. A. Brandl, Shakespeare, Neue Ausgabe. Berlin 1922.

4. E. C. Brewer, Dictionary of Phrase and Fable. Lond. 13. Aufl.
5. F. Brie, Imperialistische Strömungen in der engl. Lit. Halle 1916 (Anglia XL).
6. F. Brie, Sidneys Arcadia. Strafsburg 1918 (Q. F. 124).
7. Bright-Miller, the elements of English versification. Boston u. Lond. 1910.
8. E. C. Cook, Literary influences in colonial newspapers 1704—1750. New York 1912.
9. W. J. Courthope, A history of English poetry. Lond. 1895, 6 Bde.
10. Sir H. Craik, A century of Scottish history. Edinburgh-Lond. 1911.
11. H. Davey, History of English music. Lond. 1895.
12. Th. Davies, Memoirs of the life of David Garrick. Lond. 1784, 2 Bde.
13. W. J. Gardner, A history of Jamaica, Lond. 1911.
14. H. G. Graham, the social life of Scotland in the 18th century. Lond. 1906.
15. E. Hawkins — A. W. Franks — H. A. Grueber, Medallic illustrations of the history of Great Briton and Irland to the death of George II. Lond. 1885, 2 Bde.
16. T. Hervey, Geschichte der Schiffahrt und Seemacht Grofs-Britanniens (Übs.). Leipzig 1779, 3 Teile.
17. H. Hettner, Geschichte der engl. Lit. von 1660—1770. Braunschweig 1894.
18. S. Lee, Dictionary of national biography. Lond. 1885—1913.
19. G. C. Macauly, James Thomson. Lond. 1908, English Men of Letters.
20. G. W. Meadley, Memoirs of Algernon Sidney. Lond. 1813.
21. Murray, A new English dictionary. Oxford 1887 (N. E. D.).
22. R. Pauli, König Alfred und seine Stelle in der Geschichte Englands. Berlin 1851.
23. G. van Santvoord, Life of Algernon Sidney. New York 1851 (in Göttingen).
24. J. R. Seeley, Lectures and essays. Lond. 1870 (No. IV 89—119).
25. E. de Sélincourt, English poets and the national ideal. Lond. 1915, No. II 34—60).
26. L. Stephen, History of English thought in the 18th century. Lond. 1876, 2 Bde.
27. B. Tschischwitz, Shakespeares Staat und Königtum. Halle 1866.
28. E. Walker, A history of music in England. Oxford 1907.
29. W. Wilson, Memoirs of the life and times of Daniel Defoe. Lond. 1830, 3 Bde.
30. R. Wülker, Gesch. der engl. Lit. Leipzig 1906/7, 2 Bde.
31. R. Wülker, Grundrifs der Gesch. der angelsächs. Lit. Leipzig 1885.

### B. Ausgaben und gesammelte Werke.

1. Joseph Addison, Miscallaneous Works in Verse and Prose, ed. Th. Tickell. Dublin 1735, 3 Bde; 1761, 4 Bde.
2. Joseph Addison, the Spectator, ed. H. Morley, Universal Libr. Lond.
3. Mark Akenside, Poems, ed. Samuel Johnson. Lond. 1790, English Poets, Bd. 63.

4. John Bale, the dramatic writings, ed. J. S. Framer. Lond. 1907, Early Engl. Dramatists.
5. Lord Bolingbroke (H. St. John), Letters on the study and use of history etc., ed. Ward, Lock & Co. Lond.
6. William Browne, Poems, ed. Goodwin. Lond. 1894, 2 Bde., Muses Libr.
7. Samuel Butler, Poems, ed. Johnson Bd. 14; Posthumous Works, ed. Sir Roger L'Estrange. Lond. 1715.
8. William Camden, Britannia. Lond. 1607; engl. Übs. Lond. 1695.
9. William Camden, Remains concerning Britain, 1674, ed. Th. Moule. Lond. 1870, 7. Abdr.
10. Susannah Centlivre, Works, ed. Mrs. Inchbald. Lond. 1808, the British Theatre Bd. 11.
11. Charles Churchill, Poems, ed. Johnson Bd. 67.
12. Colley Cibber, Dramatic Works. Lond. 1760, 4 Bde.
13. William Congreve, Comedies, ed. W. E. Henley. Lond. 1895, 2 Bde., English Classics.
14. William Congreve, Poems, ed. Johnson Bd. 34.
15. Abraham Cowley, Poems ed. Johnson Bd. 7—9.
16. William Davenant, Dramatic Works. Lond.-Edinb. 1872, 14 Bde.
17. Daniel De'oe, Works, ed. Sir Walter Scott. Lond. 1882 ff., 7 Bde., Bohn's Stand. Libr.
18. Thomas Dekker, Dramatic Works. Lond. 1873, 4 Bde.
19. Thomas Dekker, the non-dramatic works, ed. A. B. Grosart. Lond. 1884, 5 Bde., Huth Libr.
20. John Denham, Poems, ed. Johnson Bd. 9.
21. John Dryden, Poems, ed. Sargeaunt. Lond. 1910.
22. John Dyer, Poems, ed. Johnson Bd. 58.
23. Sir George Etherege, Plays and Comedies, ed. A. W. Verity. Lond. 1888.
24. William Falconer, Poems, ed. Johnson Bd. 67.
25. George Farqhuar, Dramatic Works, ed. A. Ch. Ewald. Lond. 1892, 2 Bde.
26. Elijah Fenton, Poems, ed. Johnson Bd. 35.
27. Henry Fielding, Works ed. Th. Roscoe. Lond. 1856.
28. John Ford, Works, ed. W. Gifford-A. Dyce. Lond. 1895, 3 Bde.
29. David Garrik, Dramatic Works. Lond. 1798, 3 Bde.
30. Samuel Garth, Poems, ed, Johnson Bd. 28.
31. George Gascoigne, Complete Works, ed. J. W. Cunliffe. Lond. 1907, 2 Bde.
32. John Gay, Poems, ed. Johnson Bd. 36—37.
33. John Gay, Singspiele, ed. G. Sarrazin. Weimar 1898, Engl. Textbibl. 2.
34. Henry Glapthorne, Plays and Poems, ed. Lond. 1874.
35. Robert Greene, Plays and Poems, ed. J. Ch. Collins. Oxford 1905, 2 Bde.
36. James Hammond, Love Elegies, ed. Johnsons Bd. 39.
37. James Harrington, the Oceana and his other Works, ed. J. Toland. Dublin 1737.
38. Thomas Heywood, Dramatic Works, ed. Lond. 1874, 6 Bde.
39. Aaron Hill, Works. Lond. 1754, 4 Bde.
40. John Hughes, Poems, ed. Johnson Bd. 31.
41. Ben Johnson, Works, ed. W. Gifford. Lond. 1851.

42. Thomas Kyd, Works, ed. F. S. Boas. Oxford 1901.
43. Nathanael Lee, Dramatic Works. Lond. 1734, 3 Bde.
44. George Lillo, Works II. Lond. 1775.
45. John Locke, Works, ed. Lond. 1759, 3 Bde.
46. David Mallet, Poems, ed. Johnson Bd. 63.
47. Bernard Mandeville, the Fable of the Bees ... Lond. 1725.
48. Christopher Marlowe, Works, ed. A. Dyce. Lond. 1876.
49. John Marston, Works, ed. J. O. Halliwell. Lond. 1856, 3 Bde.
50. Andrew Marvell, Poems and Satires, ed. G. A. Aitken. Lond. 1892, 2 Bde.
51. Philip Massinger, Plays, ed. W. Gifford. Lond. 1805, 4 Bde.
52. Thomas Middleton, Works, ed. A. H. Bullen. Lond. 1885, 8 Bde.
53. John Milton, Poetical Works, ed. D. Masson. Lond. 1909, Globe Ed.; übs. A. Böttger, Recl. Univ.-Bibl.
54. John Milton, Prose Works, ed. J. A. St. John. Lond. 1848 ff., 5 Bde., Bohn Ed.
55. Thomas Nash, Works, ed. R. B. Mc Kerrow. Lond. 1905, 5 Bde.
56. Thomas Otway, Works. Lond. 1757, 3 Bde.
57. George Peele, Works, ed. A. H. Bullen. Lond. 1888, 2 Bde.
58. Ambrose Philips, Poems, ed. Johnson Bd. 57.
59. John Philips, Poems, ed. Johnson Bd. 17.
60. John Pomfret, Poems, ed. Johnson Bd. 17.
61. Alexander Pope, Poems, ed. Johnson Bd. 45—47.
62. Matthew Prior, Poems, ed. Johnson Bd. 32—34.
63. Thomas Randolf, poetical and dramatic works, ed. W. C. Hazlitt. Lond. 1875, 2 Bde.
64. Samuel Richardson, Works, ed. L. Stephen. Lond. 1883, 12 Bde., Bd. I—III: Pamela.
65. Nicholas Rowe, Works. Lond. 1747, 2 Bde.
66. Nicholas Rowe, Poems, ed. Johnson Bd. 28.
67. Charles Sackville, Earl of Dorset, Poems, ed. Johnson Bd. 17.
68. Anthony, Earl of Shaftesbury, Characteristics of Men, Manners etc., ed. J. M. Robertson. Lond. 1900, 2 Bde.
69. Anthony, Earl of Shaftesbury, Life, Letters and Philosophical Regimen, ed. B. Rand. Lond. 1900.
70. William Shakespeare, Tragedies, Comedies, Histories and Poems, ed. E. Rhys. Lond. 1911, 3 Bde., Everym. Libr.
71. William Shenstone, Poems, ed. Johnson Bd. 59.
72. Algernon Sidney, Works, ed. Robertson. Lond. 1772 (in Kiel).
73. Sydney Papers, ed. R. W. Blencowe. Lond. 1825.
74. Sir Philip Sidney, Complete Poems, ed. A. B. Grosart. Lond. 1877, 3 Bde.
75. Sir Philip Sidney, Astrophel and Stella, und Defence of Poesie, ed. E. Flügel. Halle 1889.
76. John Skelton, Poetical Works, ed. A. Dyce. Lond. 1843, 2 Bde.
77. Thomas Southerne, Plays. Lond. 1774, 3 Bde.
78. Edmund Spenser, Works, ed. R. Morris. Lond. 1912, Globe Ed.
79. George Stepney, Poems, ed. Johnson Bd. 17.

80. Sir John Suckling, Poems, Plays and other Remains, ed. W. C. Hazlitt. Lond. 1892, 2 Bde., Libr. of Old Ant.
81. Jonathan Swift, Poems, ed. W. E. Browning. Lond. 1910, 2 Bde., Bohn's Stand. Libr.
82. Jonathan Swift, Prose Works, ed. T. Scott. Lond. 1902 ff., 12 Bde., Bd. I, V, VII, X.
83. John Taylor, Works, ed. Ch. Hindley, The Old Book Collector's Miscellany. Lond. 1872, 3 Bde.
84. James Thomson, Poetical Works, ed. D. C. Tovey. Lond. 1897, 2 Bde.
85. James Thomson, ed. Murdoch, Lond. 1773, 4 Bde.
86. James Thomson, Seasons, ed. O. Zippel. Berlin 1908, Palästra Bd. 66.
87. Thomas Tickell, Poems, ed. Johnson Bd. 39.
88. Sir John Vanbrugh, Works, ed. W. C. Ward. Lond. 1893, 2 Bde.
89. Edmund Waller, Poems, ed. Johnson Bd. 16.
90. William Walsh, Poems, ed. Johnson Bd. 17.
91. John Webster, Works, ed. A. Dyce. Lond. 1877.
92. Gilbert West, Poems, ed. Johnson Bd. 57.
93. Thomas Wyatt, Poetical Works, ed. J. Yeowell. Lond. 1904, Aldine Ed.
94. William Wycherley, Plays. Lond. 1731.
95. Thomas Yalden, Poems, ed. Johnson Bd. 39.
96. Edward Young, Works. Lond. 1767, 4 Bde.; 1792, 3 Bde.
97. The Gentleman's Magazine and historial Chronicle X, ed. S. Urban. Lond. 1740.
98. The Jacobite songs and ballads of Scotland, ed. Ch. Mackay. Lond.-Glasgow 1861.
99. The Jacobite songs of Scotland, ed. Ogle. Glasgow 1871.
100. An English Garner, ed. E. Arber. London 1877 ff., 8 Bde.
101. Political ballads illustrating the administration of Sir R. Walpole, ed. M. Percival, 1916. Oxford Studies VIII.

---

## II. MITTEILUNGEN.

### 55. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Erlangen.

Die Versammlung findet vom 29. September bis 2. Oktober in Erlangen statt. Anmeldungen von Vorträgen sind bis spätestens 10. Juni an den ersten Vorsitzenden Prof. Dr. Otto Stählin, Erlangen, Rathsbergerstr. 9, zu senden.

Es sind 15 Abteilungen geplant. Die Obmänner für die 8., **für Anglistik,** sind:

Prof. Dr. Rudolf Brotanek, Spardorferstr. 49 }
Studienprof. Hans Betz, Östliche Stadtmauerstr. 14 } Erlangen.

### Angekündigte Schriften.

Herr Lic. phil. Carl Bergener in Uppsala wird demnächst eine Abhandlung veröffentlichen über „Die Substantivierung des germanischen Adjektivs im Englischen.

---

# III. AUS ZEITSCHRIFTEN.

**Germanisch-Romanische Monatsschrift** XIII, 3/4: Selesković, Natur- und Literaturwissenschaft. — Hittmair, Die Arbeit bei Langland, Locke, Carlyle. I. — Brinkmann, Die Dichterpersönlichkeit des Archipoeta. — Schneider, Das Epos von Walther und Hildegunde. II. — Tappolet, Neuere Aufgaben der Wortforschung. — Stauber, Die Essais de Psychologie Contemporaine von Bourget und Spenglers Untergang des Abendlandes.

**Leuvensche Bijdragen** XVII, 1: Logeman, The Semasiology of some verbs of motion and the Etymology of Dutch *langwerpig*. — De Ronde, De Romans van Th. Hall Caine. — Kesters, Keltische Oorsprong van *Rosmeer* en *Jeuk*. — Grootaers, De Namen van de *roode aalbes* in Zuid-Nederland (Naschrift). — Gr(ootaers): Bladvulling. — Goedbedoelde taalvormen. — XVII, 1. u. 2. Afl., Bijblad: Grootaers, In Memoriam J. P. Rousselot (met portret). — Grootaers, Zuidnederlandsch Dialectonderzoek. — Dialectstudie en Tekstcritick. — Boekbeoordeelingen. — Kleine Aankondigingen.

**Neophilologus** X, 3: Scholte, Over het vervaardigen van wetenschappelijke edities van werken uit de nieuwere letterkunde. — Carré, Michelet en Hollande. — Martin, *De gevallen van Telemachus* par Syhrand Feitama. II. — Absil, Sprache und Rede. Zu de Saussures *Allgemeiner Sprachwissenschaft*. II. — Prick van Wely, Kantteekeningen bij H. Poutsma's *Grammar of Late Modern English*, II, Section I, A. Nouns, Adjectivês and Articles. III. — van Doorn, An enquiry into the causes of Swinburne's failure as a narrative poet. With special reference to the 'Tale of Balen'. IV. — van der Gaaf, Een kantteekening bij een kantteekening. — Hesseling, Bezwaren en gevaren bij het vertalen van het Nieuwe Testament.

**University of Texas Bulletin** No. 2411 (March 15, 1924): Studies in English Number 4: Covington, Spenser's Use of Irish History in the Veue of the present State of Ireland. — Law, Tripartite Gaul in the story of King Leir. — Wharey, Bunyan's Mr. Badman and the Picaresque Novel. — Griffith, "The Sylvan Dream: or, The Mourning Muses". — Fannie E. Ratchford, Notes on Byron. — Clark, The Kinship of Hazlitt and Stevenson. — Campbell, Bibliographical Notes on Lowell.

[23. 4. 25.]

INHALT.



Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

# Beiblatt zur Anglia.

## Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

XXXVI. Bd. Juni 1925. Nr. VI.

## I. SPRACHE UND LITERATUR.

**A Grammar of Modern Dutch** by **E. Kruisinga.** London, George Allen & Unwin Ltd. — XII n. 168 Ss. 8⁰. 5/- net.

An guten Hilfsmitteln zum Studium der holländischen Sprache ist kein Mangel mehr; wer sie durch das Medium des Englischen kennen lernen will, dem sei das vorliegende Buch des rühmlichst bekannten Forschers warm empfohlen. Durchaus auf phonetischer Grundlage aufgebaut stellt es die Umgangssprache in den Vordergrund und führt mit wohltuender Klarheit und Bestimmtheit in den Gegenstand ein. Alles Wichtige aus der Syntax ist teils mit der Formenlehre verbunden, teils in einem besonderen Kapitel „Order of Words" erörtert. Auch die Wortbildung und eine nützliche Bibliographie haben Platz in dem schön ausgestatteten Buche gefunden, dessen Inhalt ein umfänglicher Index erschliefst. Wie van der Meers deutsche Grammatik hat auch diese englische die holländische Zukunftsorthographie eingeführt (*mens, lopen, delen*).

Kiel. F. Holthausen.

**The Heliand Manuscript Cotton Caligula A. VII** in the British Museum. *A Study* by **R. Priebsch**, Professor of German Language and Literature in the University of London. Oxford, at the Clarendon Press. 1925. — VI u. 49 Ss. 8⁰.

Die Frage, wie und wo die Heliandhs. des Britischen Museums entstanden sei, ist seit den Tagen Schmellers vielfach erörtert worden. Priebsch behandelt nun zum ersten Male den Gegenstand ganz eingehend auf Grund sprachlicher und paläographischer Erwägungen, wobei er auch die künstlerischen Initialen verschiedener Abschnitte berücksichtigt. Zur Ver-

anschaulichung seiner Ausführungen hat er eine Reihe vorzüglicher Lichtdrucke beigefügt, die eine klare Vorstellung vom Aussehen der Hs. geben. Aufser dem eigentlichen Thema behandelt der Verf. noch eine Reihe weiterer damit verbundener Fragen, z. B. die sog. jüngere Genesis und ihre Übersetzung, die 'Praefatio', die früheren Besitzer der Hs. u. a. m. Trotz alles aufgewandten Scharfsinns und einer erstaunlichen Belesenheit in der einschlägigen Literatur hat unser verdienter Landsmann schliefslich doch nur eine Reihe von mehr oder minder wahrscheinlichen Hypothesen aufstellen können und schliefst mit den Worten Schmellers: „codicem istum in ipsa Anglia exaratum quo minus nos quidem credamus.“ Aber seine schöne Arbeit ist darum doch keine 'verlorene Liebesmüh' gewesen!

Kiel. F. Holthausen.

**Sir Gawain and the Green Knight.** Edited by **J. R. R. Tolkien & E. V. Gordon.** Oxford, at the Clarendon Press 1925. XXVIII + 211 Ss. 8°.

Das ebenso schöne wie schwierige Gedicht, zuerst 1839 von Madden, dann 1864 von Morris (revidierter Text von J. Gollancz 1897 und 1912) herausgegeben, liegt jetzt in einer Gestalt vor, die wohl — von einigen Kleinigkeiten abgesehen — als definitiv bezeichnet werden darf. Die Einleitung behandelt die Handschrift, die Stoffgeschichte, den Verfasser, Abfassungszeit und Sprache, es folgt eine 'Select Bibliography' und auf den kritischen, gut interpunktierten Text reichhaltige Anmerkungen sprachlicher und sachlicher Art, ferner zwei Abschnitte über Metrik und Grammatik des Gedichtes und ein vollständiges Glossar mit etymologischen Angaben. Alles steht auf der Höhe der Zeit und bietet kaum Veranlassung zur Kritik. Beigegeben sind in Lichtdruck der Anfang des Gedichtes und ein Bild der Hs. (der Besuch der Dame bei Gawain).

V. 1281 möchte ich noch *ho* ergänzen: *a⟨s ho⟩ hym loued mych.* — Anm. 965 soll in *Godde* das *o* nicht gedehnt sein, gegenüber *Gode* (: *brǫde*). Aber *godde* ist doch offenbar eine Neubildung, wie nhd. *Gottes*, nach dem Nom. Ac., auf Grund von Mustern wie *bed* : *beddes*. — In 1183: *upon* 'open' ist wohl an *up* angelehnt. — 2102: *Hestor* wird aus *Hestor* + *Nestor*

entstanden sein. — Zu S. 131: der Inf. *baiþen* < aisl. **beiðna* hat doch nicht die alte Endung *-en* bewahrt!

Von solchen Ausgaben mittelenglischer Texte kann man sich gar nicht genug wünschen.

Kiel. F. Holthausen.

---

**The Owl and the Nightingale**, edited with Introduction, Texts, Notes, Translation and Glossary by **J. W. H. Atkins**, M. A., Professor of English Language and Literature, University College of Wales, Aberystwyth. Cambridge, University Press, 1922. Gr. 8. XC und 231 S. Preis 16 s.

Das stattliche Buch ist einer me. Dichtung gewidmet, die Ker bezeichnet hat als "the most miraculous piece of writing among the medieval English books". Atkins hat seine Arbeit bereits vor Jahren als Promotionsschrift geschrieben; sie wurde dann beiseite gelegt; die inzwischen erschienenen Beiträge zur Erforschung der Dichtung sind dem Buch zugute gekommen. Die wertvollen Ausgaben von Gadow[1]) und Wells[2]) waren noch nicht erschienen, als Atkins seine Aufmerksamkeit dem Gedicht zuwandte.[3])

Das Buch fördert uns in dem Verständnis der Dichtung auf mancherlei Weise. Atkins ist nicht nur bestrebt, den Wortlaut im einzelnen zu erfassen; er will auch der Dichtung ihre Stelle anweisen innerhalb der englischen Literatur und der abendländischen Geistesgeschichte. Freilich haben ihm andere tatkräftig vorgearbeitet, aber er vereinigt fremde und eigene Forschung geschickt zu einem abgerundeten Ganzen.

Die Einleitung will das Gedicht von der Eule und der Nachtigall (EN) in seinen geschichtlichen Rahmen hineinstellen, will es begreifen als Ausfluſs aus der Kultur der Zeit. Die geistige Bewegung, die im 12. Jh. und am Anfang des 13. Jh. das westliche Europa ergriff, wird geschildert. Diese Darstellung ist eingehender als in den älteren Aus-

---

[1]) Eule und Nachtigall, hsg. von W. Gadow, Berlin, Mayer & Müller, 1909 (Palästra 65).

[2]) The Owl and the Nightingale, edited by J. E. Wells, Boston, Heath, 1907. (The Belles-Lettres Series.)

[3]) In der Bibliographie S. 186 verweist er auf Bemerkungen über EN, die er im Athenaeum 1906 veröffentlichte.

gaben, die sich mit kurzen Andeutungen begnügten. Die Frage, warum gerade damals die Gattung der Streitgedichte eine Rolle spielt, wird beantwortet mit einem Hinweis auf Abälard und seinen Einfluſs auf die mittelalterliche Wissenschaft: „dubitando enim ad inquisitionem venimus: inquirendo veritatem percipimus". Daſs es nicht zu Abälards Methode gehört, eine Lösung zu bieten, verdient besondere Beachtung. Auf dem so vorbereiteten Boden entwickelte sich eine Vorliebe für Dialektik, für „formal discussion".

Wertvoll ist der Hinweis, daſs in EN der Streit ausgetragen wird ganz in der Form einer zeitgenössischen Gerichtsverhandlung (S. LIII). Gerichtsverhandlungen sind ja auch im mittelalterlichen Drama von Bedeutung.

Was den Gegenstand des Streitgedichtes anlangt, so handelt es sich nach der Meinung des Herausgebers um zwei Typen von Dichtern und Dichtungen: die religiös-didaktische Dichtung des Mittelalters und die neue Dichtung, die in den hundert Jahren von 1150—1250 entstand, in der das Liebesmotiv den Mittelpunkt bildete (S. LVI). Diese Auffassung berührt sich nahe mit der, die Brandl Pauls Grundr.[1] II (1893), 622 so ausgesprochen hat: „Die Eule vertritt die alte heimische Sangesweise ... Die Nachtigall dagegen ist ein leichter Wandervogel mit frohem, zierlichem Gesang, ein Troubadour." Daſs kein Urteil im Streit gefällt wird, steht ganz im Einklang mit der Tradition der Streitgedichte (S. LVIII). Aber es ist klar, daſs der Dichter von EN sich gegen die Alleinherrschaft der religiösen Dichtung erklärt und die Aufmerksamkeit auf die neue Liebesdichtung lenken will (S. LIX). Doch auch an der aus Frankreich eingeführten Liebesdichtung übt er Kritik. Er will die Liebesdichtung mit der natürlichen Moral der Zeit in Einklang bringen: Gegenstand des Liebesgedichtes soll nicht die verheiratete Frau sein.

Die Überlieferung unserer Dichtung wird von neuem besprochen. Auf gewisse Ungenauigkeiten in den Angaben über die Handschriften und ihre Schreibungen macht W. W. Greg, MLR 18, 281 aufmerksam.

Die Frage nach der Entstehungszeit wird eingehend erörtert. Wenn auch eine bündige Antwort nicht wohl möglich ist, so glaubt Atkins doch die Dichtung verlegen zu dürfen in die Frühzeit des 13. Jh. (the early part of the 13th c.,

S. XXXVIII). Das stimmt zu der von anderen bereits geäufserten Auffassung.[1])

Auch die oft behandelte Verfasserfrage wird neu aufgerollt. Der Dichter tritt sehr ein für den in Aussicht genommenen Schiedsrichter Nichole von Guildford, der in Porteshom in Dorset lebte (V. 191 ff., 1746 ff.). Atkins meint, dafs eine solche Empfehlung mit der Tradition der Streitgedichte übereinstimme (S. XLIII). Wegen der Persönlichkeit des Schiedsrichters ist an die wichtigen Nachweise von F. Liebermann (bei Gadow S. 12 f.) zu erinnern. Die Frage, ob der Schiedsrichter zugleich der Dichter von EN sein könne, ist öfters erwogen und gewöhnlich verneint worden. Trotz der mancherlei Bedenken, die dagegen vorgebracht worden sind, ist Atkins geneigt, die Frage zu bejahen.

Aufser einer eingehenden Einleitung (90 S.) bietet Atkins den Abdruck der beiden Hss., einen ausführlichen Kommentar, eine Übersetzung in Prosa, ein Wörterbuch. Für eine ausführliche Darstellung der Sprache verweist er besonders auf die Untersuchungen von Breier und die Ausgabe von Gadow (Bibliographie S. 186); er selbst bietet nur eine kurze Skizze der Sprache der Hs. C.

Im Kommentar geht der Verfasser den Schwierigkeiten mit Umsicht nach. Es wäre zu wünschen, dafs die Forschung sich mehr als seither der allseitigen Erklärung der Literaturdenkmäler zuwende. Eingehende Kommentare, und insonderheit Kommentare, die über das rein Sprachliche hinausgehen, sind in unserem Fach noch viel zu selten; das gilt namentlich auch für die neuere Literatur. Die klassische Philologie sollte uns da ein Vorbild sein.

Die Übersetzung[2]) ist eine wertvolle Beigabe. Eine gute Übersetzung ist zugleich ein Kommentar. Das Verfahren, den schwierigen Text durch eine Übersetzung zu erläutern, verdient Nachahmung. Dafs der Übersetzer ein paar mehr oder weniger anstöfsige Stellen ausgelassen hat, entspricht nicht dem wissenschaftlichen Zweck der Übersetzung. Die Aus-

---

[1]) H. B. Hinckley, The Date of the Owl and the Nightingale, MPhil. 17, 63 ff. setzt die Dichtung früher an auf Grund von geschichtlichen Anspielungen: 1177 oder 1178, nicht später als 1189.

[2]) Nach der Bibliographie S. 185 findet sich eine ne. Übersetzung auch bei J. Weston, The Chief Middle English Poets, Boston 1914, S. 310 ff.

lassung der wirklich ungefährlichen Zeilen 651 f. auf S. 162 macht überdies den Zusammenhang undeutlich. Den Vergleich des Originals mit der Übersetzung hätte der Herausgeber bequemer machen können, wenn er die Zeilenzahlen des Originals am Rande der Übersetzung angegeben hätte; er gibt seine Hinweise nur am Kopf der Seiten, z. B. S. 152 und 153 der Übersetzung entsprechen den Zeilen 1—110 des Originals.

Auf eine Reihe von Emendationen macht der Herausgeber (S. VI) besonders aufmerksam.[1]) Er macht gewöhnlich seine Konjekturen paläographisch verständlich. Sie sind beachtenswert, wenn sie auch nicht alle einleuchtend sind. V. 651 schreibt der Herausgeber *ihende* für *iwende* der Hss.; *ihende* wäre = ae. *ȝehende* 'near, convenient'; in der Wortgruppe *among oþer ihende* soll ein substantiviertes Adjektiv (im Pl.) vorliegen in der Bedeutung 'conveniences'; das scheint mir sprachlich bedenklich. Dagegen scheinen die Konjekturen V. 748 *hes* für *þes* der Hs. C (ae. *hǣs* 'judicial pronouncement, sentence') und 991 *twene* für *twere* der Hs. C (ae. *twēona* Gen. Pl.) annehmbar zu sein. — In V. 642 schreibt der Herausgeber *miht, miȝt* für *mist* J, *miȝst* C. *mist* ist eine frz. Schreibung für *miht*, und *miȝst* ist eine Vermengung der englischen und der frz. Schreibung. Im Frz. wurde *s* vor Kons. vor seiner Verstummung zu *χ* (= engl. *h*, *ȝ*), aber für gesprochenes *χt* blieb die traditionelle Schreibung *st* bestehen. So wurde denn auch engl. *ht* in frz. Weise *st* geschrieben; vgl. z. B. Morsbach, Me. Gr., S. 37, Horn, Gutturallaute, S. 82. In frz. Lehnwörtern im Mhd. erscheint die Zwischenstufe, z. B. in mhd. *foreht* = afrz. *forest*; auch in heutigen frz. Mundarten ist der *χ*-Laut vor *t* wiederholt nachgewiesen worden, vgl. Zs. f. frz. Spr. u. Lit. 22[1], S. 59 f.

In der Bibliographie fehlen Björkmans Besprechung Arch. 126, 235 und Holthausens Bemerkungen Anglia, Beibl. 30, 242 ff., die auch im Kommentar nicht verwertet sind.

Wells konnte noch 1907 in der Einleitung zu seiner Ausgabe sagen: "'The Owl and the Nightingale' has apparently received much less attention than it merits. Probably this is due in great part to the lack of an accurate and convenient edition of the poem." Das gilt heute nicht mehr. Zu den

---

[1]) V. 651, 748, 991, 1319 f., 1322, 1400, 1586.

vorhandenen Ausgaben sollen noch weitere hinzukommen. In seinem *Manual of the Writings in Middle English* (S. 1126) teilt Wells mit, dafs Hinckley einen rekonstruierten Text vorbereite. Die *EETS* kündigt eine neue Parallelausgabe der beiden Hss. durch Sykes und Grattan an. Wird das nicht des Guten zu viel?

Giefsen. Wilhelm Horn.

---

**Hyder E. Rollins, An Analytical Index to the Ballad-Entries (1557—1709) in the Registers of the Company of Stationers of London.** A. u. d. T.: **Studies in Philology.** Ed. by **Edwin Greenlaw.** Vol. XXI, Number 1, January 1924. Price $ 3,00. 324 S.

Rollins ist auf dem Gebiete der Balladendichtung wohlbewandert. Seine früheren Arbeiten: Old English Ballads (Cambridge University Press, 1920), A Pepysian Garland (ib., 1922), Cavalier and Puritan (New York University Press, 1923) haben allgemeine Anerkennung gefunden. In der vorliegenden Arbeit von 324 Seiten werden 3081 Balladen nach Titeln in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt. Hieran schliefst sich ein Index II, in dem diese 3081 Balladen nach den ersten Verszeilen alphabetisch geordnet sind, während der Index III in derselben Ordnung Namen und Themata angibt. So sind unter Elizabeth alle Balladen verzeichnet, die die Königin feiern, unter Germany erfährt man z. B. „Wonderfull strange newes out of Germanye of a Jewe that hathe lyued wandringe euer since the passion of our Sauior Christ“ (eingetragen am 21. Aug. 1612), und selbst Wallensteins Niederlage bei Lützen wird zweimal besungen. Die beiden Balladen, die eine Nr. 917, die andere Nr. 1931, sind unmittelbar unter dem Eindrucke des Geschehnisses entstanden, denn die Einträge stammen aus den Jahren 1633 und 1632. Mit dem Stichwort Ravensburgh wird hingewiesen auf „A ballad of vij dronkardes whome the evill spirit procured to Death at Ravensburgh in Swaben.“ Sie hat inhaltlich vielleicht eine Beziehung zur Faustsage (Auerbachs Keller). Eine ähnliche Geschichte findet sich in Stubbes, Anatomy of abuses (1583), New Shakespeare Society 1, 111 f. Bei Batman, The Doome, London 1581, p. 405 heifst es darüber: On Feb. 10, 1588, Jacob Hermans, Adam Giebens, John Keyfell, George Kempell, Peter Hersdof,

Herman Fron, Symon Hendrikes, and John Wagenar were drinking and blaspheming at the tavern of Antonye Hage, when „sodaynely came in among them, in the likenesse of a companyon the Diuell, who drincking to them sette all their mouthes in such a fyre, that these Drunkardes became not onelye amazed thereat, but also were after a lamentable sorte strangled to death“.

Ein genaues Bild von dem Inhalte geben die Zusammenstellungen von Rollins natürlich nicht, zumal sich aus manchen Einträgen wie z. B. A pleasant new song, etc. (Nr. 2114) zu wenig ersehen läſst, aber man gewinnt doch immerhin eine Vorstellung von dem, was die englische Volksseele in jener Zeit bewegt und erregt hat. Wenn erst die typisch wertvollsten Balladen gedruckt vorliegen — 13 davon finden sich bereits in den Old English Ballads —, werden sich diese Vorstellungen zu einem anziehenden Kulturbild verdichten lassen.

Dem Verfasser gebührt der Dank aller Anglisten für seine überaus mühevolle und doch so verdienstliche Arbeit. Sie wird für alle weiteren Arbeiten auf dem Gebiete eine zuverlässige Grundlage bilden.

Frankfurt a. M. Max Friedrich Mann.

---

**Oxford Bibliographical Society.** *Proceedings and Papers.* Vol. I, Part II (S. 65—153) 1924. Oxford, University Press 1925.

Die junge, erst 1922 gegründete Gesellschaft (vgl. AB 35, 127) hat sich im verflossenen Jahre augenscheinlich gedeihlich fortentwickelt: die *Proceedings* werden den gesamten 3. Teil des vierteiligen 1. Bandes ausmachen. Der vorliegende 2. Teil enthält die *Papers* von 1924.

Fraglos der wichtigere der beiden Beiträge ist die Thomas Heywoodbibliographie von Arthur Melville Clark (S. 97 ff.). Sie zerfällt in 4 Teile: der erste umfaſst in chronologischer Abfolge gemäſs den frühesten überkommenen Ausgaben alle dramatischen und nichtdramatischen Werke, die H. ausschlieſslich oder teilweise zum Autor haben; der zweite handelt über die von H. edierten Werke, an denen er Beteiligung im Vorwort nicht betont; der dritte berichtet über Werke wie Henry Peachams *Minerva Britannica* (1612), zu

denen H. eine Empfehlung schrieb; endlich werden S. 150 ff. die Eintragungen aus Henslowe, den *Revels' Accounts* und dem *Stationers' Register* zusammengestellt, soweit sie sich auf Stücke H.s beziehen. Neudrucke u. ä. sind gewissenhaft verzeichnet. In der Umgrenzung des Stoffes geht Clark eigene Wege: einerseits übergeht er Werke, die nach seiner Ansicht H. zu Unrecht zugeschrieben worden sind; andrerseits schreibt er ihm über ein Dutzend Werke zu, für die H.'s Autorschaft bislang nicht ausgesprochen worden ist. Infolge Raummangel sind die Gründe für und wider nur sehr andeutungsweise gegeben; Diskussion der Aufstellungen dürfte daher vorerst nicht angebracht sein.

Den andern Beitrag steuert Strickland Gibson von der Bodleiana, der Honorary Secretary der Gesellschaft, bei: *An Index to Rawlinson's Collections (circa 1700—50) for a new edition of Wood's 'Athenæ Oxonienses'* (S. 67 ff.). Anthony Woods recht subjektiv gefärbtes Werk (1691—92) hat zuletzt 1813—20 durch Philip Bliss eine Neuausgabe erfahren, da die von der *Ecclesiastical History Society* geplante nicht über den ersten Band (1848) hinausgediehen ist. Zur Ergänzung des Werkes für die Zeit 1700—50 besitzt die Bodleiana wertvolles Material in den Sammlungen ihres Gönners Richard Rawlinson, über die der *Summary Catalogue of Western MSS. in the Bodleian Library* III, S. 398 ff. kurz unterrichtet. Rawlinson plante eine Neuausgabe, starb indes vor der Vollendung; der Nachlafs ist im wesentlichen Materialsammlung, ohne biographische Durcharbeitung, jedoch bedeutsam dadurch, dafs es sich meist um autobiographische Angaben in Beantwortung eines von R. ausgesandten Zirkulars handelt. In dem darstellenden Teil teilt Gibson manche köstliche Probe daraus mit. Betroffen werden durchgängig herzlich unbedeutende Leute; Drucklegung des kümmerlichsten Sermon verleiht Anspruch auf Aufnahme in die *Athenae*. Der Wert der Materialien liegt vorzüglich auf bibliographischem Gebiet: die Autoren selbst haben die Angaben beigesteuert; Echtheitsfragen u. ä. ist der erfahrene Rawlinson vielfach nachgegangen; endlich sind die beigefügten Prospekte sowie mancherlei Angaben über Auflagenhöhe interessant. S. 79 ff. wird ein alphabetischer Index der einbegriffenen Autoren nebst Verweis auf die einschlägigen Fundstellen geboten.

Gediegener Gehalt und vornehme äufsere Form des Heftes beweisen, dafs die junge Oxforder Gesellschaft mit Erfolg bemüht ist, sich den älteren Vorbildern in Edinburgh und London würdig an die Seite zu stellen.

z. Z. Jena. Hermann M. Flasdieck.

**Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft** im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von **Wolfgang Keller.** Neue Folge. 1. Band (der ganzen Reihe Band 59/60). Jena, Verlag der Frommannschen Buchhandlung, 1924. IV + 312 S.

Äufsere Umstände haben den Anlafs zum Beginn einer neuen Serie der Shakespearejahrbücher gegeben: die Frommannsche Buchhandlung in Jena hat den Verlag übernommen und den 1. Band der neuen Folge in freundlichem farbenfrohem Gewande hinausgehen lassen. Es ist ein stattlicher Doppelband, der die Jahre 1923 und 1924 umspannt.

Inhaltlich reiht sich der neue Band durchaus den altgewohnten Vorgängern an. Ihn schmückt ein Bild des gerade am Vorabend der 59. Tagung verschiedenen Protektors, des Grofsherzogs Wilhelm Ernst von Sachsen. Seinem Gedenken ist ein Nachruf von Eleonore von Bojanowski, der Biographin der Herzogin Luise von Weimar, gewidmet. Über die Entwicklung der Gesellschaft berichten die Ansprachen des Präsidenten W. Deetjen. O. Francke, A. Brandl, H. Lindau haben die Nekrologe über die Brüder von Oechelhäuser, R. Fischer und H. Daffis beigesteuert.

Aus dem Inhalt sei zuerst der Festvortrag (1924) von Emil Wolff über die sog. Shakespeare-Bacon-Frage hervorgehoben, ein Thema, über das der Shakespeare-Wissenschaftler kein Wort mehr zu verlieren braucht, das aber in gewissen Kreisen der geistig verwahrlosten Gegenwart wieder viel Staub aufwirbelt. In tiefschürfenden feinsinnigen Gedankengängen weifs Wolff dem undankbaren Thema reichen Reiz abzugewinnen, indem er weniger auf das Stoffliche als auf die gesamte geistige Einstellung zum Problem hinzielt und damit der Frage eine weit über ihren unmittelbaren Bereich hinausgehende symptomatische Bedeutung verleiht. Wohl kaum zuvor ist das Thema nach der Baconseite hin so souverän angepackt worden. Diesem eindringenden Beweise der Unmöglichkeit der Baconschen Autorschaft möchte man in weitesten

Kreisen (vielleicht in Form eines Sonderdrucks!) Verbreitung wünschen.

Lockender erscheint das Thema des Festvortrags (1923) von H. Lilienfein, dem Generalsekretär der Deutschen Schillerstiftung, der — naturgemäfs mehr umreifsend als ausschöpfend und ins Einzelne zielend — eine Art Psychologie der schaffenden Kräfte der Shakespearischen Phantasie zu entwerfen sucht.

Unter den sonstigen Aufsätzen verdienen W. Kellers Ausführungen besondere Beachtung, die gegenüber Hechts Bemerkungen GRM. X die in E. St. 50 vorgetragenen Ansichten mit beachtlichen Gründen zu stützen suchen. Es ist eine Frage, ob damit endgültige Klarheit erzielt ist, und eine andere, ob sie sich überhaupt schaffen läfst.

Einen sehr anregenden, wenngleich hier und da eingestandenermafsen etwas gewagten, Versuch unternimmt Elisabeth Schaefer, eine Schülerin L. L. Schückings: sie weist in der Stoffgestaltung von *All's Well* Merkmale nach, die ziemlich wahrscheinlich auf Einflüsse der Geschmacksrichtung des bürgerlichen Dramas zurückgehen (z. B. Bertram: Prodigaltypus, Helena: Typus der edlen Dulderin u. a. m.) und sucht damit der Lösung des schwierigen Datierungsproblems näher zu kommen.

Bisher kaum berührte theatergeschichtliche Probleme (Die Bühnengesten in Shakespeares Dramen als Ausdruck von Gemütsbewegungen) verfolgt G. Hartmann in knapper Überschau, zugleich mit einigen kurzen entwicklungsgeschichtlichen Ausblicken. Das vollständige Material enthält des Verfassers Leipziger Dissertation (1923). — Karl Ege wendet die aus Jb. 58 bekannte Methode der systematischen Stilvergleichung auf *The Two Noble Kinsmen* an, um Shakespeares Anteil festzulegen. — Arnold E. Berger endlich studiert die Technik des *Hamlet* und tut dar, dafs die ersten drei Szenen des 4. Aktes noch zum 3. Akt zu ziehen seien.

Die umfangreiche Bücherschau sowie die Zeitschriftenschau (in Verbindung mit Cläre Hunekuhl) von W. Keller sind mit wohl abgewogenem Urteil gebandhabt.

In Umfang und Inhalt eröffnet der Band verheifsungsvoll die neue Folge. Möge diese in steigendem Mafse der Erkenntnis Shakespeares und seiner Umwelt dienen!

z. Z. Jena. Hermann M. Flasdieck.

**Margaret Lewis Bailey, Milton and Jakob Boehme.** A Study of German Mysticism in Seventeenth-Century England.

A. u. d. T.: **Germanic Literature and Culture.** A Series of Monographs, edited by Julius Goebel, Professor in the University of Illinois. New York, Oxford University Press, American Branch. 1914.

Es ist eine geheimnisvolle fremde Welt, die sich in dem Buch von Miss Bailey (ursprünglich einer Dissertation von Illinois) vor uns auftut, eine Geistesbewegung, die zugleich ein enges Band von Deutschland nach England hinüberschlingt und die doch nur gleichsam unterirdisch, in der grofsen Literatur nicht sichtbar, geleitet wird. Denn es ist eine umstürzlerische Bewegung, die Religionen und Staaten, Erziehung und Wissenschaft auf neue Grundlagen stellen will, die deshalb verfolgt wird und der sich doch die gröfsten Geister der protestantischen Länder nicht entziehen können. Die englischen Mystiker des Mittelalters haben in dem politischen Protestantismus Englands kein Echo mehr gefunden. Ich möchte hier allerdings für Latimer eine Einschränkung machen, der doch zu einem Teil von diesen Predigern abhängt. Aber die deutsche Mystik, wie sie zunächst in den Wiedertäufern auftrat, zeigte sich in England seit 1535, wo grofse Scharen von Wiedertäufern aus Holland kamen. Auf diesem Boden entwickelten sich die ganzen englischen Sekten. Hier war ein neuer Lebenstypus aufgestellt, die freie religiöse Gemeinschaft, der demokratische Staat. Von den holländischen Täufern in Norfolk nahm Robert Browne die neuen Ideen an, der 1582 durch sein Buch "The Life and Manner of all true Christians" als Führer der Puritaner, die eine Staatskirche verwarfen, hervortrat. Die Trennung von Staat und Kirche wurde jetzt die Hauptforderung der Puritaner, auch derer, die äufserlich in der Staatskirche blieben; deshalb nannte man sie um 1640 "Independenten". Unter dem Einflufs der Wiedertäufer war äufserlich unabhängig von ihnen schon um 1540 eine andere Sekte in Holland entstanden, die "Familie der Liebe" oder "Familisten", gegen die 1578 das englische Privy Council Unterdrückungsmafsnahmen einleitete. Diese englischen Familisten pflegten die Überlieferungen der älteren deutschen Mystik mit ihren merkwürdigen Beziehungen zu allem Okkulten, zu Alchimie, apokalyptischer Prophetie,

Astrologie; einer von ihnen übersetzte 1648 die aus dem Strafsburger Mystikerkreis des 14. Jh. stammende "Theologia Germanica, or Mysticall Divinitie". Ein Hauptvertreter dieser deutschen Mystik war der Cambridger Doktor der Theologie John Everard (ca..1575—1645), der Werke von Pauler, Dionysius Aroopagita und Hans Denck, sowie neuerdings die "Theologia Germanica", aber auch den Pymander des Hermes Trismegistus übersetzte. Neben ihm wirkte in ähnlichem Sinne Francis Rous (1579—1659), Provost von Eton und Parlamentsmitglied von der Thronbesteigung Karls I. bis zum zweiten Parlament unter Cromwell 1656, sowie die beiden independenten Armeekapläne und Freunde Cromwells, William Dell und John Saltmarsh, die die Lehre vom "inneren Licht" predigen und wieder mit Sebastian Franck zusammenzuhängen scheinen. Vertraten diese die theologische Seite der Mystik, so trat mit dem Paracelsus-Schüler Robert Fludd die Alchimie und Theosophie in den Vordergrund. Der neuplatonische Theologe Henry More in Cambridge interessiert sich gleichfalls für alle Gebiete der Mystik. Theosophie, Alchimie, Magie waren davon im 17. Jh. ebenso wenig geschieden wie bei den Erneuerern dieser Mystik, die sich heute um Rudolf Steiner scharen. Aber die verschiedenen Schattierungen der Sekten hatten alle den Glauben an das "innere Licht" gemeinsam, die Stimme Gottes im Innern des Menschen, der er allein zu folgen habe. Im übrigen gingen die Unterschiede dieser Sekten nicht sehr tief; man darf sich durch die vielen Bezeichnungen nicht täuschen lassen.

In den so vorbereiteten Boden kam nun um 1644 die Saat des Görlitzer Schuhmacher-Philosophen Jakob Boehme. In diesem Jahre erschien ein anonymes "Life of one Jakob Boehme: who although he were a very mean man, yet wrote the most Wonderfull deepe Knowledge in Naturall and Divine Things that any hath been knowne to doe since the Apostles Times." Zugleich bagann man eifrigst seine Werke zu übersetzen. 1647 erklärte sogar Karl I., dafs der heilige Geist aus dem Verfasser der "Vierzig Fragen" spreche, wenn er tatsächlich kein Gelehrter sei; sei er aber ein Gelehrter, so sei das Buch "one of the best inventions that ever he read". John Sparrow und die Brüder Charles und Durant Hotham, alle drei Mitglieder der orthodoxen Staats-

kirche, wurden die eifrigsten Apostel Boehmes. Sie stehen wieder den Gründern der "Academia Londinensis" nahe, aus der nach der Restauration die "Royal Society" hervorging. Auch diese "Akademie" war zunächst — ähnlich wie die deutschen Sprachgesellschaften der Zeit — eine geheime Verbindung zur Reform des Lebens in Staat, Kirche und Familie, die von Deutschen ins Dasein gerufen wurde. Theodor Haak aus Neuhausen, der erste Übersetzer von Miltons Paradise Lost ins Deutsche, und andere Freunde von Comenius, Samuel Hartlib und John Dury, Schwiegersohn des Bremers Heinrich Oldenburg — dieser deutsche Kreis, dem auch Milton bald nahe tritt, steht an der Spitze der Bewegung. Hartlib und Dury entwerfen das Programm für eine grofse Organisation der Wissenschaft: alle seltenen Bücher und Manuskripte sollen gesammelt werden; die neuen reformatorischen Ideen in Deutschland, die Methoden zur Erforschung von Mysterien und Prophezeiungen, sowie der orientalischen Sprachen und der jüdischen Geheimwissenschaft, der Philosophie und der Naturwissenschaften, besonders Chemie und Mechanik, zur Enthüllung der Geheimnisse der Natur, sollen festgestellt werden; eine magische Sprache zur Übermittlung solcher Geheimwissenschaft soll erfunden, und endlich soll der Zustand der religiösen Organisationen Deutschlands mit seinen verschiedenen Sekten genau dargestellt werden (Dury's Platform of the Journeys that must be undertaken for the work of Peace Ecclesiastical and other profitable ends", Ms. Brit. Mus. Sloane 654, fol. 247). Hartlibs grofser Plan war ja, eine Einigung aller protestantischen Religionsgemeinschaften zustande zu bringen. Auf seine Anregung wird Comenius vom englischen Parlament 1641 eingeladen und bleibt ein halbes Jahr in London. Er sucht zunächst die überall entstandenen "Collegia, Gesellschaften, Bruderschaften, welche früher im Geheimen und öffentlich bestanden", zu einem einzigen unsichtbaren "Collegium Lucis" zusammenzufassen. Umfassender ist der Plan einer utopischen Geheimgesellschaft Hartlib's auf pädagogischer Grundlage, "Antilia or German Society, Imago Societatis", den er mit dem Amsterdamer Arzt und Alchimisten Joachim Poleman, einem Freunde von Comenius, um 1659 eingehend behandelt (Briefwechsel, Brit. Mus. Sloane Ms. 648, fol. 10). Aber der Tod Hartlibs, 1661, machte all

diese Pläne zunichte. Inzwischen war aus seinem "unsichtbaren Collegium" die Royal Society geworden. Poleman war ein Anhänger von Jakob Boehme und hatte Hartlib und die "Societät" auf ihn hingewiesen. Es sind die englischen Alchimisten, d. h. die von Agrippa und Paracelsus beeinflufsten Naturforscher, die sich jetzt für Boehme interessieren, und kein geringerer als Isaac Newton hat aus ihm reiche Anregung gezogen, so dafs William Law, der Boehme-Übersetzer des 18. Jh., sogar konstatiert "It is evidently plain that all that Sir I. has said of the universality, nature, and effects of attraction, of the three first laws of nature, was not only said, but proved in its true and deepest ground, by J. B. in his Three first Properties of Eternal Nature ... Sir Isaac was formerly so deep in J. B. that he together with one Dr. Newton, his relation, set up furnaces, and for several months were at work in quest of the Tincture, purely from what they conceived from him ... Sir Isaac did but reduce to a mathematical form the central principles of nature revealed in Behmen." — In den Hartlibschen Freundeskreis gehörte auch der Boehme-Jünger Adam Boreel in Amsterdam, an den sich die holländischen Collegianten anschlossen, den englischen Quäkern verwandt. Der Enthusiasmus als leitender Faktor religiösen Lebens brachte auch die englischen Jünger Boehmes den Quäkern nahe, vor allem Lady Conway, die, wie Hartlibs Freund Worthington in seinem Tagebuch schreibt (8. 1. 1668), alle Bücher von Boehme in London ankaufen liefs, die sie auftreiben konnte. Sie trat später den Quäkern bei. Zwischen "Quakers" und "Behmenists" findet auch Richard Baxter viel Gemeinsames. Der Astrologe Dr. John Pordage, Verfasser einer "Theologia Mystica", war der Führer einer Gruppe von "Behmenists", die mit ihm in familiärer Gemeinschaft lebten. Daraus scheint sich die "Philadelphian Society" herausgebildet zu haben, die gegen Ende des 17. Jh. eine Rolle der Vermittlung zwischen deutschen Pietisten und englischen und amerikanischen Quäkern spielte, die zur Ansiedlung einer von Joh. Jakob Zimmermann, nach dessen Tode Johann Kelpius, geführten Pietistengruppe in Pennsylvanien führte. Die ersten Quäker, George Foxe selbst, Thomas Taylor, William Bayley, F. Eccles, gelten den Zeitgenossen alle als Schüler der deutschen Mystik; sie alle haben an Jakob Boehme gelernt. Freilich

machte sich seit 1674 eine Opposition gegen Boehme bei den Quäkern geltend, die sich besonders auf die von letzteren nicht anerkannten Sakramente bezog. Aber der Geist der Brüderlichkeit und der absoluten Freiheit, der von den deutschen Mystikern übernommen war, zeigte sich in der Quäkerkolonie Pennsylvanien noch im scharfen Gegensatz zu dem puritanischen Massachusetts, wo die presbyterianisch-kalvinistische Unduldsamkeit herrschte. Die "Society of Friends" war ja selbst ein Glied jener humanistischen Geheimgesellschaften und Akademien, wie sie Hartlib und seine Freunde in England begründeten. — Der Geist Boehmes ist schliefslich auch sehr deutlich zu spüren unter den independenten Soldaten von Cromwells Armee, wo des Görlitzers "Morgenröte im Aufgang" eifrig gelesen wurde; waren doch die bekanntesten Armeegeistlichen Jünger von Boehme. Und vor allem treten dessen Lehren zutage bei dem Begründer moderner parlamentarisch-demokratischer Staatsauffassung, Miltons Freund Sir Henry Vane dem Jüngeren. Seine "Retired Man's Meditations" (1655) beruhen zu einem grofsen Teil auf Boehme. Endlich müssen als Ausflufs Boehmescher Lehren noch die kommunistischen Utopien der "Diggers" (die das Brachland verteilen wollten) und ihres Begründers Gerrard Winstanley angesehen werden. — Als Milton 1644 seinen "Tractate on Education" Samuel Hartlib widmete, war er dem deutschen Kreis, Haak, Dury, Oldenburg, Weckherlin wohl schon näher getreten. Das scheint allerdings erst nach dem Besuche von Comenius der Fall gewesen zu sein, da er diesem fremd gegenübersteht. In dem Jahrzehnt 1644—54 entwickelt sich Milton vom Presbyterianer zum Independenten, von der Orthodoxie zur Toleranz unter dem Einflufs Jakob Boehmes. Er konnte dessen Schriften, auf die ihn vermutlich Hartlib aufmerksam machte, seit 1644 in englischer oder in deutscher Sprache lesen. Julius Otto Opel hat 1864 in seiner Monographie über Valentin Weizel, den Lehrer Boehmes, zuerst darauf aufmerksam gemacht, dafs es sehr interessant wäre, Boehme und Milton zu vergleichen, besonders mit Bezug auf ihre religiös-philosophischen Anschauungen. Ganze Gesänge aus Miltons "Verlorenem Paradies" scheinen in Boehmes poetischer Prosa ihren Ausdruck zu finden. Miss Bailey hat diese Untersuchung nun ausgeführt und findet zahlreiche Parallelen, die eine Abhängig-

keit Miltons von dem deutschen Mystiker nicht nur in allgemeinen Ideen, sondern sogar in der Form des Ausdrucks wahrscheinlich machen. Da und dort wird vielleicht die Theologie, die Dogmengeschichte eine Einschränkung machen, aber in der Hauptsache scheint der Beweis gelungen. Wenn der Erzengel Michael bei Milton Par. Lost VI 272 Satan anruft —

"Heaven casts thee out
From her confines ....
Hence then ... to the place of evil, Hell —
Thou and thy wicked crew!" —

so kann das ein Echo von Boehmes zornigen Worten an Satan (Four Complexions, cap. 3, p. 63) sein ... "avaunt hence ... Go to thine own angels; thou hast nothing to do here." — Satan lockt (P. L. 9, 547, ähnlich 732) Eva damit, dafs sie würde "be seen a Godess among Gods". Bei Boehme heifst es ebenso (Myst. Magn. cap. 20, § 25) "this Eve liked very well, that she should be a Godess ..." — Im Paradiese gab es ewigen Frühling, mit dem Sündenfall tritt "cold and heat" und "decrepit winter" auf (P. L. 10, 653). Boehme lehrt "no heat nor cold had touched them, if Adam hat not fallen ... for in paradise there was an equal temperature" (Myst. Magn. cap. 18, § 13). Beim Sündenfall heifst es (P. L. 9, 782): "Earth felt the wound, and nature ... gave signe of woe" nnd (1000) "Earth trembled" — Boehme sagt der Sündenfall "caused earth to tremble". Das Höllenfeuer ist bei Boehme "immaterial and eternal", es verbrennt nicht und leuchtet nicht; ganz ähnlich bei Milton. Die Teufel sind (bei Boehme) in "darkness absolute, their light only what shineth from their fiery eyes, like the glimmering of a flash of fire" (Forty Questions 34, § 1); bei Milton sind sie

"Void of light,
Save what the glimmering of these livid flames
Casts pale and dreadful".

Wie bei Milton werden auch bei Boehme die gefallenen Engel sofort verwandelt "like serpents, dragons, worms and evil beasts", wenn das göttliche Licht in ihnen ganz ausgelöscht ist (Three Principles cap. 4, § 64; vgl. P. L. 10, 508). Dafs Himmel und Hölle im Innern des Menschen sind, ist Miltons wie Boehmes Überzeugung (Three Princ.); desgleichen dafs

Christus den Platz Adams einnimmt; dafs auch die Heiden durch Christus erlöst sind. Interessant ist dagegen die Feststellung, dafs Milton von der Cartesianischen Philosophie gar nicht beeinflufst sei. Die aufserordentlich interessante und wertvolle Arbeit von Fräulein M. L. Bailey schliefst mit einem Ausblick auf die Romantik, deren Hauptvertreter Coleridge ebenso ein Schüler Jakob Boehmes war wie ihr grofser Wegbereiter Milton. Wir schulden der Verfasserin wie auch ihrem Lehrer Julius Goebel aufrichtigen Dank für die Ausschöpfung dieses wichtigen Themas der englisch-deutschen Geistesbeziehungen.

Münster, Westf. Wolfgang Keller.

---

**Erich Marcks, England und Frankreich während der letzten Jahrhunderte.** Deutsche Verlags-Anst. Stuttgart, Berlin, Leipzig. 1923. 48 S.

Nur ein Meister der neueren aufsenpolitischen Geschichte konnte im engen Rahmen eines Vortrages alle jene im einzelnen bekannten Hauptzüge so eindrucksvoll zeichnen, die es bedingen, dafs "Zwo gewalt'ge Nationen ringen Um der Welt alleinigen Besitz". [Mir scheint fürs 19. Jahrhundert die Slawenwelt, seit 1916 Nordamerika von diesem Dualismus abweichende Linien zu fordern.] Der Kampf der beiden ist nach Marcks das welthistorische Leitmotiv ihrer Beziehung neben nur vorübergehender Entente gegen gemeinsamen Feind; er entspringt französischer Herrschgier übersee, trotz "inneren Welkens" [der Volkszahl], und besonders auf dem Festlande. — Und doch hatte das Mittelalter seit 1066 Englands Sprache und Kultur teilweise so französiert, dank Dynastie und Rittertum [samt gallolateinischer Kirche und Wissenschaft], dafs die Westmächte vor den Tudors als Hälften eines Ganzen erschienen; und auch trotz der hier trefflich geschilderten Wesensverschiedenheit der beiden Staaten um 1701, begannen sie, infolge der Aufklärung, kapitalistischen Wirtschaft und liberalen Bourgeoisie seit Ende 18. Jahrhunderts, dann der Demokratie seit 1832, einander immer mehr zu ähneln im Gegensatz zu Europas Mitte, Süd und Ost. — Seit Elisabeth erkennt die Insel ihr Ziel, unabhängig, auch in ihrem Protestantismus, und überseekolonisatorisch, also mit Seemacht zu wirken,

woraus zunächst das Überwinden spanischer Weltherrschaft folgte. Neben den Niederlanden mufs sie den Rhein teilweise frei von Beherrschung durch einen feindlichen Nebenbuhler erhalten: dazu zwingt Ludwigs XIV. Politik gegen Osten, die Marcks [wie einst Ranke, den er als Führer verehrt, 1870 Manteuffel schrieb] bis heute fortgesetzt sieht. Der Beitritt der Stuarts zu dieser erscheint als unlogische Episode in der Geschichte Britanniens. [Die Französierung Lothringens seit 16. Jahrhundert und des Elsafs seit 1789 halte ich vollkommener als Marcks; Bemäntelung imperialistischer Annexion mit geographischen, historischen, juristischen und humanitären Sophismen eignet nicht unseren Feinden allein! Von britischer Brutalität gegen den holländischen Vetter seit Cromwell bis zum Burenkrieg zu schweigen, gebot wohl der Genius loci des Vortrags, Rotterdam. Der Laie, der von Zerstörung des Deutschen Reiches durch die Franzosen hört, bedarf Warnung, dafs es schon vorher kein Staat im modernen Sinne war.] Seit 18. Jahrhundert zeigt Britanniens Aufsenpolitik dauernde Richtlinien: [Man verspricht mehrdeutig, nicht bindend, meidet langen Bund und verläfst ihn leicht;] man läfst auf dem Festland durch den Verbündeten den besiegten Feind nicht ganz vernichten noch auch jenen dort zum Hegemon wachsen. Da der Rhein nicht wie Gebirge Völker scheidet, also ein ihm angrenzendes Frankreich auf Mitteleuropas Beherrschung zielen mufs, setzt man 1815 nach folgerichtigem Plane, während die Koallierten seit 1793 schwanken und hadern, Preufsen zum Wächter des Rheins und erhält doch Frankreich gegen die drei Ostmächte in Kraft, aber wohlweislich von Belgien, auch nach 1830, getrennt. Infolge französischer Rheinpläne, neben den überseeischen, sah England den deutschen Erfolg von 1870 anfangs gern; jenes Streben nach Kolonien, als Zankapfel zwischen beiden und Ablenker des nachbarlichen Machthungers, fand dann in Bismarck den Helfer. Gegen England zunächst richtete sich der gegen Deutschland gegründete Bund Frankreichs mit Rufsland; 1900 drohte englisch-französischer Krieg. Dafs Deutschland 1901 Englands Angebot [und später das hier unerwähnte durch Haldane] ablehnte, erscheint auch dem Verf. als der Anfang unseres Unglücks. Mit Recht sieht er nicht in Fehlern unserer Diplomaten die englische Ursache des Weltkriegs, sondern in Deutschlands wirtschaftlichem

Wettbewerb, Machtpolitik und besonders Bedrohung von Englands Supremat zur See. Nur hinter der Schwächung Deutschlands stand die Weltpolitik in Englands Ziel, für dessen Erreichung „der Krieg vielleicht nicht als einziges Mittel“ galt. [So nahm und nehme auch ich zu Ehren Edwards VII. und Greys an.] Willenskraft und Kunst, mit denen im 18. Jahrhundert England Verbündete gegen Frankreich geeint hatte, zeigte es nun gegen die Mittelmächte. Es hatte im 19. Jahrhundert den falschen Nimbus des Freiheitshortes erworben, indem es [nur u. a.] in Süd- und Osteuropa kleine Völker gegen Imperien [und gegen fremde Regierungen deren innere Opposition] patronisierte. Jetzt putzte Propaganda den Krieg von 1914 auf zum idealen Kampfe für Kultur, Rassenbefreiung, Demokratie gegen Militärdespotie [die Presse des Feindes log brutaler, vielleicht nur weil straffer nationalisiert als bei uns]; gerecht sieht Marcks auch in diesem Wahne teilweise „Selbstbetrug“. — L. Georges „tödlichster Fehler“ gegen britische Staatskunst war 1919 Deutschlands Entwaffnung, die das Festland ausliefert dem Militarismus Frankreichs, der Ludwigs XIV. Rheinpolitik fortsetzt ohne das seitherige Erwachen des Nationalgefühls, auch des Deutschen zu beachten. Es sei, meint Marcks [hoffentlich mit Recht], unter Feindesdruck mächtig gestiegen. Er findet Britanniens Aufsenpolitik nach 1919 erlahmt [?], vielleicht in Furcht vor Frankreichs Rüstung, und schliefst mit Zukunftsfragen, die in diesen zwei Jahren schon überholt sind, aber als Politik eines weitschauenden Historikers beachtenswert bleiben. Sie starren, glaub ich, zu einseitig auf den traditionell und logisch vielleicht anzunehmenden, aber darum noch nicht sicheren oder uns günstigen Bruch der Entente; sie übersehen Nordamerika, die internationale Finanzwelt, Industrie und Arbeiterpartei, die Kriegsmüdigkeit und Wirtschaftsnot aller Völker, auch Frankreichs, endlich das Abglühen des alten Hasses durch neue Interessen. So schreitet möglicherweise die Zukunft Bahnen, die aus den historischen sich nicht erahnen lassen. Marcks schilt die deutsche Pazifismus-Agitation unheilvoll; dem ohnmächtigen Vaterland eine positive Aufsenpolitik zu empfehlen, unterläfst auch er.

Von seinem Talent der Charakterschilderung durfte er hier nur bei etwa fünf Personen eine Probe durch ein paar

bezeichnende Adjektive geben, so bei Pitt d. A., der Frankreich aus Amerika und Indien drängte. — Oft muſs ein Abstraktum eine ganze Gedankenkette umspannen; so bedeutet „innere Erbschaft der Revolution“ den straff zentralisierten Einheitsstaat. — Wenn ein historisches Problem mit solcher Feinheit logisch verständlich vorgeführt wird, so freut sich dessen auch der Skeptiker, der in der Geschichte blindem Zufalle (m. a. W. unerklärbarem Zusammentreffen der nicht auf diesen Erfolg abzielenden Einzelheiten), nicht ohne Bedauern ob der Antinomie gegen menschliche Logik, unendlieh weiteren Spielraum beimiſst.

Berlin. F. Liebermann.

---

**Friedrich Dessauer, Auslandsrätsel.** Nordamerikanische und spanische Reisebriefe. Kösel & Pustet, München. 1922.

Menschen, die als Kritiker von dem alternden Europa nach Amerika gehen, müssen jung sein im Herzen und frei sein im Blick. Dessauer brachte beides mit. Die Eindrücke seiner beruflichen Reise nach Amerika hat er im 1. Teil seiner „Auslandsrätsel“ niedergelegt. In springendem, kurzsatzigem Stil offenbart sich erfrischende Blickfreiheit und oft mit ihm durchgehende sprühende, freudige Leidenschaft im Erleben neuer Dinge. Vielleicht sieht er zu wenig Schatten. Der Engländer H. G. Wells ging kritischer vor in seinen Eindrücken vor dem Krieg. Aber die Lichtseiten treten klarstens heraus. Die Lebendigkeit des Ausdrucks, die Unmittelbarkeit der Vorstellungen und Bilder schaffen mit dem Meiſsel der Sprache ein Relief von stark plastischer, manchmal fast herausfordernder Schärfe. Doch tut es not, daſs wir diese Lichtseiten sehen lernen. Dessauer hat mit seinem Buch, das ja schon vor zwei Jahren erschienen ist, Verständigungsarbeit geleistet. Das Buch gehört in eine Reihe mit W. Pichts „England nach dem Kriege“ im gleichen Verlag.

Wells hat sein früheres Buch über Amerika "The Future in America" geheiſsen. Dessauer hätte seines ebenso überschreiben können. „Einmal kommt die Riesenkraft des jungen Riesen“, endet er. Es wird noch alles. Kraft und Jugend steckt in den Menschen drüben mehr wie bei uns. Das hat auch Frenssen gefühlt. Auch seine Reisebriefe sind voll

zuversichtlichen Glaubens an die Zukunftsmission der Amerikaner, ja voll Liebe für dieses Volk, das sich, aufgepeitscht, uns entgegenwarf. Wir können doch wohl mehr lernen von den Amerikanern als Geldmachen und Wolkenkratzerbauen. Wells interessierte nicht das Bestehende in Amerika. Hätte er sicher gewufst, dafs Amerika in einem halben Jahr nach seiner Reise von der Erdoberfläche verschwände, er wäre nicht hinüber. Er suchte das Kommende, die Möglichkeiten, die Zukunft. Hat Dessauer Wells gelesen? Aber es liegt wohl seiner Gemütslage von vornherein, dafs ihm im Grunde nicht soviel liegt an der „Fassade der Dinge von heute". „An den Gesetzen ihrer Wandlung liegt mir, an den Kräften, die emportreiben und einebnen. Und diese Gesetze sind anders als bei uns." Wells überwältigt das riesenhafte mechanische Werden dieses Körpers, Dessauer die Dynamik dieses Grofsbetriebs. „Das Entscheidende ist hier das Werden, Vergehen, nicht das Sein, — der materielle, körperliche, geistige Stoffwechsel, nicht der aufgespeicherte, errungene verwahrte Vorrat." Eine mahnende Botschaft aus dem Westen. Ein Botschaft, die in England Widerhall gefunden hat. Da hat in einer Architekturzeitschrift ein Neuengländer, ein Professor für Architektur geschrieben und dachte dabei an die modernste, von Amerika beeinflufste Architektur Londons: "The past is a good servant, but a bad master." Übrigens hat Dessauer guten Blick auch für diese Dinge. Er spürt das Lebendigwerden eines neuen Lebensstiles in den Gliederungen der Newyorker Riesenbauten. Die Botschaft ist nicht frivol. Ihr unterliegt eine „unverkennbar ernste Richtung zum Ethos", das, wie Dessauer glaubt, in Amerika stärker vorhanden ist als in Deutschland. So weist auch er wie jeder aufrichtige Kenner der angelsächsischen Rasse das Gerede von einer Heuchelei der Volksmasse zurück. Der Glaube an die Zukunft, an das Werdende umfafst drüben alle gleichermafsen. Wir bauen unsere Häuser für ewig, der Amerikaner seines für übermorgen, dann: neue Kraft zum neuen Bau. Und nicht denkt jeder nur an seine eigene Zukunft. Während Wells nicht viel Staatsbewufstsein entdecken konnte, betont Dessauer gerade dessen Vorhandensein in kräftiger Gestalt. Sein Amerikaner hält sich für ein unentbehrliches Glied der Staatsmaschine, er hält „das Gesetz für sein Gesetz, die Post für seine Post, das

Telephon für sein Telephon" und handelt, als ob er die alleinige Verantwortung für das gute Funktionieren dieser Dinge hätte. Daher wohl auch das Fehlen einer so ausgedehnten und versteinerten Klasse von Beamten wie bei uns. Auch wieder ein negatives, in seinen Wirkungen aber äufserst positives Gemeingut von England und Amerika. Dieses Empfinden persönlicher Verantwortlichkeit im Gegensatz zu der auf den Buchstaben des Gesetzes oder auf den Vorgesetzten abgeschobenen Verantwortung mache eine öffentliche Übertretung der Gesetze unanständig, hebe die Arbeitsfreudigkeit, stärke das Persönlichkeitsgefühl und schmiede alle in selbstverständlicher Freiheit zusammen zu dem jungen Volk, dessen Riesenkräfte noch soviel zu verbrauchen haben für die Welt. Andere Amerikabesucher haben die Freiheit Amerikas nicht in so rosigem Licht gesehen. Wells schreibt Dinge, die Behandlung Gorkis, Mac Queens z. B., die das Bild zu verdüstern scheinen. Sie gehören zu jenen Schatten. Sei dem wie es wolle. Den Bürger mit dem Staate zu vereinen, ist dem Amerikaner gelungen. Mutig — und wir müssen uns über jeden mutigen Vorkämpfer in unserer Mitte freuen — hält Dessauer uns diesen Satz vor als ein Ziel unserer eigenen Staatskunst, das wir bisher nicht erreicht haben. Mutige Worte findet er für Wilson, den Vielbekämpften. Wie Wells seinerzeit für Roosevelt. „Wilson war kein Schuft. Er hat versagt, als es galt, die Gedanken, die er wirklich hegte, zu Wirklichkeiten zu machen." Es kommt wohl kein denkender Amerikafahrer um eine Stellungnahme zu Wilson herum, sonst steht er hier auf schwankem Boden.

Unwillkürlich werden solche Bücher Spiegel der eigenen Kultur. Die Liebe zum neuen werdenden Deutschland treibt die Gedanken des Verfassers immer wieder zurück zu seinem Land. Dadurch werden solche Bücher, mit Vorsicht gelesen, wertvollste Wegweiser im Ringen weiteren Kulturgeschehens. Derartige offene Urteile und Bekenntnisse sind Stufenleitern zur Plattform des wiedererwachenden inneren Völkerverkehrs. Und daran sind wir Neuphilologen stark beteiligt.

Erlangen. Eduard J. W. Brenner.

## Zur Textkritik mittelenglischer Gedichte.

### 1. Zu den mittelenglischen Medizingedichten.[1])

### II.

1. In der „Gereimten Heilkunde" (Anglia XVIII, 295 ff.) heifst es V. 243:

*take jws of launsele, I seye.*

Das bisher in den Wbb. fehlende *launsele* ist offenbar dasselbe Wort wie *launcelee, launceleie,* das mehrfach in Mowats Ausgabe der *Alphita* (Oxford 1887) erscheint (vgl. den Index S. 241) und das lat. *Plantago minor* oder *lanceolata* wiedergibt. Schöffler[2]) hat daher mit Unrecht das in den Rel. Ant. I, 36 überlieferte *launceleie* in *launcelete* geändert. Das Erscheinen von *ei* neben *e* in agln. Wörtern ist ja nichts Ungewöhnliches, vgl. z. B. ne. *fay, fairy* 'Fee' und unser nhd. poetisches *Fei* neben *Fee*, und auf eine frz. Dialekteigentümlichkeit zurückzuführen.[3]) Merkwürdigerweise erscheint in den von Garrett, Anglia XXXIV, 164 ff. veröffentlichten Medizingedichten V. 1077 die erweiterte Form *lancelayne* im Reim auf *plantayne*, die ich für eine spätere Umbildung halten möchte.

2. Bei Garrett findet sich a. a. O. V. 926 ein m. W. bisher unbelegtes *arlement*:

*take oyle, jubarbe, and arlement.*

Es ist wohl nichts anders als das im NED. mehrfach belegte *arnement* 'Tinte', eine Umbildung — vielleicht nach *ornament*? — von afrz. *arrement* < lat. *ātrāmentum*. Der Eintritt von *l* für *n* darf als Dissimilation[4]) gedeutet werden, da ein Schreibfehler schwerlich vorliegt.

3. In der Ger. Heilk. V. 415 heifst es:

*þis is medycyne good and trye.*

Es war nicht nötig, *and* in *to* zu ändern, da *trye* auch Adjectiv: 'erprobt' sein kann.

---

[1]) Anglia XL, 357 ff.

[2]) Beiträge zur me. Medizinliteratur, Halle 1919, S. 78.

[3]) Vgl. Behrens, Beitr. z. Gesch. d. frz. Spr. in England S. 82 f.

[4]) Von *n — n* > *l — n*, gerade wie im Kölnischen *komuljōn* 'Kommunion'.

4. In der „Heilkräuterlehre" (Anglia XVIII, 307 ff.) lautet V. 292:

*With playster mad and it wassing.*

Für *it* ist wohl *with* zu lesen.

5. Ib. V. 316 ist zu bessern:

*⟨an⟩ herbe þat meche⟨l⟩ is of mayne.*

6. V. 627 l. *þe stalke is fote and quarter long,*
*þe lef is of þe same wange.*

Der zweite Vers ist sinnlos. Da auch sonst *long* öfter auf *among* reimt (z. B. V. 657 f.), möchte ich dies hier für *wange* einsetzen und den Vers so lesen:

*þe lef of the same ⟨lengþe⟩ amonge.*

7. Ib. V. 634: *þow it lytyl be as of lek,* wird durch eine kleine Umstellung besser:

*þow it be lytyl as of lek.*

## 2. Zu den alliterierenden Gedichten.

### A. Golagros and Gawain.

Das von Trautmann, Anglia II, 395 ff. und später von Amours für die Scott. Text Soc. Nr. 27—38 herausgegebene Gedicht enthält einige im alten Druck fehlerhaft überlieferte Stellen, die leicht zu bessern sind.

V. 68. *Bright letteris of gold, blith unto blent* ist unverständlich. Ich vermute in *blent* einen Fehler für *bent*, das nach dem NED. auch 'cast of the eye' bedeutet. Allerdings ist *bent* als Subst. erst seit 1521 belegt, während unser Gedicht von Amours um 1470 gesetzt wird.

V. 234. *holtis and hillis* sollte auf *knichtis* reimen, weshalb *hillis* in *hichtis* 'Höhen' geändert werden mufs.

V. 340. *To the schore chiftane, chargit fra the kyng.* Sinn und Metrik verlangen *chosen* für *schore.*

V. 355. *And mak him na manance, bot al mesoure.*

Das in nördlichen Texten häufige *manance* für *menace* verdankt sein *-n-* wohl dem Einflufs von *penance* und ähnlichen Wörtern, z. B. *repentance, ignorance, perseverance* etc.

V. 396. *Before the riale on raw the renk was noght rasit·* Statt *rasit* (: *embrasit* : *defasit* : *lasit*) ist wohl *dasit* zu lesen. Vierfache Alliteration ist ja nicht notwendig.

V. 482. *In greis and garatouris, grathit ful gay. Garatouris* ist = *garat-touris* 'Wachttürme'. Dadurch erledigen sich die Bedenken von Amours.

V. 549 f. *That wy walit, I vis, all wedis of veir*
*That nedit hym to note, gif he nane ⟨othir⟩ had.*
So möchte ich die Lücke im zweiten Verse ausfüllen.

V. 562. *Out with suerdis thai swang fra their schalk side.* Für *schalk* l. *small*, wodurch auch die Alliteration hergestellt wird.

V. 703. *In that hailsing thai hynt grete harmys and here.* L. *dere* statt des sinnlosen *here.*

V. 825. *Tak na haist upone hand, quhat happunys may hynt.* L. *happuny⟨ngy⟩s.*

V. 844. *Braissit in birneis and basnet full bene.* Da nur von einem Ritter die Rede ist, sollte man *birne* erwarten. Das Wort scheint durch *harneis* beeinflufst zu sein.

V. 963. *Gart stanys hop of the hathill, that haltane war hold.* Für *haltane*, das offenbar durch das darüber stehende *haltane* beeinflufst ist, l. *halden.* Schon Madden und Trautmann schreiben *haldane*, was A. nicht erwähnt.

V. 1084. *I wil noght turn myn entent, for all this warld brerd.* Statt *brerd* 'Rand' möchte ich lieber *rerd* 'Geschrei' lesen.

V. 1204. *The knightis honour suld smure.* Der Herausgeber schwankt S. 283, ob *smure* hier 'to be smothered, concealed' oder 'to be defiled, besmirched' bedeute. Das erstere ist wohl richtig, vgl. *smore* im NED., wo unter 1c der intrans. Gebrauch von *smore* 'to choke, be suffocated' mit drei Beispielen belegt ist, worunter aber leider das obige fehlt.

## B. The buke of the howlat.[1])

V. 706. *And confectionis on force that phisik furth furis.* Zu *furis* vgl. jetzt das NED. unter *fure* 'bear, carry' (zu *fore* 'journey').

V. 768. *Quhen thai had songyn and said, softly and schour.* Das letzte Wort (:*juglour, hour, towr*) gibt hier keinen Sinn, ebensowenig das *a schoure* der Hs. B. Ich vermute in *schour*

---

[1]) Ausgaben von Diebler, Progr. des Realgymn. zu Chemnitz 1893 und von Amours, Scott. Allit. Poems, Scot. Text Soc. 27 (dazu vgl. Diebler, Anglia XVI, 385 f.) sowie die Dissert. von Gutmann, Halle 1892.

einen Schreibfehler für *stour* 'violent, fierce, loud, harsh, rough', hier adverbial gebraucht, wofür das NED. unter *stour* adj. 1c drei Beispiele bringt. Vgl. auch *schore* für *steire* Gol. a. Gaw. V. 276.

V. 789. *Thus jowkit with juperdyss the jangland ja.* Zu *jowkit* vgl. das NED. unter *jouk* 2: 'to bend the body adroitly'.

V. 839. ...... *'revyn is my reid!'* Dies *reid* hat nichts mit ne. *reed* 'Rohr' zu tun, sondern ist = ne. *read* 'Magen', vgl. das NED.

C. The Awntyrs of Arthure at the Terne Wathelyne.

Amours hat sich in seiner Ausgabe des Gedichtes (Sc. T. S. 27—38) redlich bemüht, die vielen dunklen und verderbten Stellen zu erklären. Trotz dieser dankenswerten Arbeit bleibt aber noch manches für den Text zu tun, und dazu sollen die folgenden Bemerkungen einen kleinen Beitrag liefern. Die Dissertation Lübkes (Berlin 1883) scheint A. unbekannt geblieben zu sein, da er sie nicht erwähnt; leider ist die in Aussicht gestellte Fortsetzung der Ausgabe nicht erschienen.

V. 121. *my tonge were fulle tere* (D), *to tere* (Th) enthält das neben *tor(e)* auftretende Adjektiv *tere* 'schwer', dessen Herkunft nach dem NED. dunkel ist. Da im Aisl. neben dem Präfix *tor-* auch *tyr-* erscheint[1]), dürfte die Erklärung von *ter(e)* keine Schwierigkeit mehr bieten. Theoretisch wäre sogar ein **ter-* möglich, vgl. *er-* neben *or-*.

V. 407. *And whi, þou sturne one þi stede stondes so stille* (D)? Das Komma gehört natürlich hinter *þou*.

V. 492. *chacelet* (D), *chaselette* (I) und *chasselett* (Th) können nur Ableitungen von lat. *capsa* sein und haben nichts mit *chaflet* zu tun (vgl. Amours S. 357). Der Stuhl des Königs steht also auf einem Kasten, vgl. frz. *châsse* 'Reliquienkasten'. Oder ist etwa *chastelet* das ursprüngliche? Dann wäre nfrz. *châtelet* 'Hintergestell eines Bordenwirkerstuhles' zu vergleichen.

V. 501. *schaftis of schene wode þai scheuerede in schides* (Th)
*shaftes in shide wode þei shindre in shedes.*

Die Reime: *stedes* : *ledes* : *bledes* sowie der Sinn verlangen *shredes* 'Stücke' als das richtige Wort am Versende.

[1]) Vgl. Noreen, Altnord. Gramm. I³, § 69.

V. 505. *riche mayles thay righte.* Der Sinn und der Reim erfordern *pighte*, Prt. von *piche* 'durchstofsen'. Das von Amours vorgeschlagene *ritte* genügt nicht.

D. Zu Morte Arthure.

Infolge mangelhafter Ausführung meiner Korrektur sind in dem Aufsatze in Nr. III, 91 ff. Bd. 34 des Beiblattes leider eine Anzahl störender Druckfehler stehen geblieben, die ich hier berichtige.

S. 91, 1 l. 3045 st. 3445. — Unter 3 l. *Galele* st. *Galete.* — Unter 5 l. *Gower* st. *Gowre.* — Unter 6 l. *Malory* st. *Malorq.* — Unter 9 l. 853 st. 953. — S. 92 l. *Ambage* st. *Ambogne* und *Orcage* st. *Orcaye.* — Unter 2198 l. *dryues* st. *ðryues.* — Unter 2234 l. *Thane* st. *Thanc* und *lithre* st. *lithra.* — Unter 3078 l. 'geheilt' st. 'geteilt'. — Unter 3409 l. *toþer* st. *þoter.* — S. 93 unter 3527 l. *delte* st. *dilte.* — Unter 4142 l. *forsake* st. *forsahe* — Unter 4194 l. *Whilke* st. *Whilhe.*

Kiel. F. Holthausen.

---

## In Memoriam Hermann Varnhagen.

Vor einem Jahr, an dem wundersam leuchtenden Sommerabend des 28. Juni, haben wir Hermann Varnhagen unter einer raunenden Ulme des Erlanger Gottesackers zur letzten Ruhe gebettet. Heute vereinigen sich seine Amtsgenossen und Freunde an der Friedrich-Alexander-Universität im Geiste mit der grofsen Gemeinde seiner dankbaren Schüler, um den Gedächtnistag in treu-inniger Gesinnung zu weihen und die vierundsiebzig Jahre eines ertragreichen Gelehrtenlebens noch einmal zu überschauen.

Hermann Varnhagens Lebenslenz fiel zusammen mit dem grofsen Frühling des deutschen Volkes, mit der Aufrichtung des Neuen Reiches; sein Sommer verstrich mit harter Arbeit auf dem neubestellten Acker seiner Wissenschaft, sein Herbst brachte reichen Erntesegen, eingeheimst auf demselben Felde; und als der Winter seiner Tage ihn bis ins innerste Mark erschauern liefs, da war auch eisige Erstarrung, da war die Nacht der Verzweiflung über sein geliebtes Vaterland hereingebrochen.

Fürwahr, ein reiches Leben, reich an Freud' und Leid, hat der Nestor der deutschen Neuphilologen vor einem Jahr beschlossen, der Nestor und der letzte Recke aus dem Heldenzeitalter der englischen Philologie, aus jenen Tagen, da deutsche Gelehrte mit urkräftigen Streichen die Grundlagen zum Neubau der Anglistik zurechtzimmerten. Fast gleichaltrig mit Julius Zupitza, nur um weniges jünger als Bernhard Ten Brink und Jakob Schipper, war Hermann Varnhagen mit Herz und Hand dabei, als es galt, die Mauern und Ecksteine des emporstrebenden Gebäudes recht fest zu verankern.

Aber der Verewigte war nicht nur in der Bauhütte der Anglistik tätig, nein, er zählte auch zu jenen letzten Rittern, die noch den wuchtigen Zweihänder schwingen und das maſslos umfangreiche Doppelfach der romanischen und englischen Philologie vertreten konnten, bis die Einbeziehung immer neuer Lehrzweige und Lehrziele die Trennung beider Fachgebiete wenigstens auf den Kathedern der deutschen Universitäten zur gebieterischen Notwendigkeit machte. Siebzehn Jahre trug Hermann Varnhagen die schwere Bürde des zweifachen Lehramts, doch 1898 wurde er der erste Erlanger Ordinarius für englische Sprache und Literatur; in seinem eigensten Schaffen verteilte er seine Liebe nach wie vor zwischen Romanisch und Englisch.

Wenn wir sein emsiges Schaffen auf diesen beiden Gebieten überblicken, so fallen uns vor allem die weiten, selbstgesteckten Grenzen auf; kaum ein Entwicklungsabschnitt des englischen Schrifttums, der nicht wenigstens durch eine glänzende Gestalt, ein eigenartiges Erzeugnis seine Aufmerksamkeit erregt hätte. Von den frühmittelenglischen Glossen und den Misterienspielen des spätern Mittelalters führt die Bahn seiner Forschung bis herauf zu Byron, von den Novellen des 16. Jahrhunderts fand er den Weg bis herauf zu Oscar Wilde und auch auf dem schier unübersehbaren Felde der Romania hat Hermann Varnhagen weit auseinanderliegende Flurstücke bebaut, bald über italienische Novellenfunde an unsrer Universitätsbibliothek berichtet, bald altfranzösische Streitgedichte behandelt oder seltene Wörter erklärt.

Aber der bewegliche Geist, der vor Jahresfrist zur Ruhe kam, strebte noch über diese Grenzen hinaus und fand wohl seine tiefste Befriedigung an Studien über vergleichende

Literatur- und Stoffgeschichte. Ein indisches Märchen auf seiner Wanderung durch drei Erdteile zu begleiten, die bebehaglich dahinfliefsenden Verserzählungen Longfellows bis auf den Urquell morgenländischer Fabulistik zurückzuverfolgen, die Entstehung und Ausbildung der Katharinenlegende zu erforschen, das waren Aufgaben, durch welche sich Hermann Varnhagen zeitlebens besonders angezogen fühlte, die er mit einer Meisterschaft sondergleichen ausführte. Der Goethesche Begriff „Weltliteratur" war für ihn mehr als das blofse, so oft mifsbrauchte Schlagwort, er bedeutete für Varnhagen einen Zielpunkt, auf welchen er alle seine gelehrten Bestrebungen letzten Endes einstellen, dem er alle seine vielseitigen Kenntnisse dienstbar machen wollte.

Als echter und rechter Philologe war Hermann Varnhagen auch ein Bücherliebhaber im besten Sinne des Wortes. Wenn man die langen Reihen der von ihm für das Englische Seminar unsrer Universität gesammelten Bücher überblickt, möchte man, ein Wort Schillers leicht verändernd, ausrufen: „Dir wuchs ein Kornfeld in der flachen Hand", denn buchstäblich aus einem Nichts hat der Verblichene diese ausgezeichnete Bücherei geschaffen, der sich an Umfang und Wert nur ganz wenige Seminarbibliotheken Deutschlands vergleichen können. Ganz einzigartig ist aber die von Varnhagen mit unendlicher Hingabe gepflegte Byron-Sammlung seines Seminars: weitaus die bedeutendste auf dem Kontinente, braucht sie den Vergleich mit englischen Byron-Bibliotheken nicht zu scheuen und besitzt Seltenheiten, die sogar dem Britischen Museum fehlen.

Varnhagen, den stets anregenden, frischen, nicht so leicht zufriedenzustellenden Lehrer haben mir seine Schüler oft geschildert und dankbar anerkannt, welch vortreffliche Ausrüstung für ihren Beruf sie in Erlangen empfingen. Von des Meisters Lehrerfolgen spricht aber auch die stattliche Reihe der unter seiner persönlichsten Beteiligung entstandenen Dissertationen, jede einzelne von ihnen ein Zeugnis vorbildlichen Zusammenwirkens von Lehrer und Schüler. Und dieses geistige Band zwischen dem Gebenden und dem Empfangenden wollte Hermann Varnhagen auch in Vorlesungen und Übungen immer fester geschlungen wissen, das war es, worauf er letzten Endes hinarbeitete, für diesen

Leitgedanken erhob er seine gewichtige Stimme in einem vielbeachteten Vortrag über „Neuphilologische Universitäts-Seminare, ihre Einrichtung und ihren Betrieb."

Das geschah auf einer der Neuphilologentagungen, zu deren treuesten Besuchern der Verewigte gehörte; Hermann Varnhagen verlor eben niemals ein höchst erstrebenswertes und leider oft vernachlässigtes Ziel aus den Augen, die Herstellung einer engen Fühlung zwischen Universität und Schule, zwischen Theorie und Praxis. Die Bayerische Neuphilologenschaft hat denn auch seine hohen Verdienste auf diesem Gebiete dankbar anerkannt und Hermann Varnhagen zum Ehrenmitglied ihres Verbandes ernannt.

Das Lebenswerk des Dahingegangenen ist durch diese gedrängte Würdigung seiner Tätigkeit als Forscher und Lehrer nicht erschöpft. Wir erinnern uns auch in dankbarer Gesinnung der langjährigen Dienste, die er unsrer Universität als Programmatarius erwiesen hat, wir gedenken der festen und zielbewufsten Leitung unsrer Alma Mater in seinem Prorektoratsjahre 1906; wir haben nie vergessen, dafs Hermann Varnhagen als blutjunger Student in den harten Wintertagen der Jahre 1870/71 jene Kämpfe mitmachte, die er später in mehreren Schriften mit unvergleichlicher Anschaulichkeit schilderte. Die Gewaltmärsche mit dem Werderschen Korps hatten ihm ein schmerzhaftes Beinübel eingetragen, das allein ihn hindern konnte, beim Ausbruch des Weltkrieges wieder in Reih und Glied zu treten. Aber sein heiliger vaterländischer Ernst fand trotzdem reichlich Gelegenheit zur Betätigung: Tag für Tag verbrachte er viele Stunden am Schmerzenslager der Verwundeten und Kranken; an seiner vorbildlichen Festigkeit, seinem ermunternden Zuspruch richteten sich die Zaghaften auf, als der Zusammenbruch kam. Freilich, die Entbehrungen und Aufregungen jener Zeit brachen schliefslich auch seine schier unverwüstliche Kraft. Zwei Jahre hat er sich tapfer gegen tückische Krankheit gewehrt, bis er im Sommer 1920 die Waffen strecken und seinem geliebten Lehrberuf entsagen mufste. Und nun begann seine unsagbar traurige Leidenszeit. —

In der bangen Stunde, als wir uns vor einem Jahre um Hermann Varnhagens Bahre versammelten, wurde uns auch so recht bewufst, wieviel wir an der Persönlichkeit des Ver-

blichenen verloren: seine schöne, herzenswarme Menschlichkeit, sein verstehendes, gütiges Lächeln, sein kluger, freundlicher Blick, seine in guten Tagen sprudelnde Laune — — die beiden grofsen Zerstörer, Krankheit und Tod wollten nicht, dafs wir uns länger daran erfreuten, und nahmen mit rauher Hand, was wir ihnen nicht wehren konnten.

Aber nicht über alles hat der mächtige Tod Gewalt, vieles von des Verewigten Wesenheit, von seiner besten Wesenheit, mufste er uns lassen: die Früchte rastloser Arbeit bleiben uns, es bleiben die reichen Anregungen, die Hermann Varnhagen mit vollen Händen ausstreute, wohin er kam, nirgends aber freigebiger als im Englischen Seminar unsrer Universität; und hier, inmitten der von ihm gesammelten Bücherschätze, zu Füfsen seines Bildes, das ihn auf dem Gipfel seiner akademischen Laufbahn in der Amtstracht des Prorektors zeigt, soll sein Andenken stets mit treuer und dankerfüllter Liebe gehegt und gepflegt werden.

Erlangen, im Juni 1925. R. Brotanek.

## II. AUS ZEITSCHRIFTEN.

**Mélanges de Philologie offerts à M. Johan Vising:** R. E. Zachrisson, Some English Place-Names in a French Garb.

**Studier i Modern Språkvetenskap IX:** R. E. Zachrisson, Some English Place-Name Etymologies.

[25. 5. 25.]

INHALT. Seite



Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

# Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen
über englische Sprache und Literatur
und über englischen Unterricht.

XXXVI. Bd. Juli 1925. Nr. VII.

## I. SPRACHE UND LITERATUR.

**Otto Jespersen, Language, its Nature, Development and Origin.** London, George Allen & Unwin [1922]. Gr. 8. 448 S. Preis: 16 s.

Jespersen hat in mehreren Büchern und Aufsätzen Stellung genommen zu Fragen der allgemeinen Sprachwissenschaft und im besonderen der englischen Sprachwissenschaft. Das vorliegende bedeutsame Buch ist im wesentlichen eine Umarbeitung und Erweiterung des bekannten Werkes *Progress in Language* (1894) zu einer Art System, zu einer zusammenfassenden Darlegung der Prinzipien der Sprachwissenschaft.[1]) Jespersen ist ein Forscher, der sich nicht auf eine Sprache einschränkt; er kennt mehrere Sprachen sehr genau, und zwar, wie sein Lehrbuch der Phonetik zeigt, lebende Sprachen bis in die kleinsten Feinheiten ihrer Aussprache hinein; sehr grofs ist der Umkreis der Sprachen, die er gelegentlich in seinen Untersuchungen heranzieht. Jespersen geht gerne eigene Wege, auch da, wo die seither begangenen Pfade recht schön zum Ziel zu führen scheinen. Seine frischen Ausführungen sind anregend, auch da, wo sie nicht überzeugen. Ausgetüftelten Theorien steht er gegenüber mit gesundem Menschenverstand und mit einer grofsen Erfahrung, die sich gründet auf die eigene Beobachtung lebender Sprachen. Sein Buch gehört zu dem Besten, was über allgemeine Sprachwissenschaft geschrieben worden ist. Wir Anglisten dürfen uns freuen, dafs durch Jespersens sprachwissenschaftliche Arbeit gerade die Erforschung des Englischen gewinnt. Das Englische ist ohne

[1]) Die dem Englischen gewidmeten Abschnitte des älteren Werkes sind neugedruckt unter dem Titel: *Chapters on English*, London 1918.

Zweifel ganz besonders geeignet, in das Leben der Sprache einzuführen, und wird bei der Erörterung der grofsen Fragen, die die allgemeine Sprachwissenschaft stellt, eine immer wichtigere Rolle spielen.

Das Werk gliedert sich in vier Bücher.

1. Das erste Buch über die Geschichte der Sprachwissenschaft stützt sich auf gute Arbeiten von Vorgängern, weist aber diesen gegenüber manche Eigenart auf. J. macht nachdrücklich auf Forscher aufmerksam, die wenig oder nicht beachtet worden sind. Zu ihnen gehört D. Jenisch, der 1796 eine *Philosophisch-kritische Vergleichung und Würdigung von vierzehn ältern und neuern Sprachen Europens* bot. Es handelt sich da um Fragen, die von der späteren Forschung nicht beachtet worden sind, die aber jetzt wieder der Aufmerksamkeit der Forscher näher gerückt werden müssen. Überhaupt wird die Sprachwissenschaft vielfach wieder an die ältere Forschung anzuknüpfen haben, da sich Fragen in den Vordergrund drängen, die in der neueren Forschung keine Rolle mehr gespielt haben. Eingehend wird Rask gewürdigt.[1]) Er hätte nachhaltiger gewirkt, wenn er nicht dänisch, sondern in einer bekannteren Sprache geschrieben hätte. Beachtung verdient auch der Hinweis auf einen anderen Dänen, Bredsdorff; nicht minder der Hinweis auf Rapp, der das Studium der Laute der lebenden Sprache in Angriff nahm; wenn er die ihm gebührende Beachtung gefunden hätte, hätte schon früher aus der Buchstabenlehre eine Lautlehre werden können. Die Sprachwissenschaft bis 1880 wird recht eingehend dargestellt, nur kurz wird dann die Forschung der letzten Jahrzehnte berührt. Zu den übersehenen Leistungen rechne ich auch G. Curtius' Aufsatz aus dem Jahr 1870: *Bemerkungen über die Tragweite der Lautgesetze*;[2]) ich habe neuerdings die Aufmerksamkeit darauf zurückgelenkt.[3]) Curtius spricht da ganz klar die Anschauung aus, dafs bedeutungsarme Silben geschwächt werden. In der vor-junggrammatischen Zeit war eine solche Anschauung aufserordentlich naheliegend; sie war auch schon von anderen angedeutet worden, aber Curtius

---

[1]) Zu Rask und Grimm vgl. Streitberg, Idg. Jahrbuch 8, 176 (Nr. 3) und Sverdrup, ebenda 9, 154 (Nr. 2).

[2]) Berichte der Sächs. Ges. der Wiss., Phil.-hist. Kl. 22, S. 1—39.

[3]) Sprachkörper und Sprachfunktion, Leipzig[2] S. 134.

schenkt dem Gedanken eine gröſsere Beachtung, und vor allem, er benutzt ihn, um Erscheinungen der Wortbildung und Wortbiegung zu erklären. Der Aufsatz bot mir eine groſse Überraschung, als er mir nach Abschluſs meiner Studien über Sprachkörper und Sprachfunktion bekannt wurde. Curtius' Ansicht vertrug sich nicht mit den Anschauungen über die Lautentwickelung, die in den 70er Jahren die Junggrammatiker mit Nachdruck vertraten und durch eine Fülle von bahnbrechenden Untersuchungen zur Anerkennung brachten. Nachdem die Lehre von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze sich festgesetzt hat, ist es viel schwerer, den Gedanken vom Zusammenhang von Sprachkörper und Funktion zur Anerkennung zu bringen, da er das Dogma zu bedrohen scheint.

Nach Klarlegung der junggrammatischen Prinzipien der Sprachgeschichte wandte sich die Forschung streng methodischer Einzelarbeit zu, besonders auf dem Gebiet der Laut- und Flexionslehre; viel seltener waren syntaktische Leistungen gröſseren Stils. Allgemeinere Fragen traten zurück. J. findet — mit Recht — in der neueren Sprachwissenschaft „a certain barrenness“ (S. 99).

2. Das zweite Buch über die Sprache des Kindes ist besonders wertvoll. Gewöhnlich haben sich Psychologen mit dem Gegenstand beschäftigt. Der Sprachforscher tritt jedoch mit anderen Fragen an diese Dinge heran als der Psychologe. Für J. bildet die Betrachtung der Sprache des Kindes eine Grundlage für seine späteren Ausführungen über die Entwickelung und den Ursprung der Sprache.

Wundt, *Sprache*[1] I, 286 sagt: „Einige namentlich in der älteren Literatur vorkommenden Angaben über Kinder, die sich zusammen aufwachsend eine eigene Sprache gebildet haben sollen, sind wohl ein für allemal in das Gebiet der Fabel zu verweisen.“ Demgegenüber gibt J. Beispiele, wo das tatsächlich vorgekommen ist. Besonders lehrreich ist der Bericht über die von J. selbst beobachtete Sprache von zwei dänischen Kindern, Zwillingen, die von der Mutter vernachlässigt, ganz unter sich aufwuchsen und sich eine Sprache bildeten, die nur sie verstanden.

J. stellt sich nicht auf die Seite derer, die einen Einfluſs der Kinder auf die Sprachentwickelung kurzerhand leugnen, auch nicht auf die Seite derer, die den Kindern den Haupt-

einflufs einräumen wollen. In einer Reihe von Fällen glaubt er jedoch den Einflufs der Kinder zu erkennen: bei springendem Lautwandel; bei springendem Bedeutungswandel, den er als Mifsverständnis auffafst;[1] bei gewissen Kürzungen, besonders bei Bewahrung des Wortendes; bei Konfusion von Wörtern; bei falscher Abtrennung. Diese Erscheinungen finden sich nicht nur in der Sprache der Kinder, sondern überall da, wo Wörter und Wendungen zum erstenmal auf neue Sprecher übertragen werden. J. will z. B. die Kindersprache verantwortlich machen für *milt* 'Fischrogen' aus *milk* durch Verwechslung mit *milt* 'Milz', für das Mifsverständnis in der Bedeutung von *beads* 'Perlen' statt 'Gebete': *count your beads* (S. 175).

3. Das dritte Buch über das Einzelwesen und die Gesamtheit ist wohl das wichtigste von allen. .

Wieweit ist die Sprachentwickelung bodenständig? Wie weit ist sie von der Fremde beeinflufst? J. behandelt zunächst die Frage nach dem Einflufs der ursprünglichen Bewohner auf die, die später Besitz vom Land ergriffen haben. Die Annahme, dafs die Sprachgewohnheit der ursprünglichen Bewohner sich auf die Sprache der Eroberer und Einwanderer überträgt, ist oft vertreten worden. Das bekannteste Beispiel ist die Zurückführung des frz. *ü* für lat. *ū* auf keltischen Einflufs. J. macht gegen die Substrattheorie im allgemeinen und gegen die *ü*-Theorie im besonderen viele Bedenken geltend.[2] Eifrig geht er der Hypothese zu Leibe, die auf ähnliche Weise die germanische und die hochdeutsche Lautverschiebung erklären möchte. Hierbei ist noch zu beachten, was Behaghel, *Geschichte der deutschen Sprache*[4], S. 265 zu Feists Hypothese zu sagen weifs.

Für die Entstehung der Mischsprache weist J., wie schon früher, mit Nachdruck auf Windisch hin, der den Satz aufstellt: Nicht die fremde Sprache, die ein Volk von seinen neuen Herren lernt, wird zur Mischsprache, sondern die eigene Sprache wird unter dem Einflufs der fremden zur Mischsprache. So kommt es, dafs die Angelsachsen so wenig

---

[1]) Beobachtungen aus der Kindersprache bei Wundt, Sprache[4] I, 302.

[2]) Vgl. auch die Erörterung der *ü*-Frage bei W. Meyer-Lübke, Einf. in das Studium der rom. Sprachwissenschaft[3] 1920, S. 227 ff. (mit Literaturangaben).

Wörter von den Kelten übernommen haben. Die herrschende Klasse der Germanen hatte keine Veranlassung, die Sprache der unterlegenen Kelten zu lernen, es klang nicht vornehm, wenn ein Angelsachse gelegentlich keltische Wörter einmischte; aber die Kelten mufsten die Sprache der Angelsachsen lernen.

Mit besonderer Liebe werden die Hilfssprachen wie *Beach-la-Mar* und *Pidgin* behandelt. Diese Sprachen werden von der Wissenschaft zu sehr vernachlässigt. J. betont übrigens, dafs sie nicht etwa dazu dienen können, die Entstehung der romanischen Sprachen aus dem Lateinischen aufzuhellen.

Ein recht lehrreicher Abschnitt ist der über die Sprache der Frauen. J. stellt Zeugnisse zusammen über den besonderen Wortschatz der Frauensprache, z. B. bei den Kariben auf den kleinen Antillen. Auch an einige Eigentümlichkeiten der Frauen in der englischen Aussprache wird erinnert:[1]) *wh* z. B. wird von Frauen vielfach mit stimmlosem *w* gesprochen, während Männer stimmhaftes *w* sprechen;[2]) *soft* wird von Frauen mit *ɔ* statt mit *ǫ* gesprochen. Dafs Frauen sich vielfach einer altertümlicheren Sprache bedienen als Männer, hat man schon oft beobachtet. Schuld daran ist die gröfsere Abgeschlossenheit, in der die Frauen leben oder lebten. Schon Plato hat diesen Zug in der Sprache der Frauen gekannt; er sagt Kratylos 418 B: „Du weifst, dafs unsere ältere Generation das Jota und Delta häufig anwandte, und nicht zum wenigsten die Frauen, die überhaupt die alte Sprache erhalten.“[3]) Eine ähnliche Äufserung von Cicero hat J. schon erwähnt (S. 242). Hier sei noch hingewiesen auf die Bemerkungen von W. v. Humboldt,[4]) der unter anderem auch schon von der Frauensprache bei den Kariben spricht. Der Gegenstand verdient gröfsere Beachtung, als er seither gefunden hat.[5])

---

[1]) Vgl. dazu die Bemerkungen von W. E. Collinson, MLR 18, 93.

[2]) Vgl. auch M. Montgomery, Types of Standard Spoken English, Strafsburg 1910, S. 14[1].

[3]) Angeführt nach H. Hirt, Etym. d. nhd. Sprache[2], S. 288[1].

[4]) Gesammelte Schriften VI, erste Abteilung: Werke VI, 204 ff.

[5]) Für das Nd. vgl. H. Schönhoff, Emsländische Gr.; für das Romanische: Gauchat in der Morf-Festschr., S. 224; Morf, Archiv 115, 451.

Der Verfasser wendet sich sodann der Frage nach der Ursache der Sprachveränderung zu. Der Kritik der seither vorgebrachten Hypothesen wird man zustimmen können. Die Erörterungen haben sich häufig an die germanische und die hochdeutsche Lautverschiebung angeschlossen, als ob es sich da um die Lautverschiebung handele. J. weist darauf hin, daſs es in den Sprachen Zeiten besonders starken Wandels gibt. Er denkt daran, daſs in Kriegszeiten die Sprache sich rascher veränderte. Nicht etwa wegen des heroischen Charakters der Zeit, wie man wohl gemeint hat, sondern aus einem ganz realen Grund: die Männer waren abwesend, und die Frauen hatten keine Zeit, der sprachlichen Erziehung der Kinder sich zu widmen (S. 261). So will J. die groſse Veränderung der englischen Laute im 14. und 15. Jh. erklären. Daſs die Bequemlichkeit in der Entwickelung der Sprache eine groſse Rolle spielt, hat man oft behauptet und oft auch mit starken Worten geleugnet. Was J. darüber sagt, verdient Beachtung im Ganzen und in Einzelheiten. Von Einzelheiten hebe ich hervor, daſs das *-m* auslautender schwachtoniger Silben zu *-n* geworden sei, weil es leichter sei, die Zungenspitze nach den Zähnen hin zu bewegen, als die Lippen zu schlieſsen (S. 265).

Das Problem von Sprachkörper und Sprachfunktion wird von J. nur berührt: er spricht ganz kurz von dem, was er *principle of value* nennt (S. 267). Er wendet sich, wie schon früher, gegen die oft vertretene Ansicht, daſs häufig gebrauchte Wörter abgeschwächt werden wegen der Häufigkeit des Gebrauchs. Ich stimme ihm da vollständig bei.[1]) Die Frage des Verfalls der Flexionsendungen bespricht J. in demselben Sinn wie früher in seinem *Progress in Language*. Die Ursache des Verfalls der Flexionsendungen des Substantivs im Englischen sieht er darin, daſs schon im Ae. die Flexionsendungen vielfach mehrdeutig, also unbestimmt waren. Dabei darf jedoch m. E. nicht vergessen werden, daſs der Artikel schon früh der gewöhnliche Begleiter des Substantivs war. Für wichtiger als die Unbestimmtheit der Flexionsendungen halte ich die Zufügung des Artikels, der die Kasus- und Numerusfunktion mittrug, die Kasusumschreibungen, die feste

[1]) Vgl. Sprachkörper und Sprachfunktion, S. 125.

Wortstellung. Diese Dinge berührt auch J., aber nicht da, wo er die Wirkung seines 'Prinzips des Wertes' auf das Kasussystem behandelt (S. 268).[1])

Infolge der lautlichen Entwickelung sind häufig zwei Wörter in eines zusammengefallen: im Ne. *meet* und *meat*, *see* und *sea*, usw. Diese Beobachtung führt zu der Frage, wieweit gleichlautende Wörter in der Sprache möglich sind. Von dem Gedanken, dafs die Homonymität zum Untergang von Wörtern führt, macht Gilliéron einen weitgehenden Gebrauch.[2]) J. behandelt die Frage mit kluger Vorsicht und untersucht, welche Homonyme ohne Schaden beibehalten werden. Ich verweise hier noch auf die beachtenswerten Ausführungen von W. Gottschalk.[3])

Das Gegenstück zum Schwund funktionsarmer Laute ist das Bewahren von funktionswichtigen. Auch darüber hat sich J. früher schon gelegentlich geäufsert; jetzt geht er etwas ausführlicher auf die Sache ein (S. 287).[4]) Wertvoll ist z. B. der Hinweis, dafs die Präposition *on* ihre volle Form bewahrt hat, während sonst schwachtonige Präpositionen abgeschwächt werden. Den Grund sieht J. darin, dafs *on* nicht verwechselt werden darf mit *ən* = *an*, *and*, (drunk)*en*.

Die Frage der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze beantwortet J. so (S. 295): "... I want to point out the fact that nowhere have I found any reason to accept the theory that sound changes always take place according to rigorous or 'blind' laws admitting no exceptions. On the contrary I have found many indications that complete consistency is no

---

[1]) Vgl. darüber auch meinen Forschungsbericht in *Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft* (Festschrift für Streitberg), Heidelberg 1924, S. 553 ff.; W. Meyer-Lübke, Einf. in die romanische Sprachwissenschaft[3], S. 165; G. Hübener, Beitr. 45, 87 ff.; A. Debrunner, Litztg. 1925, Sp. 106; Karl H. Meyer, Der Untergang der Deklination im Bulgarischen, Heidelberg 1920.

[2]) Vgl. dazu J. Jordan in der Festschrift für Streitberg, S. 597 ff.

[3]) W. Gottschalk, Lat. *audire* im Frz., Giefsen, Rom. Seminar, 1921, S. 51 ff. (= Giefsener Beitr. zur rom. Phil., Heft 3). — Über die Ursachen des Aussterbens von Wörtern im Engl. vgl. die Untersuchungen von F. Holthausen und seinen Schülern (s. GRM 7, 184 ff.).

[4]) Vgl. dazu Sprachkörper S. 132 ff. und jetzt auch E. Öhmann, Der *s*-Plural im Deutschen, S. 11 f. (= Annales Acad. Scient. Fennicae, Ser. B, XVIII, No. 1 von 1924).

more to be expected from human beings in pronunciation than in any other sphere."

Die doch auf alle Fälle sehr weit gehende Regelmäſsigkeit der lautlichen Entsprechungen kommt in dieser Darstellung nicht zu ihrem Recht. Das Problem ist damit nicht erledigt. Wir werden erst klarer sehen, wenn wir einmal wirklich begreifen, warum die Laute sich verändern. J. äuſsert ja über die Ursachen der Sprachveränderung mancherlei Bemerkenswertes. Aber das groſse Rätsel ist damit nicht gelöst. Der Hinweis auf die mangelnde sprachliche Erziehung der Kinder in Kriegszeiten genügt nicht. Die Ursache muſs viel, viel tiefer liegen.

Der Abschnitt über die Sprachveränderung bietet auch in Einzelheiten Lehrreiches. Manches davon lieſse sich vertiefen durch Heranziehung von Beobachtungen und Forschungen anderer. Ich werde am Schluſs der Besprechung auf solche Dinge hinweisen.

Bei der Ausführung über Einzelwesen und Gesamtheit vermisse ich vor allem die Bezugnahme auf die neue sprachgeographische Forschung. Überhaupt ist es auffallend, daſs in dieser Darstellung der Prinzipien der Sprachwissenschaft die Mundarten keine Rolle spielen; von den alten und den neuen Mundarten des Englischen z. B. ist kaum jemals die Rede. Freilich fehlt für England noch das Werk, das der Mundartenforschung neue Erkenntnisse bieten könnte: der Sprachatlas. Aber die Forschungen am deutschen und am französischen Sprachatlas haben schon zu bedeutsamen Ergebnissen geführt, an denen die allgemeine Sprachwissenschaft nicht vorübergehen darf. Man hat es vermocht, die Sprachgeographie zur Sprachgeologie zu wandeln, aus dem Nebeneinander der Karten das Nacheinander abzulesen. Wichtig ist die klare Erkenntnis von der Wanderung der sprachlichen Erscheinungen. Es gibt nicht, wie man früher glaubte, Lautgrenzen; „man sollte nicht von Lautverschiebungen, sondern von lautverschobenen Wörtern sprechen; die Linien der einzelnen Wörter decken sich nicht, sie verlaufen in einer Zone".[1]) Zu besonders wichtigen Einsichten hat der Vergleich der heutigen

[1]) Th. Frings, Rheinische Sprachgeschichte, in: Geschichte des Rheinlandes, Essen 1922, II, S. 253.

Dialektlinien mit historisch-politischen Grenzen der älteren Zeit geführt.[1])

Die Sprachgeographie ist auch wichtig für die Frage des Lautwandels. Man hat manchen Lautwandel erklären können durch Beeinflussung anderer Mundarten, durch Überschichtung, also durch eine Wirkung von aufsen her. Aber es kann kein Zweifel sein, dafs es neben diesem externen Lautwandel einen internen gibt. Und das Problem, wie dieser interne Lautwandel zu erklären ist, bleibt nach wie vor bestehen.

Während der Lautwandel in diesem Buch ausführlich besprochen wird, ist vom Bedeutungswandel nur ganz beiläufig die Rede.

4. Das vierte Buch behandelt Entwickelung und Ursprung der Sprache.

Den Stolz über die Wissenschaftlichkeit der neueren etymologischen Forschung strebt J. dadurch zu mindern, dafs er die Aufmerksamkeit lenkt auf die grofse Menge der etymologischen Rätsel, die nicht oder nicht zu allgemeiner Zufriedenheit gelöst sind. Die neueren Sprachen z. B. haben eine Fülle von verhältnismäfsig jungen Wörtern, deren Herkunft ganz unbekannt ist (S. 305).

Dafs die Wortmischung, die Kontamination eine grofse Rolle spielt, ist eine Tatsache, die auch für die etymologische Forschung wichtig ist; vgl. auch meine Ausführungen GRM 9, 342ff.

Mit besonderer Anteilnahme behandelt J. die Frage, ob die Sprachentwickelung Fortschritt bedeutet oder Verfall. Die älteren Forscher sahen in den neueren Stufen der Sprache, die die volle Flexion nicht mehr aufweisen, einen Verfall. Diese Anschauung ist schon lange aufgegeben. Es war nicht nötig, dafs der englische Ausschufs, der über den englischen Unterricht an englischen Schulen in amtlichem Auftrag Bericht erstattete, gegen diese Meinung noch ankämpfte. Der Ausschufs ist des Glaubens, an dieser Meinung seien die deutschen Sprachforscher schuld, die voll Stolz ihre flektierende deutsche Sprache der fast flexionslosen englischen gegenüberstellten; erst durch Jespersen, sagen sie, sei diese „deutsche Tyrannei" gebrochen worden.[2]) Ich habe schon in meiner Studienzeit nichts anderes

---

[1]) Vgl. Festschrift für Streitberg, S. 579.

[2]) The Teaching of English in England; being the report of the departmental committee appointed by the president of the Board of Edu-

gehört, als dafs Grimms Meinung von der Entartung der neueren Sprachstufen ein längst überwundener Standpunkt sei.[1])

Von einer Wertung der Sprachen wollte die neuere Sprachwissenschaft lange nichts wissen. Die ältere Zeit hat darüber anders gedacht. Die Preufsische Akademie der Wissenschaften stellte in den 90er Jahren des 18. Jh.s die Preisaufgabe: „das Ideal einer vollkommenen Sprache zu entwerfen: die berühmtesten ältern und neuern Sprachen Europens diesem Ideal gemäfs zu prüfen: und zu zeigen, welche dieser Sprachen sich demselben am meisten nähern?" Die Preisaufgabe hat eine Lösung gefunden durch D. Jenisch, dessen Abhandlung 1796 im Druck erschien. Jespersen wirft nun wieder die Frage auf, welche Anforderungen zu stellen sind an eine Sprache, an die beste Sprache. Seine Meinung ist (S. 324): „Die Sprache ist am höchsten zu stellen, die am weitesten geht in der Kunst viel zu erreichen mit kleinen Mitteln, oder mit anderen Worten: die imstande ist, das Höchstmafs von Bedeutung auszudrücken mit dem einfachsten Mechanismus."

J. betrachtet die Sprache fast durchweg nur von einer Seite: er betrachtet sie als Zwecktätigkeit. Die Sprache dient dem Zweck der Mitteilung. In ihrer Entwickelung liegt ein Streben, diesen Zweck immer vollkommener zu erreichen. Im Englischen ist die Entwickelung auf das Zweckmäfsige hin besonders stark ausgeprägt. Man darf jedoch nicht verkennen, dafs doch durch die Flexionslosigkeit der Zweck, die leichte Verständlichkeit, gelegentlich beeinträchtigt wird.[2]) Soweit die Sprache Zwecktätigkeit ist, ist die Vereinfachung des Sprachmechanismus ein Fortschritt. Aber — die Sprache ist nicht nur Zwecktätigkeit. Das wäre eine arme Sprache, die nur zweckmäfsig wäre, wie das Leben arm wäre, wenn es nur zweckmäfsig wäre! Die syntaktischen Fügungen an Stelle der Flexionsformen der älteren Sprache sind meistens nicht aus Zweckmäfsigkeitsgründen geschaffen worden; sie wären in den meisten Fällen nicht nötig gewesen. Der zuerst *ic bindu* sagte statt *bindu, ego amō* statt *amō*,

---

cation to inquire into the position of English in the educational system of England. London 1921, S. 286.

[1]) Vgl. auch K. Burdach, Journ. of Engl. and Germ. Phil. 24 (1925), S. 7.

[2]) Das erkennt H. Bradley, The Making of English, S. 74 ff.

wollte eindrucksvoll, wollte affektisch reden. Wir haben es da mit der Sprache als Ausdruckstätigkeit zu tun. Und diese Seite der Sprache faſst J. in seiner Darstellung der Sprachentwickelung beinahe gar nicht ins Auge. Nur ab und zu weist er auf Dinge hin, die damit in Verbindung stehen. Aber die groſse Bedeutung, die die Ausdruckstätigkeit in der Sprache hat, kommt nicht zur Geltung. Jespersens Prinzipien der Sprachwissenschaft sind ganz erwachsen auf rationalistischem Boden. Die Entwickelung auf die Zweckmäſsigkeit hin wird aber immer wieder gestört durch die Ausdruckstätigkeit. Das ist der Grund, weshalb niemals eine Sprache rein zweckmäſsig sich gestalten wird, niemals, in alle Zukunft nicht. Rein zweckmäſsig kann nur eine künstliche Sprache sein, wie etwa Esperanto oder Ido. Wenn aber je eine künstliche Sprache einigermaſsen lebendig werden, ins wirkliche Leben übernommen werden sollte, dann würde auch da das Ausdrucksbedürfnis zur Geltung kommen und die rein rationale Gestaltung der Sprache durchbrechen.

In das Gebiet der Ausdruckstätigkeit gehört all das, was J. sagt über den Spieltrieb in der Sprache, über Lautsymbolik. J. bringt da manches, was einleuchtet, neben vielem, was man kaum gutheiſsen wird. Daſs J. vorurteilslos genug ist, seine Ansichten vorzutragen, ist anzuerkennen, wenn man bedenkt, daſs solche Erörterungen von der ganz unter dem Zweckbegriff stehenden Sprachwissenschaft leicht als dilettantisch angesehen werden.

Eine andere Seite der Ausdruckstätigkeit, die Schönheit in der Sprache, findet in diesem Buch kaum Beachtung. Schön scheint dem Verfasser die Sprache, die im höchsten Grade zweckmäſsig ist, wie dem Ingenieur eine Maschine als schön erscheint, die recht zweckmäſsig gebaut ist. Aber es gibt eine andere Schönheit in der Sprache. Auch dem primitiven Menschen wohnt ein gewisser Formungstrieb inne; er wirkt in der Sprache wie in jeder Kunst. J. verherrlicht ja selbst am Ende seines Buches die Sprache als Kunst: „Language, after all, is an art — one of the finest arts“ (S. 441). In ein Kapitel von der Schönheit der Sprache würde auch gehören das Streben nach rhythmischer Gestaltung der Prosarede, die gerade im Englischen deutlich zu beobachten ist.

Vom Studium lebender Sprachen in ihrer geschichtlichen

Entwickelung wendet sich J. schliefslich Fragen der Vorgeschichte zu. Er fährt, wie er sagt, vom Festland der Beobachtung sprachlicher Tatsachen hinaus in das offene Meer der Spekulation.

Das Problem der Entstehung der grammatischen Elemente hat die älteren Forscher sehr gereizt. Die neuere Forschung jedoch, die streng methodisch mit Tatsachen und nur mit Tatsachen arbeiten will, hat am liebsten solche Hypothesen ganz vermieden, wie z. B. Versuche, die Entstehung der Flexion zu erklären. Der Zusammenwachsungstheorie steht J. im ganzen ablehnend gegenüber, wenn er sie auch in einigen Fällen für berechtigt hält.

Im letzten Abschnitt seines Buches wagt sich der Verfasser noch weiter hinaus in das freie Meer. Er will die Frage nach der Entstehung der Sprache überhaupt beantworten. Er legt Gewicht darauf, dafs er auf induktivem Weg vorgeht: die Sprachgeschichte, die Vergleichung heutiger Sprachen mit ihren Vorstufen, die Sprachen primitiver Völker der Gegenwart, die Kindersprache — das sind die Mittel, die er ausnützt. Hier kommt schliefslich die Sprache durchaus als Ausdruckstätigkeit zur Geltung. J. sagt es selbst: er ist in der Beantwortung dieser letzten Frage nicht rationalistisch (S. 433); der Sprachursprung liegt, so glaubt er, nicht in der prosaischen, sondern in der poetischen Seite des Lebens. Ein kurzer Bericht kann die Meinung des Verfassers nicht leicht unmifsverständlich wiedergeben. Man kennt sie in ihren Grundzügen schon aus dem *Progress in Language.* Man lese jedoch auch das neue Buch selbst, das auch in diesem Teil geistvoll und anregend ist.

5. An den Schlufs meiner Besprechung stelle ich einige Einzelbemerkungen.

S. 168. Der Übergang *kw* > *p* ist doch wohl kein 'springender' Lautwandel wie *þ* > *f* oder *χ* > *f*. *p* hat vom *k* den Verschlufs und vom *w* die Lippenartikulation. Es ist eine ähnliche Mischung der Artikulationen wie bei ae. *t* < *dþ* : *bint* < *bind(e)þ*; bei nhd.-mundartlichem *b* < *dw* : *ebbes* < *etwas*; bei nhd. *k* < *dch* : *kein* < *d(e)chein*; lat. *bis* < idg. **du̯is* (vgl Sprachkörper und Sprachfunktion, S. 66).

S. 173. Über Lautabtrennung (Deglutination, oder Metanalysis, wie J. sagt) und über Lautverwachsung (Agglutination)

vgl. Behaghel, Gesch. d. d. Spr.[4] 225 mit Literaturnachweisen; Behrens, Altfrz. Gr. § 11, Anm. b und dazu die Literaturnachweise (Tappolet, Behrens, Urtel). Für das Englische vgl. B. Fehr, Zur Agglutination in der engl. Sprache, in: Festschrift zum 14. Neuphilologentag, Zürich 1910, S. 303—334; Ch. P. G. Scott, English words which have gained or lost an initial consonant by attraction, in: Transactions of the American Philological Assoc. 23—25 (1892—94); Zachrisson, Initial *n* (*m*) prefixed to English place-names, Anglia 34, 350; Björkman, Arch. 116, 105; Ritter, Arch. 116, 41 (*slang*), Horn, Arch. 142, 142 (*ruff* aus *truff* in der Verbindung *play at truff*). Einige falsche Abtrennungen in deutschen Mundarten seien zugefügt: (di)*akonissin*, (di)*namomaschine*; in der Pfalz *ōtbrenə* statt *sōtbrennen*, aus der Verbindung *ich hab's sōtbrenə*.

S. 178. Über Mifsverständnisse bei der Übernahme von Fremdwörtern vgl. E. Tappolet, Die alemannischen Lehnwörter der frz. Schweiz, Strafsburg I 1914, II 1917.

S. 279. Zu *nō̈* 'nein' u. dgl. siehe F. Sommer, Stimmung und Laut, GRM 8, 129 ff., 193 ff.

S. 288. Zu der Aussprache *gāp* für ne. *gape* vgl. Engelbert Müller, Engl. Lautlehre nach Elphinston, Heidelberg 1914 (Anglist. Forschungen 43), S. 110.

S. 293. Über überschriftsprachliche Formen vgl. für das Englische: Horn, Engl. Stud. 54, 76 ff. — Für das Deutsche: Behaghel, Gesch. d. d. Spr.[4] S. 88, 201, 322; H. Schröder, Hyperkorrekte (umgekehrte) Schreib- und Sprechformen, besonders im Nd., GRM 9, 19 ff., und: Hyperkorrekte Formen vortoniger Silben im Deutschen und Ndl., GRM 9, 321. — Für das Lateinische: M. Niedermann, Rhein. Museum 60, 460, A. Walde, Lat. etym. Wbch. zu *cauda, plaudo, plaustrum,* Nachtrag zu *caduceum, scaena, scaeptrum.* — Zu dtsch.-mundartlichem *janz* 'ganz' und *Gahr* 'Jahr' vgl. F. Wrede, Sprachliche Adoptivformen, in: Beitr. zur germ. Sprachwissenschaft, Festschrift für O. Behaghel, Heidelberg 1924, S. 83 ff.

S. 308. Die von J. empfohlene Möllersche Herleitung von nhd. *ganz* aus dem Slawischen wird auch von Kluge verzeichnet.

S. 318. J. wundert sich, dafs Kluge nhd. *Mutter* noch zusammenbringt mit einer Wurzel *ma*, die entweder 'zumessen' oder 'formen' bedeuten soll. In der neuesten Auflage seines

Wörterbuchs hat Kluge — unabhängig von J.'s Äufserung — *Mutter* mit dem kindlichen Lallen *ma* in Verbindung gebracht.

S. 351. Die Entstehung des Gruppengenitivs in der neueren engl. Sprache denke ich mir anders. Sie steht in Verbindung mit einer anderen Erscheinung: der Einschränkung des lebendigen adnominalen Genitivs auf Personen (in weiterer Ausdehnung auf lebende Wesen). Vgl. dazu L. Stahl, Der adnominale Genitiv und sein Ersatz im Früh-ne., in Giefsener Beitr. zur Erforschung der Sprache und Kultur Englands und Nordamerikas (Giefsen, Engl. Seminar) Bd. 3., S. 1 ff.

S. 356. Dafs der deutsche Balladenstil in „Kam ein schlanker Bursch gegangen" alte Wortstellung bewahrt habe, ist die landläufige Ansicht; sie ist jedoch nicht haltbar, wie neuerdings F. Maurer nachgewiesen hat; vgl. Behaghel-Festschrift, S. 141 ff.

S. 381. Die Frage der Entstehung des germ. schwachen Praeteritums ist nach der Ansicht mehrerer Forscher durch Collitz doch noch nicht gelöst. Die lautlichen Schwierigkeiten, die der alten Zusammenrückungstheorie von Bopp und Grimm entgegenstehen, werden sich wohl beseitigen lassen, wenn man sie betrachtet vom Boden der Auffassung aus, dafs die Sprachfunktion den Sprachkörper beeinflufst. Für die alte Theorie haben sich neuerdings ausgesprochen Sverdrup, IF 35, Anz. 5, Behaghel, Litbl. 1915, 186, Hirt, Gesch. d. d. Spr., S. 88, Horn, Sprachkörper und Sprachfunktion § 44.

S. 389. Den Hinweis darauf, dafs ne. *groin* 'Leistengegend' durch *loin* beeinflufst sei, gab schon Ekwall bei Bergström, Blendings (angeführt von J., S. 312), § 133.

S. 396. Über Lautsymbolik hat neuerdings auch E. Hoffmann-Krayer, Behaghel-Festschrift S. 47, schöne Beobachtungen gebracht. Man beachte auch die Ausführungen von H. Ammann, Wortklang und Wortbedeutung in der nhd. Schriftsprache, in den Neuen Jahrbüchern für Wissenschaft und Jugendbildung 1, 221 ff. und die Sammlungen von A. Fröhlich, Zusammenhang zwischen Lautform und Bedeutung in englischen Wörtern, NSpr. 33, 27 ff. Über den Spieltrieb vgl. Behaghel, Gesch. d. d. Spr.[4], S. 222 ff. und Neophilologus 8, 180 ff.

S. 398. Zur Onomatopoie vgl. jetzt noch D. Behrens und Magdalene Karstien, Geschütz- und Geschofslaute im Weltkrieg, eine Materialsammlung aus deutschen und frz. Kriegs-

berichten, Gießen 1925 (= Gießener Beitr. z. roman. Phil., 2. Zusatzheft).

S. 403. Magyarische Dialekte haben kürzere Imperative für den Befehl, längere für die Bitte. In Verbindung mit dieser Beobachtung wirft J. die Frage auf, ob lat. *dic, duc, fac, fer* ursprünglich für den Befehl gegolten hätten, dagegen für die Bitte längere Formen wie *esto* (*es*), *estote* (*este*), *vade* (*i*), *scito* (**sci*). Heute mildert man im Deutschen und Englischen den Befehl durch Zusetzung von *bitte* und *please*.

J. erklärt demnach lat. *dic, duc* usw. ähnlich wie ich (Sprachkörper und Sprachfunktion, S. 39) und Hoffmann-Krayer, Behaghel-Festschrift, S. 40. Kürzungen von Imperativen in den baltoslawischen Sprachen weist nach E. Fraenkel, IF 41, 398 f. E. Öhmann, Neuphil. Mitteilungen 1924, S. 29 nennt aus dem Finnischen *kas* < *katso*(*s*) 'sieh'. Wenn der Befehl mit Starkton auf der Hauptsilbe gesprochen wird, geht die schwachtonige Nachsilbe leicht unter; vgl. meine Hinweise in der Behaghel-Festschrift, S. 70 ff. — Andere Erklärungen für gekürzte engl. Imperative gibt K. Luick, Engl. Stud. 56, 199 ff. — Was A. Meillet, Bulletin de la Soc. de Linguistique, tome 23, 2nd fasc. (No. 71), S. 34 über lat. *dic*, *fer* bemerkt, um die seitherige Auffassung zu verteidigen, bringt nichts Neues.

S. 404. Die Erklärung für vulgärlat. *tottus* (> frz. *tout*), die J. bietet, ist auch von H. Kohlstedt, Das Romanische in den Artes des Consentius, Diss. Erlangen 1917, S. 75 ff. und von mir, Sprachkörper und Sprachfunktion, S. 92 vorgetragen worden. Über Dehnung von Konsonanten im Affekt ist schon mancherlei geschrieben worden; vgl. die Nachweise in der Behaghel-Festschrift S. 55 und 78 (mit Literaturangaben in Anm. 1).

S. 406. Ne. *cuckoo* mit *u* statt *v*, nhd. *Kuckuck* = lat. *cuculus* usw. haben allen Lautwandlungen Widerstand geleistet. Ähnlich *krap* 'Rabe' in der Mundart des Odenwaldes im Vergleich zum Idg. (lat. *corvus*), dazu Litbl. 1899, 400.

S. 407. Zu ne. *leetle* (*little*) vgl. auch Horn, Unters. zur ne. Lautgeschichte, S. 92 ff.

Meine Besprechung des wertvollen Werkes kommt leider etwas spät. Wer zu den vielen wichtigen Fragen, die da aufgeworfen werden, Stellung nehmen will, braucht Zeit, mehr, als der Herausgeber einer kritischen Zeitschrift wohl gewähren

mag; wer nicht nur andeuten will, braucht Raum, mehr, als eine solche Zeitschrift bieten kann. Ich hoffe, bald in anderem Zusammenhang einiges ausführlicher darlegen zu können.

Zum Schlufs seien die Leser noch aufmerksam gemacht auf Jespersens neuestes sprachwissenschaftliches Werk, das im Jahre 1924 im gleichen Verlage erschienen ist unter dem Titel *The Philosophy of Grammar.*

Giefsen. Wilhelm Horn.

---

**The Canterbury Tales.** (The Poetical Works of **Geoffrey Chaucer** from the text of Professor Skeat. Volume III).

A. u. d. T.: **The World's Classics LXXVI.** Humphrey Milford. Oxford University Press, London [1925]. 632 S.

Zum 4. Male geht das kleine Bändchen hinaus ([1]1906, [2]1910, [3]1921). Bemerkungen über die Textgestaltung (*'which aims at reproducing the text as he wrote it'!*) erübrigen sich; der Titel gibt sie klar genug an. Beigegeben ist ein vierseitiger Anhang über Sprache und Vers mit Beispielen aus v. 1—72 des Prologs. Das Glossar (S. 601 ff.) erstreckt sich auf *hard words and phrases, obsolete meanings and some proper names which might not be recognized.* Die auf gutem, dünnem Papier klar gedruckte Ausgabe empfiehlt sich durch handliches Format und schlicht-geschmackvollen Einband. Nur ungern vermifst man die Verszählung. Schon deshalb kommt die Ausgabe für wissenschaftliche Zwecke nicht in Betracht.

z. Z. Jena. Hermann M. Flasdieck.

---

**Robert Southey, The Lives and Works of the Uneducated Poets.** Edited by **J. S. Childers.** London, Humphrey Milford, 1925. XV. und 214 S. geb. 3 s. 6 d. net.

A. u. d. T.: **The Oxford Miscellany Series.**

Als Southey Poeta Laureatus geworden, drängten sich mancherlei Leute an ihn, die sich für Dichter hielten und seine Gunst erbaten. Einer von diesen war John Jones, der langjährige Diener in einem guten bürgerlichen Hause, dessen *"Attempts in Verse"* Southey mit einer Einleitung *'on the lives and works of our uneducated poets'* 1831 herausgab. Diese Einleitung ist das Interessanteste an dem zu einem Subskriptionspreis von 10 s. 6 d. veröffentlichten Bande, dessen Gedichte

sich durch lederne Mittelmäſsigkeit auszeichnen. Nach einigen freundlichen Worten für John Jones (geb. 1774) behandelt Southeys Einleitung noch John Taylor (1580—1653), den '*Water-poet*' und Themse-Schiffer, den Bauerndichter Stephen Duck (1705—56), den Schuster und Schullehrer James Woodhouse (1735—1820), Ann Yearsley (1756—1806), die Milchfrau von Bristol, den Tabakspfeifenmacher John Frederick Bryant (1753—91) und Southeys eigenen Zeitgenossen Robert Bloomfield (1766—1823), der eine Zeitlang Schuhmacher war. Obwohl Southeys Lebensläufe und kritische Würdigungen allzu eulogistisch ausgefallen sind, ist es doch zu begrüſsen, daſs das Werk in so handlicher Form wieder allgemein zugänglich gemacht worden ist. Der Herausgeber Childers hat einige nützliche, knappe Anmerkungen historischer und bibliographischer Art zu Southeys Text beigesteuert und in längeren Supplementen die Lebensläufe nach dem heutigen Stande der Forschung ergänzt. Auch die Selbstbiographie von John Jones ist dem hübschen Bändchen beigegeben.

Dresden. Walther Fischer.

---

**Carl Brinkmann, Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika.** A. u. d. T.: **Handbuch der engl.-amerik. Kultur,** hrsg. von **Wilhelm Dibelius.** Leipzig, B. G. Teubner, 1924. IV + 88 S.

Aus weiter und gründlicher Kenntnis von Nordamerikas Geschichte und aus eigenen Gedanken über kapitalistische Volkswirtschaft und bundesstaatliche Politik zeichnet B. ein Bild, das dem Staatswissenschaftler mehrere neue Züge aufweist und volkstümlich in Entstehung und Vergangenheit der Union einführen will. Um nur das aufzunehmen, was sich auf „lebendige politische Wirklichkeit" bezieht, muſste er wohl die Schilderung persönlicher Charaktere, auch Washingtons und Lincolns, ausschlieſsen, ebenso wie die der wechselnden inneren und äuſseren Kämpfe, der geistigen Kultur samt der Literatur und groſsmächtigen Presse, des Rechtslebens, sogar der politischen Ideen, etwa Wilsons, dessen Reden er doch selbst übersetzt hat. Mindestens deutsche Beziehungen hätten dennoch ausnahmsweise Erwähnung verdient: so die von England zum Kampfe gegen seine Rebellen ihren Fürsten ab-

gekauften Deutschen, Wilhelms I. Schiedsspruch über San-Juan, die Venezuela- und Samoafragen. Mit Recht beschreibt B. die grundlegende Vorgeschichte bis 1787 besonders ausführlich; hier erfreut der vielseitige Schriftsteller durch anschauliche Klarheit und feine sozialgeschichtliche Vergleiche mit anderen Kolonien und dem Mutterlande. Späterhin bringt er eine Überfülle von Tatsachen, Daten, Namen, oft nur andeutend oder anspielend, ja in Sätze anderen Hauptinhalts einschachtelnd. Dies verschuldet gewiſs der Raummangel, ebenso wie den Abbruch der Erzählung vor dem Weltkriege samt Ursachen und Folgen (obwohl der Versuch deutscher Intrige mit Mexiko vorkommt), oder den Verzicht auf eine Vergleichung Amerikas mit Deutschland, durch noch so runde Zahlen in Gebietsgröſse (eine Karte wäre das Erwünschteste, mit unserem Reich im gleichen Maſsstabe in einer Ecke!), Bevölkerung samt Einwanderung, Haupterzeugnissen, Ein- und Ausfuhr, Vermögen samt Europas Schulden, besonders seit 1914. Sind es doch nicht die Ideen oder Charakterzüge amerikanischer Personen, die unsere Bewunderung erregen, sondern jene Mengen, aus denen die wirtschaftliche Autarkie und, im Gegensatz zum britischen Imperium, dem Nebenbuhler, die Welthegemonie deshalb folgt, weil die „Staaten“ der Union ohne Zwischenzoll eine Ländermasse bilden und Nationen zu werden nicht anstreben. — Ein bundesstaatliches „Paradigma“ fürs Deutsche Reich bietet die Union m. E. nicht, weil erstens keinem seiner Länder Überwiegen fremder Rasse droht, und zweitens keines eine gröſsere Verschiedenheit wirtschaftlicher Interessen vom anderen als sein Hauptstaat zwischen den eigenen Provinzen aufweist. Nur jene Verschiedenheit, aus der die Stellung zu Sklavenbefreiung und Schutzzoll folgt, bewirkte oder drohte drüben den Abfall, nicht wie bei uns Stamm, Dynastie, Geschichtsüberlieferung, Konfession.

Manchmal, nur zu selten, warnt Verf. vor Vorurteilen zugunsten jenes freistaatlichen Gemeinwesens, die der liberale Deutsche aus dem 19. Jahrhundert gern mitschleppt. Unparteiisch beschönigt er nie, wie dort manches Kulturinteresse um Geld feilsteht, z. B. Sklavereiduldung durch Schutzzoll erschachert ward, oder aus Gier nach Schätzen der Erde die Herrschaft über Nachbarländer mit Gewalt des Dollars, wenn nicht des Eisens, erzwungen wird. [Hierher gehört die

angelsächsische Maske „wirtschaftlicher Sanktion“ für Aushungerung.] — Hier nur einige Proben, wie mannigfache Teilnahmen B.'s Gedanken berühren: Virginia bildet zwar die Keimzelle für die spätere Konföderation des Südens und Massachusetts mit verschiedener Siedlerschicht die für die Nordstaaten; aber nicht auf diesem Ursprungsunterschiede ruht der Zwiespalt der Union. — Deutschtum der Kolonisten blieb geschlossen nur bäuerlich. — Konfessionelle Toleranz des Staates [nicht der Gesellschaft!] bildet einen Grundpfeiler der Union; sie gewährt der Religionsgemeinde um so gröfsere soziale Macht. — Im *Township* lebt freie Genossenschaft germanischer Ahnen [vgl. meine *Gesetze d. Agsa.* II: *Dorf*] wieder auf, und für kurze Zeit in der Landverleihung der Stuarts an Adlige das schon blutleere Lehngespenst. — Des Amerikaners früher Individualismus rührt teilweise daher, dafs die Siedlungskompanie ihn mediatisierend dem Zentralstaate entfremdete. [Ich sehe auch hier älteres Erbe aus England.] — Noch bevor die Unabhängigkeit durch England anerkannt war, bereiteten Amerikaner den Angelsachsenbund vor.

Kaum zwei Darsteller werden als einem Handbuche wichtig dieselben Tatsachen wählen. Ich würde als Deutschen fremd z. B. bemerken die Herrschaft der Frau; den Einflufs des Kapitalismus auf die Lehre; die Neuheit der Arbeiterbewegung; die geringe Bedeutung sozialistischer Theorie (H. Georges Bodenreform ist erwähnt) und vollends des Kommunismus, sodann von Einzelheiten die Abschaffung der Beamtenabsetzung durch den Präsidenten ohne Senat (da B. auf den Prozefs darüber anspielt), die Aufhebung der Silberwährung (da er die Gesetze Blands und Shermans nennt), den Bankrott der Eisenbahnen 1893, das Chinesen-Verbot.

Hinter der chronologischen Erzählung behandeln die letzten 10 Seiten „Das Staatsleben“. Dieser Abschnitt verdient zuerst gelesen zu werden. Er behandelt zunächst den Unitarismus, der den Sieg über den Partikularismus bald vollenden wird, sodann die Regierung durch Präsident und Senat. So stark jener laut Verfassung dasteht: wenige Senatoren lenken tatsächlich zumeist ihn samt dem Staat; B. nennt dies aristokratisch, in einem wegen ihrer Herkunft und Auswahl ungewöhnlichen Sinne. — Deutlich läfst er er-

kennen, wie der Gliedstaat in Volkswahl der Beamten und Richter der Erwerbsgesellschaft ähnelt. — Der Paragraph übers Parteiwesen verdichtet tiefe Gedanken allzu schwer. Staat im Staate möchte ich nie mit B. eine Partei (im Gegensatz zur Kirche oder kartellierten Industrie und Finanz) nennen, weil sie ihrem Wesen nach ausgesprochen Regierung des Gesamtstaats erstrebt; auch gebe ich für Deutschland nicht zu, daſs wie drüben weniger Unterschied zwischen dieser und jener Partei als zwischen Links und Rechts in einer bestehe. Verf. sagt, wenn auch nicht hier, daſs Föderalist um 1790 den Unitarier [also im Gegensatz zum deutschen Sprachgebrauche], und anfangs Republikaner und Demokrat dasselbe bedeutete, daſs diese Wörter nicht etwa den Parteisinn erraten lassen, und beide Parteiprogramme jetzt „erweicht und aufgelöst“ sind. Da er zu den einzelnen Präsidenten- und Kongreſswahlen sowie den brennendsten Fragen die Parteistellung gewissenhaft vermerkt, kann man den Wechsel in beiden Parteien sich selbst herauslesen. — Für den reichen Index und die Büchertitel sorgfältig ausgewählter Literatur wird der Leser besonders dankbar sein.

Berlin. F. Liebermann.

---

**Englischer Kulturunterricht.** Leitgedanken für seine Gestaltung. Vorträge, gehalten auf der Göttinger Tagung der Lehrer und Lehrerinnen des Englischen an höheren und Mittelschulen vom 2.—4. Juli 1923. Herausgegeben von **Fritz Roeder.** Leipzig, Teubner, 1924, 76 S. Geheftet 2,40 M.

Wenn dieser Bericht verspätet erscheint, so kann ich zu meiner Entschuldigung nur die Schwierigkeit anführen, die zu Zeiten in der Doppelaufgabe des deutschen Professors, der Einstellung auf akademische Forschung und auf praktische Lehre, gegeben ist. Ich darf das erwähnen, weil diese prinzipielle Schwierigkeit hier zentral zur Sache gehört. Sie erklärt auch, warum die Bemühung, an unsern höheren Schulen englischen Kulturunterricht durchzuführen, noch merkwürdig wenig gebahnte Wege vorfindet. Die gesamte Einstellung auf ein Wissensgebiet kann, und zwar zunehmend mit der Intensität des Arbeitens, in ganzer Struktur verschieden werden einerseits unter dem Leitprinzip der Forschung, anderseits unter dem der praktischen Lehre. Wer sich auf die

praktische Lehre einstellt, mufs sehr vielfach gerade das, was ihm als Forscher wert ist, rücksichtslos unter den Tisch fallen lassen; er mufs Vereinfachungen zu grofsen durchsichtigen Linien vornehmen, deren Stilisierungen er als Forscher gerade wieder als Halbwahrheiten zeigen mufs. Darum sollte sich der Vorwurf nicht nur gegen die Menschen richten, wenn seit dem letzten Jahrzehnt die „Schuld der deutschen Wissenschaft“ an mangelnder praktischer Auslandskunde und an Unvermögen zur Meisterung des sozialen Lebens diskutiert wird; wenn die durchschnittlich zu akademisch-spezialistische und zu wenig praktisch-pädagogische Ausbildung der Oberlehrer beobachtet wird, so dafs man auch zweifelt, ob die Vorbildung der Volksschullehrer an den Universitäten wirklich ein Segen für den Stand sein würde; wenn schliefslich die allgemeine, für die sozial-kulturelle Struktur unsres Volkes recht fundamentale Tatsache dasteht, dafs Prestige und Einflufs unsrer Universitäten in den breiten Volksschichten sehr stark gemindert worden sind. Die Schuld liegt gewifs auch bei der Organisation. Und nachdem die Gefahr erkannt ist, werden wir allmählich zu einer Erweiterung unserer Universitätsorganisationen unter dem Leitgedanken kommen müssen, dafs es eine Sonderaufgabe und selbständige Leistung gegenüber der Forschung ist, die Forschungsergebnisse unter pädagogischen und nationalerzieherischen Gesichtspunkten für die praktische Lehre umzuschmelzen. Praktisch-organisatorisch liefse sich da viel von Amerika lernen, ohne dafs in Deutschland gewisse amerikanische Extreme des Allzupraktischen zu befürchten wären.

Fritz Roeder hat mutig den Versuch gemacht, positive Leitgedanken, schon in praktischer Wendung, für einen englischen Kulturunterricht aufzustellen. Die nationalpädagogische Notwendigkeit eines Vertrautseins weiterer Volksschichten gerade mit dem angelsächsischen Kulturkreis wird herausgehoben, die einschlägige allgemein-pädagogische und speziell englandkundliche Literatur besprochen, die schultechnische Seite der Sache kurz dargelegt. Ich gehe nur ein auf seine Gedanken über das Inhaltliche: Hauptthemen, Leitideen und Gliederungen eines englischen Kulturunterrichts. Kultur wird mit Recht in weitem Sinn gefafst, als materielle und geistige Kultur, ihre Teile miteinander in Wechselwirkung. Für den

Unterricht in der Schule ist auch gewiſs geboten seine bewuſste Vermeidung der geschichtsphilosophischen Extreme materialistischer oder ideologischer, kollektivistischer oder individualistischer Auffassung. So empfiehlt er, vier Faktoren nebeneinander herauszuheben und in ihrer Wechselwirkung aufzuzeigen. Und zwar 1. die triebhaften Dispositionen des Volkscharakters. Dabei wird man freilich weniger von den, im Grunde doch noch sehr willkürlichen, Spekulationen über „ursprüngliche“ Rassenmerkmale der Kelten, Angelsachsen, Normannen usw. ausgehen, als vielmehr beginnen mit den ersten gesicherten Zeugnissen über den englischen „Nationalcharakter“ im 14. Jahrhundert (auf die auch Roeder hinweist), um dann die Wandlungen dieses Komplexes von Dispositionen mit dem sozialen, politischen usw. Schicksal des Volkes zu verfolgen, wobei ein besonderes Gewicht auf die Differenzierung des „Volkscharakters“ in den verschiedenen Ständen und Schichten des Volkes zu legen ist. Schlieſslich wäre vor allem die gegenwärtige relative Vereinheitlichung (neben den doch immer noch beträchtlichen Differenzen in den einzelnen Volksgruppen) herauszustellen, wofür eine Vergleichung mit der viel stärkeren Vereinheitlichung in Amerika und der viel geringeren in Deutschland, unter Aufzeigung der beiderseitigen Ursachen, sehr lehrreich gestaltet werden kann. Zu den Literaturangaben füge ich hier hinzu das Buch von Hermann Levy, Soziologische Studien über das englische Volk 1920. — Neben dem mehr Triebhaften will Roeder 2. herausheben die Ideen und Ideale als treibende Kräfte. So die imperialistische Idee in ihrer eigentümlichen und folgenreichen ethischen und religiösen Färbung. Mit Recht wird besonders betont, daſs in den Ideen des Engländers das Systematisch-Konstruktive, Ideologische, Doktrinäre in besonderem Maſse zurücktritt gegenüber einer mehr instinktiven, praktisch-experimentierenden Haltung; bei deren Beurteilung könnte eindringlich gemacht werden sowohl die für England so segensvolle Bedeutung des organisch Wachsenlassens als auch die Gefahr objektiver (von subjektiver scharf zu scheidender) Unwahrhaftigkeit, die bei allen nicht ins helle kritische Bewuſstsein gehobenen Ideen naheliegt. Man sieht hier übrigens die Problematik der Unterscheidung des „Triebmäſsigen“ und der „Ideen“. Die Unterscheidung mag heute für den

vereinfachenden Unterricht bei uns noch praktisch sein; wer sehen möchte, in welcher Richtung wir hier unsre Auffassungen werden umbauen müssen, den kann ich nur im allgemeinen hinweisen auf die bedeutende sozialpsychologische Forschung, die im letzten Jahrzehnt besonders in Amerika geleistet worden ist (zu verfolgen etwa nach dem American Journal of Sociology). — Den bisher erwähnten „treibenden Kräften“, triebmäfsigen und bewufsten, stellt Roeder gegenüber 3. die „Bedingungen“, wie geographische Lage, gegenseitige Bindung der möglichen Rivalen. Auch diese Unterscheidung dürfte für den Unterricht noch praktisch sein, obwohl sich der Lehrer ihre logische und geschichtsphilosophische Problematik gegenwärtig halten wird: was man jeweilig als Bedingung und was als wirkende Kraft auffafst, hängt weitgehend von der jeweiligen subjektiven Interessenrichtung ab. Wird Roeders Unterscheidung vergröbert, so entsteht die Gefahr, das Aktive des Psychologischen zu überschätzen. Der Anthropogeograph usw. wird mit einer gewissen Abschiebung der ihn interessierenden Faktoren in die Rolle von „Bedingungen“ nicht einverstanden sein. — Wenn Roeder schliefslich 4. die Heraushebung der grofsen Persönlichkeiten fordert, die in jenen kollektiven Bewegungen die Mutationen bewirken und die Aufgipflungen darstellen, so kann dies vierfache Schema in der Tat im allgemeinen dazu dienen, die Kulturbewegung in grofsen Linien eindringlich zu machen und „der Anhäufung belanglosen Detailwissens einen Riegel vorzuschieben“. Praktisch ist auch die Unterscheidung eines Aufzeigens der „evolutionalen Abhängigkeiten“ in Längsschnitten durch die einzelnen Kulturgebiete wie Wirtschaft, Religion usw., und der „funktionalen Abhängigkeiten“ in Querschnitten, die den Strukturzusammenhang aller Lebensgebiete in einzelnen charakteristischen Epochen aufzeigen.

Roeder verbirgt sich nicht die Schwierigkeiten einer solchen synthetischen Aufgabe und die grofsen Ansprüche, die sie an den Lehrer stellt. Darum sucht er ein besonderes Hilfsmittel zu schaffen, und der Teubnersche Verlag hat sich zum Herausbringen eines Sammelwerkes, in dem von verschiedenen Autoren die Entwicklungen der einzelnen Lebensgebiete dargelegt werden sollen, bereit erklärt. Es ist lebhaft zu wünschen, dafs ein Werk einigermafsen einheitlicher Kon-

zeption herauskomme. Die in der hier angezeigten Schrift weiterhin enthaltenen fünf Vorträge von Göttinger Gelehrten zeigen noch zum Teil die grofsen Divergenzen unsrer deutschen Auffassungen, die unsern Reichtum bedeuten und doch für den praktischen Schulunterricht der Abschleifung dringend bedürfen.

Arnold Oskar Meyer bespricht „die sittlichen Triebkräfte des englischen Imperialismus". Die Bedeutung der Insellage und die kolonisatorische Begabung des Engländers (die ich in englischen Kolonien hoch einzuschätzen lernte in ihrer Gründung auf den Habitus des organisch Wachsenlassens und auf eine freilich erst neuerdings stark ausgeprägte sozialethische Haltung) wird einleitend mehr bestritten, als es für jene Verständigung gut sein dürfte. Aber eindringlich und lebendig wird der Grundgedanke durchgeführt, dafs die „politische Begabung" und der „staatliche Sinn" des Engländers, eine erworbene und keine angeborene Eigenschaft, England zum Weltvolk machte. Jedoch wird der „politische" oder „staatliche" Sinn zu weit, resp. in einer Doppelbedeutung gefafst, deren verschiedene Momente sich zu sehr vermischen: einerseits als aufsenpolitische Haltung und anderseits als Glaube an den vorbildlichen Wert seines Staatswesens, was man genauer fassen sollte als Glaube an die Vorbildlichkeit der englischen sozialen Organisation, ja recht eigentlich an die überlegene sozial-ethische Gesinnung, welche besonders zuerst überwiegend Produkt einer glücklichen sozialen Organisation und einer ungewöhnlich stetigen Entwicklung, später vorwiegend Grundlage für Überwindung und Milderung sozialer Schwierigkeiten wurde. In der Hauptsache dieses (nicht unbegründete) sozial-ethische Hochgefühl machte die eigentümliche, über das auch bei anderen Völkern Typische weit hinausgehende, religiöse Färbung des englischen Nationalbewufstseins möglich, das dann zu der bekannten, der Selbsttäuschung meist nicht bewufsten, Übertragung auf rein machtpolitischen Imperialismus führte; dabei doch eine Spannung im Nationalbewufstsein zurücklassend, die von Gladstone bis Macdonald immer wieder sichtbar wurde und sich nach Volksschichten und auch Parteien einigermafsen differenziert hat. Es wäre ein grofser Gewinn, wenn unsre Volkserziehung sich einigen würde (und die etwa Widerstrebenden sich zur quellenmäfsigen

Nachprüfung veranlaſst sähen) auf den Satz Meyers: „So gewiſs auf dem Altar dieses Glaubens Schandtaten geschehen sind, ... ebenso gewiſs ist, daſs aus derselben Wurzel das lauterste Bewuſstsein sittlicher Verantwortung vor Gott und der Geschichte erwachsen konnte und erwachsen ist."

Dr. E. Boehler handelt von der „englischen Wirtschaftsethik". Die drei Hauptmerkmale der englischen Wirtschaftsgesinnung: die Präponderanz des Ökonomischen im englischen Kulturleben, der ökonomische Individualismus mit seiner starken Betonung der freien Konkurrenz im Gegensatz zur Koalition, der intuitive, im guten Sinne „spekulative" Spürsinn des englischen Wirtschaftsmenschen im Gegensatz zu der technisch-wissenschaftlichen Art des deutschen, werden in reichhaltiger Argumentation, die auch Max Webers berühmte Ausführungen über „die protestantische Ethik und den Geist des Kapitalismus" (Neudruck in den Gesammelten Aufsätzen zur Religionssoziologie I, 1920, S. 17—206) weiterführen und ergänzen, auf ihre maunigfachen Ursachen zurückgeführt, stets in lehrreichen Gegenüberstellungen mit den andersartigen deutschen Entwicklungen.

In einem englisch gehaltenen Vortrag über "the ethical and religious structure of english life" gibt Thomas C. Hall einen anregenden Beitrag zu den modernen Diskussionen über die kulturgeschichtliche Bedeutung des Puritanismus. Er dringt auf eine, von Nichtkennern der angelsächsischen Sektenwirrnisse leicht auſser acht gelassene, präzisere Fassung des oft übermäſsig ausgeweiteten Begriffs „Puritanismus" und weist vor allem darauf hin, daſs viele der Tendenzen, die man der Wirkung des Puritanismus zuzuschreiben neigt, vielmehr schon seit Wiclif und früher als Dispositionen der sich langsam erhebenden unteren Volksschichten sich finden. Bei diesem Fragenkomplex muſs daran erinnert werden, daſs Max Weber ausdrücklich den religiösen Faktor isoliert und andere Faktoren, insbesondere die sozialen Bedingtheiten, beiseite gelassen hatte.

Hans Hecht gibt in einer inhaltsreichen Übersicht über „Periodenbildung in der neueren englischen Literaturgeschichte", unter besonderem Hinweis auf Cazamians literarpsychologische Arbeiten, einen Beitrag zu dem, heute von den verschiedensten Seiten her auftauchenden Problem rhythmisch wiederkehrender historischer Abläufe. Während alle diejenigen Konstruktionen

von Rhythmen der historischen Bewegung, denen eine biologische Auffassung der Gesellschaft zugrunde liegt (z. B. auch Spengler), noch mit gröſster Vorsicht aufzunehmen sind (und noch einer, so sorgfältigen wie kühnen Klärung der Frage des Bereichs der „Lebens"gesetze und des Sinnes ihrer Übertragung auf gesellschaftliche „Organismen", welche Frage mit dem billigen Wort „Analogie" nicht mehr abzuweisen ist, bedürfen), stehen wir bei denjenigen Rhythmen, die psychologisch nachprüfbar sind und auf einer der eingeborenen Polaritäten unsrer Psyche beruhen, auf genügend sichrem Boden. „Die beiden durch Verstand und Gefühl bezeichneten Pole bedeuten einen ursprünglichen Dualismus in der menschlichen Natur, zwischen denen das Pendel geistigen Geschehens hin und her schwingt. Ist das Ausschlagsmaximum nach der einen Seite hin erreicht, so muſs die Gegenbewegung mit Notwendigkeit einsetzen." Unter den, von Hecht nicht übersehenen, Modifikationen der Rhythmen durch zahlreiche sonstige Faktoren hebt er den von Cazamian betonten Faktor des „kollektiven Gedächtnisses" heraus, welches im Maſse seiner Durchbildung (vgl. „Historismus"!) die ausschlieſsliche Herrschaft eines Extrems immer unmöglicher, die Ausschlagskurven immer weniger ausgesprochen, die Rhythmen immer schneller macht. Ein Naturgesetz des Epigonenschicksals und der Erstarrung, an dessen Ketten wir die abendländische Moderne in verzweifelnder Aufgeregtheit zerren sehen. Soll der Lehrer den Mut haben, diese Abgründe den noch geistig unfertigen jungen Menschen offen zu legen? Ich glaube ja; wenn er sich nicht wie die Literaten mit Pessimismus brüstet, sondern sich ein Bewuſstsein der Aufgabe erkämpft hat; die Möglichkeiten neuen Anfangs mit frischem Blut sind unerschöpft auch noch auf dem Boden der bürgerlichen Kultur; es muſs die Menschen nur erst wirklich fassen, was sie eigentlich erlebt haben.

Den Schluſs der Schrift macht eine materialreiche Ausführung von Lorenz Morsbach über „die geschichtlichen, kulturellen und literarischen Grundlagen der neuenglischen Sprachentwicklung". Gegenüber einer leicht überspannten organischen Auffassung, die zwar oft intuitiv-geistvoll, aber mit allen Gefahren nur subjektiver Meinung und problematischer Erklärung aus einem in Wahrheit Unbekanntesten, die Sprache eines Volkes aus dessen psychologischem Grundwesen ab-

zuleiten sucht, wird hier auf eine grofse Reihe konkret fafsbarer Einzelursachen für die Sprachentwicklung hingewiesen: so die Bedürfnisse steigender Kultur und differenzierteren Denkens, denen der alte Sprachbestand nicht mehr genügt, Störungen der Kontinuität, Einflufs des Buchdrucks, der Bibelübersetzungen, Differenzierung der Sprache nach den Bevölkerungsschichten, Rückwirkung des kolonialen Englisch. Besonders ausführlich wird, mit Eingehen auf die einzelnen Lebensgebiete, das Eindringen französischen und lateinischen Gutes besprochen, nicht ohne Hinweis auf die auch praktisch-politische Bedeutung solcher Zusammenschmelzung des Germanischen und Romanischen. Vieles ist unter dem Zwang der Kürze nur skizzenhaft angedeutet, aber auch die reichen Literaturangaben erschliefsen dem Leser viele Hinweise für eine kulturkundliche Verlebendigung des eigentlichen Sprachunterrichts.

Göttingen. Andreas Walther.

---

## Anglosaxonica minora.

### 1. Zum 6. Zauberspruch.

Der Spruch *wið dwěorh*[1]) des 6. Zauberspruches in der Bibl. der ags. Poesie I, S. 326 beginnt bei Wülker:

*Hēr cōm in gangan in spīder wiht,*

was keinen Sinn gibt. Clark Hall hat in seinem Concise Anglo-Sax. Dict.[2] *spīderwiht* richtig als Compositum gefafst, aber auch *in* gehört dazu; gemeint ist offenbar die Hausspinne, lies also *inspīder-wiht.* Vgl. dazu Bildungen wie *ěofor-heafod-segn* und *wulf-heafod-treo. Spīder-* mufs wohl für *spīðer-* stehn, vgl. me. *spīþre*, anders wäre ja der Schwund des *-n-* davor nicht zu erklären. Sonst müfste man an *spinder-* = me. *spinnere* 'Spinner' denken, vgl. ne. *thunder* < *þunor.* Aber kann der *d*-Einschub so alt sein?

### 2. Zu den altenglischen Rätseln.

54, 10 ff. l.: *Ic leafe gesěah*
*mīnum hlāforde, þǣr hæleð druncon,*
*þāra flān[þraca] on flet beran.*

---

[1]) Vgl. S. 404.

72, 4: *deaf under ȳþe, dead mid fiscum.*

Für *dead* möchte ich nach R. 49, 5 *dreag* lesen. Als Lösung schlage ich *swon* 'Schwan' vor, also dieselbe wie in R. 5. Der junge Schwan (*fǣmne gēong* V. 1) ist ja grau, daher *fēaxhār* V. 1, *swon* bezeichnet, obwohl Masculinum (*ǣnlic rinc* V. 2) auch das Weibchen, daher *fǣmne* und *cwene* V. 1. Das Übrige paſst alles vortrefflich auf diesen Wasservogel.

82, 31 ff.: *gīfrost ond grǣdgost grundbedd trideþ,*
*þæs þe under lyfte āloden wurde*
*ond ælda bēarn eagum sāwe*[*n*],
*swā þæt wuldor wifeð, wordbēarna mægt*[*n*].

Trautmann bezeichnet S. 132 diese Stelle als dunkel, auch wenn man mit Grein *wundor* statt *wuldor* lese. Die Änderung Tuppers:

*swā þæt wuldor wīfa, worldbēarna mǣge,*

weist er mit Recht zurück. Die Stelle ist aber ganz klar, wenn man nur hinter *wifeð* ein Komma setzt und *sāwen* liest vgl. Greins Übersetzung in seinen Dichtungen der Agss. II, 244:

'oder was mit Augen sahen die Abkömmlinge der Menschen, der Weltkinder Menge, wie das webt die Glorie'.

*þæs þe* V. 32 hängt von den vorhergehenden Superlativen ab, *wuldor* ist 'Gott', wie schon Grein im Sprachschatz vermutete, *worldbēarna mægen* Variation von *ælda bēarn.*

89, 8: *hwīlum ic under bæc bregde nebbe.*

Der erste Halbvers wird korrekt, wenn wir *on bæcling* statt *under bæc* lesen.

Die Lösung des 93. Rätsels scheint mir eher 'der Gedanke', als 'der Geist' zu sein, wie Trautmann vermutet. Vgl. Wallner, PBrB. 44, 114, der ähnliche Rätsel nennt. Ich kann noch eine nordfriesische Parallele in einem Sylter Rätsel von J. P. Hansen[1]) beibringen: *ön jen Minüt kjen ik mi fuar en Neiber muar Lopper weegi en forsteek, höm rogt bikęnd en wil'frępmel' wiis,* d. h. 'in einer Minute kann ich mich vor einem Nachbar mehrmals bewegen und verstecken, ihm recht bekannt und wildfremd sein', womit man den Schluſs des ae. Rätsels vergleiche.

[1]) Nahrung für Leselust, 3. Ausgabe, Westerland 1896, S. 276.

Kiel. F. Holthausen.

**Robert Browning, My last duchess.**

Der Herzog, der die erste Gemahlin beseitigen liefs und nun, bei seinem Werben um die zweite, genötigt ist, dem Gesandten des Brautvaters Rechenschaft abzulegen, ist weder eine Erfindung des Autors noch eine Gestalt aus einer italienischen Chronik, so sehr er in eine solche pafste. Es ist vielmehr jener Friedrich Wilhelm von Württemberg, dem George III., sofern wir Wraxall glauben dürfen (s. Knapke, Beibl. 34, 5, S. 149), seine Tochter nicht ohne Zögern anvertraute. Browning konnte von seines Vaters Bibliothek her den Stoff wohl kennen und hätte ihn dann 1833 auf der Petersburger Reise durch ganz Europa getragen; im Roman Thackerays mufste er ihm neuerlich in derselben, ihm so wenig entsprechenden Form begegnen. Endlich stellte er selbst diese brutale Vernichtung einer Frau dar, so, wie sie geschah und nicht, wie sie von der am Leiden sich doch ergötzenden Sentimentalität gesehen wurde. Nicht die vergehende Frau, sondern der kühle Täter mufste bei Browning Sprecher werden. Dafs er ihn nach Italien entrückte, war fast mehr natürlich als äufserlich geboten und hat die Wahrheit des Gedichtes erhöht.

Wien. Franz Josef Sailer.

---

## II. UNTERRICHTSWESEN.

**Literarisches Lesebuch zur Einführung in die Kultur- und Geisteskunde des englischen Volkes** von Dr. phil. **Reinhold Bauch,** Studienrat am Staats-Gymnasium zu Jena. 282 Seiten, Verlag von L. Ehlermann, Dresden, 1925.

Von den vielen Blumenlesen aus dem englischen Literaturgarten unterscheidet sich die vorliegende vorteilhaft dadurch, dafs sie nicht allein schöngeistigen Zwecken huldigt, sondern vor allem in das Verständnis der englischen Kultur einführen will. Deshalb bringt sie auch aus solchen Dichterwerken bezeichnende Belege, die in andern Lesebüchern kaum berücksichtigt worden sind. Von der Besonnenheit der Auswahl zeugt auch das Fehlen des zwar produktiven, aber stark überschätzten Robert Southey. Seinen Freund William Words-

worth hat wohl die Beeinflussung durch die konservative englische Starrheit vor einem ähnlichen Geschicke bewahrt.

Die reich bemessenen Angaben von Lebensverhältnissen und Veröffentlichungen, die den Proben aus den einzelnen Dichterwerken voraufgeschickt werden, sowie die einleitenden, ergänzenden und überbrückenden Bemerkungen, die des öftern eingestreut sind, bilden im Zusammenhange einen wertvollen Grundstock für eine kleine Literaturgeschichte. Das Namensverzeichnis und die Anmerkungen zu schwierigen Stellen des Textes sind den Bedürfnissen der obersten Klassen, für die das Buch vornehmlich bestimmt ist, angepaſst. Die Ausstattung ist gediegen und geschmackvoll. Die meisten der übersehenen Druckfehler werden den reifen Leser nicht sonderlich stören: auf Seite 44 stört allerdings der wörtliche Doppeldruck von drei Zeilen. Karl I. wurde i. J. 1649 hingerichtet (S. 29, 14).

Münsterberg in Schlesien. J. Mellin.

**Englisch für ältere Schüler von Dinkler-Zeiger-Humpf.** Teil I: Ausgewählte englische Prosa. Eine Einführung in die englische Sprache durch kulturelle Lesestoffe bearbeitet von **Dr. Rudolf Dinkler,** Studiendirektor, und **Dr. Gustav Humpf,** Studienrat. XXII + 76 S. Teil II: Abriſs der englischen Grammatik von **Dr. Theodor Zeiger,** Oberstudiendirektor in Frankfurt a. Main. 109 Seiten kart. 1,20 M. Verlag und Druck von B. G. Teubner. Leipzig und Berlin. 1924.

Der Titel „Ausgewählte Prosa“ gibt den Zweck des ersten Teiles nicht klar an, er läſst jedenfalls Stücke wie Money Table und sechs Gedichte nicht vermuten. Wie die ältern Schüler in die englische Lautkunde eingeführt werden sollen ist gleichfalls nicht ersichtlich. So einfach manche von den 26 Stücken des einführenden Teiles auch sein mögen, eine lautkundliche Unterweisung bieten sie nicht. 48 Seiten sind der Kulturkunde gewidmet (Civilisation, Colonisation, Customs, Social Conditions, Modern History, America). Für eine Einführung in die englische Kulturkunde ist die Auswahl zweckmäſsig und ausreichend. Eine 28 Seiten starke Wortkunde räumt die Schwierigkeiten der Aussprache und des Übersetzens hinweg. Zu dem kulturkundlichen Teile ist ein besonderes alphabetisches Wörterverzeichnis bearbeitet; vor einem Neu-

drucke wäre ihm eine gründliche Durchsicht heilsam. — Dasselbe ist der rühmlichst bekannten Grammatik von Zeiger (verkürzte Ausgabe) anzuraten, die nun schon seit fünf Jahren mit all den kleinen Unebenheiten der ersten Auflage immer wieder abgedruckt wird.

Münsterberg in Schlesien. J. Mellin.

**Dinkler-Zeiger-Humpf:** Englisches Unterrichtswerk. Teil IV. Kulturkundliche Übersetzungsstücke bearbeitet von **Dr. Rudolf Dinkler**, Studiendirektor in Remscheid. 32 Seiten. 0,80 M. Verlag und Druck von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin, 1924.

Es gibt forsche Neuerer, die das Kind mit dem Bade ausschütten und von einem Übersetzen in die fremde Sprache überhaupt nichts wissen wollen. Dinkler gehört der gemäſsigten Richtung an: sein vor drei Jahren erschienenes Übungsbuch umfaſste 124 Seiten, die vorliegenden Übersetzungsstücke nur 21, immer noch genug, um einen Gradmesser der erworbenen Sprachbeherrschung abzugeben. Da das Büchlein augenscheinlich für Fortgeschrittene bestimmt ist, muten Übersetzungshilfen wie: money, help, heart, king, queen und viele andere sonderbar an. Bei den Stichwörtern Asphodillbank, Europa, zertrampelt ist eine Berichtigung nötig.

Die Stoffverteilung ist so geschickt durchgeführt und der Inhalt so lehrreich gestaltet, daſs manche Nummern geradezu kleine Kabinettstücke genannt zu werden verdienen.

Münsterberg in Schlesien. J. Mellin.

**Selections from English Literature.** Nr. 7: George Eliot, **Silas Marner** with an Introduction and Notes by A. C. E. **Vechtman-Veth.** XXVII + 245 Seiten, geb. fl. 2,30. Kemink & Zoon, Utrecht.

Von Dr. Kruisingas Auslese englischer Literaturwerke liegt mit Silas Marner ein neuer Band vor. Die Ausgabe ist nur wenig gekürzt. Unter Benutzung der Hauptwerke der einschlägigen Literatur führt der holländische Gelehrte in einer umfangreichen Einleitung in die Zeit und das Schaffen der Eliot ein. Da die reichlichen Anmerkungen Übersetzungshilfen und synonymische Umschreibungen in englischer Sprache

geben, so ist die Ausgabe auch in deutschen Schulen zu gebrauchen; nur hier und da finden sich holländische Übersetzungen. Der Preis würde sich freilich etwas hoch stellen (etwa 4 M.). Der Herausgeber ist im Englischen firm; in zwei Zeilen eines französischen Zitats befinden sich zwei Fehler. Sonst ist auf den Druck grofse Sorgfalt verwendet; auch die Ausstattung des Buches ist tadellos.

Münsterberg in Schlesien. J. Mellin.

## III. MITTEILUNGEN.

In Kiel werden folgende Dissertationen vorbereitet:

1. Formenlehre der ae. Übersetzung von Gregors Dialogen;
2. Die Sprache Caxtons;
3. W. Scotts Anne of Geierstein.

Die Firma Emil Rohmkopf in Leipzig, Königstr. 21, gibt ein Verzeichnis ausländischer Zeitschriften heraus, das den Fachgenossen sicher willkommen sein wird. Es führt ungefähr 400 englische, 600 französische und einige spanische und amerikanische Zeitschriften und wichtige Tageszeitungen an. Bei jeder Zeitschrift bzw. Zeitung ist vermerkt, wie oft sie erscheint und was sie jährlich kostet. M.

[25. 6. 25.]

## INHALT.



Herausgegeben von Prof. Dr. **Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.**

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

# Beiblatt zur Anglia.

## Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

XXXVI. Bd. August 1925. Nr. VIII.

## I. SPRACHE UND LITERATUR.

**Karl Wildhagen, Der englische Volkscharakter: seine natürlichen und historischen Grundlagen.** Leipzig, Akad. Verlagsgesellsch. 1925. VIII + 224 S.

Zur Lösung seiner schwierigen Aufgabe ist der Verfasser ausgerüstet mit bemerkenswerter Kenntnis von politischen und philosophischen Büchern, englischen und deutschen, über Britanniens Volk, Geschichte, Staat und Gesellschaft, besonders das Erziehungswesen. Er hat von angelsächsischer Literatur die Psalterglossen selbständig mit schönem Erfolg durchforscht. Er hat Land und Leute mit eigenen Augen gesehen. Er erstrebt hohe Unparteilichkeit und will nur der Wissenschaft dienen, nicht etwa durch Einzelvorzüge aus fremdem System uns praktisch reformieren. Er ist sich wohl bewuſst, daſs sein Bild aus unendlich vielen Zügen bestehen muſs, daſs der Zufall teilweise entscheidet, welche dem Beobachter die hervorstechendsten scheinen, und daſs, wenn es feststünde, es ungeheuer schwer sich in Worten ausdrücken lieſse. — Methodisch bedenklich erscheint es mir, den Briten des Alltags zu vergleichen mit dem deutschen Ideal des Prometheus-Faust, oder Taten des Staats (statt der organisierten Nation) dem Volke zur Last zu schreiben: schon Kant, zitiert von F. Salomon, setzte Britanniens habgierige Auſsenpolitik dem Charakter der einzelnen entgegen; nachträglich aber billigt jedes Volk Landerwerb durch seine Regierung, auch den rechtlos erschienenen.

Die Eigenheiten des Engländers, immer in Vergleich mit Deutschen, hier [nicht glücklich] in fünf Teile gesondert, sind zumeist allgemein bekannt. Er ist eine männliche Kämpfernatur, steter Tätigkeit bedürftig, und sieht in der Wirklich-

keit den dem stärksten Individuum Sieg verheifsenden Kampf ums Dasein. [Der Wahn vom Krämervolk, den Treitschke verbreitete, ist also abgetan.] Den Wettbewerb des Lebens spiegelt und übt daher schon sein Sport. Wie der Brite die starke Persönlichkeit hochschätzt, so erreicht er als Dichter Gröfstes in Charakterschilderung. Auf Fürsorge durch Familie, Genossenschaft, Staat vertraut er weniger als aufs eigene Ich; er rühmt den *self made man* [aber bei nur gleicher Leistung nicht etwa höher als den mit Kinderstube]. Von Naturtrieben stark geleitet, richtet er praktisch den Sinn auf das in der Aufsenwelt Nützliche; er achtet auf innere Gefühle oder abstrakte Ideen weniger als auf das unabänderlich Gegebene oder organisch Erwachsene [auch wenn blofs Veraltetes nur zufällig so erscheint]. Er schätzt den Willen höher als den Intellekt [während Goethe ruft: Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen, Als dafs sich Gott-Natur ihm offenbare?] Nicht den Mann der Geistesbildung oder gar den Buchgelehrten [dem Deutschland und China die Staatskrippe öffnen], sondern den der Charakterstärke wählt er zum Volksführer; er ermangelt des wertenden [besser kritischen] Geistes. [Mittelbar beeinflussen doch auch drüben Kontemplative ohne Amtsmacht die Geschichte: Adam Smith, Thomas Carlyle.] Neben dem Individualismus fühlt sich der Engländer durch regen Herdentrieb an den Staat und die menschliche Gesellschaft gebunden und zu Kompromissen mit Gegnern und Umständen gezwungen, also dem Radikalismus fern. Er lernt im Sport auch einzeln, dienend sich einer Gemeinschaft einzugliedern. Unter Freiheit versteht er mehr negativ die Entledigung von Fesseln des Handelns, Mitregierens oder -redens in Wirtschaft und Politik als die innere Selbstbefreiung durch schrankenlose Kritik [samt der nur erst durch sie möglichen Bahnöffnung zum sittlichen Emporstieg der Allgemeinheit]. — Seine Religion spornt ihn mehr zu Sittlichkeit, sozialer Fürsorge, gesellschaftlicher Reform als die sich aufs innerste Gefühl aufbauende deutsche [die Verf., musikalisch gerichtet, höher schätzt; in England wäre nicht gedichtet worden: „Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, der hat Religion“]. Dafs der Engländer die irdische Erfahrung über alles als Kriterium hochschätze, gebe ich trotz Sensualismus der Philosophie nicht zu, angesichts des robusten Dogmenglaubens und

der tiefen, wenn auch gesetzförmlichen Religiosität. — Das Ideal gesellschaftlicher Sitte sucht der Engländer, seit Jahrhunderten heimatstolz, nicht aufserhalb der Insel [während der Deutsche Minderwertiges „nicht weit her" schilt. Doch herrscht heimische Mode für die Tracht des Mannes erst seit dem 19. Jh., für die der Frau seit dem 20.] Er hält die eigene Technik in Politik und Wirtschaft selbstbewufst für ideal [aber er erkennt doch als nachahmenswert manchen Vorzug der Fremden in Kunst, Wissenschaft, Literatur, Religionsform an und schaut durch vieles Reisen über den Erdball hin].

Die Nationalansprüche auch mit Gewalt gegen andere Völker durchzusetzen, hält er für heilige, von Gott gewollte Pflicht [wie die Politik überall, wo sie Macht besitzt]. — W. betont mit Recht, wie gewaltig die Beziehung zur See den heutigen Volkscharakter beeinflufst. Allgemeiner läfst sich sagen, der Engländer unterwirft die Naturelemente dem menschlichen Willen, Natursinn und Kühnheit verbindend, auch z. B. im Alpinismus. Die Unterschiede Englands von Deutschland in politischer Entwicklung kann W. nur teilweise andeuten, z. B. frühe Zentralisation durch Untergang der Stammesfehden und Verhinderung von Landesfürstentümern dank erstarkter Monarchie samt einer Hauptstadt der Regierung wie des Gesamtvolkes. [Vieles kommt hinzu: Einheit des Rechts durch nationale Juristenschulen, die einzige Machtaussicht des Krongegners durch Verbindung mit dem Genossen im Parlament, also dem allenglischen Nachfolger des Königtums in der Staatsgewalt.]

Wissenschaftlichen Eigenwert besitzen W.'s Bemerkungen über die Volkseinung in kirchlicher Andachtsform nach Sarums Liturgie und Anglikaner-Gebetbuch und über die für den Charakter — freilich zunächst und unmittelbar nur der Aristokratie, Patrizier und Intelligenz — hochwichtigen Einrichtungen der höheren Schulen und Unversitäten seit dem 14. Jahrhundert. Sie pflegen das Gentleman-Ideal und bereiten den Staatssinn vor. In der Philosophie schon späteren Mittelalters weist er die Priorität des Willens vor dem Intellekt nach. — Mit Recht schränkt er den letzthin von Geschichtsphilosophen übertriebenen Einflufs des Kalvinismus ein, zeichnet schon den Geist der Angelsachsen als ernst und schwermütig [vielleicht infolge des Klimas oder des niederdeutschen Blutes]. Nur die

zufällig formlose Fröhlichkeit [samt Volksgesang] erscheint drüben eingeschnürt, keineswegs die Lautheit bei angeordnetem Fest. Die formale Strenge in Sitte und Gesetzesbeachtung möchte ich eher herleiten vom alten Bestehen einer den Staat regierenden patrizisch-aristokratischen Oberschicht, die allein über Kapital und Intelligenz gebietet, also Moral und Staatsordnung je ihrer Gegenwart zu verewigen strebt. Wenn vor dem Kalvinismus bereits Britanniens Religion mehr gesetzlich als innerlich-mystisch heifsen darf, so ist dieser Zug m. E. allgemein katholisch zu nennen.

Natürlich lassen sich manche Züge zu W.'s Bilde ergänzen: der Engländer sorgt für Schönheit der äufseren Erscheinung durch Körperpflege, einschliefslich Erhaltung der Sinne und Bewegung (so dafs auch Alte im Freien spielen, beim Balle tanzen und keine Brille benötigen), durch Reinlichkeit, durch Komfort der Wohnung. Er hilft Frauen und Kindern ritterlich. Er schützt die Tiere. Er liebt Landleben, pflegt den Garten, nicht etwa nur um Botanik und Nahrung zu „nützen"; er bewundert neben Pittoreskem und Grofsartigem der Natur auch den *paysage intime*, den Constable in Alt-Hollands Gefolge zu malen lehrt. — Für die ehrlichen Geschäftsgewohnheiten findet W. schönen Ausdruck; mir scheinen sie in Zusammenhang mit der allgemeinen Moral, die Wahrheit zu sagen und Wort zu halten, die in Deutschland dem Ethiker als ungenügend gilt, aber nicht einmal befolgt wird. — Wie wenig ist doch der freiheitsstolzeste Engländer geistig unabhängig: Verf. zitiert (zu anderer Folgerung) Mills Satz, man erreiche Wahrheit durch Vergleich mit anderen Meinungen; Goethe lehrt dagegen: Ursprünglich eignen Sinn Lafs dir nicht rauben; Das, was die Menge glaubt, ist leicht zu glauben! Aus Aberglauben an *Common sense* beansprucht auch der gewöhnliche Engländer vor seiner Stimmabgabe, durch den politischen Führer erst überzeugt zu werden, auch in schwierigsten Problemen, die der Deutsche dem Ministerialrat überläfst; trotz dabei mitspielender *pia fraus* überwindet die Demokratie m. E. nur so den Obrigkeitsstaat. — Der Engländer glaubt an Reform; selbst der Sozialkritiker Shaw läfst Johanna schliefslich ein Zeitalter der Heiligen erhoffen, im Gegensatz etwa zum Skeptiker An. France. Links und Rechts in England erkennen Hebung des Volkes im äufseren wie im

inneren Leben als Ziel und scheiden sich nur in Schnelligkeit und Opfermaſs der Reform. Den Imperialismus verbindet der Engländer, vertreten durch Kipling, mit dem religiösen Pflichtgefühl (einer Ehrenlast des England von Gott geschenkten inneren und äuſseren Glückes), die s. E. zurückgebliebenen Völker zu erziehen, freilich zu seinem Ideal und nie zu Britanniens Gefahr, aber nicht, wie früher, sie nur auszubeuten.

Als pseudowissenschaftlich rüge ich den Aberglauben, im englischen Volkscharakter lasse sich irgend etwas zurückführen auf Menschen, die vor ungezählten Jahrtausenden in Britannien lebten. — Von den ältesten Kelten zeichnete alsdann Zimmer, soviel ich weiſs unwiderlegt, die Charakterzüge des Feminismus und Sexualismus. Daſs sie dem heutigen Engländer eignen, leugne ich. Das jetzige Frauenrecht knüpft nicht an keltisches oder angelsächsisches an, obwohl von Mutterrecht vielleicht schwache Spuren bestanden, obwohl Poesie, Staat und Erbrecht der Angelsachsen der Frau vielleicht eine bedeutendere Rolle als bei anderen Germanen zuwiesen. Denn zwischen beide Zeitalter schiebt sich erst das ritterliche Lehnwesen, dem nachweislich weibliche Thronfolge entflieſst. Unter, aber nicht mit W. durch Frauenherrschaft sehe ich Höhepunkte englischer Kultur unter Elisabeth und Viktoria; ich möchte nicht auch Anna eine groſse Frau nennen. — Daſs neben Niederdeutschen und Skandinaviern auch andere Rassen die heutigen Engländer zeugten, sieht doch der oberflächlichste Beobachter. Historisch nachweisbar ist starke Mischung mit Kelten seit dem 7. Jh. Keinen Gegengrund bildet, daſs Englisch fast rein Germanisch blieb: das war auch der Fall bei der Sprache des Adels in Irland, der im 13.—16. Jahrh. Irinnen heiratete und nebenher sogar keltische Kultur annahm, politisch aber den Vätern folgte. Trotz des undeutschen Blutes vieler Vorfahren, namentlich der Ahnfrauen, soll nun vom Charakter des Bauern aus Niedersachsen vor 1500 Jahren (mit dem ihn aber W. doch zum Glück nicht ganz gleichsetzt) ein Stückchen, nämlich der Konservativismus übrig sein, also die furchtbaren Umwälzungen latent überdauert haben? Mir scheint echter historisch, zu vermuten: seit dem 18. Jh. fühlt sich eine herrschende Gesellschaft in einem Einheitsstaate auſsen und innen weniger als die der Nachbarländer bedroht, besser gesättigt, also zum Erhalten des Bestehenden geneigt. — Heute im Inselvolke

die Rasse der Eroberer, die politisch und geistig herrsche, somatisch scheiden zu wollen von der unterworfenen, die (auch intellektuell) unselbständig mit der Hand arbeitet, ist Aberglaube: vielmehr nur die Klassen sind zerklüftet.

W. meint (neben der Rasse) Insellage und Beziehung zur See als Faktoren zur Entwicklung des Volkscharakters nachweisen zu können. Wie könnte Insellage unmittelbar wirken? Unter ihr bemerkt W., daſs Engländer sich weniger an Büchern bilden; daſs das nicht von der Insellage kommt, beweist Island. „Hermetisch“ isoliert scheint mir Britannien nie; dynastisch war es, abgesehen von der Zeit vor 1066, 400 Jahre mit Teilen Frankreichs verbunden und weit länger in zwei Staaten zerspalten. Nicht darf man insular eine Kultur nennen, die dem Festland Schrift, Kirche, Philosophie, Ethik, Wissenschaft, Literatur, Kunst, Recht, Wirtschafts- und Gesellschaftsform [samt Stadtmagistrat und nicht etwa insularer Genossenschaft], Staatsverfassung in der Antike, wie später im Mittelalter unter den also kulturell nicht rein germanischen Angelsachsen entlieh, die (nur mit Ausnahme von Verfassung und Recht, teilweise auch Wirtschaft) auch in der Neuzeit dem Festland für alle jene Zweige geistigen Lebens stetig verbunden, ja teilweise nachahmend bleibt. Gerade letzthin aber ist viel im Recht und manches im Staat international, auch mit Nachahmung Deutschlands, reformiert, besonders sozialisiert worden. Da kann denn auch der Volkscharakter nicht „insular“ heiſsen. Weil kein Heer eines Grenznachbars seit dem 17. Jh. bis zu Napoleon Britannien bedrohte, wurde dieses Land, im Gegensatz zu Festlandsmächten, zwar keineswegs unkriegerisch, aber unmilitaristisch. Nicht durch Insellage, sondern durch Altern der Gesellschaft erstarrten soziale Formen unter Verlust ideellen Gehalts. — Den Einfluſs der Meeresküste auf den Volkscharakter überschätzt W. und datiert ihn zu früh. Beowulfs Stoff rührte vom Festlande her. Früheste englische Literatur pries nicht das Leben auf dem Wasser hoch. Die meisten der frühen Königs- und Bischofssitze waren nicht Seehäfen. Im Mittelalter baut das englische wie das festländische Volk den Acker oder treibt Gewerbe in der Kleinstadt; der Wollausfuhr zuliebe weicht die Saatflur der Weide des Groſsviehzüchters. Fast ein Jahrtausend lang hält England keine Handelsflotte, bis zum 14. Jahrhundert keine See-

macht. Nicht vom Meere ableitbar scheinen mir National- und Naturgefühl, die doch Binnenländern auch eignen, oder ernster Trübsinn und Konservativismus, von denen z. B. Athen das Gegenteil zeigt, oder Sport, der doch das Wettsegeln gerade am spätesten entwickelt hat.

Verf. scheint mir die Entstehung des englischen Volkscharakters zu früh zu datieren. Zwar eine Untertanengemeinschaft unter der Anjou-Dynastie, mit Ablehnung des Fremden, eine Vorstufe des Nationalbewufstseins, lebt im 12. Jahrhundert bereits. Aber noch im 13. scheidet sich scharf die abhängige Masse armer Kleinbauern, Handwerker, Lohnarbeiter, die nur englisch spricht, von der Staat, Stadt und Kirche mitregierenden Minderzahl wohlhabender Adliger, Grundbesitzer, Patrizier und Intelligenz, die auch (oder nur) Französisch und Latein kann. Volkseinheit also datiert erst um 1350: in einem Strom, ohne äufsere Einflüsse, fliefsen fortan des Engländers Blut, Sprache, Einheitsbewufstsein, Staatsform und Recht. Unmöglich aber läfst sich der heutige Volkscharakter, wie dies Buch will, schon damals begründen. Er mufste wesentlich abweichen, denn noch fehlten Verstadtlichung der Bevölkerung, Grofsindustrie, gesellschaftliche Gleichachtung der Kleriker, Adligen, Krieger mit Gebildeten, Patriziern, Kapitalisten, der Seehandel, Imperialismus, Massenteilnahme an Bildung und am Wahlrecht, parlamentarische Regierung samt Parteidualismus und Nationalisierung der Kirche. Das alles mufs den Charakter doch tiefgreifend in einem halben Jahrtausend geändert haben, wenn wir ihn in nur zwei Jahrzehnten durch Staatssozialismus und Wehrpflicht deutlich so sehr gewandelt erblicken. Allgemein aber beachtet W. das Mittelalter für sein Thema zu stark und die Neuzeit zu wenig.

In der „Polarität der Kräfte“ findet er einen so wichtigen Schlüssel zur Öffnung des Geheimnisses der Volksseele, dafs er ihr einen originalen Abschnitt widmet. Er könnte für sich anführen jene Zweiheit der Parteien vor Gericht, das der Engländer, auch wo er im Prozefs neutral steht, mit echtem Rechtsgefühl, wie es beim Deutschen der bevormundende Staat verkümmern liefs, beobachtet. Dagegen nur scheinbar polar, in Wahrheit ideell nicht tief, war nach dem 17. Jahrhundert und bevor *Labour* erstand, der Gegensatz der zwei Parteien im Parlament, trotz rhetorischer Antithesen etwa Macaulays.

Und nicht in England allein oder besonders klaffen Abgründe zwischen Kapital und Arbeit, zwischen denen übrigens der Unternehmer steht, oder zwischen Propagandaphrase und politischem Handeln oder zwischen religiösem Ideal und wirklichem Leben.

Bei einer künftigen Auflage bedürfen m. E. folgende Sätze unter dem welthistorisch oder für die Beurteilung von Englands heutiger Kultur allgemein Wichtigen der Besserung: Die Angelsachsen um 500 glichen Tacitus' Germanen jedenfalls nicht. — Fremde Einwanderung als stärker drängte vorgefundene Insulaner in Wald und Sumpf, wich aber nicht vor ihnen dorthin. — Um 954 waren die Nordleute nicht aus Britannien vertrieben. — Die Kirchenreform durch deutsche Könige von Karl bis Heinrich III. erstrebte nicht eine „höhere Welt“ aufser der Kirche. — Die Papstmacht war im 12./13. Jh. noch nicht untergraben. — Die Angelsachsen-Kultur barg zur heutigen Reichsgröfse weder ein bewufstes Streben noch einen sich tatsächlich fortentwickelnden Ansatz. — Die Normannen brachten 1066 aus Gallien Sprache, Literatur, Geist, Recht, Lehenstaat, Sitte, also unendlich mehr als blofs „französische Tünche“. Und sie wurden vom englischen Volk vor 1350 nicht „aufgesogen“, sondern verschmolzen mit ihm zu einer neuen Nation. — Von „Gleichmachung seit frühester Zeit“ kann man nicht sprechen; *Common law* birgt solchen Sinn keineswegs. Vom 8.—13. Jh. wuchs vielmehr persönliche und dingliche Abhängigkeit trotz Absterbens der Sklaverei. — Der Druck, unter dem der Arme litt, war in Deutschland schwerlich geringer; der der Grundherrschaft dauerte weit länger. — Die Liste der Historiker des 12. Jhs. nennt zu Unrecht Galfrid und Map und vergifst die bedeutendste Quelle und den tiefsten Geschichtsdenker: Gesta Henrici und Newburgh. — Die der Krone seit dem 13. Jh. verlorene Staatsmacht wuchs nicht dem Volke als Ganzem zu (das auch nicht etwa Selbstverwaltung gewann), sondern nur Hochadel, Gentry, Grundbesitz und Patriziat. Gesellschaftliche Gleichmachung erstrebte, (von Levellers abgesehen) erst nach 1789 der Radikalismus, der doch auch die Masse nicht etwa zu einem proletarischen, sondern nur teilweise und allmählich zu einem nicht von ihr gesetzten Standpunkt heben will, der Privatbesitz, Intelligenz und bestehende Staatsform anerkennt. — Den Franzosenkrieg

beendete England im 15. Jh. nicht durch weise Erkenntnis natürlicher Grenzen, sondern aus Ohnmacht. — Er setzt sich nicht fort im Imperialismus der Gegenwart (der auch nicht zur „Insellage“ gehört): dazwischen liegt die, ebenso wie dieser, anders gerichtete Aufsenpolitik der Seemacht, des Eigenhandels, Kolonienerwerbs und festländischen Gleichgewichts; das Kompromifsgeschäft ist ihr höchstens seit 200 Jahren eigen. — Irland, das der Engländer freilich nicht unter *Great Britain* [sondern unter *British Isles*] amtlich mitnannte oder unter England lose mitmeinte, suchte er ein Jahrhundert lang doch seiner Insel staatlich zu verschmelzen und verstand erst in der Gegenwart dessen nationale Sonderart. — Verbrennen und verstümmeln war bei Englands Herrschern des 17. Jhs. keineswegs an der Tagesordnung. — Nur die Staatsanwaltschaft fehlt der englischen Anklage. — Ägypten war nie Kolonie; im Streben nach Unabhängigkeit ordnet es sich daher nicht neben das staatsrechtlich anders stehende Indien. — Dafs Nützlichkeitsmoral das Volk in England schon im 12. Jahrh. besonders beeinflusse, scheint mir unbeweisbar. — Johann von Salisbury, den ich, Anselm zur Philosophie der Anglonormannen rechnend, nicht als deren ersten originellen Kopf rühme, folgt, indem er das Alte Testament dem Staate seiner Gegenwart zum Muster setzt, der Kritiklosigkeit der damaligen Kirche allgemein. — Das Mittelalter hielt die alten Hebräer nicht zum ewigen Heile prädestiniert. — Die Psalmen schätzte auch Luther („Ein feste Burg“) besonders hoch: keine Eigenheit der englischen Kirche. — Englische Scholastiker des 14. Jhs. dürfen, wie Schulphilosophie überall und stets, für den Volkscharakter nicht unbedingt als einflufsreich oder bezeichnend gelten; standen sie der Mystik fern, so folgt daraus nicht allgemein ein Gegensatz der Insel zum deutschen Geiste, dessen welthistorische Ideen der Mystik fernliegen. — Wycliffe aber wirkte mittelbar, ganz abgesehen von der Staatsseite der Hierarchie, tief auf den Volksgeist, wie denn Kirchenreform auch bei uns später gesellschaftliche Umwälzung auslöste; von der Eigenkirche hing diese Bewegung nur wenig ab. — Übertrieben verallgemeinert scheint mir die Ansicht, der Engländer konzentriere alle Energie auf äufsere Welt [Shelley!] und schaffe nur für Gemeinschaftskultur; höchster Genius befriedigt, meine ich, auch drüben zunächst eigensten Drang nach Er-

kenntnis oder Kunstgestaltung. — Auch wirkt m. E. der Intellektualismus nicht notwendig auf weltliches Begehren oder die Gesellschaftsverfassung auflösend. — Der Wettbewerb in Rittertum, Kirchenschule und Spiel ringt, Körper- oder Geisteskraft erweisend, nur nach Ehre; nicht von dorther also drang er in die Wirtschaft, wo er, in England nicht mehr als anderswo, auf materiellen Vorteil zielt. — Da Überzivilisation nur selten Tugend heuchelt, ziehe ich *Cant*, dessen Wesen in solcher Vortäuschung besteht, nicht dahin. — „Organ" der Gesellschaft möchte ich *Public opinion* nicht nennen, sondern den Bastard ihres meist seichten Urteils aus nur teilweiser oder schiefer Kenntnis und ihres aus Gewissen und unbewufstem Eigennutz gemengten Gefühls; dieser Bastard besitzt allerdings ein lautes Organ, das unvermerkt auch den eigenen Geist ihm einbläst, in der ebenso anonymen und für Unrichtiges unverantwortlichen Tagespresse (soweit sie nicht offen oder geheim nur einseitig einer Partei, Klasse, Berufsschicht, Geschäftsunternehmung dient, also die öffentliche Meinung, die der Führung der ganzen Nation zu nützen wenigstens beansprucht, auszusprechen gar nicht beabsichtigt).

Im Anhang druckt W. nochmals ein Stück aus Fitzstephens Becket-Biographie über Londoner Sport, das er auch deutsch auszieht; als deutscher Anglist zitiert er wohl ein englisches unwissenschaftliches Schulbuch, aber nicht Paulis *Mon. Germ.* 27, 17; *festivus* darin heifst 'festlich geschmückt', und *loedoriae et scommata* ist ein Zitat aus Macrob, das auch ein etwas älterer Londoner bringt (s. meine „Gesetze d. Agsa." I, 531).

Die Hoffnung, dafs W. auch ferner Englands Psyche untersuche, gebot die allgemeineren Sätze dieser Arbeit zu prüfen, die überall den um unseres Volkes Seele tief besorgten Patrioten verrät wie den ernsten Erforscher fremden Volkstums. Nur weil er durch philosophische Abstraktion dem hohen Ziel einfachster Begründung zueilt, verstöfst er wohl bisweilen gegen die wirr und bunt gezackte Wirklichkeit. Der Historiker mufs letztere heilig halten, so dankbar er durch den Versuch ihrer logischen Erklärung angeregt wird.

Berlin. F. Liebermann.

---

**Die mittelenglische Umdichtung von Boccaccios De claris mulieribus** nebst der latein. Vorlage zum ersten Male vollständig herausgegeben von Prof. Dr. **G. Schleich**, Geh. Studienrat. Mayer & Müller, Leipzig 1924 (= Palaestra 144). V + 140 Ss. 8⁰.

Auch diese Ausgabe Schleichs geht auf eine Abschrift von Zupitza zurück, der schon 1892 einen Aufsatz über die Dichtung in der Festschrift des 5. Neuphilologentages veröffentlicht hat. Der unbekannte Dichter scheint sein Werk in der Zeit zwischen 1433 und 1440 (Datum der Hs.) verfaſst zu haben; in V. 17 fand Z. eine Anspielung auf Lydgates *Fall of Pryncys*. Während aber der letztere Gelehrte das nordwestliche Mittelland für die Heimat des Dichters hielt, möchte S. sie in Suffolk suchen. Vom latein. Original ist etwa ein Fünftel in siebenzeiligen Chaucerstrophen übersetzt, die Verse sind sehr holprig und vom Abschreiber wohl noch weiter verderbt worden. Der Herausgeber hat nur selten bessernd eingegriffen, sonst die Überlieferung unverändert gelassen, selbst an Stellen, wo durch kleine Streichungen oder Zusätze oder Umstellung leicht ein schönerer Rhythmus zu erzielen wäre. Der latein. Urtext ist nach zwei alten Drucken in Fuſsnoten beigefügt, ausführliche Anmerkungen behandeln Quelle, Sprache, Versbau sowie sprachliche und sachliche Eigentümlichkeiten oder Schwierigkeiten des Gedichtes. Den Beschluſs machen ein Namenverzeichnis und ein Sachregister.

Einige Ausführungen über die Sprache fordern zum Widerspruch heraus. S. 107 werden unter den synkopierenden Formen auch *doth* und *goth* genannt, obwohl diese von Anfang an keinen Bindevokal hatten. Die 3. Sgl. *nede* (st. *nedes*) ib. ist natürlich eine Neubildung nach den Präteritopräsentia, vgl. hess. *er brauch*. — S. 108 hätten *we nede, ȝe know* etc. nicht besonders aufgeführt zu werden brauchen, da ja schon im Ae. alle 3 Personen gleich sind. — Im Sgl. *found* S. 109 kann ae. *funde* stecken. — *ǫr* < *ār* hätte S. 110 als skand. bezeichnet werden müssen. Das Part. Prt. *clad* beruht nicht auf ae. *geclāðod*, sondern auf einem anzusetzenden **geclǣðed* = aisl. *klǽddr*. — S. 111: *barén* < *barein* setzt natürlich ein älteres *báren* voraus, denn die Kürzung konnte nur in unbetonter Silbe erfolgen. — S. 114: *erthe* hat nicht „den Vorschlag *ȝ* angenommen“, sondern *yerthe* zeigt Diphthongierung von *e* > *ie* (wie frz. *pied*). In *hundreth* liegt an. *hundrað* vor,

also ist hier nicht *d* > *th* geworden! Die Part. Prt. auf *-ate* sind doch alte latein. Formen, wie noch bei Shakespeare, und haben kein End-*d* verloren. — Sollte in *eider, owdyr, whedur* S. 115 nicht „umgekehrte Schreibung" vorliegen? Das *-t* in *tyrant* ist schon afrz.; vgl. Jordan, Ne. Gram. S. 228 oben; über *throught* (bes. schottisch) ib. S. 251 unten f. Ich würde *w* nicht eine bilabiale „Spirans" nennen!

Zur Metrik. Die Eingangssenkuug wird S. 117 immer noch falsch als „Auftakt" bezeichnet. In *besechinge* ist schwerlich Synkope des ersten *e* anzunehmen.

Zu den Anmerkungen. S. 124 oben ist vom „Verlust des Diphthongs" in *esyll* < afrz. *aisil* die Rede. Es liegt doch aglnorm. Monophthongierung von *ai* > *ę* vor, wie in ne. *reason*. — S. 130, zu V. 639: das P. P. *sown* 'gesehen' geht wohl auf ae. *gesāwen* (neben *gesewen*) zurück.

Im übrigen ist die Ausgabe mit der in Schleichs Arbeiten üblichen Gründlichkeit gemacht.

Kiel. F. Holthausen.

---

**Jahresberichte des Literarischen Zentralblattes über die wichtigsten wissenschaftlichen Neuerscheinungen des gesamten deutschen Sprachgebietes.** Herausgegeben von **Dr. Wilhelm Frels,** Bibliothekar an der Deutschen Bücherei. Erster Jahrgang. 1924. Bd. 12. Verlag des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig. 1925. 127 S. — Ladenpreis geh. 4 M. — Enthaltend:

**Englische und amerikanische Sprache und Literatur.** Bearbeitet von **Dr. Egon Mühlbach.**

**Romanische Sprachen und Literaturen.** Bearbeitet von **Dr. Heinrich Wengler.**

**Slawische Sprachen und Literaturen.** Bearbeitet von **Dr. Arthur Luther.**

Als Ergänzung zu den wichtigsten bisherigen Bibliographien, die für den Anglisten in Frage kommen, wie dem Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie, der Bücherschau des Shakespeare-Jahrbuches und der seit 1921 in Cambridge erscheinenden Bibliography of English Language and Literature, compiled by Members of the Modern Humanities Research Association,

tritt nun seit Ostern 1925 noch dieser Jahresbericht des Literarischen Zentralblattes hinzu. Das vorliegende Bändchen über das deutsche Schrifttum des Jahres 1924 zu den Sprachen und Literaturen der angelsächsischen, romanischen und slawischen Völker bildet einen Teil eines neuen, im ganzen 24 Hefte umfassenden Unternehmens. Sein Hauptverdienst dürfte darin bestehen, dafs es den Fachgelehrten schneller als die anderen Bibliographien über die allerjüngsten Neuerscheinungen des deutschen Sprachgebiets unterrichtet. Den Grundstock bildet das Material von 21 Nummern der Hefte des Literarischen Zentralblattes von 1924. Als Ersatz für die wegen beschleunigter Drucklegung noch nicht vertretenen Schlufsnummern dieses Jahrganges werden noch eine Anzahl wichtiger Titel aus dem Dezember 1923 geboten. Indessen enthält jeder Band mehr als eine blofse Addition und systematische Neuordnung des Inhalts jener Halbmonatshefte, da auch eine Reihe zuvor nicht erreichbarer oder übersehener Aufsätze hinzutritt. Dadurch, dafs hier aufser der wissenschaftlichen Fachpresse auch literarische und politische Zeitschriften — in diesem Bändchen z. B. Die Auslandspost, Die Bewegung, Die Deutsche Rundschau, Elsafs-Lothringisches Jahrbuch, Der Gral, Das Inselschiff, Das Tagebuch, Die Literatur, Lehre und Wehre, Sozialistische Monatshefte, Schweizerische Monatshefte, Die Weltbühne u. a. —, vereinzelt sogar Tageszeitungen Berücksichtigung finden, dürfte diese Sammlung auch die kulturellen Beziehungen zwischen den modernen Völkern mit ihrem allmählichen Wandel aufdecken helfen, obschon natürlich das blofs quantitative Verhältnis der Nummern, die meist Einzel-, zuweilen aber auch Sammelpublikationen repräsentieren, nur ein sehr oberflächliches Bild geben kann. Immerhin ist es wohl für die Gegenwart bezeichnend, dafs hier 249 Erscheinungen über englische und amerikanische Literatur (wovon 61 über Shakespeare, 37 über nordamerikanische Literatur) nur 122 zur französischen, 52 zur russischen, 39 zur italienischen und 20 zur spanischen Literatur gegenüberstehen. Unter den neueren Autoren in englischer Sprache steht Shaw mit 18 Nummern an erster Stelle. Die Zahl der verzeichneten Schriften über O. Wilde, Walt Whitman und E. E. Poe zeigt, dafs diese Dichter noch immer in der deutschen Welt einen gröfseren Leserkreis haben als mancher gleichbedeutende oder

gröſsere Vertreter angelsächsischen Wesens und Geistes. Bei Byron ist die Zahl der hier in Auswahl genannten Aufsätze wesentlich mit durch die Jahrhundertfeier seines Todes bedingt. Bemerkenswert ist, daſs der Tod Joseph Conrads (3. Aug. 1924), des vielleicht gröſsten englisch schreibenden Romandichters der letzten Jahrzehnte, keinerlei Beachtung im deutschen Schrifttum erfahren hat. Erst in ihrem Englandheft vom Januar 1925 (Heft 4) bringt die Zeitschrift „Die Literatur" eine deutsche Übersetzung eines Essays von J. Galsworthy über seinen verstorbenen Freund. Wohl haben ihm schon deutsch schreibende Kenner wie Walter Schirmer, Bernhard Fehr und Karl Arns in Sonderkapiteln ihrer Schriften eine gerechte Würdigung zuteil werden lassen, dem übrigen literarischen Deutschland dürfte er aber noch immer fast unbekannt sein. Dagegen scheinen amerikanische Kulturschilderer wie Sinclair Lewis vor allem den sozialpolitischen und kulturgeschichtlichen Interessen unserer Tage entgegenzukommen. Oft beruht die anscheinende Beliebtheit eines Schriftstellers lediglich darauf, daſs sich ein einziger Gelehrter oder Literat tatkräftig für ihn einsetzt, wie z. B. Max Hayek für den Amerikaner Ch. E. S. Wood.

Ausgaben von keinem wissenschaftlichen Sonderwerte wie die Tauchnitz Edition, besonders auch Schulausgaben, ferner Übersetzungen von untergeordneter Bedeutung, wie etwa die der Tarzan-Romane von E. R. Burroughs sind nicht mit aufgenommen worden. Doch hat sich hier der Bearbeiter der slawischen Literaturen infolge der anderen Verhältnisse auf diesem Gebiete die Grenzen etwas weiter stecken können.

Leider muſste auf eine Verzeichnung von Dissertationen verzichtet werden, hauptsächlich wohl, um das Erscheinen des Heftchens nicht zu lange zu verzögern.

Irreführende pseudowissenschaftliche Werke wie E. Fuhrmanns „Die französische Sprache ein deutscher Dialekt" aus einer Schriftenreihe „Kulturen der Erde" wurden dagegen zur Warnung mit aufgeführt, wobei schon ein kurzes Zitat genügend orientiert und auch den Humor auf seine Kosten kommen läſst.

Die Referate sind zum gröſsten Teile aus dem Literarischen Zentralblatt unverändert übernommen und bei der Fülle und Mannigfaltigkeit des Materials ist es sehr verständlich, daſs sich hier die Bearbeiter etwas freieren persönlichen Spiel-

raum gewährten. Dies gilt aber lediglich von der quantitativen Verteilung. Die gelegentlichen kritischen Hinweise sind möglichst objektiv gehalten. Bei blofsen Zitaten kommen auch einander ganz entgegengesetzte, extreme Standpunkte zum Ausdruck, so z. B. Carl Sternheim mit seinem Urteil über O. Wilde und die übrige englische Literatur und Hermann Löns mit seinen Ansichten über M. Gorki.

Wesentliche Lücken sind mir für die Zeit von Dezember 1923 bis November 1924 nicht begegnet. Nur wäre es vielleicht begrüfsenswert, wenn neben dem Baltischen und den kleineren Sprachgebieten der Romania anch die keltischen Sprachen und Literaturen hier durchgängig mit verzeichnet würden, da ihnen in keinem der übrigen 23 Heftchen ein Platz eingeräumt ist und in dem vorliegenden sogar das nichtindogermanische Baskische mit Aufnahme gefunden hat. Nur insoweit sie den Romanisten und Anglisten unmittelbar angehen (Bledriproblem, Ortsnamenforschung), fand ich Celtica angeführt. Für 1924 wäre hier als Ergänzung nur wenig deutsches Material nachzutragen, etwa J. Pokornys Artikel über irische Ländernamen (z. B. Ériu) und Leo Weisgerbers Aufsatz über den kymrischen Dichter Peredur ab Efrawc in der Zeitschrift für celt. Philol. (XV. Bd., 1. u. 2. Heft).

Die systematische Gliederung des Stoffes ist ganz seinem jeweiligen Charakter angepafst und daher nicht völlig die gleiche für den englischen, romanischen und slawischen Teil, von denen ein jeder noch ein alphabetisches Register der erwähnten fremdsprachlichen Autoren und deutschen Gelehrten, Übersetzer und Herausgeber aufweist.

Druck und Ausstattung sind vorzüglich. Nur mufs bei aller Würdigung der mühevollen, zeitraubenden Sammeltätigkeit der Herren Bearbeiter der Preis des Bändchens im Hinblick auf die materielle Lage der deutschen Gelehrtenwelt als entschieden zu hoch bezeichnet werden, dies um so mehr als der Neuphilologe bei Erscheinungen über Grenzgebiete wie Volkskunde, Theatergeschichte, Germanistik, allgemeine Sprach- und Literaturwissenschaft auch noch zu den nicht weniger kostspieligen Sonderheften über diese Gegenstände greifen mufs.

Leipzig. Herbert Huscher.

---

## Studien zur mittelenglischen Grammatik.[1]

### VI.

### Ae. ō + w im Spätmittelenglischen.

§ 1. Wright EMEG § 114 gibt für me. *ǫu* als Quellen an: 1. ae. *-ōh* > *-ǫuh*, im frühen 14. Jahrh. > *-ǫugh*, 2. ae. ō + *w*. Eine Diskussion der Fälle mit ae. *-ōh* erübrigt sich, nachdem Jordan Eb. § 125 wohl zu Recht gezeigt hat, dafs *-ǫuh* > *-ūh* im 14. Jahrh. vereinfacht wurde. Diese Auffassung dürfte eher den Verhältnissen gerecht werden als Luicks Ansicht (H. Gr. § 407, 2), dafs *ǫu* vor χ bleibt und *bŏugh* zunächst nur durch Analogie nach *bowes*, erst im 15. Jahrh. auch lautgesetzlich zustande kommt.

Über ae. ō + *w* lehrt Wright: 'In some dialects, e. g. Chaucer's dialect, the *ǫu* became *ǫu* in the early part of the fourteenth century, and thus fell together with the *ǫu* in § 113 [d. h. < *āw, oȝ, āȝ, ŏht*], but they did not fall together in all the dialects as is evidenced by many of the modern dialects which still keep them apart. In the north Midlands, for example, the *ǫu* has become *ǫu* (*flǫu, grǫu*, &c.), but the *ǫu* has become *ǫə, ǭ* (*krǫə* crow, *nǫə* to know, &c.) from older *au*, see § 113 and note [wo über *ǫu* > *au* in Kentish and parts of the North and the north-west Midlands in the fourteenth century]'. Dazu vgl. Wright EHNEG § 60, wo nur *ǫu* unter den Diphthongen des Standard ME. genannt wird, ferner ibd. § 89, 4 'later ME. *ǫu* from older *ǫu* = OE. *ōw* (EME. Gr. § 114, 1) ...'.

Diese Sätze widersprechen bisheriger Auffassung[2]), insofern bislang allgemein *ōw* > *ǫu* > *ǫu* (> *au*) angenommen wurde (vgl. Jordan § 106). Nach Wright stände neben spätme. *ǫu* (> *au*) spätme. *ǫu*.[3])

---

[1]) Vgl. Beiblatt 34, 20 ff., 116 ff., 314 ff.

[2]) Die bisherigen Besprechungen von F. Holthausen, Litbl. XLV, S. 302 ff. und E. Ekwall, AB 35, 226 sind auf diese Aufstellung nicht eingegangen; ebensowenig F. Wild, E. St. 59, 96 und Kruisinga, E. Sts. VI, 162 f., die allgemein die Heranziehung der ne. Dialekte hervorheben.

[3]) Wright a. a. O. führt zwar nur '*krǫə* crow, *nǫə* to know &c.' an, doch mufs aus der gegebenen Formulierung die Aufstellung eines allgemeinen Gegenübers ne. *ǫu* < me. *ọu* < *ōw* : ne. *ǫə, ǭ* < me. *au* < me. *ǫu* < *āw, āȝ, oȝ, ŏht* entnommen werden.

Aus der me. Überlieferung ist **Wrights** Aufstellung nicht zu stützen; vielmehr deuten me. Reime auf den Zusammenfall von *ōw* > *ǫu* > *ǫu* = *ǫu* < *oȝ* = *ǫu* < *åw*. Zur Begründung weist **Wright** auf ne. Dialektverhältnisse hin. Mag man auch über deren Bedeutung für sprachliche Rückschlüsse auf das Me. verschiedener Meinung sein, so haben sie doch z. B. in der Frage des me. *ê-*, *ô-* wertvollen Anhalt geboten.[1]) Eine Nachprüfung der ne. mundartlichen Vertretungen von ae. *ōw* erscheint daher angebracht.

Leider steht der Forschung kein allzu günstiges Material zu Gebote: **Ellis'** Wortlisten enthalten keinen Fall von inlautendem (z. B. *ȝrōwan*) oder auslautendem (z. B. †*stōw*) *ōw* (vgl. **Luick**, Unters. § 114). Auskunft erteilen nur **Wrights** EDG sowie die Einzeluntersuchungen einiger Dialekte.

Eine Aufrollung der Frage für die Gesamtheit der ne. Dialekte erscheint unnötig in Anbetracht des Ergebnisses, das die Untersuchung für das Gebiet der north Midlands zeigt. Die folgenden Darlegungen beschränken sich daher auf die nordmittelländischen Grafschaften Lancashire, Cheshire, Derbyshire, Nottinghamshire, Lincolnshire, Yorkshire sowie die angrenzenden Teile des Nordens, Westmoreland und Durham.

§ 2. Das Material in EDG ergibt folgendes Bild:

I. **Lancashire** ist in allen Distrikten sehr reichlich ausgewiesen:

a) s. **Lan.**: *ōw* > me. *ō* in *glow, grow* stimmt zu ne. *ō* < *āw*[2]) in *blow, crow* v., *know, mow, slow, snow,* (*thaw*) sowie zu ne. *ō* < *oȝ* in *bow*; in *know, throw* einzelne ne. *ǭ* < *āw* wie ne. *ǭ* < *aȝ, aw* in *draw, maw,* (*thaw*). *eəg* in *gnaw, saw* sb. sowie *ēg* in *saw* (obsol.) kann füglich beiseite bleiben (skandinavisch?). Über *au* in *flown* und *au, ou* in *soul* s. u. § 4. — *ōw* > *ǫu* > me. *ǫu* = me. *ǫu* < *oȝ* = me. *ǫu* < *åw*.

b) se. **Lan.**: *ōw* > ne. *ō* in *flow, grow* stimmt zu ne. *ō* < *āw* in *slow, snow, sow.* Dagegen ne. *ǭ* < *aȝ, aw* in *draw, gnaw, saw,* (*thaw*). Über *au* in *flown* und *soul* s. u. § 4. — *ōw* > *ǫu* > me. *ǫu* = me. *ǫu* < *åw*.

---

[1]) Von **Jordan**, eb. § 33 Anm. 2 wird die me. Dreiheit *ę̄* : *ẹ̄* : *ǣ* m. E. ohne genügenden Grund bezweifelt.

[2]) *āȝ* ist nur berücksichtigt, soweit das Material bei *āw* keine ausreichende Unterlage bietet.

c) sw. Lan.: *ōw* > ne. *ō* in *flow, glow, grow, stow* stimmt zu ne. *ō* < *āw* in *crow, know, mow, slow, snow, sow, throw, (thaw)* sowie zu ne. *ō* < *oʒ* in *flown*. Dagegen ne. *ǫ* < *aʒ, aw* in *draw, gnaw, maw, saw, dawn*. Über *ou* in *soul* s. u. § 4. — *ōw* > *ǫu* > me. *ǫu* = me. *ǫu* < *oʒ* = me. *ǫu* < *åw*.

d) m. Lan.: *ōw* > ne. *ō* in *flow, grow* stimmt zu ne. *ō* < *āw* in *blow, crow, know, slow* sowie zu ne. *ō* < *oʒ* in *bow*. Dagegen ne. *ǫ* < *aʒ* in *draw, saw*. — *ōw* > *ǫu* > me. *ǫu* = me. *ǫu* < *oʒ* = me. *ǫu* < *åw*.

e) em. Lan.: *ōw* > ne. *ō* in *glow, stow* stimmt zu ne. *ō* < *āw* in *snow, soul, sow, throw* sowie zu ne. *ō* < *aʒ, aw* in *draw, law, maw, (thaw)*; *ōw* > ne. *au* in *stow* stimmt zu ne. *au* < *oʒ* in *flown* und ne. *au* < *āw* in *soul, sow, (thaw)* (bzw. ne. *àu* < *āw* in *know*). Über *ou* in *grow* s. u. § 4. — 1. *ōw* > *ǫu* > *ǫu* > me. *au* = me. *au* < *āw* = me. *au* < *aʒ*. 2. *ōw* > *ǫu* > me. *ǫu* = me. *ǫu* < *oʒ* = me. *ǫu* < *åw* gegenüber me. *au* < *aʒ*.

f) n. Lan.: *ōw* > ne. *ǫ* in *grow, stow*; jedoch ne. *au* in *bow* mit ne. *au* < *ū* wegen *būʒan*. *āw* > ne. *ā* in *blow, crow, know, mow, slow, snow, sow, throw* wie ne. *ā* < *aʒ, aw* in *draw, gnaw, saw, (thaw)* (jedoch ne. *ǫ* < *aʒ* in *dawn* und ne. *ǫ* < *āʒ* in *owe*). Über *ou* in *soul* und *flown* s. u. § 4. — *ōw* > *ǫu* > me. *ǫu* gegenüber me. *au* < *āw* = me. *au* < *aʒ*.

g) nw., nm., ms., sm. Lan.: keine Belege für *ōw*.

II. Cheshire: *ōw* und *oʒ* nicht belegt; ne. *ō* < *åw* in *crow, know, mow, (thaw)* gegenüber ne. *ǫ* < *aʒ* in *law, draw*.

III. Derbyshire: *ōw* belegt nur für n. Der.: *ōw* > ne. *ō* in *flow, glow, grow, stow* stimmt zu ne. *ō* < *oʒ* in *bow* und ne. *ō* < *åw* in *blow, crow, know, mow, slow, snow, soul, sow, throw, (thaw)*. Dagegen ne. *ǫ* < *aʒ, aw* in *claw, draw, gnaw, law, maw, saw* sb., *dawn*. Über *au* < *oʒ* in *flown*, *ū* in *grow* und *vu* in *soul* s. u. § 4. — *ōw* > *ǫu* > me. *ǫu* = me. *ǫu* < *oʒ* = me. *ǫu* < *åw*.

IV. Nottinghamshire: *ōw* und *oʒ* nicht belegt. Ne. *ō* < *åw* in *know* gegenüber ne. *ǫ* < *aʒ* in *law*.

V. Lincolnshire: *ōw* belegt nur für nw. Lin.: *ōw* > ne. *ō* in *glow, stow* stimmt zu ne. *ō* < *oʒ* in *bow*; *ōw* > ne. *ou* in *flow, stow* stimmt zu ne. *ou* < *oʒ* in *flown*. Dagegen ne. *ǫ* < *āw* in *know, mow, slow, snow, soul, throw* wie ne. *ǫ* < *aʒ, aw* in *claw, draw, gnaw, law, maw, saw, dawn* (aber *ou* in *thaw*).

Über *ǭ* in *grow* s. u. § 4. — *ōw* > *ǫu* > me. *ǫu* [> ne. *ō, ou*] = me. *ǫu* < *oȝ* gegenüber me. *au* < *āw* = me. *au* < *aȝ, aw.*

VI. Yorkshire: *ōw* belegt nur für sw. Yks.: *ōw* > ne. *ou* in *flow, glow, grow, stow* stimmt zu ne. *ou* < *oȝ* in (*bow*), *flown.* Dagegen ne. *oə* < *āw, āȝ* in *crow, know, mow, slow, snow, sow, throw, own* bzw. *ǭ* in *crow, know, own* wie ne. *oə* < *aȝ, aw* in *claw, draw, law,* (*thaw*), bzw. *ǭ* in *claw* [zu *eəg* in *gnaw, maw, saw* s. o. § 2 Ia]. Über *au* in *soul* s. u. § 4. — *ōw* > *ǫu* > me. *ǫu* = me. *ǫu* < *oȝ* gegenüber me. *au* < *āw* = me. *au* < *aȝ, aw.*

VII. Westmoreland:

a) n. Wm.: *ōw* > ne. *au* in *stow* wie ne. *au* < *āw, āȝ* in *crow, owe.* Dagegen *aȝ, aw* > *ǭ* in *gnaw, law, maw, saw* sb. in ganz Wm. [doch: *ā* in m. Wm. *law,* ne. Wm. *draw* (neben *ǭ* in *draw, claw*), sw. Wm. *claw, draw*].

b) w. Wm.: *ōw* > ne. *au* in *stow* wie ne. *au* < *oȝ* in *bow.* Dagegen ne. *ō* < *āw* in *blow, snow, sow, throw* und ne. *ǭ* < *aȝ* in *draw, dawn.* [*ēg* in *saw* (obsol.) vgl. § 2 I a].

c) sw., ne. Wm.: keine *ōw* Belege.

d) Die übrigen, nicht auf ein näher bestimmtes Gebiet eingeschränkten Lautvertretungen stellen sich folgendermafsen dar:

1. *ōw* > ne. *ō* in *flow, glow* wie ne. *ō* < *āw* in *crow, know, mow, slow.*

2. *ōw* > ne. *ǭ* in *flow* wie ne. *ǭ* < *āw* in *blow.*

3. *ōw* > ne. *au* in *glow, grow* wie ne. *au* < *oȝ* in *flown* und ne. *au* < *āw* in *soul*; endlich *au* in *thaw.*

Vgl. § 5 B Anmerkung.

VIII. Durham: *ōw* belegt nur für n. Dur.: *ōw* > ne. *ō* in *flow, glow*; dagegen *āw* > ne. *ā* in *blow, throw* wie ne. *ā* < *aw, aȝ* in *claw, draw, law, maw, dawn.* Aufserdem *ōw* > ne. *au* in *grow* wie ne. *au* < *oȝ* in *flown* und ne. *au* < *āw* in *mow.* Über *ou* in *soul* s. u. § 4. Vgl. § 5 B Anmerkung.

§ 3. Die Spezialabhandlungen über einzelne Dialekte bieten für die Frage folgende Anhaltspunkte:[1])

---

[1]) Die von den Verfassern gewählte phonetische Transkription ist beibehalten.

I. Lancashire:

a) Adlington [cf. A. Hargreaves AF 13 (1904)]: *ōw* > ne. *ō* in *flow, grow, row* (§ 49, 1 d) stimmt zu ne. *ō* < *oȝ* in *bow* (§ 49, 1 e) und ne. *ō* < *āw* in *blow, crow, mow, know, row, slow, snow* (§ 49, 1 a). Dagegen ne. *ǭ* < *aȝ, aw* in *draw, law, gnaw, saw*; *claw, raw, straw* (§ 44, 1 a, b). Über *oū* in *soul* (§ 49, 2 c) und *flown* (§ 49, 2 f) s. u. § 4. — *ōw* > *ọu* > me. *ǫu* = me. *ǫu* < *oȝ* = me. *ǫu* < *åw*.

b) Oldham [cf. K. G. Schilling, Diss. Gieſsen 1906]: *ōw* > ne. *ǭ* in *flow, row, blow* (§ 38) stimmt zu ne. *ǭ* < *oȝ* in *bow* (§ 40, 3) und ne. *ǭ* < *āw* in *blow, crow, know, slow, snow, sow, throw* (§ 40, 1). Dagegen ae. *ǭ* < *aȝ, aw* in *draw, gnaw, haw, law, saw, raw, (thaw)* (§ 36, 1, 2). Über *ū* in *grow* (§ 38, 2, N.) und *au* in *soul* (§ 40, II) s. u. § 4. — *ōw* > *ọu* > me. *ǫu* = me. *ǫu* < *oȝ* = me. *ǫu* < *åw*.

II. Westmoreland:

a) Bowness: J. Sixtus, Pal. 116 (1912) weist ae. *ōw* und *oȝ* nicht nach; jedoch [fauṛ] '4' (§ 152 A). Dagegen [aa] < *āw* in *blow, know, crow, snow, slow* wie [aa] < *aȝ* in *draw* (§ 147 A). *ōw* > *ǫu* > me. *ǫu* gegenüber me. *au* < *āw* = me. *au* < *aȝ*.

b) Kendal [cf. T. O. Hirst, AF 16 (1906)]: *-ōw* > ne. *au* in *row, stow* (§ 116) [jedoch *-ōw-* > ne. *ō* in *flow, grow* (§ 98)[1)]] stimmt zu ne. *au* < *oȝ* in *bow, flown* (§ 117). Dagegen ne. *ā* < *āw* in *blow, crow, know, mow, row, throw* (§ 65, III) wie ne. *ā* < *aȝ* in *draw, haw, gnaw, saw* (§ 65, I). — *ōw* > *ǫu* > me. *ǫu* = me. *ǫu* < *oȝ* gegenüber me. *au* < *āw* = me. *au* < *aȝ*.

III. Yorkshire:

a) Stokesley, N. R. [cf. W. Klein, Pal. 124 (1914)]: *ōw* > ne. [əᵘ] in *glow, grow*; auch [əᵘᵉ] in *four* (§§ 199. 200); *oȝ* nicht belegt. Dagegen ne. [ɔɔ], [ɔ̨ɔ] < *āw* in *blow, crow, know, snow, sow, throw* (§ 195) wie ne. [ɔɔ], [ɔ̨ɔ] < *aȝ* in *draw* (ibd.). Über [səᵘl] '*soul*' (§ 199) und [grɔɔ] — neben [grəᵘ] (ibd.) — s. u. § 4. — *ōw* > *ǫu* > me. *ǫu* gegenüber me. *au* < *āw* = me. *au* < *aȝ*.

b) Windhill [cf. J. Wright, EDS 26 (1892)]: *ōw* > ne. *ou* in *glow, flow, grow, stow* (§ 166), auch *fouə(r)* '4' (§ 190)

---

1) 'OE. medial *ōw* seems to have become *ō* in Kendal, whereas final *ōw* has become *au*' (a. a. O. § 98). Vgl. jedoch unten § 5, Anm.

stimmt zu ne. *ou* < *oȝ* in *bow, flown* (§ 102). Dagegen ne. *oə* < *āw* in *blow, crow, crow* v., *mow, know, slow, snow, sow, throw* und *oəðə(r)* 'either', *noəðə(r)* 'neither'; aber ne. *ou* < *āw* in *out* 'aught', *nout* 'naught', *soul* 'soul' (§ 123); ferner ne. *oə* < *āȝ* in *own*; aber ne. *ou* in *lou* 'low', *ou* 'to owe', *out* 'ought'. Me. *au* wird durch *oə* vertreten, vgl. *oə* in *dawn, draw, law, claw* (§ 63), (*thaw*) [zu *dreəg* 'drawl', *eəg* 'haw', *meəg* 'maw', *neəg* 'gnaw', *seəg* 'saw' (§ 70) vgl. oben § 2, Ia, VI, VIIb; auch Holthausen, E. Sts. 6, 145] sowie *daub, fraud, cause, sauce* (§ 225). Daher: 1. *out, nout* < [*n*]*ō*(*wi*)*ht*, vgl. *brout, sout, þout*; *bout, doutə(r), rout* (§§ 167; 101) [zu *fotn* 'fought' vgl. § 368 f.]. — 2. *ou, out* (ae. *āȝan, āhte*) vermutlich Lehnformen aus dem Süden; vgl. zu *out* : *oən* Wdh. ähnlich *ɔut* : *ɔ:*, *ɔ:n* Hackn. (Cowling §§ 174. 184) und [*aut*] : [*aan*] Bown. (Sixtus § 147, Anm. 1).[1]) — 3. Über *soul* und *lou* s. u. § 4, 1. 2. — *ōw* > *ǫu* > me. *ǫu* = me. *ǫu* < *oȝ* gegenüber me. *au* < *āw* = me. *au* < *aȝ, au*.[2])

c) Hackness (North-East Yorkshire) [cf. G. H. Cowling 1915]: *ōw* > ne. *ɔu* in *bestow, flow, glow-worm, glow* v., *grow* (§ 190), ebs. in *four, chew* mit ae. *ēōw* (§ 189), stimmt zu ne. *ɔu* < *oȝ* in *bow, flown* (§ 185), *lɔu* < an. *logi* (§ 248). Dagegen ne. *ɔ:* < *āw, āȝ* (§§ 174. 175. 243) in *blow, crow, mow, know, slow, snow, sow, throw* [*show* mit *ɔu* (§ 187) schriftsprachlich; nicht bodenständiges *scāwian*]; *owe, own* v., *own* adj., *low* wie ne. *ɔ:* < *aȝ, aw* in *draw, haw, saw, gnaw* (§ 172); *law, awn* (§ 242); *claw*, (*thaw*), *sprawl* (§ 173); vgl. ne. *ɔ:* in *brawn, jaundice, fawn, fault, causeway, palm* u. a. (§ 292). Über *ɔu* in *soul* s. u. § 4. — *ōw* > *ǫu* > me. *ǫu* = me. *ǫu* < *oȝ* gegenüber me. *au* < *āw, āȝ* = me. *au* < *aȝ, aw*.

---

[1]) Anders Holthausen, E. Sts. 6, 146: 'Aus *oən* 'own' gegenüber *lou, ou* scheint hervorzugehen, dafs *āȝ* im me. Inlaut anders behandelt wurde als im me. Auslaut.'

[2]) A. Handke (Diss. Gießen 1912) bietet S. 73 ff. für die Mundart von Mittelyorkshire um 1700 (Skeat, Specimens IV. IX) folgenden Anhalt: me. *ōw* > *ow* in *grows, grown* (*four, fower*) wie me. *oȝ* > *ow* in *bowes, browden* (< ae. *broȝden*) wie me. *ǫuχt* > *ou, ow* in *thought, bought, wrought, brought, thowght, bowght*, [(*n*)*ought*, (*n*)*owght, nowt, nowther*]. Dagegen me. *au* > *au, aw*. Die Verhältnisse entsprechen durchaus den unten § 5 B skizzierten. — Cowling bezieht das von Handke ausgeschöpfte Material ein, ohne diese Arbeit zu verzeichnen.

§ 4. Einzelheiten:

1. Ne. *soul* weicht in einer grofsen Reihe von Dialekten von der Entwicklung *āw* ab:

| | soul | āw | ōw | aȝ |
|---|---|---|---|---|
| s. Lan. | au, ou | ō (ǭ) | ō | ǭ |
| se. Lan. | au | ō (ǭ) | ō | ǭ |
| sw. Lan. | ou | ō | ō | ǭ |
| n. Lan. | ou | ā | ǭ | ā |
| n. Der. | ɐu | ō | ō | ǭ |
| sw. Yks. | au | oə (ǭ) | ou | oə (ǭ) |
| n. Dur. | ou | ā | ō | ā |
| Adl. | oū | ō | ō | ǭ |
| Oldh. | au | ọ̄ | ọ̄ | ǭ |
| Stok. | əᵘ | ɔɔ | əᵘ | ɔɔ |
| Wdh. | ou | oə | ou | oə |
| Hackn. | ɔu[1] | ɔ: | ɔu | ɔ: |

Schriftsprachliche Form des Kirchenwortes (vgl. *ghost, oath, lord* in vielen Maa., wo *ā* bleibt) liegt vor in s., sw., n. Lan., n. Dur., Adl., Wdh., deutlich dialektische Fortentwicklung bzw. Substitution in Stok., Hackn., ähnlich wohl auch — da weder frühe Entlehnung *ǫu* < *ōw* noch me. *sāwle* genügt — s., se. Lan., n. Der., sw. Yks., Oldh.

2. Für *lou* Wdh. 'low' statt *oə* gilt vermutlich gleiches; vgl. [lau] statt [lǭ] in Oldham (Schilling § 40, II).

3. Seltener scheidet sich ne. *grow* von der Entwicklung des *ōw* ab:

| | grow | ōw | āw | ēāw |
|---|---|---|---|---|
| em. Lan. | ou | ō (au) | ō (au) | |
| n. Der. | ū | ō | ō | ū |
| nw. Lin. | ǭ | ō, ou | ǭ | |
| Oldh. | ū | ọ̄ | ọ̄ | ū |
| Stok. | ɔɔ | əᵘ | ɔɔ | |

In nw. Lin. und Stok. liegt klärlich Analogiebildung, veranlafst durch die gleichlautenden Präteritalformen, zu ae. *blāwan* u. ä. vor, vgl. Hanssen Diss. Kiel 1906, § 71. Ähnliches ist in den anderen Gebieten zu vermuten. N. Der. und Oldh.

[1]) Cowling § 175: 'a u-glide has developed before l' (??).

kennt Vertretung von *āw* durch [ū] nicht (EDG § 127): Gleichlautende Präteritalformen vermittelten den Anschlufs an ae. *hēāwan*, vgl. *hjū* (Schilling § 42, Ia) und *hū* n. Der. (EDG p. 160). In em. Lan. *grou* liegt wahrscheinlich schriftsprachliche Form vor.

4. Von me. *ǫu* abweichende Entwicklung zeigt öfters ne. *flown:*

| | flown | bow | ōw |
|---|---|---|---|
| s. Lan. | au | ō | ō |
| se. Lan. | au | — | ō |
| n. Lan. | ou | — | ǭ |
| n. Der. | au | ō | ō |
| Adl. | oū | ō | ō |

In Anbetracht der bekannten Verhältnisse bei ae. *flēōgan* liegt die Vermutung schriftsprachlicher Entlehnung für n. Lan. und Adl. überaus nahe; die *au*-Formen in s., se. Lan., n. Der. wären dialektische Fortentwicklung bzw. Substitution. Vgl. die parallelen Verhältnisse bei *soul*!

5. In ne. *thaw* sind die Reflexe von ae. *þāwan* und *þawian* zusammengeflossen: *āw* in sw. Lan., Chs., n. Der.; *aw* in se. Lan., Oldh.; *āw* : *aw* in s. Lan.; undurchsichtig, wegen *āw* = *aw*, in em. Lan., n. Lan., sw. Yks., Wdh., Hackn.; endlich nw. Lin., Wm.

§ 5. Das vorliegende Material erlaubt folgende Schlüsse:

A. Zusammenfall von *ōw* und *āw*, mithin Entwicklung *ǫu* > *ǫu* trat ein

I. auf dem Gebiet der Verdumpfung *āw* > *åw* in: sw. Lan., m. Lan., Adl., Oldh., n. Der., se. Lan., em. Lan. [ob. § 2, Ie. 2]; in s. Lan., wo vereinzelte *āw*;

II. auf dem Gebiet des unverdumpften *āw*, indem zugleich *ǫu* (nicht *ǫu*!) > *au*; in em. Lan. [ob. § 2, Ie 1]; vielleicht auch in Wm., vgl. § 5 B, Anm. 2.

B. Scheidung von *ōw* und *āw* liegt vor auf den Gebieten der Nichtverdumpfung von *āw*, wo zugleich *ǫu* > *au* fehlt; in: n. Lan., nw. Linc., sw. Yks., Stok., Wdh., Hackn., Bown., Kend.

[Anm.: Besonders ungünstig liegen die Verhältnisse für die Beurteilung von n. Dur. und Wm.

| | ōw | oȝ | ŏht | āw | aȝ |
|---|---|---|---|---|---|
| n. Dur. | flō, grō | | | blā, thrā | |
| | | flaun | aut | | ā |
| | grau | | | mau | |
| n. Wm. | stau | | (out) aut | crau, aue | ǭ (ā) |
| w. Wm. | stau | bau | aut | ō | |
| Wm. | 1. flō, glō | | | crō, knō, mō, slō | |
| | 2. flǭ | | | blǭ | |
| | | | aut | | |
| | 3. glau, grau | flaun | | saul | |

1. Irrig wäre der Schlufs für n. Dur., n. Wm. und Wm. 1, 3, dafs *āw* > åw = *ōw* = *oȝ*; vgl. für Wm. die Einzeluntersuchungen! Für *āw* ist n. Dur. *ā*, Wm. *ǭ* (*ā*) zu erwarten, wie belegt in *blow, throw*; *blow*. *āw* > *ō*, *au* ist nicht lautgesetzlich. — 2. Ob in Wm. 2 *flǭ* auf me. *ǫu* > *au* weist, ist fraglich. Ae. *flōwan* mag ähnlich *ȝrōwan* analogisch zur *āw* Gruppe übergetreten sein (s. o.). — 3. *ōw* > *au*, *ō* [†*flāwan*!] liefse sich mit Kendal [oben § 3, II b] vergleichen, so dafs *ōw* von *āw* > *ǭ*, *ā* geschieden. Nach *āw* = *ōw* im südlichen Verdumpfungsgebiet wäre *āw* > †*au*, *ō* neben *ǭ*, *ā* getreten [vgl. Handke 75 über ne. dial. *goəd* 'gold']. Indes ist fraglich, ob Hirst § 98 zutrifft. — 4. Endlich ist wegen *oȝ* > *au* = *au* < *ŏht* sehr wahrscheinlich, dafs *au* < *ōw* regelrecht me. *ǫu* darstellt, *au* < *āw* alte südliche Entlehnung mit Fortentwicklung ist, dagegen *ō* < *ōw*, *āw* jüngere Herübernahme aus südlich benachbarten Dialekten (Lan., Der.). — 5. Trotz der schwer deutbaren Lautbestände ist sicher, dafs *ōw* von *āw* geschieden, insofern nicht *ōw* > *ā*, *ǭ* [aufser fraglichem *flow* Wm. 2]. Für die Frage, ob spätme. *ǫu* oder *ǫu* für *ōw* vorausgesetzt wird, bleiben diese unsicheren Verhältnisse besser beiseite; immerhin ist sehr wahrscheinlich, dafs in n. Dur., Wm. ne. *au* regelrechte Vertretung von *ōw* ist und zu ne. *au* < *ǫuχt* stimmt.]

Ob in diesen Bezirken *ǫu* oder *ǫu* in der Vertretung von *ōw* zugrunde liegt, ergeben folgende Vergleichungen:

| | ōw > ne. | oȝ > ne. | oht > ne. |
|---|---|---|---|
| Stok. | əu | — | əut (§ 201) |
| Wdh. | ou | ou (§ 102) | out (§§ 101. 167) |
| Hackn. | ɔu | ɔu | ɔu (§§ 185. 186)[1] |
| Bown. | au | — | aut (§ 152) |
| Kend. | au | au (§ 117) | aut (§ 104) |
| nw. Linc. | ō/ou | ō/ou | out[2] |
| sw. Yks. | ou | ou | out[3] |

[1]) Auch *fought* (§ 183), [*n*]ɔ*uðə*(*r*), |*n*]ɔ*ut* (§ 184). Zu ɔ*ut* < *āhte* (§ 184) s. o. § 3, III b. 2

[2]) Nw. Lin. *out* in *daughter, brought, bought, sought, thought* (m. Lin. *ō* in *brought*; s. Linc. *ō* in *fought, thought*).

[3]) Yks. *out* in *daughter, bought, fought, wrought, brought, sought, thought* (sw. Yks. auch *out* in *bought, daughter*).

Für. n. Lan. (vgl. *ǭ* in *wrought*) bietet das Material der EDG zu wenig genügenden Anhalt für eine begründete Aussage. Indes dürften namentlich die Nachweise der fünf Spezialuntersuchungen vollauf beweisen, dafs *ōw* parallele Entwicklung hat mit unzweifelhaftem (*oȝ*), *ǫuχt*, d. h.: die ne. Maa. gewähren keine Stütze für die Aufstellung einer dialektisch beschränkten Erhaltung von spätme. *ǫu* < *ōw*, beweisen vielmehr — ebenso wie die me. Reime — deutlich, dafs allgemein *ōw* > *ǫu* > *ǫu*. In dem von Wright angezogenen Mundartengebiet ist nur *āw* von *ōw* geschieden, während *oȝ*, *oht* [nw. Linc., sw. Yks., Wdh., Hackn., Kend.] bzw. *oht* [Stok., Bown.; *oȝ*?] mit *ōw* gehen. Ein Gegensatz spätme. *ōw* > *ǫu* gegenüber spätme. *au* < *ǫu* < *āw*, *āȝ*, *oȝ*, *ŏht* liegt nicht vor; nur unverdumpftes *āw*, *āȝ* ist seine Sonderentwicklung gegangen. Die eingangs zitierte Aufstellung Wrights besteht also nicht zu recht. Das Spätme. kannte kein *ǫu*; soweit frühme. *ǫu* vorhanden war, wurde es beseitigt, indem 1. *ōw*, *ōȝ* > *ǫu* > *ǫu*, 2. *ōχ* > *ǫuχ* > *ūχ*.

z. Z. Jena. Hermann M. Flasdieck.

---

## II. UNTERRICHTSWESEN.

**Palmer, Harold E., A Grammar of Spoken English, on a Strictly Phonetic Basis.** Cambridge, W. Heffer & Sons, Ltd., 1924. xxxvi. 293 pp. 8. [Preis: 12/6.]

Schon der Titel sagt uns, dafs wir eine Grammatik des gesprochenen, nicht des geschriebenen Englisch vor uns haben, und dementsprechend wird jeder, der sich der Bedeutung des Wortes „gesprochen“ im Gegensatz zu „geschrieben“ deutlich bewufst ist, in dem vorliegenden Werk etwas anderes erwarten als in irgendeiner anderen englischen Grammatik; und auf der anderen Seite darf er etwas nicht erwarten, was man gewöhnlich in den Grammatiken sucht und findet, nämlich dafs alle erwähnten oder erklärten Wörter in der gebräuchlichen Schreibung wiedergegeben werden, aufser in den Fällen, wo die phonetische Transkription mit jener übereinstimmt.

Also der am ehesten in die Augen springende Charakterzug dieses Buches ist wohl, dafs alles Orthographische streng verbannt ist. Tatsächlich ist auch der Text alles, was uns irgendwie daran erinnern könnte, dafs es überhaupt so etwas wie

Orthographie gebe. Alle besprochenen Formen, ja alle Beispielsätze, sind in phonetischer Transkription mit den von der "Internat. Phonetic Assoc." festgesetzten Zeichen wiedergegeben.

Schon in der Disposition weicht der Verfasser von dem meist Gebräuchlichen ab. Die landläufige Einteilung einer Grammatik in Wortlehre und Satzlehre wird ersetzt durch folgende:

1. Phonetik.
2. Wortarten (das, was gewöhnlich Formenlehre heiſst).
3. Satzteile (Syntax).
4. Logische Kategorien, die in keinem der vorhergehenden Abschnitte behandelt werden konnten.

Dem eigentlichen Werk wird eine Einleitung vorausgeschickt, in welcher der Verfasser eine Orientierung gibt über Zweck und Anlage des Buches.

Der erste Abschnitt bestimmt die Aufgaben der Grammatik gegenüber denjenigen eines Wörterbuches: das Wörterbuch soll in erster Linie die Wörter erklären, während der Grammatik die Beschreibung und Erklärung aller derjenigen sprachlichen Erscheinungen vorbehalten bleibt, welche unter allgemeine Regeln gebracht werden können.

Im zweiten Abschnitt verteidigt er die Berechtigung der Grammatik. Sodann hebt er im dritten Abschnitt den Unterschied hervor zwischen Sprache und Schrift oder zwischen gesprochenem und literarischem Englisch.

Es folgt ein amüsanter Abschnitt, in welchem die Illusion eines „korrekten Englisch“ zerstört wird, und in welchem gesagt wird, mit welchem Dialekt die vorliegende Grammatik sich befassen wolle, nämlich mit demjenigen "used in everyday conversation by the vast majority of educated speakers living south of the Trent and east of the Severn, the British Channel and Devon, and particularly those who are natives of London and the Home Counties."

Die Einleitung schlieſst mit den schon berührten Angaben über Disposition und Einrichtung des Buches.

### Part I. Phenomena conveniently treated under the heading of Phonetics.

Palmer gibt eine Tabelle der 46 englischen Laute, wobei er einfache und zusammengesetzte Laute unter dem Namen "Phones" zusammenfaſst.

Grofsen Wert legt er auf ein Gebiet, welches gewöhnlich stark vernachlässigt wird, nämlich auf die Betonung und deren Folgeerscheinungen in der Aussprache der Wörter. Zur Bezeichnung der Betonung bedient er sich verschiedener Pfeile, die zugleich auch das Heben und Senken der Stimme andeuten sollen. Viele Wörter weisen im Englischen weitgehende Unterschiede auf, je nach der Betonung, so dafs es unrichtig wäre, jeweils blofs eine Aussprachebezeichnung zu geben, und so gibt der Verfasser in §§ 15—19 die Aussprache von 60 der häufigsten englischen Wörter. Jedes derselben besitzt eine starke und eine oder mehrere schwache Formen, von letzteren manchmal bis zu vier, in einem Falle sogar fünf.

Die folgenden Paragraphen sind der Intonation gewidmet. Der Verfasser verweist für noch ausführlichere Behandlung der hierher gehörenden Erscheinungen auf sein schon früher in demselben Verlage erschienenes Buch "English Intonation, with systematic exercises". Als Mittel, dem Leser den Tonfall ganzer Sätze oder Redensarten zu versinnlichen, verwendet der Verfasser die schon erwähnten Pfeile und verschieden gerichtete Striche, welche den Silben, deren Betonung besonders bezeichnet werden soll, vorangesetzt werden. Dieses ist meines Wissens etwas, was so gut wie vollständig vernachlässigt wird, wenigstens in unseren kontinentalen Schulen, so dafs der vorliegende Versuch einen wichtigen Fortschritt in sprachpädagogischer Hinsicht bedeutet. Der Verfasser hat, besonders auch in seinem vierten Abschnitt, reichlich Gelegenheit, von dieser geschickt gewählten Art der Veranschaulichung Gebrauch zu machen: so zeigt er z. B. p. 280 f., auf wieviele Arten der einfache Satz "come here" und dessen Verneinung gesprochen werden kann.

## Part II. Phenomena conveniently treated under the general heading of Parts of Speech, their Morphology and Syntactical uses.

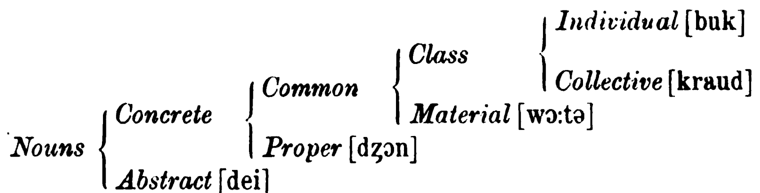
Die übliche Einteilung der Redeteile soll soweit möglich beibehalten werden; der Verfasser findet aber Grund zu einigen kleinen Änderungen, und seine definitive Einteilung ist folgende: 1. Nouns, 2. Pronouns and Determinatives, 3. Qualificatives, 4. Verbs, 5. Adverbs, 6. Prepositions, 7. Connectives (together with Interrogative Words), 8. Interjections and Exclamations.

Nouns lassen sich verschieden klassifizieren:

1. Nach der Form. Die Substantiva werden der Form nach gewöhnlich in einfache und zusammengesetzte eingeteilt, aber der Verfasser zeigt, daſs eine solche Einteilung, wenn man es damit ganz genau nehmen will, so gut wie undurchführbar ist, indem es alle möglichen unmerklichen Übergänge gibt, und daſs die Einteilung selber auch keinen praktischen Wert hat. Es ist auſserdem nicht immer möglich, zwischen Substantiven und anderen Wortarten scharfe Grenzen zu ziehen, so zwischen Substantiv und Verbum oder zwischen Substantiv und Pronomen.

2. Logisch: [ich gebe gleich des Verfassers "Scheme of Classification" wieder:]

Scheme of Classifcation.




Was man an der Flexion vermissen könnte, ist der Hinweis auf das Historische. Aber auch hier muſs der Hinweis auf den Titel des Buches genügen, um die Art der Behandlung zu rechtfertigen, da man es ja nicht mit der Entwickelung des älteren Englisch zu dem heute gebräuchlichen, sondern ausschlieſslich mit dem heute tatsächlich gesprochenen zu tun haben will. So wird z. B. nicht erklärt, warum die Pluralendung und die Genetivendung der Substantive sich je nach dem letzten Laut des Stammes verschieden weit zurückgebildet haben, sondern es wird einfach berichtet, in welchen Fällen die Endung [s], in welchen [iz] oder [z] ist.

In dem folgenden Kapitel "Pronouns and Determinatives" wird hingewiesen auf die Schwierigkeit, die einer scharfen Trennung von Pronomen und Adjektiv im Wege steht. Der Verfasser findet, es wäre das richtigste, bloſs das Personalpronomen als eigentliches Pronomen anzuerkennen.

Er unterscheidet beim Personalpronomen bloſs Nominativ, Casus obliquus und emphatische oder reflexive Form. Auch hier fehlt natürlich jede Anspielung auf historische Begründung.

Eine wohl ziemlich verschieden behandelte Streitfrage betrifft die Korrektheit im prädikativen Gebrauch des Personalpronomens. Soll man sagen: "It is I" oder "It is me"? Diese Frage durfte natürlich nicht unausgesprochen bleiben in einer Grammatik, welche sich gerade dem gesprochenen Englisch widmen wollte. Der Verfasser mischt sich indessen nicht unter die Streitenden, sondern gibt einfach die Tatsachen wieder, so wie er sie beobachtet hat.

Das Kapitel "Determinatives" umfaſst die Artikel (wozu auch die Demonstrativa *this* und *that*, die Partitiva *some* und *any*, dann *no* und *none* gerechnet werden, woran sich noch anschlieſsen: *every, each, both*; *either, neither, all*; *any, various, certain, such, other, the same, whole, very, -self, -selves*) und quantitative und numerische Determinativa (umfassend sämtliche Gewichts- und Maſsbestimmungen und die verschiedenen Arten von Zahlwörtern).

Unter "Qualificatives" versteht der Verfasser alle diejenigen Wörter, welche Substantiva epithetisch oder prädikativ bestimmen. Er unterscheidet zwei Klassen:

1. Adjectives, 2. Participials.

Im Anschluſs an die Klassifikation behandelt er die näheren Bestimmungen und die Komparationen der Qualificativa.

Ähnlich wie das Substantiv läſst sich auch das Verbum formal klassifizieren; aber wie dort, so zeigt der Verfasser auch hier, daſs eine scharfe Trennung von einfachen und abgeleiteten Verben unmöglich und auch ohne praktischen Wert ist. Nach der Flexion ordnet er die Verba ein in eine lebende und eine tote Konjugation. Die lebende Konjugation entspricht dem, was gewöhnlich die schwache, die tote dem, was sonst gewöhnlich starke Konjugation genannt wird; letztere umfaſst jedoch auſser den eigentlichen starken Verben noch solche wie *bend, have, buy, bring*. Zu den Verben der toten Konjugation gehören auſserdem noch einige Verba mit eigentümlicher Konjugation, welche jedes besonders behandelt werden: *be, have, do, shall, will, can, may, must, ought, need, dare, used*. In den folgenden Paragraphen behandelt er dann eine für das gesprochene Englisch höchst wichtige Gruppe von 24 anomalous finites. Es sind dies die einfachen finiten Formen der 12 anormalen und defektiven Verba: *be, have, do, shall,*

*will, can, may, must, ought, need, dare, used,* jede auch mit ihrer Verneinung.

In den folgenden Paragraphen erklärt der Verfasser, dafs man das Wort Konjugation auf drei Arten verstehen könne: 1. als die Zusammenstellung der (im Englischen fünf) Flexionsformen; 2. als eine bestimmte Konjugationsklasse, von denen er zunächst zwei (lebend und tot) und unter der zweiten wieder verschiedene Unterklassen unterscheidet; 3. als die Darstellung der verschiedenen Tempora oder Zeitformen, deren 26 unterschieden werden. In diesem dritten Sinne handeln §§ 271—315 von der Konjugation.

### Part III. Parts of the Sentence.

Diese Syntax ist in ihrer Knappheit und gleichzeitigen Reichhaltigkeit ein Meisterstück für sich. Statt durch lange Theorie zeichnet sie sich aus durch ihre Tabellen, welche die Reihenfolge der Satzglieder illustrieren, und durch die zahlreichen Beispielsätze, welche jede gegebene Regel begleiten.

Hier läfst sich vielleicht am besten die Erwähnung eines wichtigen methodischen Hilfsmittels anschliefsen, welches der Verfasser im zweiten Abschnitt der Einleitung schon empfiehlt. Ich meine die sogenannten "substitution tables". Diese dienen dazu, eine möglichst grofse Zahl von Übungssätzen auf ganz kleinem Raum zur Darstellung zu bringen. Das Beispiel, welches der Verfasser p. xxx verwendet, nimmt 4 Zeilen ein, umfafst aber im ganzen 1296 Sätze. Er verweist auch hierfür auf ein von ihm verfafstes Übungsbuch: "Colloquial English, part I. 100 Substitution Tables". [In demselben Verlage.]

### Part IV. Logical Categories.

In diesem Teil bringt der Verfasser alles dasjenige unter, was nicht wohl in Teil 2 oder 3 hineinpafste. Hier werden behandelt: die Emphasis und ihre Anwendung auf Affirmation; dann die Negation und die vielen verschiedenen Arten der Frage. Auch in diesem Teil spielt wieder der Tonfall eine grofse Rolle. Dann folgen Kapitel über die Anwendung der gewöhnlichen Zeitform und der progressiven Form des Verbums. An die Betrachtung des Futurums schliefst sich eine Zusammenstellung des Gebrauches von *shall* und *will* an. §§ 638 und 639 handeln vom indirekten Objekt, vom Possessivfall,

von den Ausdrücken, welche Totalität bezeichnen (all, every, no, none, &c.), von Ausdrücken der Nationalität und vom Genus. Das Buch schliefst mit einem Kapitel über die indirekte Rede.

Das einzige, was man an der Grammatik noch wünschen könnte, wäre ein ausführliches Wort- und Sachregister; aber dieses müfste bei der Reichhaltigkeit des Werkes so umfangreich werden, dafs man es billigerweise doch nicht verlangen kann, und so bleibt dem Leser nichts übrig als die ganze Grammatik genau zu studieren, da es ihm sonst schwer fallen würde, in allen Fällen, wo er sich über ein bestimmtes Gebiet orientieren will, rasch die Hauptstelle zu finden. Es lohnt indessen die Mühe reichlich, und jedem Lehrer ist zu wünschen, dafs er das Buch besitze. Ich kann mir einen guten Konversationsunterricht nun gar nicht mehr ohne sie vorstellen. Überhaupt wäre es zu wünschen, dafs neben den deutschen Unterrichtswerken in unseren Schulen auch die besten Werke englischer Sprachpädagogen mit zu Rate gezogen würden.

Wie aus den dem Bande beigegebenen Buchhändleranzeigen des Verlages ersichtlich ist, existieren von demselben Verfasser und auch von einigen anderen noch eine ganze Reihe sehr praktischer Hilfsmittel zum fremdsprachlichen Unterrichte.

Zum Schlusse mufs ich noch etwas hervorheben, was auch der Verfasser in der Einleitung ausdrücklich betont, nämlich dafs die Grammatik nicht für Anfänger geschrieben ist. Einem gänzlichen Anfänger wäre sie, glaube ich, geradezu unlesbar. Im Gegenteil, je mehr man selber schon die Sprache beherrscht und je mehr Gelegenheit man schon hatte, Englisch von Engländern sprechen zu hören, desto mehr Gewinn, ja sogar Genufs wird man aus diesem Werke schöpfen.

Basel. Heinrich Nidecker.

---

## III. MITTEILUNGEN.

### 55. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Erlangen.

Das reichhaltige Programm der vom 29. September bis 2. Oktober d. J. in Erlangen stattfindenden 55. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner ist jetzt erschienen und kann von dem ersten Vorsitzenden, Prof. Dr. Otto Stählin, Erlangen, Rathsbergerstrafse 9, bezogen werden. Anmeldungen werden bis spätestens 1. September erbeten.

---

# IV. AUS ZEITSCHRIFTEN.

**Die Neue Rundschau** XXXV, 10: Saenger, Nietzsche in und über England.

— XXXV, 11: Dell, England und Deutschland. — Bernard Shaw u. Archibald Hendersen, Das Drama, das Theater, der Film. — Meyerfeld, Englische Menschen.

**Englische Studien** 59, 2: Margarete Rösler, Die Vigesimalzählung im Englischen und Anglonormannischen. — Schoenemann, Der Puritanismus in Neuengland. — Halfmann, H. G. Wells' Vereinigung von Imperialismus und Pazifismus und ihre Grundlagen in der englischen Literatur.

**English Studies** VII, 3: Karpf, English as the First Foreign Language in Secondary Schools. — Notes and News: English as the Third Foreign Language.

**Germanisch-Romanische Monatsschrift** XIII, 5/6: Selesković, Natur- und Literaturwissenschaft. II. — Spitzer, Wortkunst und Sprachwissenschaft. — Singer, Karolingische Renaissance. I. — Schäfer (Elisabeth), Shakespeare und das Domestic-Drama. I. — Hatzfeld, Mittel der Anschaulichkeit im „Don Quijote" I.

**Language** Vol. 1 (March '25): Bloomfield, Why a Linguistic Society? — The Call for the Organization Meeting. — Proceedings of the Organization Meeting. — Abstracts. — Notes and Personalia. — The Constitution of the Society. — List of Foundation Members.

**Philological Quarterly**, Vol. IV, No. 2: Gudde, Grimmelshausen's Simplicius Simplicissimus and Defoe's Robinson Crusoe.

**Studies in Philology** XXII, 2 (April '25): Tannenbaum, Shakespeare's unquestioned Autograph and the Addition to "Sir Thomas Moore". — Emerson, Shakespearean and other Feasts. — Graves, Women on the Pre-Restoration Stage. — Blanchard, Imitations from Tasso in the "Faerie Queene". — Covington, Spenser and Alexander Neckam. — Withington, "F. S., Which is to say ..." — Cawley, Drayton's Use of Welsh History. — Bush, Classical Lives in the "Mirror for Magistrates". — Mustard, Notes on John Lily's Plays. — Graves, Recent Literature of the English Renaissance.

[10. 7. 25.]

## INHALT.



Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

# Beiblatt zur Anglia.

**Mitteilungen
über englische Sprache und Literatur
und über englischen Unterricht.**

XXXVI. Bd. September 1925. Nr. IX.

## I. SPRACHE UND LITERATUR.

**Joseph Wright and Elizabeth Mary Wright, An Elementary Historical New English Grammar.** Oxford, Humphrey Milford, 1924. XII + 224 pp. 7 s. net.

With their Historical New English Grammar Professor and Mrs. Joseph Wright have added another link to their series of historical English grammars, the last of which will presumably be an Historical English Grammar, to be published by the end of the present year. Perhaps, however, we may also expect a short history of English dialects.

The plan adopted in the New English Grammar, for obvious reasons, is as far as possible the same as in the elementary Old and Middle English grammars, and students in the three books get a connected survey of the history of English from Primitive Germanic down to modern times. The book contains phonology and inflexions: word-formation will be dealt with in the Historical English Grammar. The term Elementary affixed to the title is not altogether appropriate, as the New English Grammar is a good deal more comprehensive than its predecessors. But it does not claim to be an original and exhaustive treatise, being primarily intended for students, not for specialists.

The New English Grammar, it is almost needless to say, is characterized by the same qualities as the Old and Middle English grammars. It presents the facts in the same clear and straightforward way. It brings out the essential things, giving less prominence to questions of secondary importance. Nothing of real importance is overlooked, and in a brief space the book gives very full and valuable information. Particular prominence has been given to the orthography and the con-

clusions to be drawn from it as to the history of the pronunciation. A chapter of more than 30 pages is devoted to "orthography and pronunciation". In the history of the pronunciation some of the information found in the said chapter is even given over again, partially verbatim, as under *ē* and *ō* (cf. §§ 18 and 70, 35 and 74).

There is hardly any department in the history of English, on which so much has been written in the last two or three decades as on the development of modern English sounds. While in the Middle English Grammar the authors had to do a great deal of the preliminary work themselves, in the New English Grammar they have had a rich literature to consult. There are now not only the comprehensive grammars by Horn and Jespersen, but also the short handbooks by Wyld and the present writer, besides a large number of special treatises. Naturally their work has largely been one of selection and criticism, but their work is nevertheless independent, and on many points they advance new theories or support theories advanced before by arguments of their own.

Like Jespersen the authors hold that *ā* and *ai*, *ǭ* and *ōu* were not, as is usually held, merged in a monophthong, which was later developed into a diphthong, but that in early modern English *ā* and *ǭ* developed into diphthongs (identical with those going back to ME. *ai*, *ōu*), which have remained practically unchanged to the present day. The evidence in favour of this theory is drawn from dialects. In the Midland, Eastern, Southern and South-Western dialects ME. *ai* has generally remained a diphthong and not fallen together with *ā*. This may seem conclusive at first sight, but I am not sure the evidence is quite satisfactory. First, as in Standard English *ai* and *ā* have been merged in one sound, its development is clearly not the same as in the dialect mentioned. Second, it is not of course self-evident that a modern dialectal diphthong always goes back direct to a ME. diphthong. Third, in some dialects *ā* and *ai* are merged in a monophthong, as in Bedford. I think the question can hardly be looked upon as settled, and Luick's discussions in 'Untersuchungen' will have to be very seriously taken into account.

The development of vowels before *r* is very fully discussed (§§ 107—131), and new theories are suggested as regards

the development particulary of the long vowels. The authors thus suggest that the modern diphthong in words such as *dare* developed in early modern English, and that consequently the modern distinction between the vowels in *dare* and *rate* is of old date. Against this is in my opinion to be adduced the fact that good early authorities as Cooper know nothing of such a distinction. Personally I am more inclined to believe that the distinction is much later. The vowel in such words as *bear* is explained by the theory that ME. *ę̄* before *r* did not take part in the change *ę̄* to *ẹ̄*.

It goes without saying that in a book of this kind there must be many problems on which different opinions are possible. I have myself had occasion to deal with the problems, and have on some points come to other conclusions than the authors. It is hardly worth while here drawing attention to or discussing such differences, mostly of a rather trivial nature, and readers will easily be able to form an opinion of their own on the relative merits of the different theories. Only a few remarks may be added here.

§ 34. *None* surely has not Me. *ǭ*. — The information on words with *o* before *r* does not altogether agree with that in § 116. — § 48. It is stated that in words like *autumn* final *n* was never pronounced. In § 200 we are told that *n* disappeared after *m* by assimilation in late ME. and early NE. — § 63. I do not think it is right to say that in *long* etc. the *o* represents OE. short *o*. A long vowel is well evidenced in Middle English in such words. — § 64. It is by no means probable that lengthening always took place in such words as *feather, heaven, heavy, leather*, so that mod. short *e* is necessarily due to shortening. — § 66. The shortening in *hotter* is hardly "regular". A regularly shortened form would have had *a*. — § 67. I doubt whether *oven* with [a] represents an unrecorded OE. *ufen*. This is a case where initial lengthening may have taken place. — § 71. It is doubtful if words such as *decent, equal, frequent* had ME. *ę̄*. — § 297. I doubt whether *news* is really a translation of Fr. *nouvelles*. In Old English we often find such phrases as *hwæt nīwes, āht nīwes* etc. I am inclined to believe that Engl. *news* is exactly analogous to Du. *nieuws*, which is demonstrably the old genitive. Against this theory there is only the fact that no early ME. examples of *news*

have hitherto been pointed out. — § 384. *Snew* is much older than the sixteenth century. — § 410. I doubt whether the pronunciation [dount] for *don't* is due to the spelling. *Don't* is not a word that one would expect to be influenced by the spelling.

Students of English owe Professor and Mrs. Wright a real debt of gratitude for the valuable handbooks of English they have given us. We have every reason to look forward with much interest to the forthcoming Historical English Grammar.

Lund. Eilert Ekwall.

---

**E. Kruisinga, A Handbook of Present-Day English. Part I. English Sounds.** Fourth Edition. Kemink en Zoon, Utrecht 1925. XI + 311 S.

Die grammatische Darstellung des lebenden Englisch von Kruisinga, einem Schüler Bülbrings, hat sich bereits seit langem durch Originalität und Gründlichkeit einen Platz in der Fachliteratur gesichert. Vom 1. Band (zuerst 1909) liegt nunmehr die 4. Auflage vor, die eine sorgfältige Revision unter gewissenhafter Berücksichtigung der Vorschläge der Kritik darstellt. So begründen die *English Sounds* aufs neue ihren Ruf, den sie auch in der deutschen Anglistik besitzen, eines der gründlichsten Hilfsmittel zum Studium der Phonetik und eine der trefflichsten Leistungen auf dem Gebiete der neuenglischen Grammatik überhaupt zu sein.

Die Anlage ist im grofsen und ganzen dieselbe geblieben. Der erste Teil gibt eine ausführliche, gelegentlich fast zu ausführliche, Einleitung in die allgemeine Phonetik und schreckt nirgends vor letzten und schwierigsten Problemen zurück. Wennschon Kruisinga selbst kein Experimentalphonetiker ist, so sucht er doch nach Kräften die Ergebnisse dieser Wissenschaft für seine Erörterungen nutzbar zu machen, und dieses Bestreben darf wohl mit Recht als vollauf gelungen bezeichnet werden. Allerdings ist hier und da eine gewisse Uneinheitlichkeit in der Terminologie nicht ganz vermieden worden. Der zweite Teil behandelt die Spezialprobleme der englischen Phonetik. Obschon die Darstellung durchweg klar und durchsichtig ist, dürfte es sich doch empfehlen, in späteren Auflagen eine andere Disposition zu wählen: die Erörterung der jeweiligen speziell englischen Verhältnisse an die allgemeinen unmittelbar anzuschliefsen. Die Klarheit würde kaum getrübt,

eher gefördert werden. Der dritte Teil enthält eine aufserordentlich umfassende Darstellung der zwischen Lauten und Schriftzeichen bestehenden Beziehungen, die durch zwei Aussprachelisten ergänzt wird. Sie ist für Vorgerücktere berechnet: da dürfte es sich doch empfehlen, historischen Erläuterungen einen gewissen Raum zuzumessen. In vielen Punkten würde dadurch sicherlich ein tieferes Eindringen gewährleistet werden. Dafs dadurch die Aufmerksamkeit der Studierenden von der gegenwärtigen Sprache abgelenkt würde, steht kaum zu befürchten.

Einige Einzelheiten aus dem dritten Teil seien hier noch zur Sprache gebracht, deren Berücksichtigung in der sicherlich zu erwartenden 5. Auflage vielleicht von Nutzen sein könnte:

§ 302: Neben *blancmange* [bləmanž] wäre [bləmonž] zu notieren, das vielleicht sogar die häufigere Aussprache ist. — § $303_1$: Die Kürzungstendenz in Fällen wie *salt, false* wird doch wohl unterschätzt ('some speakers'); besonders vor [lt] erscheint oft nicht nur Halblänge, sondern wirkliche Kürze. — § $307_3$ wäre neben [kwɑf], [wɑft] doch noch [o, ɔ] z. m. zu nennen. Die Formulierung '[w] has no influence' geht zu weit, wennschon [ɑ] heute überwiegen dürfte. — § $307_1$: Neben [æ] in *confidant(e)* kommt auch [ɑ] noch vor. — § $308_2$: '[ɔ] in *wrath* [rɔþ] may be due to rounded *r*' wird zwar auch von Jespersen MEG I. $10_{93}$ gelehrt, trifft aber kaum das Richtige. Vgl. Archiv $106_{41}$. — § $309_1$: Dafs [ɑ] in *papa, mam(m)a* nur mit dem onomatopoetischen Charakter zusammenhänge, ist wohl anfechtbar. — § $309^6$ wäre ein Hinweis auf *Baboo English* angebracht. — § $309_2$: Neben [ɑ] in *spa* besteht noch immer [spɔ], neben [drɑmə] auch wohl noch [æ]. — § $310_2$: [e] : [i] in *epoch* usw. wäre *legend* anzureihen; doch scheint hier [e] vorzudringen, umgekehrt [i] in *epoch*. — S. 155 oben: auch [primər, praimər]. — § 318: Neben [ou] in *revolt* hört man auch noch [o]. — § 319: Ob bei [*o*] vor *breathed open consonants* tatsächlich Länge vorliegt oder vielmehr Halblänge, wäre zu erörtern. Neben *office* mit [ɔ] vor *medial ff* wäre auch *coffee* zu nennen. — § 324: Neben [pùt] '*throw*' müfste [pʌt] '*at golf*' erwähnt werden.[1]) — § 327: Neben *layer*

[1]) [ʌ] in *fulsome* bereitet der historischen Betrachtung Schwierigkeiten (vgl. Horn Ne. Gr. § 66). Liegt junge Kürzung vor (vgl. [weskət]) aus *au*?

*'one who lays'* [leiər] steht *layer 'stratum'* [lɛər]. — § $328_2$: *clerk*: *clergy* gibt instruktiven Gegensatz. — § 337 (§ 322): [u, ju] in *enthusiasm, enthusiastic* ist mit [u, ju] in *suet* kaum auf eine Stufe zu stellen. — § 354: [tšldrən] und [džogrəfĭ] sollten trotz der tabellarischen Kürze getrennt, auch [mlk] aus § 143 wiederholt werden. — § 362 l.: *Aa* is rare ... — § $365_2$ ist [wenskət] nachzutragen, § $371_1$ *Laurence* [lorəns]. Der Vokal in *austere, authority* dürfte von dem in *author* quantitativ verschieden sein. — § 382 würden doch wohl vorteilhaft Fälle wie *De Beauvoir, Beauchamp* mit [ĭ] genannt. — § $383_1$: Neben [ì, e] könnte [ʌ] in *threepence* aufgeführt, der Gegensatz zu *threefold, three-legged, threesome* betont werden. — §§ $406_2$, 407: *oe* = [ʌ] auch in *doest*. [uĭ] in *doeth, doest* verdiente wohl eine morphologische Anmerkung. — § $410_1$: Bei *choir* könnte die Schreibung *quire* mitangegeben werden. — § 423: Bei *ow* = [ou] bedarf *bowl* eines Zusatzes. — § 476: Die zu *Canute* gegebene Erklärung ('as *kn-* suggests [n] to an English reader ...') bedarf der Berichtigung. — § 479 l. [lj]. — § 498 *ps-* = [s]: Erwähnenswert wäre der Vorschlag Murrays, Schriftaussprache [ps] durchzuführen; übrigens hat Bradley vor einigen Jahren den Vorschlag wiederholt.[1]) — § $497_1$: Neben [nevju] sollte [nefju] angegeben werden. — § 519: *posy* [pouzĭ] wäre ein interessantes Beispiel gegenüber *poesy* [pouĭsĭ] § 520; übrigens hat dieses auch häufig [z]. — § 534: Zu *often* mit und ohne [t] vgl. H. C. Wyld, Studies in E. Rimes (1923), S. 16. — § 541: Bei *Th* = [t] fehlt *Thames*. — § 546: Die Anmerkung zu *housewife* [hʌzĭf] könnte durch Hinweis auf [hauswaif] u. a. ergänzt werden. — § 545: Daſs *w* in *who-* durchweg stumm sei, trifft nicht zu; vgl. *whoa, whop, whopper*; auch *whorl, whortle*.

Endlich bedürfte der Abschnitt § 325 ff. (Vowels before the symbol *r*) der Revision. Behält man z. B. die Umschrift [iə] in *mere* neben [i] in *me* bei, so kann man kaum von 'changes caused by *r*' in [iə, uə, ɔə, aiə, auə, ɔiə] sprechen. Fälle wie *theatre, museum, boa, quiet, avowal*, auch *going*, sollten zur Verdeutlichung der ə-Wirkung miteinbezogen werden.

z. Z. Jena. Hermann M. Flasdieck.

---

[1]) Spoken and written English. Oxf. 1919, S. 32.

**Samuel Moore, Historical Outlines of English Phonology and Morphology (Middle English and Modern English).** George Wahr, Ann Arbor, Michigan 1925. VIII + 153 S.

Die vorliegende Neubearbeitung der *Historical Outlines of English Phonology and Middle English Grammar 1919* (vgl. AB $33_{230}$) bedeutet zugleich stoffliche Vermehrung und inhaltliche Revision. Neu hinzugekommen ist Teil VI: Historical Development of Modern English Inflections (S. 112—148). Die übrigen aus der Erstauflage übernommenen Kapitel sind im einzelnen vielfach auf Grund der einschlägigen Literatur sowie der Kritiken berichtigt und erweitert. Der Charakter des Buches ist dadurch nicht verändert worden: es bietet nach wie vor nur eine recht äufserliche Zusammenstellung der elementarsten Daten; eigene Forschung ist darin nicht zu finden.

An Einzelheiten seien zu weiterer Berichtigung und Erwägung empfohlen:

§ 24. Für ae. *ĕ* und *ŏ* ist geschlossene Qualität anzusetzen, die ja vielleicht bereits urgermanisch ist. Ebenso ae. [ị̆] und [ụ̆]. — S. 22[42] wäre der Begriff *Mercian dialect* genauer zu erörtern. — § 26. Ne. *faught* ist kein gutes Beispiel für die ne. Vertretung von me. *au.* Eine me. Doppelheit [sɔːulə] : [θǫuxt] hat nicht bestanden: erst im 15. Jh. beginnt eine Aufhellung *ǫuχt* > *auχt.* — S. 24. Die Kürzung von ae. *ǣ* und *ēa* ist zu summarisch behandelt. — S. 25. Ne. *father* < me. *fāder* bedarf einer Anmerkung. — § $27_2$. Der spätme. Wert der Diphthonge [ai], [ęi], [æi] ist doch wohl [ai]. — S. 26. Für [ǫi] wären auch die germanischen Wörter anzuführen, um so mehr, als § 26 *boy* als Beispiel gegeben ist. — § $27_3$b: die Aufstellung *ē* + *ȝ* > *ei* > *ī* bedarf der Einschränkung. — § $28_1$: Me. *er* > *ar* [> *ær* > *ǣr*] > *ā.* Die Entwicklung von *ir, ur, er* ist zu summarisch gegeben, ebenso die von *ŏr, ǭr, ǭr.* Ebenfalls zu elementar: 'Middle English [ɛː] has frequently been preserved before *r* in Modern English.' — § $28_5$: Me. [wụdə] ist nicht die Vorstufe von ne. *wood.* — § $30_1$: *h*-Verlust in *hn, hl, hr* ist bereits spätae. — § $30_1$c: Die Formulierung 'ae. *ȝ* nach Konsonant > *w*' bedarf der Präzisierung. — § $65_7$: Vor *rs* wird nicht gedehnt, vgl. StEPh $66_{31}$ und Ekwall AB $34_{37}$ (?). — § 67 $I_2$ sollte bei kent. *eald* ne. *Weald* : *wold* genannt werden. — § $69_2$c: westmittelländisch *loond* ist auch [lǭnd], nicht [lǭnd],

da ae. *a/o* [ǫ]. — § 74: *thing* dürfte für Chaucer schon [þiŋ] sein, wofür seit dem 14. Jahrh. unbetont *-iŋ* > *-in* spricht. — § 78: Für Chaucer sind mindestens *ā̊* < *ā* und *ǭ* < *o-* noch geschieden, ebenso wohl *ǣ* : *ę̄*. — § $99_2$: Die Verteilung *wŏmman* : *wimmen* ist bereits bei Robert of Gloucester deutlich. — S. $128^{151}$: Zu *who, two* gehört auch *womb*. — S. 146: Ne. [wud] *would* < me. *wulde* nach *shulde*, daher frühne. [ūl, ū, ŭ]; kaum [wǭld] > [wūld] > [wŭld] > [wŭd]. — § $120_1$: Auch spätme., frühne. *ea* für [ɛ:] ist agn. Schreibergewohnheit. — Auch in der phonetischen Umschrift von C. T. Prolog v. 1—117 (S. 89 ff.) bleibt noch einiges zu korrigieren, z. B. [kauntųrbrı : kauntęrbrı] V. 16, 22; [sle:pen] v. 10?; [bre:st] v. 115?[1]) Der Reim [sɛ:] : [be:] v. 59/60 bedarf der Erläuterung. — Möglichkeit der Doppellautung z. B. in [tʃįvalrı:ə] v. 45, [li:tel] v. 87, [mo:nθ] v. 92 u. ö. wäre anzumerken.

z. Z. Jena. Hermann M. Flasdieck.

**A. J. Barnouw, Echoes of the Pilgrim Fathers' English.**
A. u. d. T.: **Mededeelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen,** Afdeeling Letterkunde. Deel 55, Serie A, No. 6. Amsterdam 1923. 51 S.

Gegenstand der Abhandlung sind die von D. Plooy und J. Rendel Harris veröffentlichten *Leyden Documents relating to the Pilgrim Fathers*, von deren Text Barnouws eigene Lesungen nur in vereinzelten Fällen abweichen. Allgemein ergibt sich, dafs die holländischen Schreiber sorgfältig und genau zu fixieren suchten, wie sie die Lautung der fremden Namen vernahmen, ohne sich an die englische Orthographie zu stören. Zum andern läfst sich mancherlei Interessantes über das Verhältnis der Engländer zu ihrer neuen Heimat beobachten: die Gebildeten unter ihnen suchen ihre Namensformen den Eigenheiten der holl. Sprache anzupassen. Doch sind diese Fälle vereinzelt; im allgemeinen war die Kenntnis der fremden Sprache zu gering. Bemerkenswert ist ferner, dafs nur die Männer solche Naturalisierungsversuche machen, indes die Frauen sich konservativ verhalten.

---

[1]) Ne. *breast* mit der Schreibung *ea* spiegelt wohl lautliches spätme., frühne. *brę̄st*, das aus analogischen flektierten Formen *brĕ-ste(s)* > *brę̄-ste(s)* neben altem *brę̄-ste(s)* stammt. Vgl. *yeast*!

Hauptziel der Untersuchung ist, die von den holl. Schreibern fixierten Namensformen für die ne. Sprachgeschichte zu verwerten. Das Material ist allerdings ziemlich dürftig und weit davon entfernt, eine vollständige Beschreibung der Lautgebung der Auswanderer zu ermöglichen. Dazu kommen die verschiedenartigsten Beobachtungen, die zur Vorsicht mahnen: Leydener Dialektizismen mischen sich ein, z. B. *Couck* [kouk] = *Cooke* mit dial. *ou* für *oe* (36). Gewöhnliches *Lysle* [lizli] neben einmaligem *Leyl* für *Lisle* verrät absichtliche Schriftaussprache vor den holl. Schreibern (35). Englische dialektische Lautungen wie [ī] in *White* (38) begegnen mehrfach. Die sicheren Resultate für die ne. Lautgeschichte sind demnach recht spärlich. Hervorgehoben sei folgendes:

Konsonantismus: § 13. *wr-* [wr], z. B. *Wrenten* = *Wrington* Som. — § 14. Verlust von *-d, -t* nach *n* in unbetonten Silben häufig bezeugt. — *Leiston* Sf. = *Leessen* [lēsn]. — *-n* > *-m* in *Wilsom, Wilsem* u. ä. — *-ns-* > *s* in unbet. Silbe wie *Wilkys* = *Wilkins*. — Schwache Artikulation des *-r*, z. B. *Folle* = *Fuller*.

Vokalismus: § 18. *Stuerling* beweist vielleicht [ĭr] > [ə]; vgl. *Chingeur* = *Singer* (§ 36). — § 19. *ŏ* erscheint durchweg als [ǎ]. — § 20. *ŭ* wird gewöhnlich mit *o*, ausnahmsweise *a* wiedergegeben. Nur zwei Schreibungen könnten für starke Annäherung an [ʌ] sprechen. — § 22. *Wood* = *Woet* (dagegen minder tonig *-wot*) mit Erhaltung des [ŭ], ebenso *Boekrum* = *Buckram*, *Coetsman* = *Cushman*. — § 24. *ā* kam holl. *ē* nahe. — § 26. *ę̄* ist graphisch *ee*, aber offensichtlich offener als holl. *ē*. — § 27. *ī* wird *ei, ey* geschrieben. — § 29. *ǭ* in *Oldum* ist unsicher. — § 32. *oi* nur in *Juy* = *Joy*. — § 33. Bemerkenswert ist die Wiedergabe von *iu*: *Nubere* = *Newbury, Stuert* = *Stuart*, *Hendruw* = *Andrew* mit *u* = [y]. — § 36. *e* > *i* in *Escix, Essigs*; *Agnys, Willit, Benyt.* — *-i* > *-e* in *Herde* = *Hardy* u. ö. — *-i* > -[y] in *Hardu, Berru.*

Wertvoll sind die — leider spärlichen — Bezugnahmen auf holl. Grammatiker: Anonymes Fragment von 1568 [Tijdschrift voor Nederlandsche Taal en Letterkunde $38_{14}$] setzt *ŏ* = [a] (S. 27). — Abraham Vander-Milii, *Lingua Belgica* 1612: '*wrong*, quod Angli pronuntiant ... *rong*, etsi *w* praescribant' (S. 19[2]). — Henry Hexham, '*Engelsche Grammatica*' im Appendix zu *Copious English and Netherduytch Dictionarie* 1660 (S. 17[1]).

— Wm. Sewel *Korte Wegwijser der Engelsche Taale* 1735 setzt *iu* = [yu̯] (S. 27[2]).

Zu Einzelheiten möge noch folgendes bemerkt werden: § 9. *Smeth* = *Smith* ist nicht notwendig holl. Dialektform, vgl. z. B. Wyld, HMCE 228. — § 10. *Marsael* = *Marshall*, *Stromse* = *Strumpshaw* sind kaum als Belege für *š* > *s* in unbetonter Silbe anzusprechen; vgl. auch *Nes* = *Nash*. — § 15. *Annes* = *Agnes* (jedoch *Agnys* § 36) ist kein Beleg für *gn* > *n*; vgl. bereits *Anneys* Urk. 1446 (Morsbach 31). — § 17. Schreibungen wie *Kerver* = *Carver*, *Berkar* = *Barker*, *Wersop* = *Warsop* bezeugen kaum, daſs *er* > *ar* fehlt; eher *er* = [ær] < [ær]. — § 28. Daſs *Speenaer* = *Spooner* schottischen Vokal spiegele, ist kaum wahrscheinlich.

z. Z. Jena. Hermann M. Flasdieck.

**S. P. E. Tract N° XXI. The Society's Work.** By **Robert Bridges.** Oxford, Clarendon Press 1925. 17 S.

Die S. P. E. hat ihren ersten Arbeitsabschnitt abgeschlossen mit dem 20. Tract, der einen Index zu den bisher erschienenen bietet. Das vorliegende Heftchen eröffnet eine neue Serie: es soll allgemeiner Orientierung dienen, neue Mitarbeiter werben. Da es den Lesern der bisherigen Tracts nichts Neues bietet, mag ein kurzer Abriſs genügen.

Ihre Entstehung verdankt die S. P. E. zwei Erwägungen: 1. Das Verbreitungsgebiet der englischen Sprache weitet sich mehr und mehr. Daraus ergibt sich die Verpflichtung, die Nachteile des Englischen gegenüber anderen Sprachen als Gedankenvermittlung abzustellen. Mittel dazu liegen vielfach in den Dialekten bereit. 2. *'we are inheritors of what may claim to be the finest living literature in the world.'* Die Sprache aber ist in Gefahr, den Zusammenhang mit diesem Erbe zu verlieren.

Bewuſste Reform ist daher notwendig und nach Lage der Verhältnisse durchaus tunlich: 1. Das wissenschaftliche Studium der Sprache ist weit genug gediehen, sinnvolle einfühlende Maſsnahmen zu gestatten. 2. Weitreichende Beeinflussung gestattet der Journalismus. *'We look to the newspapers with confidence as our most strenuous and effective helpmates … we hope in every Editor soon to find a captain.'* Der Kampf kann naturgemäſs nur langsam fortschreiten. Dies gilt insbesondere von der Orthographiereform, *'but we do wish to have*

*it conveniently reformed and simplified on scientific principles.'* 3. Ein sehr gewichtiger Faktor ist *compulsory State Education.* Noch ungelöst ist dabei die Frage nach den Elementarlehrbüchern. 4. Fernsprecher und Rundfunk zwingen zu sorgfältigerer Aussprache als der *slipshod pronunciation fashionable in Southern English.* 5. Endlich spielen Vorbild und Mode eine erhebliche Rolle.

Die Arbeitsweise der S. P. E. wird dahin charakterisiert, dafs sie nicht als Diktator auftreten, sondern durch Umfrage und öffentliche Erörterung die Lösung bringen will. Den Schlufs bildet ein kurzer Überblick über den Inhalt der ersten Serie der Tracts und praktische Vorschläge, in denen besonders die Notwendigkeit lokaler Unterorganisation betont wird.

Hervorgehoben seien die Bemerkungen (S. 13f.) über das Problem Englisch-Amerikanisch: Die Zeit der Kontroverse sei vorüber. Die wissenschaftliche Lexikographie zeige die ununterbrochene Kontinuität, so dafs die Amerikanismen zur Wiederbelebung veralteten Gutes und zur Anknüpfung an die Vorbilder der älteren Literatur Anlafs geben sollten. Ist das nicht doch zu optimistisch gesehen? Von drüben liest man's anders. Der Gedankengang erinnert stark an Disraelis Feudalromantik. — Häufig wird des NED mit höchstem Lob gedacht. Die ungeheure Bedeutung des Werkes wird niemand bestreiten; man soll sich aber auch nicht blind seinen evidenten Mängeln verschliefsen. — Im Drucktext begegnet an reformierter Schreibung nur *redd* pt. (S. 5) unter Berufung auf Bradley.

Im grofsen und ganzen kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dafs die bisherige Arbeit der S. P. E. eine gewisse Enttäuschung bedeute. Auf positive Erfolge wird nur ganz gelegentlich (S. 8) angespielt, über die geringe Mitarbeit der Mitglieder bewegliche Klage geführt.

z. Z. Jena. Hermann M. Flasdieck.

---

**Patience. An Alliterative Version of** ***Jonah*** by the Poet of *Pearl.* Edited by **Sir Israel Gollancz,** Litt. D., F. B. A. Second (revised) Edition. Oxford 1924. Humphrey Milford. viii + 77 pp. 5 s. net.

A. u. d. T.: **Select Early English Poems in Alliterative Verse,** edited by **Sir Israel Gollancz. I.**

**Hoccleve's Works. II. The Minor Poems in the Ashburnham MS. Addit. 133.** Edited by **Sir Israel Gollancz**, Litt. D., F. B. A. A. u. d. T.: **Early English Text Society**, Extra Series, LXXIII. London, Humphrey Milford. 1924. vii + 40 pp. 5 s.

The first edition of Professor Gollancz's Patience appeared in 1913, and the present writer had the privilege of reviewing it in 'Englische Studien', vol. 49, pp. 144 ff. The second edition, as might be expected, is in the main a reprint of the first; Professor Gollancz is the chief authority on Middle English alliterative poetry, and has devoted many years and much loving care to the study of it. In the Preface very few changes have been made. In the text, the notes and the glossary more alterations have been introduced. A valuable addition in the new edition are the lists of scribal errors and suggested emendations introducing the notes.

Among new textual emendations and interpretations the following deserve special mention.

L. 54, where the MS. has the following text:

Much ȝif he me ne made, maugref my chekes,
& þenne þrat moste I þole, & vnþonk to mede,

Professor Gollancz now reads:

& muth ȝif he me mande, maugref my chekes,
þenne þrat moste I þole, & vnþonk to mede.

*Muth* is taken to be the verb *mouth* 'to speak', and the sense of the passage to be: "and, finally, if God commanded me to speak, I gainsaying ..." The suggested text gives good sense, but the emendations are somewhat drastic.

L. 59. Professor Gollancz keeps *tyne*, and in the Notes remarks that this is the first recorded instance of *a littel tyne*. Unfortunately he has momentarily forgotten the new reading of the passage in drawing up the glossary, where *tyne* is given, altered to *ty*[*m*]*e*, under *tyme*.

L. 104. *Spare* is taken to mean 'held in reserve', not, as in the first edition, 'spar'.

L. 173. *Lovne* is taken to stand for *lovue*, i. e. *louve* from OFr. *louver*, a sideform of *louer* 'to advise', the *v* being analogous to that in *pouvoir*.

L. 216. *Ruyt* is now held to belong to the verb *rue* and to mean 'refrained'. This is a very distinct advantage upon the first edition, in which the form was rendered 'hastened'.

L. 275. *Sorʒe* is referred to the ON. adjective *saurigr* 'filthy'.

L. 527. *Sitte wyth* is rendered 'to put up with'. The rendering of *wyth more vnsounde* in the Glossary by 'in a more precarious condition' does not agree with that in the Notes. Is not really the most plausible meaning of *vnsounde* both in 58 and 527 'trouble'?

In the Glossary I note that *everferne* is now correctly rendered by 'the fern polypody' (instead of 'evergreen') and that *wyldremes* is taken to mean 'pleasant dreams' (instead of 'delusive dreams'). I am still somewhat doubtful if *rome* l. 52 means 'to roam', if *preue* l. 525 is OFr. *preu* 'brave' (could it be = *proof* 'strong'?), if *nos* is ON. *óss*. I still hold that *tramme* cannot be derived from Norw. *traam*, for that word goes back to ON. *þrǫmr*. I see no reason why *lykker* 'liker' should be derived from ON. *líkr*, or *swolʒ* from ON. *svelgr* rather than from OE. *swelh, geswelg*.

The changes that have been made in the second edition are all for the better, and there is very little indeed that one would wish different in it. The general get-up of the second edition is as attractive as in the first. The book is one that it is a real pleasure to handle.

On the other edition of Sir Israel Gollancz's to be noted here little need be said. It contains a reprint of the Hoccleve poems in the Ashburnham MS. Addit. 133, altogether ten in number, with a brief glossary. Only one of these, the Epistle to Cupid, is found among the minor poems printed by Dr. Furnivall (E. E. T. S., extra ser., LXI, 1892), and that does not give nearly so good a text as the Ashburnham one. The volume adds not a little to our knowledge of Hoccleve.

The Ashburnham MS. was known at the time when Furnivall's edition of the Minor Poems was published, and an account of its contents was given in the Forewords, p. xxvii ff. It was evidently the intention that Sir Israel Gollancz, who had discovered that the MS. contained Hoccleve poems, should publish them immediately, for though printed in 1924, the volume belongs to the publications for 1897. The MS., as the editor remarks, is a delightful little volume of Hoccleve's minor poems, linked together so as to form a connected whole. It is a beautiful specimen of early-fifteenth century writing,

as I can testify from personal acquaintance. Sir Israel Gollancz deserves the sincere gratitude of students of English literature for having made its text accessible to them.

Lund. Eilert Ekwall.

---

**The Fable of the Bees**: or, Private Vices, Publick Benefits. By **Bernard Mandeville**. With a Commentary Critical, Historical and Explanatory by **F. B. Kaye**. Vols. I. II. Oxford: Clarendon Press 1924. 8°.

Bernard Mandeville wird in den meisten Darstellungen der englischen Literaturgeschichte nur ganz kurz gestreift oder mit ein paar unwilligen Bemerkungen über seine Immoralität, seinen Pessimismus, seinen Zynismus, seine Freude an Derbheiten, seinen ungehobelten Stil abgetan. Auch nach der ausführlichen Würdigung seiner philosophischen Gedanken in ihrer Bedeutung für die englische Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts durch Paul Sakmann (Freiburg 1897) ist dies nicht viel anders geworden. Selbst Sakmann konnte dem Philosophen Mandeville nicht viel Sympathie entgegenbringen. Er galt ihm als ein nicht ohne eigene Schuld Verschollener. Die rein menschliche Gestalt dieser Denkerpersönlichkeit vermochte auch ihn nicht zu dankbarem Erinnern und Verweilen einzuladen; aber daſs dieser scharfsinnigste unter den negierenden Geistern der Aufklärung ein interessanter Denker sei, dessen Anklänge an heute als ganz neu vorgebrachte Gedanken überraschen, muſste auch Sakmann gelten lassen.

Mandevilles Werke sind so selten und schwer zugänglich geworden, daſs nur wenige ihn aus unmittelbarer Lektüre kennen lernen und sich eine selbständige und gerechte Meinung über ihn bilden konnten. Die absprechenden Urteile über Mandeville sind wahrscheinlich meistens nur ein Echo der Angriffe, welche seine Zeitgenossen in einer heftigen, über Jahrzehnte sich hinziehenden literarischen Fehde gegen ihn gerichtet haben. Es ist darum dankbar zu begrüſsen, daſs Kaye jetzt in den zwei schön gedruckten Bänden den Text der Bienenfabel und der unmittelbar mit ihm zusammenhängenden Stücke zugänglich macht.

Der Textausgabe ist eine gründliche Vorbereitung vorausgegangen. Schon 1917 legte Kaye der Yale University eine

Doktordissertation vor, aus der die Einleitung zu seiner Ausgabe herausgewachsen ist. Im 20. Band des Journal of English and Germanic Philology (1921) S. 419—67 stellte er eine genaue und eingehend begründete Beschreibung der echten oder angeblich echten Schriften Mandevilles und ihrer verschiedenen Ausgaben zusammen; nur wenige Berichtigungen dazu haben sich in der Zwischenzeit ergeben. Während dieser Arbeiten hat sich in Kaye immer mehr die Überzeugung gefestigt, dafs Mandevilles literarische Gröfse bisher nicht richtig erkannt und gewürdigt worden sei. Von seiner Ausgabe erwartet er die Wirkung, dafs man in Zukunft deutlicher sehen werde, was Mandevilles eigentliche Meinung gewesen sei, und dafs man alteingewurzelte Vorurteile aufgeben werde, die durch falsche Auffassung und Weitergabe Mandevillescher Gedanken hevorgerufen sind.

Dem heutigen Leser soll die Einleitung das unvoreingenommene Eindringen in Mandevilles Gedankengänge erleichtern. Nur das Unentbehrliche wird über Mandevilles Leben gesagt. Auch die Bemerkungen über die Geschichte des Textes und seiner Überlieferung beschränken sich auf das Allernotwendigste. Ausführlicher geht Kaye ein auf die Herausarbeitung der wichtigsten Ansichten Mandevilles über Moral und über volkswirtschaftliche und gesellschaftswissenschaftliche Fragen. Zwei Züge hebt K. an Mandeville vor allem hervor: freshness of his style und vitality of his thought. Den Stil charakterisiert er so: most idiomatic and homely vigour combined with sophistical control of rhythm and tone at once colloquial and rhetorical; abounding in wit and humour, rich yet clear, equally adapted to speculation and narrative. Aber gerade dem Stil mifst K. die Schuld an manchem Mifsverständnis der Zeitgenossen hinsichtlich des Inhalts zu; sie haben oft die Ironie des Verfassers für bittern Ernst genommen, seine eigentliche Absicht verkannt.

Mandevilles Gedanken kann man nur im Zusammenhang mit dem Vorstellungskreis der Deisten richtig verstehen. In diesem ist Zwiespältigkeit zu beobachten: einerseits glauben sie an Ordnung der Welt durch Naturgesetze, an die Möglichkeit, die Welt aus der Beobachtung der Wirkung dieser Naturgesetze zu erkennen; andererseits glauben sie aber auch, dafs die Welt von Gott geschaffen sei, und an die göttliche Her-

kunft, die ewige Wahrheit und Anwendbarkeit der Moral. Demgegenüber bilden für den Skeptizismus Vernunft und Religion unvereinbare Gegensätze; die menschliche Vernunft ist für diese Auffassung aufser stande, zur absoluten Wahrheit der Religion vorzudringen. Einer der Hauptvertreter dieser Richtung, Pierre Bayle, hat auf Mandeville tiefen Einflufs ausgeübt.

Mandevilles Definition der Tugend ist asketisch, nicht rationalistisch. Tugend gibt es für ihn nur da, wo Selbstüberwindung mit Hilfe göttlicher Gnade vorhanden ist, und wo angeborene Leidenschaften und Begierden in Befolgung der Vorschriften der menschlichen Vernunft überwunden werden. Für die moralische Beurteilung einer Handlung kommt es nicht auf ihre Folgen, sondern auf deren Beweggründe an. Die Behauptung von Mandevilles Gegnern, dafs er das Laster als solches verteidige, ist unrichtig; er sagt nur, dafs die menschliche Gesellschaft in der Tat nicht ohne diejenigen menschlichen Eigenschaften existieren könne, die ihm nach seiner rigoristischen Auffassung des Begriffs der Tugend als Laster galten. Trotz dieser theoretisch klaren Grundlagen von Mandevilles Ethik meint Kaye, dafs M.'s wirkliche Empfindung eine antiasketische sei. Er behauptet von M.: He *rejoices* in destroying the ideals of those who imagine that there is in the world any real exemplification of the transcendent morality which he formally preaches. He *is delighted* to find that the rigoristic creed which he has adopted is an absolutely impracticable one, und wird in seiner Auffassung bestärkt durch den Eindruck, den Mandeville auf wirkliche Rigoristen fast immer gemacht hat. Ja Kaye sagt weiterhin geradezu: When he says "If I have shewn the way to worldly greatness, I have always without hesitation preferred the road that leads to virtue", he is simply not to be believed. Aber eine bewufste Absicht, die rigoristische Haltung ad absurdum zu führen, will K. ihm doch nicht zuschreiben. Die Begründung solcher Einschätzung von Mandevilles Verhalten, mit der Kaye freilich nicht vereinzelt dasteht, scheint mir nicht ganz genügend.

Mit Recht weist K. dann die Behauptung zurück, dafs M. alles für sittlich gleich wertvoll angesehen und Unsittlichkeit im gröfsten Mafse zu fördern versucht habe, zurück. Freilich

komme M. auf Grund sehr eingehender psychologischer Untersuchungen der menschlichen Natur zu der Überzeugung, dafs "all apparent virtue, educated or naïve, is fundamentally selfish, being either the satisfaction of a natural, and hence selfish, impulse, or of the selfish passion of pride." Aber deswegen halte M. doch nicht alle Menschen für bewufste Heuchler; sie täuschen sich nur meist selbst über die Motive ihrer Handlungen.

Von besonderer Bedeutung ist Mandevilles Behandlung volkswirtschaftlicher Fragen geworden: auch da sind wieder manche falschen Beurteilungen, aus ungenügender Beachtung von M.'s wirklicher Meinung entsprungen, aus dem Wege zu räumen. So erscheint M.'s Haltung in der Frage der charity-schools der heutigen humanitären Betrachtung als brutal; aber vom Standpunkt seiner Zeit aus entsprach er durchaus der damaligen utilitaristischen Durchschnittsauffassung. Die Empörung der Zeitgenossen gerade über diese Ausführungen M.'s hält K. darum entweder für nicht ganz echt oder für inkonsequent.

Zum Schlufs wandte sich K. nochmals zusammenfassend gegen irrtümliche Auffassungen von M.'s Ansichten mit den folgenden Sätzen:

Mandeville did not believe that *all* vice is a public benefit; he held the converse — that all benefits are based on actions fundamentally (according to his rigoristic definition) vicious.

He did not believe that one could never tell right from wrong.

He did not believe that virtue was arbitrarily "invented".

He did not deny the existence of the sympathetic emotions such as compassion, but merely refused to term them unselfish.

He did not deny the existence of what is usually termed virtue, but only maintained that is was not true virtue.

He did not believe that all extravagance and waste were good for the state.

He did not believe that vice should be encouraged, but merely that some vices "by the dexterous Management of a skilful Politician may be turned into Publick Benefits".

And finally ... he did not intend his book to be taken as literally as a treatise on the calculus, but designed it also for what it successfully achieves, the "Reader's Diversion".

Zwei weitere Kapitel der Einleitung suchen die philosophischen Einflüsse, welche auf Mandeville gewirkt haben, nachzuweisen und seine eigene Wirkung auf Zeitgenossen und Nachwelt festzustellen; in beiden zeigt sich K.'s Belesenheit im besten Licht.

Anmerkungen zum Text weisen auf diese Zusammenhänge noch besonders hin. Sprachliche Erläuterungen beschränken sich dagegen auf solche Wörter, welche im Desk Standard Dictionary und im Concise Oxford Dictionary nicht zu finden sind.

Den Textabdruck habe ich in Ermangelung der zugrunde gelegten Ausgaben nicht nachprüfen können; er macht aber einen sorgfältigen und zuverlässigen Eindruck.

Basel, 1. August 1925. Gustav Binz.

---

**Denis Saurat, Milton Man and Thinker.** The Dial Press, New York 1925. XVII + 363 pp. $ 4.—.

**H. Mutschmann, Studies Concerning the Origin of Paradise Lost.** Dorpat 1924. 72 pp.

Professor Saurat's new book is — for the time being — the final result of the chief part of his work as a Milton scholar, up till now. Consequently, it is mainly founded on the investigations the result of which was presented in *La Pensée de Milton, Les sources anglaises de la pensée de Milton, Milton et le Zohar* and *La Cabale et la philosophie de Milton.* The book before us accordingly splits up into four parts: The Man, The System, The Great Poems, and The Sources. The new matter is to be found principally in the second section of the last part. Here the second chapter, on Robert Fludd, is particularly interesting as being entirely new. Professor Saurat points out the importance of a study of Fludd. As a fact, the latter's works on Neo-Platonism, Hermetism, Kabbalism, etc., were studied and exploited by many prominent scholars in 17th century England. As regards Milton, the author takes it for granted that the poet knew Fludd. The kabbalistic ideas which Saurat has previously pointed out in Milton's works, are likewise to be found in his contemporary (Fludd died in 1637). In particular, the author now wishes to draw our attention to "the doctrine of materialism", as common to both Milton and Fludd. They both held that God

is everything, that the original matter from which everything is made, is part of God. But there are essential differences. There seems to be nothing in Fludd corresponding to Milton's theory of free will founded on the idea that God "retired" and thus left mankind at liberty to choose.[1])

The conclusions drawn by Saurat from his discovery, are cautious. He refrains from the usual direct coupling together of two or more systems or spheres of thought, on insufficient evidence. But he is undoubtedly right in thinking that Milton could hardly fail to come across Fludd's thought in the atmosphere of ideas which he breathed.

Milton students already owe a great debt to Professor Saurat for his comprehensive and judicious handling of Miltonic thought. Thanks to his acumen, insight and knowledge, we are now possessed of one excellent clue not only to Milton's mind and its creations, but to important parts of English ideas and conceptions in general, in the 17th century. In my opinion, his present book codifies some of the best things which have ever been written on Milton.

Two valuable appendices are added. One is on Milton's blindness. The other contains a very useful bibliography of recent books and papers on Milton.

Mutschmann has set himself the task of showing that *Paradise Lost* was influenced by Milton's *History of Moscovia* and *History of Britain*, or that Milton "borrowed" from himself. Thus Mutschmann takes us back to the stage of Miltonic study reached some twenty or forty years ago when there appeared those dreary dozens of treatises on the indebtedness of *Paradise Lost* to Vondel, to Quarles, to Andreini, to Fletcher, to Spenser, etc. Evidently ignoring these treatises and evidently very poorly versed in 17th century English authors in general, Mutschmann makes several discoveries of a doubtful character. *P. L.* II, 284 ff., where some knowledge of the classics easily can point out reminiscences from Vergil in

[1]) I think I may point out a possible connection between Milton and Fludd *via* Hartlib. The latter's correspondence with Worthington betrays his interest in the Rosicrucians. See my paper on *Oceana* in *Festschrift für J. Hoops*. And Fludd was an ardent Rosicrucian. Cf. his *Tractatus Apologeticus Integritatem Societatis de Rosea Cruce defendens*, p. 195: „Vos Fratres ô dilectissimi . . . salvete" etc.

particular, is by Mutschmann "spotted" in Hakluyt. *P. L.* IV, 223 ff., which has long ago been traced back to *Genesis* II, 10 ff., is compared by Mutschmann with irrelevant passages in Milton's *History of Russia.* Methodically the treatise is a failure. Mutschmann overlooks the fact that smiliar situations may ask for identical or similar expressions; that there is a certain similarity in the vocabulary used by an author in his different works; that, in Milton's days, certain standard works on several subjects seldom failed to leave traces in the writings of other contemporaries as soon as the subjects in question turned up. He prefers to compare "divided into four main streams" with "into which Volga falls at seventy mouths," when he ought to know *Genesis* II, 10: "a river went out of Eden ... and became into four heads". So natural an expression as "the brimming stream" is traced back to Milton's remark that "the river Jenissey was far bigger than Ob!"

It is, however, a rather hopeless task to discuss Mutschmann's Miltonic extravagances.

Lund. S. B. Liljegren.

---

## Ablaut in Flufsnamen.

In meinem Artikel über das keltische Element in englischen Ortsnamen (Introduction to the Survey of English Place-names, I) behandle ich auf S. 23 ff. kurz englische Flufsnamen. Unter britischen Namen erwähne ich *Esk* (*Exe, Axe, Usk* usw.), *Wye* (*Wey*) und *Ouse*, für die ich Etymologien beiläufig erwähne oder vorschlage. Auf das Verhältnis zwischen den verschiedenen Formen oder auf die Einzelheiten der Etymologien einzugehen, war bei dem knapp zugemessenen Raum ausgeschlossen, und ich teilte die Andeutungen unter der stillschweigenden Voraussetzung mit, dafs ich später Gelegenheit haben würde, auf die Namen zurückzukommen. In seinem Aufsatz „Ablaut in Flufsnamen" (Streitberg-Festgabe, 1924) behandelt nun Professor Max Förster die Namen *Esk, Wye* (mit Wechselformen). In einem noch späteren Aufsatz in Zs. f. slav. Phil. I, S. 16, kommt er auf die Namen zurück und bespricht noch den Namen *Ouse.* Über meine Behandlung der Flufsnamen fällt er das Urteil, dafs in ihr lautlich alles

nicht in Ordnung sei, und stützt sich dabei auf meine Angaben über die erwähnten Namen. Unter diesen Umständen halte ich es für meine Pflicht, schon jetzt meine Auffassung betreffs der Namen etwas ausführlicher vorzulegen.

1. *Esk, Exe, Axe, Usk.*

Diese Namen werden allgemein von dem tatsächlich belegten abrit. *Isca* (eigentlich 'Wasser') hergeleitet. Die Grundform *Isca* erklärt glatt die Namen *Esk* (zwei in Cumb., Yorks., Scotland), *Exe, Axe* (Som., Devon), dagegen nicht *Usk* (kymr. *Wysg*) und *Wiske* (Yorks.), wenn hierhergehörig. Dafs für die schottischen *Esk*, wie für d. *Isch*, die Grundform *Iscā* anzusetzen ist, nimmt auch Förster an, während er für die englischen *Esk, Exe, Axe* und für *Usk* (*Wysg*) eine Ablautform abrit. **ēskā* (aus idg. **peidskā*) annimmt. Diese Herleitung bereitet nun gewisse ernstliche Schwierigkeiten.

Erstens weist die abrit. Grundform immer *i* auf. *Usk* tritt auf als *Ἴσκα* bei Ptol., als *Isca* in Ant. It. (zweimal) und bei Rav. *Exe* ist *Ἴσκα* bei Ptol. (zweimal), *Isca* in Ant. It. (zweimal) und bei Rav. (zweimal). Förster schlägt nun vor, dafs *i* hier lang anzusetzen und eine griechische (auch wohl lateinische) Apperzeption eines abrit. *ē* sei, dafs also *Isca* in der Tat eine Aussprache *ēskā* voraussetze. Aber es ist im Auge zu behalten, dafs diese fehlerhafte Apperzeption mehrmals unabhängig stattgefunden haben mufs, denn Einflufs von Ptolemäus z. B. auf den Verfasser des Itinerarium ist selbstverständlich ausgeschlossen. Försters Erklärung kann m. E. nur dann angenommen werden, wenn sich zeigen läfst, dafs *i* für brit. *e* bei griechischen und lateinischen Schriftstellern oft vorkommt.

Mustert man aber das von Förster gebotene Material, so fällt auf, dafs nicht ein einziger analoger Fall herangezogen wird. Die Formen *Helvitii, Cisuitius, Diva, Divona, Divodurum, Divicius, Divitia, Divogenus* sind alle gallisch. Wir können aber nicht ohne weiteres schliefsen, dafs, was von dem Gallischen gilt, auch für das Britische anzunehmen ist. In der Tat tritt der häufig belegte Name *Diva* heute als *Dive* auf, was einen Übergang *ē* > *ī* beweist, aber ein solcher Übergang ist dem Britischen fremd. Übrigens ist gar nicht sicher, dafs *Div-* in Namen immer mit *dēvo-* 'göttlich' identisch ist.

Dottin, La Langue Gauloise, S. 250, stellt *divo-* in gallischen Namen alternativ zu kymr. *dyw* 'Tag'. Dafs brit. *ē* geschlossen war, ist gewifs nicht zu bestreiten, aber das ist das einzige, was die übrigen von Förster herangezogenen Fälle beweisen. In ae. *Temes, Tened* (wenn von *Tanēt*; vgl. aber die abrit. Formen *Tonatis, Tanatus*) wurde das *ē* in unbetonter Silbe zu *i* ganz wie vlat. *ē* in ae. *eced, mynet* (Bülbring § 380). Ahd. *Rīn* ist wohl mit ahd. *pīn, fīra* u. dgl. aus lat. *pœna, feria* zu vergleichen. Ae. *Gildas* ist selbst allzusehr der Erklärung bedürftig, um für die Frage von Belang zu sein. Ae. *Iras* beweist höchstens etwas für air. *ē*, aber auch hier ist die Grundform zweifelhaft. Air. *Ēriu* (*Heriu*) setzt älteres **I(ṷ)ēriū* voraus, und das *i* von *Iras* ist möglicherweise aus einer solchen älteren Form zu erklären.

Was hier von Wichtigkeit ist, ist, nachzusehen, wie abrit. *ē* sonst von antiken Schriftstellern behandelt wird. Die regelmäfsige Wiedergabe von dem Laute ist griech. η, ε, lat. *e*. *Dēvā* Cheshire (Dee) ist bei Ptol. Δηοῦα, in Ant. It. und bei Rav. *Deva*. *Dēvā* (Schottland) ist Δηούα bei Ptol. *Dēvanā* (heute *-deen* in Aberdeen) ist Δηουάνα bei Ptol., *Devoni* bei Rav. Brit. *Cunētio* (vgl. *Cynwyd* in Wales) ist *Cunetione* in Ant. It. Brit. *lēto-* 'grau' findet sich in *Lētocētum* (*Etoceto* Ant. It., *Lectoceto* Rav.). Der Name Themse hat immer *e* (ε), oder η (*Tamesis* Caes., Ταμῆσα Ptol., Ταμέσα Dio). *Callēva* ist Καληοῦα bei Ptol., *Calleva* Ant. It., *Caleba* Rav. Die einzige Ausnahme von der Regel ist *Divicatus*, ein in drei Inschriften vorkommender Name. Wenn *Divi-* für *Dēvi-* oder *Dēvo-* steht, erklärt sich das *i* einfach durch Einflufs des lat. *divus*. Unter diesen Umständen scheint es mir eine sehr kühne Annahme zu sein, dafs das regelmäfsige *Isca* (Ἴσκα) als antike Apperzeption von *ēskā* zu erklären sein sollte.

Die andere Schwierigkeit betrifft die englische Form *Axe*. Nach Förster habe abrit. *ēskā* neben ae. *Ēsce* auch *Ǣsce* ergeben, was möglicherweise darauf beruhe, dafs abrit. *ē* durch so etwas wie *ę* zu späterem *ui* gelangt wäre. Dann habe sich auf analogischem Wege zu ae. *Ǣsce* nom. eine oblique Form *Āscan* entwickelt. Aber es gibt sonst keinen Grund anzunehmen, dafs das brit. *ē* zu offenem *ę* geworden ist, und die weitere Entwickelung deutet nicht auf einen solchen Übergang.

Meines Erachtens liegen die Verhältnisse viel einfacher als Förster annimmt. Die abrit. Grundform steht fest; sie war *Iscā*. Das *i* kann nur *i* oder *ī* bedeuten. Letzteres ist mit Rücksicht auf die spätere Entwicklung ausgeschlossen. Also mufs die Grundform *Iscā* sein. Diese ergab aky. *eskā* durch den bekannten Übergang *i* > *e* vor *ā*, und diese Form erklärt *Esk, Exe, Axe*. Die Form *Wysg* (woraus durch engl. Lautsubstitution *Usk*) geht auf ky. *ēsk*(*ā*) zurück, dessen *ē* durch Anlautdehnung zu erklären ist. Mit Anlautdehnung ist in britischen Sprachen gewifs zu operieren. Pedersen erklärt durch sie in ansprechender Weise eine Reihe von auffälligen Formen. So nimmt er (Gram. I, S. 38) Anlautdehnung an in ky. (*g*)*wyneb* 'Gesicht' (aus *ēnep*; vgl. akorn. *eneb*, mbret. *enep*, ir. *enech*), ky. *wybren* 'Himmel', akorn. *huibren* (vgl. mkorn. *ebron*). Andere Fälle, wie *ugaint, Urbgen* usw. bespricht er § 162. Ich weifs wohl, dafs Morris Jones diese Formen anders erklärt. Mir ist die von Pedersen vorgeschlagene Erklärung viel wahrscheinlicher. Die Anlautdehnung trat wohl nicht in allen Mundarten ein, und es liegt kein Grund vor, sie in der Grundform von *Esk, Exe, Axe* anzunehmen.

Die Erklärung der Form *Axe* wird viel einfacher als bei Förster. Wir müssen annehmen, dafs unter Umständen aky. *e* durch ae. *æ* ersetzt werden konnte. Vermutlich war das aky. *e* ein wenig ọffener als das ae. *e*. Auch kann in einigen Mundarten ae. *æ* eine geschlossenere Aussprache erhalten haben als in anderen. Es entstand also ae. *Æsce*, belegt für *Axe* Som. BCS. 128. Hierzu wurde auf analogischem Wege (z. B. nach ae. *æsce* : *ascan* 'Asche') eine oblique Form *Ascan* gebildet, die in *Ascanmynster* ASC. 755 belegt ist. *Ascan* wurde durch regelmäfsige Metathese zu *Axan*, und zu dieser Form wurde ein neuer Nominative *Axe* gebildet. Eine Nebenform *Exe* zu *Axe* ist nicht belegt. *Exan* BCS. 799 ist sicher *Exe*.

Zu Einzelheiten in Försters Darstellung sei noch folgendes bemerkt. *Ash* (Herts) könnte ganz gut auf ae. *Æsce*, den alten Nominativ eines aus *Isca* stammenden Namens zurückgeführt werden, aber so lange als ältere Beispiele des Namens fehlen, ist eher eine Ableitung von *ash* 'Esche' anzunehmen. Eschen sind am Flusse häufig. — Der Bach, der Ashford in Middlesex seinen Namen gegeben hat, wird in BCS. 1085 *eclesbroc*

genannt. — *Ash* in Kent ist offenbar "back-formation" aus *Ashford.* Letzterer Name ist schon in Domesday als *Essetesford* belegt, was die an sich unwahrscheinliche Herleitung des ersten Elementes aus an. *Æskitil* unmöglich macht. Man kann entweder an ein ae. *æscscēat* oder an ae. **Æscgēat* denken.

2. *Wye, Wey.*

Diese Namen habe ich in Anschlufs an ältere Forscher von einer Wurzel **u̯eiso-* 'Flüssigkeit' hergeleitet. Auf das Verhältnis zwischen den verschiedenen Formen ging ich nicht ein, und es war nicht meine bestimmte Meinung, dafs sie sich eben aus der Ablautstufe **u̯eiso-* entwickelt haben. Förster nimmt auch hier verschiedene Ablautstufen an, und zwar teils idg. **u̯eis-* (in ky. *Gwy*), teils idg. **u̯əis-*, woraus akelt. *u̯ais-*, aky. *u̯oi-* (in *Wey*). Hier ist es notwendig, zuerst das Material einer erneuten Prüfung zu unterziehen.

*Wye*, der Name des bekannten Flusses in Wales, Hereford usw., tritt im Kymr. als *Gwy*, im Ae. als *Wæge*, im Me. als *Weic, Waie* usw. auf, Formen, die sich schwierig aus einer gemeinsamen Grundform herleiten zu lassen scheinen. Förster sucht nun zu beweisen, dafs es auch im Kymrischen eine mit der englischen übereinstimmende Form gegeben habe, die in Ablautverhältnis zu *Gwy* stehen müsse. Der erste Beleg ist *Gu̯oy* bei Nennius (c. 840). Auf den ersten Blick mag es zwar den Anschein haben, als ob *Guoy* eine akelt. Form mit **u̯ai* voraussetzen müfste, aber wenn man sieht, dafs in demselben Kapitel die Formen *porcum Troynt* (Var. *Troit*), *Loyngarth*, (stagnum) *Lumonoy* (Var. *Lummonui*) auftreten, mufs man etwas bedenklich werden. *Troynt* entspricht späterem (*Twrch*) *Trwyth*; *Loyngarth* hat offenbar als erstes Glied das bekannte kymr. *llwyn* 'Hain', und *Lumonoy* mufs das in Namen bekannte Suffix *-wy* enthalten. S. 206 begegnet weiter *Dinguoaroy*, dessen zweites Element mit Namen wie *Elguarui* (Lib. Land.), akymr. *guarvy* (Jones S. 100) zusammengestellt werden mufs. S. 212 finden wir *Cair Loitcoit* (Var. *Cair Luit Coyt*). Im Lichte dieses Materials scheint es mir offenbar zu sein, dafs bei Nennius *oy* oft den Lautwert des späteren *wy* hat (oder eine Vorstufe davon ist), und dafs *Guoy* eine ältere Form des späteren *Gwy* ist, die eine Zwischenstufe mit bewahrtem *w* darstellt. Heutiges *Gwy* setzt nämlich eine Entwicklung

*u̯ē* > *(g)u̯ui* > *(g)ui̯* voraus. Jedenfalls verliert die Form *Guoy* ihre Beweiskraft.

Weiter begegnet *Guai* einmal im Liber Landavensis (12. Jahrh.) und bei Geoffrey of Monmouth. *Waia* bei Giraldus Cambrensis ist offenbar die englische Form. Dies ist mir auch die wahrscheinlichste Erklärung von Geoffreys Form, nur dafs in ihr das kymrische *g* vorgesetzt worden ist. Man kann etwa seine Formen *Osca, Kaerosc* statt kymr. *Wysg, Caer Wysg* vergleichen. Schwieriger zu beurteilen ist *Guai* im Lib. Land. In diesem Text kommt aber der Flufsname äufserst häufig vor, und er hat, abgesehen von dem zitierten Beispiele, immer die Form *gui* (*Gwy, Wy* usw.). Es wäre wirklich sehr auffällig, wenn ein einziges Mal eine uralte Ablautform auftreten sollte. Entweder liegt einfach Schreibfehler vor, oder Einflufs der englischen Form *Wai(e)* ist anzunehmen. Möglicherweise könnte jedoch eine archaische Schreibung aus einer alten Urkunde mitgeschleppt worden sein, die etwa als Zwischenstufe ähnlicher Art wie Nennius' *Guoy* anzusehen wäre. Dies ist die bei Owens Pembrokeshire III, S. 272 (Fufsnote) vorgeschlagene Erklärung. Eine Ablautstufe **u̯ais-* kann m. E. nicht auf Grund des beigebrachten Materials konstatiert werden.

In englischen Quellen ist die Form ae. *Wæge*, me. *Weie, Waie* u. dgl. Ich besitze eine reiche Sammlung von Beispielen und kann bezeugen, dafs diese Formen bis Ende des 15. Jahrh. so gut wie ausnahmslos vorkommen. Eine mögliche Ausnahme ist Wyegate (Heref.), das in Domesday als *Wigheiete* auftritt. Aber es ist gar nicht sicher, dafs *Wighe-* der Flufsname ist. Ein Personenname *Wiga* ist ebensogut möglich, m. E. wahrscheinlicher. Enthält aber der Name den Namen *Wye*, so ist wohl späte Beeinflussung der Form durch die kymrische anzunehmen.

*Wye* (Derby) ist nicht so gut in alten Quellen belegt wie *Wye* in Hereford usw., aber die zu Gebote stehenden Belege weisen Formen wie *Wey(e)* auf. Da Förster keine Belege bietet, seien die folgenden mitgeteilt: *Wey* 1235 ChR., *Weye* 1285 Derby Arch. S. XV, 1286 Hist. MSS. Com. Rutl. IV, 41. *Wy(e)* tritt neben *Weia* in William of Worcesters Itinerary (spät. 15. Jahrh.) auf.

*Wey* (Surrey) und *Wey* (Dorset) haben nur Formen wie *Weye* u. dgl. Ich füge für Wey in Surrey noch bei die

Formen *Waye* 13. Jahrh. AD. III, *Wey* 1235 Cl. R., für Wey in Dorset *Waye* 1244 Ass. R. 201, m. 3 (MS.), *Weye* 1367 Pat. R.

Die als Flufsnamen wirklich belegten hierher gehörigen Namen weisen alle in älterer Zeit in englischen Quellen regelmäfsig die Formen *Wæge, Weye, Waye* u. dgl. auf. Die andere von Förster angenommene Ablautstufe ist in älteren Quellen nie sicher bezeugt.

*Wye* (Kent) ist ein Dorfname, der aber nach Förster ein alter Flufsname sein soll. Wye ist am Stour gelegen, und ich sehe keinen Grund anzunehmen, dafs der Flufs früher auch Wye geheifsen haben soll. In alten Belegen steht vor dem Namen ein paar Mal die Präp. ***an***, und Förster scheint dies als Beweis dafür anzusehen, dafs Wye ein Flufsname war. Aber ***an*** (*on*) steht oft vor anderen Namen. Ich erwähne ***on*** *Blean* BCS. 348, (quodque nominatur) ***on*** *Cert* BCS. 442, (land) ***an*** *Certham* BCS. 529, (in loco qui dicitur) ***on*** *Linga hæse* BCS. 265. *Villa regia* ***an*** *Uuiæ* BCS. 426, (villa qui dicitur) ***on*** *Vuæ* BCS. 449 können ebensogut bedeuten 'die Königsdomäne im Dorfe Wye (oder im Bezirk Wye)', wie 'die Königsdomäne am Wye'. Wye ist ein alter Distriktsname. M. E. ist Wye ein englischer Name, der mit ae. *wīg* 'Heiligtum' identisch ist. Hierzu stimmt es gut, dafs neben *Wi* auch eine Form *Weo-* vorkommt, wie in *Weowera weald* BCS. 141, *Weowera get* OET., S. 437. Wenn Wye 'Heiligtum' bedeutete, ist Anschlufs an ae. *wēoh* 'Heiligtum' leicht zu verstehen. Im Kentischen ist Übergang vom *ȝ* zu *i̯* früh bezeugt (Bülbring § 505). Ebenso wie ae. *weȝ* zu *wei*, so mufste *wīȝ* früh zu *wīi̯* und *wī* werden, und der Dativ *wīȝæ* konnte wenigstens auf analogischem Wege früh zu *wīæ* werden. Wir können *hiium* statt *hiȝum* 832 OET., S. 446 vergleichen. Übrigens ist mir sehr zweifelhaft, ob ae. *Wi* in der von Förster vorgeschlagenen Weise erklärt werden kann. Akymr. *u̯ē* soll sich durch *u̯ui* und *ui̯* zu *u̯i* entwickelt haben. Da Wye, wenn keltisch, spätestens im 5. Jahrh. den Angelsachsen bekannt geworden sein müfste, ist der kymr. Übergang *ē* > *ui* in Kent auffällig früh anzusetzen. Man kann den Namen *Dee* vergleichen, der viel später aufgenommen sein mufs, und die Stufe *ē* aufweist. Besonders auffällig wäre der Gegensatz zwischen Wye und Esk, Exe usw., die nach Förster brit. *ĭ*

haben sollen. Wie auch Wye zu erklären sei, so kann es m. E. unmöglich aus aky. *u̯ui-* stammen.

*Wye* (Bucks) ist ein ganz junger Name. Er soll im 19. Jahrh. von Kadetten erfunden worden sein, die in der Gegend topographische Messungen vornahmen. Keine anderen alten Namen des Flusses sind bekannt als die nur als Ortsnamen belegten *Loudwater* und *Wooburn*. Natürlich könnte *Wy-* ein alter Flufsname sein, aber das ist ganz hypothetisch. Namen auf *-cumb* haben nicht besonders oft Flufsnamen als erstes Glied. Dazu kommt, dafs der älteste Beleg von Wycombe die Form *æt Wicumun* (c. 970 BCS. 1174) bietet. Dies macht es sehr zweifelhaft, ob der Name überhaupt ae. *cumb* enthält, und ich möchte auf Stentons Vorschlag zurückgreifen, der Wycombe aus ae. *Wichama* 767 BCS. 201 herleitet. Dieser Ort war in Chiltern gelegen, und das pafst nicht auf Wickham, Berks. Ich vermute *Wicumun* geht auf *Wīchāmum* zurück mit Übergang *ā* > *u* in der mutmafslich unbetonten Zwischensilbe. Der Übergang kann mit demjenigen in ae. *weorod, eofolsian* (Bülbring §§ 377, 424) verglichen werden, auch wenn hier der Übergang später als in den genannten Wörtern ist. Eben vor *m* und *u* in der folgenden Silbe ist eine solche Entwicklung besonders wahrscheinlich. Später wurde der Name von solchen auf *-cumb* attrahiert.

*Wymott* (Lancs) kann kaum einen Bachnamen enthalten. Wie Mawer, MLR. XVIII, S. 222, hervorhebt, ist das zweite Glied wahrscheinlich nicht, wie ich vorgeschlagen, ae. *mūða,* sondern *mōt,* und dazu pafst ein Flufsname nicht als erstes Glied. *Wyfordby* (Leics.) hat wohl als erstes Glied den ae. Personennamen *Wīgferð,* später an Namen auf *-ford* angeschlossen.

Somit gibt es m. E. keinen Grund, überhaupt für das Englische einen Flufsnamen *Wi* anzunehmen. Dagegen gibt es einen gut bezeugten Flufsnamen *Wey* (ae. *Wæge,* me. *Weie* usw.), der bisweilen zu *Wye* wurde, und einen kymr. Namen *Gwy.* Den Übergang von *Weie* zu *Wye* denke ich mir ehestens als auf Einflufs des kymr. *Gwy* (leniert *Wy*) beruhend,[1]) gehe aber auf diese Frage nicht näher ein. Kymr. *Gwy* kommt auch vielleicht vor in *Gwynant,* dem Namen des Tals des Flüfschens Glaslyn (Carn., Mer.), vor.

---

[1]) *Wye* in Derby könnte sich nach dem anderen *Wye* gerichtet haben.

Mir wäre es höchst sonderbar, wenn kymr. *Gwy* und engl. *Wey* wirklich verschiedene Ablautstufen enthalten sollten. Womöglich mufs versucht werden, sie auf eine gemeinsame Quelle zurückzuführen. Dazu kommt, dafs die von Förster vorgeschlagene Stufe **u̯ais-* uns kaum hilft. Akelt. *ai*, woraus akymr. *oi* (und nach *w* kymr. *ae*), ergibt nämlich sonst in engl. Lehnwörtern *ē*, wie besonders aus zahlreichen Namen, die kymr. *coed* enthalten, hervorgeht (vgl. meinen Artikel im Mai-Heft des Beiblattes). Es liegt kein Grund vor, anzunehmen, dafs in älterer Zeit *ai* nach *w* anders als sonst behandelt wurde. Aus einer Grundform **u̯aisā* erwarten wir dasselbe Resultat im Englischen, wie aus **u̯eisā*; höchstens hätte *ai* ein offenes *ē* ergeben können (vgl. ae. *cēt*, **cǣt* aus akymr. **koito-*, akelt. *kaito-*, kymr. *coed*).

Da die britische Grundform unbelegt ist, so kann die Etymologie der in Frage stehenden Namen nicht mit derselben Sicherheit festgestellt werden wie bei *Exe* usw. Kymr. *Gwy* kann auf mehrere Grundformen zurückgehen. Eine ist **u̯eisā*, die von Förster vorgeschlagene. Ich habe auch geglaubt, dafs dies die Grundform sei, und vermutet, dafs engl. *Wey* auf eine Zwischenstufe zwischen älterem **u̯ē* und späterem **u̯ui* (*Gwy*), etwa **u̯ei* (vgl. Pedersen § 219, 2), zurückgeführt werden könnte. Aber da in den hierhergehörigen Namen ein Diphthong regelmäfsig vorkommt, während *Dee* immer einfachen Vokal hat, so ist wohl eine andere Erklärung vorzuziehen.

Der Hauptunterschied zwischen unseren Namen und *Dee* ist der Umstand, dafs in *Wey* u. dgl. einst ein *s* nach dem Vokal stand, in *Dee* nicht. Könnte nicht dieser Umstand die verschiedene Entwicklung erklären? Akymr. **u̯ēsā* wurde durch den Übergang von *s* zu *h* zu **u̯ēhā*: für dies könnte ae. *Wœge* eine Substitution sein. Jedoch wäre auffällig, dafs die ae. Form *æ* statt zu erwartendes *e* aufweist. Noch besser wäre vielleicht deshalb eine Form mit der gut bezeugten Ablautstufe **u̯is-*: akelt. **u̯isā*. Aus **u̯isā* kann gewifs ohne Schwierigkeit kymr. *Gwy* hergeleitet werden; vgl. Pedersen § 48, der diese Entwicklung annimmt. Zwar gibt es kaum ganz analoge Beispiele, da betontes *is* nach *u̯* sonst kaum belegt ist. Dagegen wurde ursprünglich vortoniges *is* (und *es*) nach Labial sicher zu *wy*, wie in kymr. *gwyar* 'Blut', *mwyalch* 'Drossel' (< **mesalk-*). Jedenfalls ist es höchst wahrscheinlich,

dafs auch betontes *u̯is- vor ā zu kymr. *wy* wurde. Nun fragt es sich, ob auf dem Wege von *u̯isā zu *Gwy* eine Stufe passiert wurde, die ae. *Wæge* erklären könnte.

Aus *u̯isā mufste zunächst *u̯ehā werden. Aus dieser Form könnte wohl ae. *Wæge* erklärt werden. Ae. *æ* könnte mit dem *æ* in ae. *Æsce* (vgl. oben) verglichen werden. Wie das Verhältnis zwischen *h* und ae. *ʒ* aufzufassen wäre, mufs natürlich zweifelhaft bleiben. Einmal läfst sich denken, dafs das akymr. *h* vom ae. *h* verschieden gesprochen wurde. Vielleicht wurde es mit leichtem Stimmton gesprochen, was Substitution von ae. *ʒ* erklären könnte. Stimmlose intervokalische Konsonanten werden ja im Kymrischen gern gestimmt. Noch besser wäre es, wenn wir annehmen dürften, dafs in akymr. *u̯ehā das *h* (nach dem haupttonigen Vokal) früh verstummte, und dafs sich ein hiatusfüllendes *i* entwickelte. Akymr. *u̯eia würde ae. *Wæge* vorzüglich erklären. Diese Vorschläge mögen kühn erscheinen. Aber es ist im Auge zu behalten, dafs sehr wenig bekannt ist von den Einzelheiten der Entwicklung des Altkymrischen, und dafs eine nicht zu unterschätzende Erkenntnisquelle die Wiedergabe der kymrischen Laute in englischen Lehnwörtern ist. Wenn *Gwy* und ae. *Wæge* mit Wahrscheinlichkeit auf abrit. *u̯isā zurückgeführt werden können, so lehrt uns die ae. Form etwas von der Geschichte der kymrischen.

3. *Ouse.*

Ich habe vorgeschlagen, dafs in Ouse ein altes Wort für 'Wasser' vorliege, das mit ir. *os* 'Wasser' identisch und mit ai. *útsa-ḥ* 'Quelle' verwandt sei. Förster behauptet nun (Zs. f. slav. Phil. I, S. 16), dafs das allgemein angenommene Wort *os* nicht existiert. Ist das richtig, so fällt eine starke Stütze für die von mir vorgeschlagene Etymologie, aber sie wird keineswegs unmöglich oder unwahrscheinlich. Die Wurzel (*u̯ed-*, *ud-*) ist ja weitverbreitet und auch auf keltischem Boden (in ir. *uisce* 'Wasser') belegt. Förster zieht auch die ae. Form *Wuse* heran, und meint, sie mache Herleitung aus der Wurzel *u̯ed-*, *ud-* unmöglich. Ich kenne natürlich diese Form sehr gut, habe sie aber nicht als zuverlässig betrachtet.

*Wuse* 905 ASC. ist nicht die älteste und zuverlässigste Form des Namens Ouse. Noch älter ist *Use* c. 880 im Vertrag

zwischen Alfred und Guthrum.[1]) Man kann es verstehen, wenn ein westsächsischer Chronist die richtige Form des Flufsnamens nicht kannte, aber diejenigen, die den Vertrag zwischen Angelsachsen und Dänen abfafsten, kannten gewifs den Namen des Grenzflusses. *Use* begegnet auch in den Heiligen Englands, in BCS. 712 (937) und anderswo. Ouse Yorks. kommt in BCS. 1052 (959) vor, wieder in der Form *Use.* Noch ältere Belege gibt es von Ismere (Worc.): *Usan mere* 704—9 BCS. 123, *provincia Usmerorum* 757 BCS. 220 usw. Gewifs ist *us(an)*- mit dem Flufsnamen Ouse identisch. Weiter wird man Ise Nhp. (*Ysan* 956 BCS. 943) kaum von *Ouse* scheiden können; der Name ist wohl eine Ableitung von ae. *Use.*

Die Annahme einer Grundform *Wuse* hat die Schwierigkeit, dafs der Wegfall des anlautenden *w*- nicht leicht zu erklären ist. Anl. *w*- schwindet sonst nicht vor *u*, wie aus Wörtern wie *wunian, wundor, wund, wūsc, wȳscan* zu ersehen ist. Unter diesen Umständen vermute ich, dafs die tatsächlich nur einmal[2]) belegte Form *Wuse* ein Schreibfehler ist. Möglicherweise ist der Fehler einfach so zu erklären, dafs der Schreiber einen Augenblick die Flüsse Ouse und Welland verwechselte, glaubte, dafs es sich von dem letzteren handelte, und den Anfangsbuchstaben schon geschrieben hatte, ehe er seinen Irrtum merkte; später vergafs er es, den Fehler zu berichtigen, und Abschreiber behielten die fehlerhafte Form. Oder die Sache läfst sich so erklären, dafs der Schreiber des Originals den langen Vokal durch Doppeltschreibung bezeichnete, also *uuse* schrieb, und dafs Abschreiber *uu* als Zeichen für *wu* auffafsten. Ähnlich erklärt es sich wohl, wenn in späten Abschriften der Genealogien statt älterem *Wuscfrea* (geschrieben *uuscfrea*) Formen wie *Uxfrea* auftreten, nur dafs hier das Mifsverständnis der Schreibung *uu* ein anderes gewesen ist. Jedenfalls läfst sich Abfall des *w*- unmöglich vor der Umlautszeit annehmen, und wenn *Wuse* eine richtige Form ist, mufs Ouse von *Ise* und auch von *Ismere* geschieden werden.

[1]) Zwar nicht in einer Originalhandschrift, aber in guten Abschriften belegt.

[2]) *Wuse* in der Parkerhandschrift und in der Hs. D der Chronik setzt *Wuse* in einer gemeinsamen Vorlage voraus.

Wie dem auch sei, so scheint es mir offenbar zu sein, dafs die von Förster vorgeschlagene Herleitung aus akelt. *ụoisā unmöglich richtig sein kann. Das intervokalische *s* war doch zur Zeit der angelsächsischen Eroberung schon zu *h* geworden. Förster führt als Parallelen den Namen *Thames* und abrit. *Iserninus* an. Aber der Name Thames kann sehr gut geraume Zeit vor der Einwanderung den Angelsachsen bekannt worden sein. Auch ist die Geschichte des Namens gar nicht genügend ermittelt; die kymrische Form *Tafwys* mit bewahrtem *s* zeigt, dafs aus dem Namen Schlüsse mit der gröfsten Vorsicht gezogen werden müssen. *Iserninus* ist selbstverständlich nur eine traditionell bewahrte Latinisierung. Dafs *Ouse*, das ein zwei Flüssen zukommender Name ist, ein intervokalisches *s* bewahrt haben sollte, kann gewifs nicht angenommen werden. Noch unmöglicher wird diese Theorie, wenn Ise und Ismere denselben Stamm als Ouse enthalten.

Lund. Eilert Ekwall.

---

## Prop-Word or Numeral.

In Anglia-Beiblatt, 1925, pp. 154, 155, Prof. Jespersen maintains that *one* in the combination *that one* in Matt. 18. 12 in some of the earliest printed versions must be the numeral, not the prop-word.

The passage in question runs thus in Tindale's first version, that of 1525: Yf a mā had an hōdred shepe / and wō of them shulde go astrye / wyll he nott leve nynty and nyne in the moūtayns / and go and seke *that wō*[1]) which is gone astraye?

Tindale 1534, Coverdale, Matthew, Taverner, and Whittingham also read *that one*, while Cranmer has got "seke *that* was gone astraye", and Genevan, Bishops', Rheims, Authorised, and Revised V. *that which*.

Prof. Jespersen bases his statement mainly on two facts: 1. that *one* (sheep) is contrasted with ninety-nine that had not gone astray. 2. The OE. Matthew reads "þat ân þe forwearð", where *ân* cannot be anything but the numeral.

I do not deny the possibility of one being the numeral, but I do not think it can be proved.

---

[1]) The italics are mine.

I have consulted several of the Cambridge clergy, and all of them think it most probable that here *one* is the prop-word.

As to the OE. version, Tindale himself declares explicitly, in his "Epistle to the Reader" in the New Testament of 1526, that he "had no man to counterfet, nether was holpe with englisshe of eny that had interpreted the same (i. e. the New Testament), or soche lyke thīge ī the scripture beforetyme". Does not Professor Jespersen's second argument lose some of its weight in face of this explicit statement of Tindale himself?

According to Miss A. C. Paues in Encyclopaedia Britannica, vol. III, heading Bible, Tindale "translated straight from the Hebrew and Greek originals, although the Vulgate and more especially Erasmus's Latin version were on occasion consulted."

Now both the Vulgate and Erasmus, as well as Lyra and Beza, read *eam quae errauit* (*erraverat*) in close connection with the reading of the Greek original, *τὸ πλανώμενον*, all circumstances that seem rather in favour of the opinion I expressed in Anglia-Beiblatt, 1925, p. 76, that *one* is here to be taken as an early example of the prop-word.

Cambridge, July 1925. Augusta Björling.

[14. 8. 25.]

## INHALT.



Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

# Beiblatt zur Anglia.

## Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

XXXVI. Bd. Oktober 1925. Nr. X.

## I. SPRACHE UND LITERATUR.

**A. De Froe, Laurence Sterne and His Novels Studied in the Light of Modern Psychology.** P. Noordhoff, Groningen (1925), 235 S. 5,50 fl.

Endlich etwas Neues in der englischen literarischen Kritik. Hier wird die Sphinx Lawrence Sterne gedeutet. Seine Polarität, heitere Gesellschaftlichkeit und einsames Träumen wird auf die Urnatur zurückgeführt. Alle Tatsachen aus dem Bereich seiner Lebenskunde und seiner Bücher werden sorgfältig gesichtet; keine wird verschmäht. Mögen andere Kritiker den Vogel Straufs spielen. (Man denke an Saintsbury, der in der Einleitung zu Tristram Shandy in Everyman's Library Sternes Tochter verurteilt, weil sie Briefe veröffentlicht habe, die den Charakter ihres Vaters in bedenklichem Lichte zeigen. Der verhüllte naive Untergedanke ist, dafs hier etwas zum Vorschein komme, das mit dem Bild, wie es der Kritiker gern zeichnen möchte — in usum Victoriae —, unvereinbar sei. Seien wir doch vielmehr froh, dafs wir hier wertvolle Dokumente erhalten haben, die, richtig gedeutet, manch Dunkel aufhellen können. — Wie froh wären wir z. B., wenn E. Gosse in seiner Swineburnebiographie nichts unterdrückt hätte!)

Welches ist nun De Froes Methode? Die psychologische, z. T. auch die psychoanalytische Befragung. Seine Instrumente entnimmt er der Werkstatt W. McDougalls (*An Introduction to Social Psychology*), Freud zieht er auch heran, aber mit grofser Vorsicht. Vielleicht hätte ihm auch Jung wertvolle Fingerzeige geben können. Die Ausführungen hinterlassen einen durchaus vernünftigen Eindruck. Das Objekt (Sterne)

ist geschickt gewählt; denn bei Sterne ist nicht die soziologische, sondern die psychologische Betrachtung das Gegebene. Die Forschung ist scharfsinnig und ruhig und frei von jenen Seitensprüngen, die Albert Mordell, *The Erotic Motive in Literature*, Kegan Paul, London 1919, unternimmt, wo neben viel durchaus Zutreffendem zahllose Irrtümer unterlaufen.[1]) Das Ergebnis ist — nehmen wir das gleich vorweg — eine Reihe verblüffender Klarstellungen.

Sterne gehört dem „nervösen", dem wankelmütigen Temperamentstypus an; d. h. seine konativen Impulse zeigen bei schwacher Intensität und mangelnder Stetigkeit groſse Affektabilität (— — +).[2]) Wo die Stetigkeit und sogar die Stärke der Impulse fehlt, ist ein beständiger Wandel im Benehmen, in der Stimmung und in den Interessen zu erwarten. Trauer beherrscht ihn, da kriecht ein freudiger Impuls über den Weg und vertreibt sie. Er nimmt sich etwas vor, da kommt etwas anderes dazwischen und läſst ihn das erste vergessen. Sterne hat sich selber so geschildert: *I have not managed my miseries like a wise man — and if God ... had not poured forth the spirit of Shandeism into me, which will not suffer me to think two moments upon any grave subject, I would else, just lie down and die — die — and yet, in half an hour's time ... I shall be as merry as a monkey.*

Er arbeitet ruckweise. Er geht im Ausdruck nicht fest und sicher geradeaus ... Ein Gedanke kommt an ihn heran, faſst ihn und treibt ihn davon wie der Wind das dürre Blatt. (Hat nicht Sterne seine Bücher in dieser Verfassung geschrieben?) Das Objekt seiner Zuneigung wechselt leicht und schnell. Sterne liebt Elizabeth Lumly, nein schon nicht mehr, das Objekt heiſst jetzt Kitty de Fourmentelle, dann Kitty Clive, Witwe Moor, Mrs. Gore, Mrs. Vesey, Lady Percy, Miss Tuting, Miss Graeme, Mrs. Ferguson, Eliza Draper. Selbst das Gedächtnis wird wankelmütig. Man will sich einer Sache nicht mehr erinnern, weil sie einem unbequem ist und man behauptet jetzt das

---

[1]) Bei Thackeray z. B. behauptet Mordell, er habe seine Mutter früh verloren. Er verwechselt die Mutter mit dem Vater. Den Folgerungen wird dadurch der Ausgangspunkt genommen.

[2]) Nach diesem Einteilungsprinzip würde wohl Fielding dem gesundesten, dem „hoffnungsvollen" Typus angehören (+ + +), Smollett dem heftigen Typus (+ — +).

Gegenteil von dem, was man in der Erinnerung unterdrückt. Das sind die Fälle, wo Sterne sich in seinen Briefen widerspricht. Feste Ansichten fehlen. — Das religiöse Dogma wird bespöttelt. Sterne spricht von religiösen Dingen nur auf der Kanzel, weil er mufs. Hier verhüllt er seine Persönlichkeit. Er webt Gedanken nach einem ihm innerlich gleichgültigen, fremden Schema. Im übrigen lacht er über religiöse Dinge. Er flicht Bibelworte in spöttelnder Absicht in seine Briefe ein und entweiht sie durch die gemeine sprachliche Umgebung, in die er sie hineinstellt. Kein Ausdruck ist bei ihm häufiger als *What the devil* ... Er betet ernsthaft zu Gott nur, wenn es sich darum handelt, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, der einem innigen Wunsch irdischer Art entgegenführt. Gott wird seine Gattin zu sich nehmen und Eliza Draper zur Witwe machen, damit Sterne sie heiraten kann.

Damit kommen wir zum Zentralproblem der Sterneschen Psyche, seinem Verhältnis zum andern Geschlecht. Wie sieht bei Sterne das aus, was man Liebe nennt? Liebe ist bekanntlich kein einheitliches Gefühl, sondern eine Komplexität von Trieben und sie begleitenden Emotionen: Geschlechtstrieb, Erwerbstrieb, Herdeninstinkt, Selbstbehauptungstrieb, Beschützertrieb und aktive Sympathie. Bei Sterne treten drei Triebe in eigenartiger Weise hervor. Die aktive Sympathie, d. h. das egoistische Sympathiefordern bei andern macht sich bei ihm in ungewöhnlicher Stärke geltend. Alles soll weinen, wenn er weint, lachen, wenn er lacht. Er wirbt um Elizabeth Lumly, weil sie ein „kontemplatives Mädchen" ist. Sie lauscht und weint, wenn er rührend und pathetisch plaudert, errötet, wenn er gefährliche Witze macht. Aber ihre Kontemplation verflüchtigt sich bald, sie war Täuschung — d. h. die passive Sympathie eignete ihr nicht — und Sterne sieht sich nach andern Opfern seiner passiven Sympathie um. Der Beschützerinstinkt erkaltet nie in Sterne. Sobald er seine Frau schwach und hilfsbedürftig sieht, regt sich die Liebe zu ihr von dieser Seite her. Er hat ihn s. Zt. zur Heirat getrieben: das Mädchen war ja todkrank gewesen, der Beschützertrieb regte sich in ihm und er fühlte sich enger an sie gekettet. Derselbe Trieb beherrscht das Verhältnis zu seiner Tochter, die er vergöttert, und zu den Sklaven und Tieren, die er väterlich wohlwollend und mitleidig behandelt. (Seiner Mutter gegenüber, einem

gemeinen Wesen, hat er den Trieb nicht betätigt.) Der Trieb bewahrt ihn vor völliger Entfremdung seiner Frau gegenüber, die ihm körperlich nichts bedeutet. Denn hier ist der springende Punkt. In Sternes Liebessumme fehlt der gewöhnliche Geschlechtsinstinkt. Vom Geschlechtsleben kennt er nur das einleitende Stadium, die Werbung und die Werbung als bloſses Spiel, den *flirt*; das vollendende Stadium läſst ihn gleichgültig.[1]) Fünfzehn Jahre lang hat er — eigenem Zeugnis gemäſs in seinem *Journal to Eliza* — kein Weib, nicht einmal seine Frau berührt. Auch in seinen Briefen fehlt jeder Bezug auf die weiblichen Körperschönheiten. Um so glänzender und lebendiger gestaltet er das Werbespiel, mit süſser Miene und schönen Worten.

Aber Sterne eignet die Fähigkeit in seltenem Maſse, Impulsvollendungen ins Imaginative umzusetzen, das ihm realer wird als die Wirklichkeit. Er spinnt wundersame Tagesträume. In seinem Brief an William Combe (1711) sehen wir ihn täglich an einer Ruine vorbeigehen, um bei den Nonnen einzukehren, mit der schönsten von ihnen allen sich unter Erlen niederzusetzen und das Liebesspiel mit ihr zu betreiben. (Ein Stück Traumland wie Mörikes Orplid). Was die Wirklichkeit unerfüllbar läſst, windet er in die Imaginationsebene empor. Eliza ist in fernsten Zonen. Ach nein, sie ist eben ohne Klopfen eingetreten, setzt sich neben ihn und spricht zu ihm. Und so geschah es, daſs der bei ihm verkümmerte, Erfüllung nicht erleben könnende Geschlechtstrieb sich in der Imagination Erfüllung suchte. Eigenartige Briefe deuten darauf hin. Sie verraten, was bei Sterne zu erwarten steht, latente Perversionen, die Gebärde des Exhibitionisten, der sich in einer von Worten gespiegelten Welt vor Frauen nackt hinstellen oder des Voyeur, der unter denselben Bedingungen den Akt nur sehen will. Er schreibt an Mrs. H. in diesem Sinne, d. h. er stellt sich ihr gegenüber als einen Don Juan hin, auf dessen langem Register auch sie stehe. An Sir W. schreibt er berichtigend, daſs er Mrs. H. in diesem Briefe an der Nase herumgeführt habe. Dies ist ein schlagendes Beispiel. Die Gebärde der Entblöſsung kehrt in den Elizabriefen wieder und wieder. Vor allem aber ist es das Wortspiel, mit dem

---

[1]) Ist Swift nicht in ähnlicher Lage?

er Seitentüren öffnet, durch die unbewufste Wünsche, als sexuelle Wortbilder in imaginative Erfüllung geworfen, hereinstürzen.

In seinen Romanen ging er weiter als in seinen Briefen. Zum Double Entendre gesellen sich phallische Symbole. Sie sind unbewufster Ausdruck des Komplexes — d. h. der Perversionen, die ihm nicht bewufst werden dürfen. Bewufst glaubte sich Sterne im Besitz einer ganz andern Art Sexualität, den sentimentalen Liebesfeinheiten, die er als etwas Höheres und Gewählteres betrachtete als das, was die Welt betrieb, als den Shandeismus, der in dem alten Shandy verkörpert ist, der zwangsgemäfs die geschlechtliche Tat ausübt. Phallische Symbole sind die Nase, das Schwert, der Finger usw. Sie kommen äufserst häufig im Tristram Shandy und in der sentimentalen Reise vor. Sie sind uns unverständlich ohne Annahme symbolischer Mitbedeutung. Man lese die Nasengeschichte des Slawkenbergius. Sie ist ohne phallische Interpretation sinnlos grotesk; sie fügt sich in phallischer Übertragung in das Gesamtbild der Sterneschen Psyche restlos ein. Tobys Blick auf die Ritze an der Wand zielt auf ein weiblich phallisches Symbol. Sterne selber gibt dies rückblickend im 31. Kapitel des dritten Buches zu. Wenn Sterne dem Leser in ständigen Anspielungen die Genitalien vorführt, so zeigt das, wie die Sexualität als solche sich bei ihm nicht durch moralische Zensur zurückgestaut fand — d. h. sie war ihm bewufst und durfte sprachlich ausgedrückt werden —, im Gegensatz zu den Perversionen, deren er sich nicht bewufst war und die er daher nicht unmittelbar sprachlich ausdrücken durfte. De Froe gibt reichliche Beispiele.

Die Rolle des Unterbewufsten in geschlechtlichen Dingen verrät sich ebenfalls in Sternes Romanwerk. In der sentimentalen Reise setzt sich Yorick mit dem französischen Kammermädchen auf dasselbe Bett. Eine bekannte Stelle, in der wunderhübsch der Kampf geschildert wird zwischen den unterbewufsten Wünschen und dem wachen moralischen Bewufstsein,[1]) eine willkommene Selbstillustration zu seinem eigenen paradoxalen Lehrsatz: *Ask my pen: It governs me, I govern not it.* Sterne, der Überempfindsame, hat selber die damals

[1]) Ein Kampf, der für Sterne alltäglich war, wie De Froe nachweist.

noch nicht erkannten psychologischen Schichtungen intuitiv geahnt und in seiner Dichtung gerade diese Seite seiner Natur an andern Gestalten für uns sichtbar gemacht.

Eine solche Geisteskultur — mit gehemmten Perversionen — machte ihren Träger unglücklich, brachte ihm Tränen und und erzwungene Lösung im Lachen. Ein tragischer Kampf spielte sich in ihm ab zwischen dem Willen, die Perversionen zu unterdrücken, und der Lust, ihnen zu frönen. Es drängte etwas in seinem Innern, das heraus wollte in die Freiheit. Aber es konnte nicht, es durfte nicht. Das ist der lachende und weinende unglückliche Sterne.

Hiermit verlassen wir den brennenden Mittelpunkt seiner Psyche. Die Romane zeigen noch auf imaginativer Ebene das Austoben eines Triebes, den er in den Briefen unterdrückt, die Freude an Fäkalien und ähnlichem, richtiger gesagt: die vollständige Lockerung des Abneigungsinstinktes und damit völlige Freimachung der intellektuellen Neugierde.

Es ist klar, dafs Sternes geistige Natur sich dem Leser nicht anders geben konnte als in der rätselhaften, freigelösten Form, die uns in seinen Werken entgegentritt: das Kreiseln um Punkte, das plötzliche Abschleudern in der Tangente, das Tänzeln in Arabesken, das beständige Hochschiefsen des Balles, der nicht aufgefangen wird, weil der Spieler einem andern Ding um die Ecke herum nachfliegen mufs, den Ball vergifst oder aber in grotesker Eile auf der Rückkehr doch noch erwischt, das Hin- und Herspringen auf zwei, auf vielen Ebenen. Und dennoch eine grofse Tat war die erlösende Hingabe an diese Lockerung. Die Form ist zu einer fliefsenden Funktion geworden, aber einer stets unterbrochenen Funktion. Durch die Lücken hindurch blicken wir in die enträtselte Seele. Wir gehen die englische Literatur durch und finden eine derartige Form erst bei Carlyle wieder und heute bei Joyce, diesem Sterne des 20. Jahrhunderts. Kann da von der Tätigkeit eines „Konstruktionstriebes" überhaupt noch die Rede sein? De Froe behauptet es. Die Lockerung ist Gestaltgebung von Sternes künstlerischer Lebensauffassung. Das soll Gegenstand eines weiteren Buches sein.

Wir freuen uns darauf und wollen es, wenn es geboren ist, auch besprechen.

Zürich. Bernhard Fehr.

**Elizabeth Wheeler Manwaring, Ph. D. Italian Landscape in Eighteenth Century England.** A Study chiefly of the influence of Claude Lorrain and Salvator Rosa on English Taste 1700—1800. Oxford University Press, American Branch, New York. 1925. — XII u. 242 S. — 3 $.

Eine vorzügliche Themastellung und eine ebenso vorzügliche Ausführung auf Grund eingehendster Untersuchungen an nahen und fernen Quellen! Wer sich mit den Anfängen der englischen Romantik und dem Aufkommen der dichterischen Naturschau beschäftigen will, kann an diesem Buche nicht vorübergehen. Die These, die verfochten wird, ist folgende: Im Laufe des 18. Jahrhunderts lernten die englischen Dichter die Natur so sehen, wie sie sich einem Claude, einem Salvator Rosa und einem Poussin dargestellt hatte.[1] Sie entdeckten die malerische italienische Landschaft in ihrer eigenen Heimat. Claude-Salvator-Poussin wurden zu Schlagworten, zu Modeworten, ja zu Symbolen, die auf das Schauen der Betrachtenden eine faszinierende Wirkung auszuüben begannen. Dieser Zauber hielt die englische Naturbetrachtung bis etwa 1825 in Bann. Dann kam ein Wandel in der Empfindung. Die drei Maler fielen aus der Mode, und Ruskins Angriff tat ein übriges, um sie während der viktorianischen Zeit vollends der Vergessenheit preiszugeben.

Die Darstellung dieser selbstverständlich ganz allmählichen Angewöhnung des menschlichen Auges an das italienische Landschaftsbild, die sich überall verrät, bei den Malern, bei den Reisenden, bei den Gärtnern, bei den Dichtern, bei den Briefschreibern, bei den Ästhetikern, bildet den Inhalt dieses peinlich genau dokumentierten Werkes. Von mir aus möchte ich hinzufügen, dafs dieser Wandel der Naturschau letzten Endes nicht rein äufserlich durch zunehmende Bekanntschaft mit malerischen Darstellungen italienischer Landschaftsbilder zu erklären ist. Diese liefern nur die äufseren Reize, die sich mit dem inneren Willen zu einem andern Schauen organisieren und so ein neues Erleben der Natur ermöglichen. Der Wille bestimmt die Richtung. Der Klassizist John Dennis besteigt 1688 die Alpen und erlebt in ihrem Anblick einen neuen

---

[1]) Bezeichnenderweise behauptet der Botaniker James Edward Smith, je mehr man italienische Landschaften zu sehen bekomme, um so mehr bewundere man Claude (bei M. 60).

ästhetischen Genufs (*delightful horror, terrible joy*). Er fühlt, dafs ihre Schönheit verschieden ist von der vernunftgemäfsen Landschaftsschönheit von Hügel, Wiese und Flufs (*a delight consistent with Reason*, bei M. S. 6). Aber er verfügt nicht über den nötigen Wortschatz, um dieses Neue auszudrücken. Auch Addison empfindet im Alpenanblick *an agreeable kind of horror* und er lenkt sein Auge mit Vorliebe auf die Art von Landschaften, wie sie den römischen Malern gefielen. Aber er bringt die geschauten Naturbilder noch nicht mit gemalten Bildern in Beziehung (so Miss M. S. 12). Wir sehen: die Richtung ist schon da in den feineren Köpfen. Nun kommt das äufsere Hilfsmittel der Beschäftigung mit der italienischen Landschaftsmalerei, um die Richtung zu fördern und sie allen Gebildeten anzugewöhnen.

Diese Beschäftigung beschränkt sich zunächst auf einzelne, bis sie um die Mitte des Jahrhunderts zum wesentlichen Bestandteil im Lebensgange eines Gentleman geworden ist. Jetzt geht der Engländer nach Italien, bewundert Landschaftsbilder, läfst sie kopieren, kauft und wird häufig betrogen. Zwei Männer sind vorangegangen. Shaftesbury, der das Schlagwort *Taste, a man of taste*, zu grofser Beliebtheit erhebt und Landschaftsschilderungen in seine „Moralisten“ hineinbringt, die sich geradezu wie Übertragungen von Claude und Salvator ausnehmen.[1]) Jonathan Richardson aber, der Verfasser kritischer Schriften über Malerei, die 1725 als gesammelte Essays erschienen, rief den höheren Kreisen zu: „Werdet Kunstkenner (*Connoisseurs*)!“ Jetzt schielen auch die Dichter nach der Malerei hinüber. Sie glauben an die gegenseitige Durchhellung der beiden Schwesterkünste. Sie sind überzeugt, dafs Claude, Salvator und Poussin in Worte übertragbar seien. Sie stellen mit Vorliebe Horazens *Ut pictura poesis* an die Spitze ihrer Gedichte. Die Verfasserin bringt eine ganze Reihe von Belegen aus den ersten drei Jahrzehnten. Noch 1779 ist das Problem so zeitlebendig, dafs Oxford als Thema für eine Preisrede die *affinity between painting and writing* ausschreibt.

Was der gebildete Engländer an den Gemälden des persönlich bescheidenen Claude reizvoll fand, waren die

[1]) S. 17 und 18.

klassischen Tempelfragmente, die Wiedergabe des Lichtes, des Sonnenauf- und untergangs, des Meeres, der Flüsse, der Ausblicke und der gefälligen Idealisierung der Naturbilder. Salvator Rosa hatte ihm gegenüber den Vorteil seiner romantischen Erscheinung; erzählte man sich doch, dafs er mit Banditen umherzog. Man fand Gefallen an der kühnen Wildheit der von ihm gemalten Natur. Die Damen schwärmten für den längst Toten. Lady Morgan gibt ihre Eindrücke von Salvatorschen Gemälden in Ausdrücken wieder, die zum Teil Mrs. Radcliffe romantische Szenenmalerei vorwegnehmen: *His deep and gloomy forests ... is* [sic] *only given as the shelter of the formidable bandit ... The long line of stony pathway cut through masses of impending rock, is but the defile in which the gallant cavalier ... is overtaken by the pitiless outlaw — or, by the rush of storms.* Seine feinsinnigsten englischen Bewunderer fand er in Gray und Walpole.

Die Claude- und Salvatorlandschaften verbreiterten ihre augenerzieherische Wirkung, je mehr die Gelegenheiten, sie in nächster Nähe, in England selber, zu sehen, sich vermehrten. Nicht nur wanderten wertvolle Originale nach England, wo bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts 118 Salvators und 104 Claudes festzustellen sind (gegenüber nur 65 Salvators auf dem Festlande), eine Schar von Nachahmern versichtbarte die italienische Manier in zahllosen Bildern und festigte in weiteren Kreisen der Gebildeten das Empfinden, eine heimische Landschaft sei nur schön, wenn sie italienische Aspekte zeige. Ungeübte Augen wurden so auf die Schönheiten der Seen, der Hochlande, der welschen Berge und Derbyshires gelenkt. Unter den Salvatornachahmern genossen Joseph Vernet, Philip Loutherbourg und Joseph Wright grofses Ansehen, während John Griffier, John Wooton, Goupy, Lambert, George Smith und vor allem Richard Wilson Claudes Spuren — Sonnenuntergänge! — folgten. Wilson allerdings warf die gangbaren Claudemotive nur auf die Massenware, nicht auf seine Lieblingsbilder. Die weiteste Verbreitung aber erfuhren Claude, Salvator und Poussin durch Druck und Stich. Das grofse Sammelwerk von Drucken grofser Meister, das Arthur Pond und Knapton um 1760[1]) herausgaben, brachte zu zwei Dritteln Beispiele

---

[1]) Das Datum fehlt.

von Claude, Salvator, Poussin, Jan Both und Grimaldi. Der bekannte Poussinstecher J. B. Claude Chatelain hatte mitgewirkt. Der beste englische Landschaftsstecher jener Tage aber war William Woollett, von dem die schönen Claude-Stiche *Roman Edifices in Ruins* und *Apollos Opfer*, das bekanntlich Keats inspiriert hat, stammen. Aus solchen Stichen und Drucken legten sich die Vornehmen ihre sog. *scrapbooks* an (Alben zum Einkleben), die sie nach Tisch mit ihren Gästen betrachteten. Eine neue Welt tat sich ihnen hier auf. Besonders die Damen mit ihrer feineren Sensibilität zeigten sich dieser Welt zugänglich. Zunächst pausten sie Drucke durch und bemalten die so gewonnenen Kopien, eine Beschäftigung, die zwischen 1730 und 1765 bei ihnen recht allgemein war. Dies lenkte hinüber zum amateurischen Landschaftsmalen. Die malende Dame wird zu einer stehenden Erscheinung. Es sei an die Herzogin Elizabeth von Devonshire und an die Romanschriftstellerin Charlotte Smith erinnert; auch die Dichter ergriffen den Pinsel. Shenstone aquarelliert, Sterne, Cowper, George Keate und Hagley malen Landschaften. Der italianisierende Stich beeinflufst selbstverständlich auch die Buchillustration jener Tage.

Und nun die Dichtung! Ein ganzes Jahrhundert arbeitet sie nach den zwei Modellen, Claude und Salvator, d. h. der amphitheatralischen Anordnung mit freiem Ausblick und Früh- oder Spätsonnenglanz einerseits und Klippen, Wasserfällen, überhängenden Wäldern, Bergströmen, *delightful horrors* andrerseits. Thomsons Winter 1726 und Dyers Grongar Hill 1727 sind Marksteine der Entwicklung. Bei beiden verrät sich zum erstenmal dichterische Landschaftsmalerei, bei Dyer noch mehr als bei Thomson, der erst in den späteren Teilen seiner Jahreszeiten sein volles Können zeigt. Was Dyer hier bietet, sind deutlich Claudesche Motive, die in seinen auf unmittelbarer Beobachtung beruhenden, aber auch durch die Erinnerung an den bekannten, oben erwähnten Claudeschen Druck beeinflufsten *Ruins of Rome* (1740) wiederkehren. Aber es fehlt die Einheit; es werden nur Einzelheiten zusammengesetzt. Bei Thomson sind die malerischen Elemente im „Winter“ noch spärlich. Nun aber bekommt Thomson in seiner neuen Umgebung Bilder und Drucke zu sehen (seine Schirmherrin, die Gräfin Hertford, hatte eine kostbare Sammlung, und etwas

Ähnliches dürfen wir auch bei seinem Malerfreunde Aikman voraussetzen). Die Folge ist, dafs Claude- und Salvatorbilder in seine Naturdichtung sich einschleichen. Schon die zweite Ausgabe des „Winter“ bringt einen kleinen Salvatorschen Zug über die Apenninen (*capt with grey mists, and everlasting snows; where nature in stupendous ruin lies*). Claudesche Sonnenauf- und untergänge folgen im „Sommer“, ein Sonnenuntergang nach dem Regen im „Frühling“. 1730 machte Thomson mit Talbot die grofse Reise, sah Italien und entwickelte die Eigenschaft des Virtuoso. Als eine Folge davon gab er in seinem Gedicht *Liberty* seine Ideen über Malerei wieder. In seinem letzten Werke, dem *Castle of Indolence*, entwirft er ein Bilderpaar, von dem das eine ein Salvator, das andere ein Claude ist, und schliefslich prägt er hier die Formel, die die Literatur der nächsten 60 oder 70 Jahre ganz zu der ihrigen gemacht hat:

Whate'er Lorrain light-touch'd with softening Hue
Or savage Rosa dash'd or learned Poussin drew.

Der Einflufs der drei Maler auf Thomsons Schauen ist somit unverkennbar Aber etwas gibt zu denken. Das *Liberty*gedicht hat kein Leben und das grofse Landschaftsbild von Hagley Park, das Thomson nach seiner italienischen Reise und nach seiner Vertrautheit mit Stichen entwirft, ist mosaikartige Zusammensetzung, Katalog. Man möchte daher den Schlufs ziehen, der Blick auf Gemälde sei für Thomson ein Hindernis gewesen, weil er ihm das grofse Geheimnis verhüllte, wonach der Dichter die Natureindrücke zur künstlerischen Einheit verbindet, nämlich durch das menschliche, in Bewegung und Zeit geworfene Landschaftserlebnis oder durch die in das Naturobjekt verlegte einheitliche Willensbewegung. Thomson besafs wenigstens den zweiten Teil des Geheimnisses, als er die bewegungsmächtige Stelle vom Wildbach schrieb, im Winter, d. h. bevor er Malereien betrachtete.[1]) Er brachte es demnach aus der schottischen Heimat mit und vergafs es dann zeitweise. Als er aber im „Sommer“ (1727) den Sonnenaufgang hinmalte, da kam es ihm wieder und ermöglichte ihm, die Landschaftselemente so zu ordnen, als wandelten ihre Seelen

[1]) Dafs dies einfach ein Stück Salvator sei (S. 111), ist schwer zu glauben.

erlebnisfreudig der Reihe nach in ein herrliches Ereignis hinein, das Nahen der Sonne von Osten her, die auf ihrem Gange weltweit um sich blickt. (*But yonder comes the powerful King of Day* usw.). Man denkt an Mörikes „und wie ein Gott der Tag Beginnt im Sprung die königlichen Flüge". Dieses Geheimnis ist es, das Thomson zum Dichter gemacht hat und nicht der Blick auf die Bilder.

Die kleineren Dichter kannten das Geheimnis nicht. Sie katalogisierten Claude- und Salvatorsujets: Mallet, H. Brooke, Dr. Brown, sogar J. Warton, Barbauld, Anna Seward. — Goldsmith und Cowper nehmen eine Sonderstellung ein. Sie malen dichterische Naturkleinbildchen. Wordsworth und Coleridge überwinden schliesslich das konventionell gewordene malerische Schauen.

Bei der allgemeinen Begeisterung für die italienische Landschaft lag es nahe, sie dort hineinzutragen, wo sie den Sinnen am greifbarsten, wo sie ganz Natur werden konnte, in den englischen Garten. Wir verfolgen in Miss Manwarings Werk nochmals die Entwicklung der für die Romantik so wichtigen englischen Gartenbaukunst und lernen sie von einem neuen Angelpunkt aus kennen. Hatten wir durch die bekannte Darstellung der Myra Reynolds und durch die Ausführungen von J. W. Good[1]) das Miltonsche Verlorene Paradies als einen schaffenden Faktor im Wandel des Gartenideals schätzen gelernt, so wird uns erst jetzt klar gemacht, was für eine Rolle die Landschaften eines Claude, Salvator und Poussin in den Augen der damaligen Gartenarchitekten spielten. Milford erzählt uns beispielsweise, dafs Charles Hamilton seinen Garten in Pain's Hill nach den Gemälden Poussins und der englischen Meister angelegt habe. Die Gartentheoretiker berufen sich denn in der Tat immer wieder auf die drei grofsen Meister, und der am Ende des Jahrhunderts ausgefochtene Papierkrieg zwischen den Anhängern der pittoresken Schule (Price und Knight) und den Nachfolgern des Gartenkünstlers Lancelot Brown (an deren Spitze Humphry Repton stand) ging um die Frage, ob die grofsen Landschaftsmaler für den Landschaftsgärtner geeignete Führer seien, eine Frage, welche von der erstgenannten Gegnerseite begeistert bejaht

[1]) Studies in the Milton Tradition, University of Illinois Bulletin 13, 1925.

wurde. Die Gartenbaukunst des 18. Jahrhunderts hat einem Element grofse Aufmerksamkeit geschenkt, das sie z. T. der Malerei, z. T. einer neuen spontanen Einstellung entnehmen konnte: der Ruine.[1]) Die künstliche, meistens gotische Ruine wurde in den Garten eingebaut. Claude hatte ihr — allerdings als klassische Ruine — in irgendeiner Ecke seines Bildes Raum gegeben. Daran klammerte sich der nun aufkommende Schwermuts- und Kirchhofskult ganz naturgemäfs. Es dürfte in diesem Zusammenhange nicht unangebracht sein, mit Miss M. auf die Gartenanlage hinzuweisen, die Tyers um 1767 bei Dorking nach den Ideen eines führenden Gartenkünstlers, Sir William Chambers, ausführen liefs. Sie umschlofs u. a. ein Tal des Todes mit zwei offenen Särgen, in denen Totenschädel sichtbar waren.[2])

Nachdem die Begeisterung für italienische Landschaftsmalerei alle möglichen Randgebiete überflutet hatte, ist es nicht verwunderlich, dafs sie auch die Naturästhetik zu bestimmen begann. Es entstand die sog. pittoreske Schule. (Wenn man sieht, wie diese Richtung schliefslich in Gilpin und Bernardin de St. Pierre ausmündet, so kommt man zu dem Schlufs: die Pittoresken sind die Naturästhetiker.) Die pittoreske Einstellung tritt nach Miss M. um 1740 auf, wird häufiger um 1760, verallgemeinert sich zu einem Kult um 1780 und verfällt um 1800 schon der Lächerlichkeit. (Der Naturgenufs war zu einem Schema geworden.) Hier scheint mir eine Unstimmigkeit in der Darstellung des Kapitels *The Cult of the Picturesque* vorzuliegen. Das Wort *picturesque* dürfte im grofsen und ganzen zweierlei bedeutet haben. Für Gilpin, der in den 70er Jahren reiste und schrieb, war *picturesque beauty* Schönheit gemäfs den künstlerisch-malerischen Gesetzen. Es war ein terminus technicus. (Wenn er selber sagt, *that kind of beauty which would look well in a picture,*[3]) so bezeichnet diese volkstümliche Zurechtmachung im wesentlichen dasselbe.)

---

[1]) Über die Bedeutung der Ruine für die Dichtung vgl. die reichlich dokumentierte Arbeit von R. Haferkorn, Gotik und Ruine in der englischen Dichtung des 18. Jahrhunderts. Leipziger Beiträge zur engl. Phil., hgb. von Max Förster, IV. Leipzig 1924 (Tauchnitz).

[2]) Die bekannte Arbeit von Van Tieghem, La littérature de la Nuit et des Tombeaux, scheint die Verf. noch nicht benutzt zu haben.

[3]) Bei M. 185.

In seinen Werken will er auf die Naturbeschreibung die Grundsätze der künstlerischen Landschaft anwenden (*adapting the description of natural scenery to the principle of artificial landscape.*[1])) Der Vergleich zwischen Naturrealität und Kunstlandschaft verschafft Gilpin einen eigenartigen Genufs, bringt aber auch mancherlei Widersprüche an den Tag. Dafs er sich beständig Salvator und Claude vor Augen hielt, hat Miss M. zur Genüge bewiesen. Die Hauptsache aber ist für Gilpin die linear-ästhetische Bedingung des Landschaftsbildes. Die inneren ästhetischen Forderungen, die Gefühlspostulate — z. B. an einer Stelle das Erhabene als Voraussetzung für Gebirgs- oder Seeschönheit — treten bei ihm in den Hintergrund. Auch William Hutchinson, der in seiner *Excursion to the Lakes* (1776) antiquarische mit malerischen Interessen verbindet, hat neben einer viel stärkeren Gefühlsbetontheit ein Auge für die äufseren Formgesetze; er erkennt in der Landschaft bald den Claude-, bald den Salvatortypus. Dasselbe gilt von Price und Knight.

Neben diesem terminus technicus aber wird *picturesque* im Sinne von unserem „malerisch" in allen möglichen Schattierungen angewendet. Price rühmt Salvator seiner malerischen Effekte wegen; malerisch bedeutet demnach u. a. auch unregelmäfsig und wild. Es kann nun vorkommen, dafs ein Betrachter in dem einen Augenblick vom Malerischen spricht und dann in Gefühlsekstasen ausbricht, d. h. in die sentimentale Naturbetrachtung verfällt. Dies hat natürlich mit pittoresk nichts mehr zu tun. Alle die höchst interessanten, z. T. bis jetzt unbekannten Beispiele, die Miss M. 170—182 anführt, gehören in viel stärkerem Mafse der sentimentalen Richtung an (dem, was man gewöhnlich als romantisch bezeichnet). Also der Bischof Dr. Thomas Herring, der schon 1738 zum ersten Male eine „pittoreske Vision" ausdrückt und an Poussin denkt und die Reihe von Frauen, die wiederum kraft ihrer feineren Sensibilität die erhabene und schauerliche Landschaft tief innerlich zu erleben vermögen (Lady Hertford, Miss Delany, Mrs. Elizabeth Montague, Mrs. Carter, Mrs. Chapone), ferner

[1]) Bei V. Moesch, Naturschau und Naturgefühl in den Romanen der Mrs. Radcliffe und in der zeitgenössischen Reiselitteratur, Züricher Diss. 1924, S. 3. Hier findet sich die Bedeutung Gilpins in gedrängter Form treffend dargestellt.

Arthur Young mit seinen Begeisterungen und sogar Dr. Brown, der Verfasser des berühmten Briefes an Lyttelton über Keswick (ca. 1756), der aus der Landschaft heraus die drei Ideenkräfte *Beauty, Horror, Immensity* empfindet, sind Natureinfühlende und -zurückfühlende. Das Gilpinsche Malerische ist Objektivismus, das weiblich sensible Naturerleben, mit dem sich der Begriff *picturesque* verbunden haben mag, ist Psychologismus. Man wird guttun, die beiden auseinanderzuhalten.

. Es war dem Roman vorbehalten, die malerische Landschaft voll und ganz in aller Breite auseinanderzufalten. Bekanntlich hat Anne Radcliffe hier Grofses geleistet. Miss M. gebührt aber die Anerkennung, eine Reihe interessanter Vorgänger ans Licht gezogen zu haben. Auffallenderweise herrschen hier wieder die Frauen vor: Mary Collyer (in den vierziger Jahren), Thomas Amory, Mrs. Brooke, Mrs. Griffiths, Susanne Harvey Keir, natürlich auch Mrs. Charlotte Smith. Nicht zu vergessen ist der schon in den siebziger Jahren auftretende Satiriker der Naturschwärmerei Richard Graves, der in seinem *Spiritual Don Quixote* (1773) sich über die künstlichen Ruinen und in *Columella*, dessen grofses Thema die Landschaftsgärtnerei à la Shenstone ist, über den gemischten Gartenstil und den künstlichen Eremiten lustig macht.

Die Ausführungen über Mrs. Radcliffe bringen nach den Arbeiten der Clara Frances Mac Intyre, *Ann Radcliffe in relation to her time*, Yale Studies in English 62, 1920, und von Moesch, a. a. O., die die Verfasserin nicht mehr benützen konnte, nichts wesentlich Neues. Die Claudesche Anordnung verrät sich in Mrs. Radcliffes Sonnenuntergängen, weiten Horizonten und Ruinen; Salvators Motive erkennen wir in ihren Banditen, Höhlen, Klippen, Bergströmen, Abgründen, Eichen und Riesenkastanienbäumen. Meistens kombiniert sie beide Typen miteinander. (Hübsche Ergänzungen dazu liefert Moesch 93—96). Ihr Ausdruck *Beauty sleeping in the lap of Horror* (M. 217) stammt nicht aus dem Roman *Julia* (1790) von Helen Maria Williams, wo die Stelle nicht wörtlich so steht, sondern aus William Gilpin (Observations ... the Mountains and Lakes, 1786, S. 183), wie Moesch S. 92 nachgewiesen hat.

Ein Gedanke leuchtet auf, wenn man das Buch schliefst. Aus Italien kam das strahlende Licht der Romantik, dort wo

die Renaissance — Verzeihung, ich fasse die Begriffe im alten Sinne — unbehindert vom nordischen Puritanertum in neuen Modulationen ins 17. Jahrhhundert — Salvator hat damals gewirkt! — hinüberleben durfte. Wenn man daneben hält, dafs Addison, der in seinen *Pleasures of the Imagination* den Unterbau zur romantischen Ästhetik in England gelegt hat, folgenschwere Blicke in die Werke des weit fortgeschrittenen Ästhetikers Muratori — auch er noch ein Kind des 17. Jahrhunderts — getan hat, wie die ebenso vorsichtigen wie scharfsinnigen Studien J. G. Robertsons[1]) doch sehr wahrscheinlich gemacht haben, so gewinnt der Gedanke wesentlich an Kraft. Die Romantik fand sich in England zunächst mit dem Puritanertum ab und überwand es schliefslich.

Auf alle Fälle gebührt der Verfasserin der Dank der Anglisten dafür, dafs sie in ihrem — übrigens reichlich und schön illustrierten — Werk ein grofses Stück Urwald gelichtet hat.

Zürich. Bernhard Fehr.

---

**Scottish Poems of Robert Burns** *in his Native Dialect.* By **Sir James Wilson,** K. C. S. I., M. A. Edin. Oxford, Humphrey Milford, 1925. 364 pp. 7 s. 6 d. net.

The Scottish Poems form a companion volume of an earlier work by Sir James Wilson, The Dialect of Robert Burns, published in 1923 and briefly noticed by the present writer in the Beiblatt for August 1924. The new volume contains a considerable number of Scottish poems by Burns in phonetic transcription, with the text as usually printed and a free translation into English prose. Among poems included are found, for instance, The Cotter's Saturday Night, The Twa Dogs, Halloween, The Holy Fair, Tam o' Shanter, numerous songs, epistles and addresses. The phonetic notation is only very briefly explained pp. 8 f., and the reader really needs the earlier volume in order to derive full profit from the book.

The phonetic notation used is the same as that found in the earlier volume. It is a broad notation and is very easily mastered by any reader. It is not altogether phonetic. No

---

[1]) Studies in the Genesis of Romantic Theory in the 18th Century. Cambridge U. P. 1923, ein Werk, das die Verf. nicht mehr benützen konnte.

distinction is made between (þ) and (ð), both being denoted by *th*. The articles *a(n)*, *the* are so printed, though the vowel in both would really be more exactly rendered by *u*. Such deviations from a strict phonetic transcription will hardly cause practical inconvenience, and they really make the text more pleasant to the eye. An extract (chosen from *Scots, wha hae*) will give the best idea of the transcription:

Scoats, hwaw hay wi Waalus bled,
Scoats, hwam Bris hiz oafun led,
Welcum tay yur goarie bed,
Or tay victorie!

Noo'z the day, un noo'z the oor;
See the frunt oa battul loor!
See upproach prood Aidwurd's (sic!) poor —
Chainz un slaivurie!

The present writer can form no independent judgment on the faithfulness of the dialectal rendering, but native experts tell us that it is exact. The volume has a preface by Dr. D. Mc Naught, who testifies "to the effectiveness of these symbols in reproducing with remarkable fidelity the characteristics of the language of Burns, which is still spoken with little or no change in the parishes of Tarbolton, Mauchline [etc.]". The transcripts are hardly dialect texts in the strictest sense; at least the author does not say that they have been taken down from recitation by local people. None the less the transcripts will be welcome to all students and lovers of Burns, and they will doubtless prove useful at the acdemical instruction in foreign universities.

Lund. Eilert Ekwall.

---

**Giefsener Beiträge zur Erforschung der Sprache und Kultur Englands und Nordamerikas.** Herausgegeben von **Wilhelm Horn.** Band II, Heft 1. Giefsen 1924. Im Verlag des Englischen Seminars der Universität Giefsen. 128 S. 8°.

Das erste Heft des ersten Bandes der „Giefsener Beiträge" (1923) brachte eine Anzahl sprachlicher Untersuchungen, die die von W. Horn in seinem bekannten Buche aufgestellten Beziehungen zwischen „Sprachkörper und Sprachfunktion" auf verschiedenen Gebieten der englischen historischen Grammatik zu erhärten suchten; auch Horn selbst steuerte interessante

Nachträge zu seinem Werk (Palästra 135, [2]1923) bei. Das zweite Heft des ersten Bandes enthielt Th. Spiras hochbedeutende Studie über „Shelleys geistesgeschichtliche Bedeutung (darüber zuletzt H. Hecht in *Litteris* II (1925), S. 56—63). Das vorliegende erste Heft des zweiten Bandes behandelt vier Themen aus der englischen Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts. Georg Himmler untersucht in seiner Abhandlung „William Collins' Gedichte“ (S. 1—28) das allmähliche Anwachsen romantischer Elemente in Collins' Dichtung und zeigt, wie der zu früh Verstorbene (1721—59), von seinen ersten, im Klassizistischen noch stark befangenen Jugendwerken zu seinen späteren Oden fortschreitend, sowohl theoretisch-kritisch wie formell und gefühlsmäfsig immer mehr die kommende Romantik ankündigt. Interessant ist die Entdeckung, dafs aufser dem unter dem Pseudonym „Amasius“ veröffentlichten Gedichte im *Gentleman's Magazine* vom Januar 1739, das nach Samuel Johnson Collins' erster poetischer Versuch war (*To Miss Aurelia C—r*), in der Zeit von Januar 1739 bis Oktober 1741 noch vierzehn Gedichte mit demselben Decknamen an gleicher Stelle erschienen. Himmlers naheliegende Schlufsfolgerung ist, dafs auch diese letzteren Collins zuzuschreiben seien. Nach seinen kurzen Angaben scheint dieser Annahme nichts Ausschlaggebendes zu widersprechen (aufser dem Schweigen der Zeitgenossen); doch bedarf die Frage noch einer näheren biographischen, stilistischen und inhaltlichen Untersuchung, um die Tatsache von Collins' Urheberschaft über jeden Zweifel zu erheben. — Else Gutermuth behandelt „Das Kind im englischen Roman von Richardson bis Dickens“ (S. 29—60). Sie zieht in Betracht Richardson, Fielding, Smollett, Goldsmith, Jane Austen, Scott und Dickens. Da sie sich ausschliefslich auf die Prosadichtung beschränkt und dem Gesamthintergrund der sich entfaltenden Romantik nur gelegentlich andeutet, bietet der erste Teil ihrer Studie zwar einige interessante Einzelbeobachtungen, besonders über Goldsmith und Jane Austen, aber keine breiteren Ausblicke. Dickens' Kinderporträt hat sie eingehend und mit Liebe skizziert. Während aber Dibelius (*Dickens*, Leipzig 1916, S. 264) in seiner Zusammenfassung mit Recht die unkindlichen Züge mancher Dickensschen Kindergestalten betont, die durchaus „mit den Augen des Erwachsenen gesehen sind“,

unterstreicht die Verfasserin in ihrer Betrachtung vor allem die kindlichen Einzelzüge dieser Charaktere. Ihrer Schlufswertung wird man beipflichten dürfen: Auch bei Dickens ist das Prinzip des modernen Entwicklungsromanes, der, „psychologisch zergliedernd, den Erwachsenen aus seiner Kinder- und Jugendgeschichte heraus zu begreifen sucht“ (S. 30), noch nicht verwirklicht; auch ihm mangelt noch die „genetische Einstellung“ (S. 60), und so „steht der «Entdecker» des Kindes nicht als Neuerer am Beginn einer Entwicklungsreihe, sondern er erscheint als Ausgestalter und Vollender der Möglichkeiten, die in der alten Zeit und ihrer Weise beschlossen liegen“ (ebenda). — Über „Die Personencharakterisierung bei Thackeray“ handelt Berta Scheld (S. 61—93). Die Studie ist von den von Dibelius in seiner „Romankunst“ gegebenen Gesichtspunkten beherrscht und schliefst sich in ihrer besonderen Einteilung der Arbeit E. Edelmanns, *Die Charakterzeichnung in den Romanen von Dickens* (Diss. Giefsen 1915), an. Als Materialsammlung ist sie fleifsig zusammengestellt; auf Flüchtigkeitsfehler in einigen Zusammenfassungen hat bereits H. M. Flasdieck im *Litbl. f. germ. and rom. Philol.* 1925, Sp. 222, hingewiesen. — „Die Ausländer in den Romanen Thackerays“ sind der Gegenstand der Arbeit von Philipp Buttler. Auch hier sind die Zusammenstellungen als Materialsammlungen und für Nachschlagezwecke recht brauchbar; aber es fehlt eine nähere Darlegung, ob und inwieweit die verschiedenen Ausländertypen — ausführlich behandelt werden nur die Iren und Franzosen — sich von den damaligen geschichtlichen und politischen Gegebenheiten abheben, bezw. durch sie erklärt werden. Auch wäre des näheren zu untersuchen, inwieweit das Ergebnis der Studie, das Thackeray als einen Nachbeter der gemeinplätzigsten völkerpsychologischen Vorurteile zeigt nach dem Muster: die Iren sind Säufer und Phantasten, die Franzosen der Mode und der Liebe untertan, durch Thackerays allgemeine Weltanschauung (Ansätze dazu S. 127) und durch seine satirische Darstellung englischer Volksgenossen etwas gemildert wird. Anhangsweise behandelt Buttler die Sprachform von Thackerays Ausländern und vergleicht die Ausländertypen Dickens' mit denen Thackerays.

Dresden. Walther Fischer.

---

**Richard Schmidt, Der Volkswille als realer Faktor des Verfassungslebens und Daniel Defoe.** (Ber. über Verhandl. Sächs. Akad. Leipz., Phil.-hist. Kl. 76. 1924. I.) Lpz. S. Hirzel. 36 S.

Diese gedankenreiche Abhandlung des Leipziger Staatsrechtslehrers geht den Anglisten zwiefach an, weil sie Defoes Leben und politischen Journalismus sowie die Geschichte der englischen Verfassung etwa 1640—1711 erhellt, und den vergleichenden Erforscher der Politik, weil sie, auf zwei Drittel ihres Raumes, Defoes Versuch darstellt, die Regierung gegen das Parlament zu stützen durch die ihr geistig zu verbindende und zu organisierende Wählermasse und die öffentliche Meinung. Dieser Ansatz gilt dem Verf. als Vorläufer der heutigen Volksauflehnung überall gegen die tatsächliche Allmacht der Fraktionsspitzen des Parlamentarismus, und Defoes Idee als fortgeführt bei D. Hume, Bolingbroke, der Voltaire beeinflufste, und beiden Pitts.

Das Recht der Petition an die Staatsleitung ermöglicht eine Korrektnr der Regierung durch den Volkswillen. Schmidt sieht einen Keim dazu bereits in der Magna Charta [der mir als folgenloser Revolutionsrest erscheint; die von Maitland zu 1305 erörterten Petitionen gehen auch nicht von der Masse aus, greifen nicht das Parlament an oder in die allgemeine Politik ein]. Er zeigt an einem Zitat von Kottler, *Agitatoren der Engl. Revolutionsarmee als Soldatenräte* (1922), wie die Landesstimmung aufserhalb des Parlaments unter Cromwell den Staat umwälzte. — Zunächst als Vorkämpfer der Dissenters und Mittelklassen verhöhnte Defoe die hochkirchliche Unduldsamkeit, die jene vom Parlament ausschlofs, und den insularen Nationalismus, der den Oranier als Fremden anfeindete. Er schrieb für kräftigen Krieg gegen Frankreichs Universalherrschaft. Übertrieb er vielleicht seine politische Wichtigkeit unter Wilhelm III., so veranstaltete er doch wohl mit dessen Vorwissen die Petition aus Kent ans Parlament. Dann diente er Rob. Harley (dem späteren Lord Oxford) mit der Feder und als reisender Agitator in der Provinz. Er trat in dem englandfeindlichen Edinburgh für die grofsbritannische Real-Union ein. Er machte mit seiner *Review* in der Geschichte des politischen Zeitungswesens Epoche.

Für Harley, der sich zur Ausführung des genialen Planes dann zu klein erwies, verfafste er die (erst 1907 durch Poole

veröffentlichte) Denkschrift, die das Hauptthema vorliegender Untersuchung bildet. Schmidt erblickt in ihr die Idee zu Englands heutiger Maschinerie der Wahlenvorbereitung übers ganze Land hin; sie sei ein ins einzelne logisch, freilich mehr vom Regierungsstandpunkte als vom Volke her, durchdachtes Gebilde auf historischer Grundlage, wenn auch viele Züge nur die ministerielle Taktik [bisweilen recht macchiavellistisch] oder Verwaltungstechnik jener Zeit bessern wollen. Der Minister, so schlug Defoe vor, informiere sich über die Stimmung im Lande durch Listen der Wähler samt Honoratioren, propagiere seine Politik durch Zeitungen, Berichterstatter und Agitatoren, unterhalte, wie Milton getan, Beziehungen zu den bei fremden Regierungen Maſsgebenden und gründe aus den gemäſsigten Patrioten beider Parteien eine dritte mittlere, die ihn und die Krone stütze gegen Leidenschaft und Egoismus der Parlamentarier. Ein Hilfsmittel dazu biete der Dissent, der durch Erwerbstrieb und Ausschluſs vom Parlament unparteilich, aber als tatsächlich dritter Machtfaktor daneben stehe. (Er wird von dem nur auf Tory-Whig-Dualismus eingestellten Macaulay unterschätzt, galt aber einer neuen Umwälzung 1688 so fähig, daſs aus Furcht vor einer solchen die Oberklasse lieber Oranien berief.) Bei der neuen Partei erhoffte sich Defoe, ewig Projekte schmiedend und durchs Schicksal von hohem Einfluſs zum Bankerott und Pranger herumgeschleudert, wohl das Sekretariat.

Defoe, von Schmidt nicht verbessert, identifiziert Volkswillen mit öffentlicher Meinung. Unverantwortlich (= namenlos) sind beide noch heute. Ein unfaſsbares Gallerttier aber bleibt jetzt nur letztere. Denn im Gegensatz zum Parlament von 1700, gewählt durch unlogisch bestimmte kleinste Minderheit, drückt unser Reichstag den Volkswillen, den Schmidt nicht definiert, dann aus, wenn Volk die Mehrzahl der heute erwachsenen Staatsbürger und Wille nur die Parteifarbe bedeutet. Willen im gewöhnlichen Sinne nämlich kann der einzelne im Groſsstaate nicht etwa bloſs nicht (was Schmidt darlegt) ausdrücken, wegen der Unmöglichkeit, viele Millionen zu versammeln, die zur Vertretung zwingt, sondern gegenüber den meisten Fragen nicht einmal fühlen. Nicht bloſs, weil z. B. Kenntnis von Technik oder Geheimakten erfordernd, sind sie ja viel zu schwierig für den Durchschnittsmenschen. Dieser

kann also in der Regel keinen anderen politischen Willen als sein Abgeordneter hegen. Sieht er innerhalb Reichstagsfrist neue Staatsfragen auftauchen, oder glaubt er, die Vertreter weichen jetzt von der sie wählenden Partei ab, so beantrage er Volksentscheid! Bei diesem System kann der Volkswille obigen Sinnes nicht vom Reichstag abweichen, der ja die Regierung bestimmt, noch auch für diese einen erst aufserhalb des Parlaments zu erforschenden oder gar neue Staatsweisheit verheifsenden Machtfaktor bedeuten. Aber das Wort Volk birgt auch höheren Sinn, den der nationalen Idee, schwerer ausdrückbar und heute (*non olim sic erit!*) den meisten Wählern sogar noch unfafsbar. Sie verbindet das Vermächtnis hoher Ahnen von auch sittlichen Gütern mit der Fürsorge für die ungeborene Zukunft. Recht wohl mag sie bedeutend abweichen vom Reichstag der blofsen Stimmzählung. Bis das allgemeine Wahlrecht ergänzt wird durch eine Bevorzugung des neben egoistischem Vorteil am Staatswohl vorzüglich Interessierten (etwa durch vervielfachtes Gelten dieser Stimme oder durch weiteres Organisieren sachverständiger Beiräte), erwächst einsichtigen Patrioten, ohne Amtsmacht, doch einflufsreich, die Pflicht, jene vieldeutigen Lockworte, mit denen der Demagog gerne fischt, wie Volkswillen und öffentliche Meinung, gründlich zu zergliedern.

Berlin. F. Liebermann.

---

## Arnold Bennetts Späternte.

Es gibt zwei Bennett: den geschäftsmäfsigen Vielschreiber und den selbstbewufsten Künstler. Jenem verdanken wir die Fantasias und mittelmäfsigen Romane, diesem Old Wives' Tale und die Clayhanger Trilogie.[1]) Die Gebärde des Künstlers dürfte hinlänglich bekannt sein. Er sieht das kommende und gehende Leben als laufende Spiegelung des Durchschnittsmenschen ohne metaphysische Bindung. Er organisiert diesen Flufs der Spiegelungen zum Kunstwerk im Einklang mit dem ihnen immanenten Gesetz, das seine Entdeckung ist. Was aufserhalb dieser Reflextätigkeit liegt, darf nicht in das organische Werk hinein. Das wären Fremdelemente, wie sie

[1]) Vgl. Verfasser, Beiblatt 32 (1921).

Thackeray und Meredith als Eigenreflexe in das andersindividuelle Erleben hineinflechten. Als Vielschreiber aber fällt Bennett bewuſst aus dieser kalten Zeigerrolle heraus. Er übermalt den Durchschnittsspiegel mit Bildern, die dieser nicht widerstrahlen könnte und setzt melodramatische Bühnenanweisungen hin. *Yes, we had met. Perhaps it had been inevitable since the beginning of time that we should meet ... Perhaps I had inwardly known that we should meet*, so wirft in *Sacred and Profane Love* ein Bewuſstsein Bennettfremde Gedanken zurück. *He was silent. He felt the rough grip of destiny*, so heiſst es mehrere Male im *Roll Call.*

Noch ein anderes Element wandert in Bennetts Geschäftsroman hinein: die Erotisierung. Nun gehört Bennett nicht wie H. D. Lawrence zu den psychoanalytischen Dichtern, die uns durch Wort und Gebärde in die unbemerkt emporwellende Urkraft blicken lassen wollen, die unser Geschehen letzten Endes bestimmt. Seine Erotisierung ist Berechnung und Lockmittel. Ihre Verleiblichung ist das rassige Mädchen aus guter Familie, das wie Carlotta in *Sacred and Profane Love* Unerhörtes tun kann, oder das *fast girl*, das wie Lois im *Roll Call* einen jungen Mann gleich nach der ersten Begegnung beim Vornamen nennt, in ihr Auto nimmt und sensationsdurstig mit sich in den ärgsten Gefahrenstrudel hineinschleudert.

Mit ihr verwandt ist die dunkle, sphinxartige, tiefstimmige Hilda Lessways in der Clayhangertrilogie, die als Gärstoff die ruhige Respektabilität des Töpferpuritanertums durchsaust. Auch sie ist bis zu einem gewissen Grade das Lockmädchen, das den Durchschnittsleser an das Buch fesseln soll.

Seit Clayhanger sind im Laufe von 15 Jahren etwa zehn weitere Romane erschienen. Wo ist in ihnen der gute, wo der gleichgültige Bennett zu finden? Kein Zweifel, es ist Abstieg auf der ganzen Linie. Nach *Clayhanger* erscheint *Hilda Lessways* schon dünnblütig. Und der späte Nachzügler *These Twain* (1916) ist nur genieſsbar, wenn man die beiden ersten Komponenten der Trilogie nicht gelesen hat, weil man dann nicht merkt, mit was für einem zersungenen Motiv und einem im Grunde genommen überflüssigen Roman man es hier zu tun hat. Den *Roll Call* haben wir schon eingeordnet, *The Pretty Lady* (1818) ist ein geschickter Kriegsroman, *Lilian* (1922) und *Mr. Prohack* (1922) sind geschickte Nachkriegsromane.

Endlich wieder ein guter Bennett, so hiefs es, als 1923 *Riceyman Steps* erschien. In der Tat verzichtet hier Bennett auf alle melodramatischen Zuschüsse, auf jegliche Erotisierung. Das rassige Mädchen als farbenleuchtendes Element ist verschwunden. Das Buch ist ein Bravourstück naturalistischer Nüchternheit. Ist es doch, als ob Bennett sagen wollt: „Seht, was ich aus der nacktesten Gewöhnlichkeit herausholen kann.“ Alles ist auf den mattesten Ton heruntergestimmt. Die Umwelt ist Clarkenwell, der graunüchternste Bezirk Londons, periodisch durchläutet vom Glockenschlag der gelb-backsteinernen St. Andrewskirche, der die Woche hindurch ertrinkt im Lärm der Motorlastwagen und schweren Fuhrwerke, die Eisen gegen Stein reiben, während das Plärren der elektrischen Strafsenbahnen lärmend den Lärm überhüpft, wenn sie regelmäfsig auf blitzlichternden Rädern ihre Menschenlast die King's Cross Road hinaufschieben und wenn unter zitterndem Pflaster mit fernem verhaltenem Donnergebraus die unterirdische Stadtbahn ihre Kreisläufe rückwärts und vorwärts zieht. Dem Bezirk eingediehen sind ein grofses Krankenhaus, die bekannte häfsliche Strafse Mount Pleasant, wo in einem besonderen Postgebäude die unbestellbaren Briefe behandelt werden, und mehrere langweilige Plätze — *squares.* Der schläfrigste unter ihnen ist *Riceyman Square* — im London der Wirklichkeit wohl Granville Square geheifsen. Er ist in den „hungrigen vierziger Jahren“ entstanden, planmäfsig nach Schema F mit soundso vielen dreistöckigen Häusern, die alle mit gleichem Gesicht in die düstere Grauluft hineinblicken. Ursprünglich für die Wohlhabenheit berechnet, sind sie im Laufe der Jahrzehnte — wer denkt nicht an Tono Bungay? — in Gebärde und Kleidung heruntergekommen. Risse gehen durch die Fassaden, der Stuck bröckelt ab, die Farbschichten schälen sich, die Türstufen sind grün bemost. Riceyman Square ist ein gebrechliches, schmutziges, schlampiges Wesen geworden. *Evolution had swirled round it, missed it and left it* (53). Wie verschlafen und verkommen es heute morgen daliegt in der ihm aufgezwungenen Sonntagsruhe. Auf den Stufen wartend liegen die gefalteten Zeitungen, Milchtöpfe hängen an den Kellergeländern, Katzen spazieren in eleganter Überlegenheit vorbei. Drinnen dösen alle noch, während die Kirchglocken von St. Andrews kreischend mahnen. Der Square liegt erhöht

über dem King's Crossway, zu dem zweimal 10 Stufen hinabführen. Die Riceyman Steps! Sie enden in einem engen offenen Raum, an dem der rasende Strafsenverkehr berührungslos vorbeisaust. In diese Enge sind noch ein paar Häuser hineingepfercht worden: an der rechten Ecke ein jetzt verlassenes Missionshaus, weiter gegen die Strafse hin ein Krämerladen, an der linken Ecke ein Bücherantiquariat.

Hier lebt in einer ihn fast überflutenden Unordnung der 45jährige Buchhändler Earlford, Banause und Methodist mit hinkendem Gang, von sanftem Eigensinn, rechtschaffen, brav, stolz auf sein gröfseres Ich, sein Clerkenwell, aber knauserig bis zum Sterben. Das Sparen ist seine Leidenschaft. Drüben im Krämerladen wohnt Mrs. Arb, die kleine 40jährige Witwe mit mädchenhaften Bewegungen, auch sparsam, aber ordnungsliebend. Ein menschliches Band verbindet Buchhändler und Krämerin: Elsie, die 23jährige Putzfrau, die Kriegsehegattin zweier Nächte und jetzt Witwe. Sie hilft hüben und drüben. Sie ist die äufsere Veranlassung, die beiden Ladenbesitzern die Annäherung, die Heirat und ein Eheleben bringt, das Earlfords „Leidenschaft" langsam, langsam zersetzt, während unbemerkt der Tod in das „besiegelte Haus" einschleicht, dessen Türe aus lauter Knauserigkeit nur Käufern, aber nie Besuchern offen steht, der Tod in der Gestalt des Hungers.

Es ist Bennetts Bravourleistung, aus solchem Stoff eine Welt geknetet zu haben, in die er in kleineren Ausmafsen den Rhythmus des heroischen Dramas hineinwerfen konnte. Vorbereitung, Vorkrisis, Krisis, Krisisbetonung, Katastrophe, alles ist da.

Die Vorbereitung liegt im langsamen Aufbau der zwei Hauptcharaktere. Wir ahnen anfänglich noch nicht, dafs das Aufspeichern und Hüten des Geldes bei dem Bücherkauz Earlforward zu einer Besessenheit geworden ist. Wir lächeln blofs, wenn wir hören, dafs er seiner Frau keinen neuen Ring kauft, sondern ihren Witwenring gegen einen wohlfeileren beim Goldschmied eintauscht und erst noch ein paar Schillinge obendrein erhält, oder wenn wir sehen, wie er seiner Frau als Hochzeitsgeschenk einen Geldschrank präsentiert, während sie als Gegenleistung durch Staubsauger seinen Laden reinigen läfst, oder wenn er sich über die 10 Shillinge und 7 Pence entsetzt, die er am Hochzeitstage für zwei Gedecke bezahlen mufs. Langsam ergänzen sich die Züge zum grofsen Gesamtbild seiner verhängnisvollen Leidenschaft. Kein Feuer brennt im Kamin, die Glühlampen werden immer seltener benützt, die Bissen immer schmäler. Er spart sich den durch das Eheleben bedingten Mehrverbrauch am Munde

ab. Eines Abends öffnet er seinen Geldschrank und breitet vor der erstaunten Frau seine Schätze aus. Es klingt ihm wie Elfenmusik, wenn die Goldstücke gegeneinanderklirren.

Damit haben wir die Vorkrisis schon hinter uns, versichtbart in einem zarten Beefsteak, das die geängstigte Gattin dem sichtlich zerfallenden Ehemann einmal nachmittags zum Tee vorsetzt und das der Hungernde trotz beweglicher Bitten unberührt stehen läfst, da es hier um Prinzipien geht. Er hat gesiegt. Aber welch ein Sieg! Die Krisis steht schon vor der Tür. Des andern Tags liegt der Sieger krank im Bett. Der gegen dessen Willen gerufene Arzt Dr. Raste macht ein langes Gesicht. Ins Krankenhaus, heifst es. Der Geizhals wehrt sich dagegen und siegt zum zweiten Male. Nun zur Krisisbetonung! Sein Weib läfst ihm des Abends keine Ruhe, bis er seine Einwilligung gibt, sich des andern Tags ins Spital befördern zu lassen. Sie hat gesiegt. Da kommt der Arzt, findet sie kränker als den Mann und nimmt sie sofort im Auto mit. Das gibt dem Geizhalz Zeit zurückzukrebsen. Die ihn holen wollten, müssen ihn liegen lassen. Man lasse ihn in Ruhe, Elsie wird ihn pflegen. Er hat einen neuen Sieg errungen. Nun aber kommt es Schlag auf Schlag. Seine Frau wird erfolgreich operiert, stirbt aber an Unterernährung. Die Kunde treibt den Kranken aus dem Bett. Leise schleicht er in nächtlicher Stille in den Bücherladen hinab, erleuchtet den Raum und setzt sich an den Tisch. Er scheint in einem Jugendland zu weilen, das er lange nicht mehr gesehen. In den Morgenstunden finden sie einen Toten.

Dieses heroische Drama auf der grauen Tiefebene der Gewöhnlichkeit durchkreuzt in milder Kontrastwirkung eine mattfarbige Cockneyade.

Elsie, ganz Jugendkraft, Gesundheit und Gutmütigkeit, erlebt ihren Liebesroman mit Joe, der aus dem Krieg mit Granatnervenchok zurückgekehrt ist und bei Dr. Raste in Behandlung und Stellung ist. Elsie und Joe sind das Gegenliebespaar, das die Strafse, auch wenn es regnet, als Salon benutzt. Gleich zu Anfang sehen wir sie hinter der Ecke bei der Zwanzigstufenflucht unter einem alten triefenden Regenschirm stehen. Auch in dieses Liebesleben fällt ein Kataströphchen. Joe in seinem halbkranken Zustand schlägt Elsie, wird von ihr verstofsen und verschwindet. Sie sehnt sich nach ihm zurück. Ein Jahr vergeht und er kehrt, malariakrank, im Regen zurück. Sie schleppt ihn in ihr Zimmer hinauf und pflegt ihn als zweiten Patienten. Während unten der knauserige Meister hinüberschläft, geht Joe in der Dachkammer seiner Genesung entgegen. Der Tod holt das eine Paar, wo Hymen das andere vereinigt.

Wir erkennen in *Riceyman Steps* ein deutliches Abrücken von der zeitlangen *Life-Novel*,[1]) eine Neueinstellung auf engste

[1]) Über die Bedeutung der *Life Novel* im neuen Jahrhundert vgl. meine Ausführungen in meiner „Englischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts" S. 408 (Handbuch der Literaturwissenschaft, Berlin 1923—25).

Zeiträume. Also nicht nur Raum-, sondern auch Zeiteinschränkung. Die Zerdehnung füllt ein knappes Jahr aus. (Bennett selber gibt S. 179 den nötigen Fingerzeig.) Dazu kommt eine auffallende Herabsetzung der Spielerzahl. Wir zählen vier Hauptpersonen (die beiden Liebespaare), eine in die Handlung verflochtene Nebenperson (Dr. Raste) und fünf Gelegenheitsrollenträger: Rasts Töchterchen mit ihrem Foxterrier Jack, einen amerikanischen Käufer, den Strafsenjungen Jerry, der für Elsie ein paar Gänge besorgt und am Schlufs das Fleischerehepaar Belrose, das durch Fernruf die Todeskunde vom Krankenhaus empfangen und an Elsie weitergeben mufs.

Die Verkleinerung des Raum- und Zeitrahmens, die Stundenzerdehnung, die Cockneyvertrautheit und die Verdoppelung des Liebespaares erinnern auffallend an Swinnertons *Nocturne*,[1]) die Bennett hier vorgeschwebt haben dürfte.

Die Tonalität ist sanft lächelnde Traurigkeit. Der Tod tritt in ein graukühles Leben ein, in dem es nie gewetterleuchtet, nie gestürmt hat. Er bricht nicht herein als Deuter, der uns und die Spieler alles Vorausgegangene als erst jetzt erkannte höhere Zwangsverkettung sehen läfst. Denn das Gesetz dieser Schicksalserfüllung ist ja nur reizlose Alltäglichkeit. Und doch windet sich eine Welle heiterer Wärme durch sie hindurch: die beiden aus utilitarischer Gewöhnlichkeit gewobenen Menschlein waren doch milde Wesen und nun, da sie gegangen sind, gedenkt der Leser ihrer in Freundlichkeit.[2])

Zürich. Bernhard Fehr.

---

## II. UNTERRICHTSWESEN.

**The Purpose of Education.** An Examination of Educational Problems in the Light of Recent Scientific Research by **St. George Lane Fox Pitt.** New Cheap Edition. Revised and Enlarged. Cambridge at the University Press MCMXXIV.

---

[1]) Vgl. meine „Englische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts", S. 408 und 418—420.

[2]) Der Band *Elsie and the Child* (1924), ebenfalls bei Tauchnitz erschienen, enthält als erste Erzählung eine Episode aus Elsies und Joes Eheleben. Die andern Nummer haben nichts mit Riceyman Steps zu tun.

Pitts Buch, XVII und 92 Seiten (einschl. 5 Seiten Index) stark, erscheint in der vorliegenden vierten Auflage ohne den bisherigen Appendix, der nunmehr nebst weiteren Ergänzungen in den Text hineingearbeitet ist. Emile Boutroux hat schon 1916 zur zweiten Auflage dem Werkchen, dem er das Zeugnis «petit quant au volume, grand quant à l'importance» ausstellt, eine „lettre préface“ geliefert, in der er das Erziehungsproblem auf die Formel bringt: Nicht die Alternative, entweder sich den Dingen oder die Dinge sich anzupassen, ist für die Bestimmung des Menschen von Bedeutung — seine Aufgabe ist vielmehr schon mit der menschlichen Seele selbst gesetzt und besteht darin, Harmonie zwischen Vernunft und Instinkt, sowie zwischen deren erhabensten Offenbarungen, Wissenschaft und Religion, zu schaffen.

Mit dieser Formulierung trifft Boutroux in der Tat eine Haupttendenz der Erziehungsgedanken Pitts; ist es diesem doch im wesentlichen darum zu tun, auf psychologischer Grundlage (die "recent scientific research", von der hier ausgegangen wird, ist freilich durch ein Jahrzehnt strukturpsychologischer Theorie und Forschung heute nicht unwesentlich überholt) eine Art erziehungstechnischer Seelenhygiene zu empfehlen, die den harmonischen Charakter als die Vollendung des Menschen zum Ziel nimmt und in vieler Hinsicht beherzigenswerte Fingerzeige für die Erziehung gibt. Pitt lehnt demgemäſs Erziehungstheorien im Sinne Rousseaus, die mit unbegrenztem Optimismus allein dem natürlichen Instinkt des noch unverbildeten Menschen vertrauen, ab und fordert eine rational bestimmte aktive Einwirkung des Erziehers im Sinne eines harmonischen Zusammenwirkens aller Seelenkräfte. So heiſst es p. 11: the advancement, or, as some would say, the awakening, of high character is the supreme aim of education. The right process for such an awakening is the harmonious development of various minor complexes in co-ordination with, and in subordination to, the intermediate complexes, in the first place, and then finally with the Great Complex in so far as its awakening may be rendered possible.

Dementsprechend gilt für die freilich nicht eben leicht feststellbare „Richtigkeit“ der Erziehungstätigkeit der p. 13 angegebene Maſsstab: The test of right ideas and points of view is their power to harmonise and resolve the scattered

contents of our manifold minor complexes in relation to one another and to some of those complexes which belong to a higher order, so engendering an enduring sense of freedom and power.

Nun ist es gewifs richtig, wenn Pitt die positive Aufgabe des Erziehers betont und gegen das Prinzip des schrankenlosen Gewährenlassens Stellung nimmt, indem er u. a. p. 32 sagt: The reaction against repression, as an educational ideal, seems to have gone quite far enough, so that we are now confronted with some very extravagant claims as to the "rights of children" ... Habits growing out of the unrestrained vent given to instinctive feelings in youth, are likely to become very stubborn barriers to the individual's higher intellectual and moral growth.

Auf der anderen Seite scheint es jedoch bedenklich, erzieherische Wirkungen statt von der Ganzheit des Ethos vorbildlicher Erzieherpersönlichkeit von didaktisch-methodischen Anweisungen zu erwarten und imaginäre seelische Einzelvorgänge und Erlebnisgebilde unter pädagogische Aufsicht nehmen und ihre Beziehungen gleichsam rangordnungsmäfsig regeln zu wollen. Es heifst zudem doch von der geistlich-sittlichen Spontaneität der Menschennatur allzuwenig erwarten, wenn man ganz von aufsen her eine „wirklich moralische und religiöse Atmosphäre“ in die öffentliche Erziehung „einführen“ will. Auch zeugt es von einer fast mechanistisch anmutenden Unterschätzung der Kompliziertheit seelischer Vorgänge, wenn p. 31 gesagt wird: When, however, the energies of our emotions are subdued or sublimated by alliance with higher ideals, then there is more elasticity and free play between the minor complexes and as a consequence a clearance of the field for the exercise of our higher powers of perception and understanding. — Hier scheint der Verfasser der Versuchung erlegen zu sein, metaphorische Begriffskonstruktionen mit realen Dingen zu verwechseln.

Auch sonst verrät die Abhandlung eine gewisse Überbewertung der rational bewufsten Faktoren in der Erziehung, angesichts deren sich die völlige Verständnislosigkeit für die absichtsfreie Unbewufstheit und Naivität erklärt, mit der die grofsen Menschheitserzieher aller Zeiten immer nur und immer wieder sich selbst in ihrem Schaffen zum Ausdruck gebracht

haben. Grotesker läſst sich z. B. Shakespeare kaum verkennen als p. 30 in dem Urteil: The Merchant of Venice was evidently written with the object of bringing home to the average intelligence the great truth that "laws" must be harmonised to conform with mercy.

Überhaupt ist Pitt nicht gerade glücklich in der Deutung etwaiger bei Shakespeare vorhandener sozialpädagogischer Absichten. So ist es ein offenbarer Irrtum, zu meinen, durch den Mund des Schurken Jago habe der Dichter moralische Irrlehren aussprechen lassen, und als Beispiel dafür die Othello gegenüber gemachte Bemerkung anzuführen: Good name in man or woman, dear my lord, Is the immediate jewel of their souls — als stände dazu das für Cassios Ohr bestimmte Urteil im Widerspruch: Reputation is an idle and most false imposition; oft got without merit and lost without deserving. Was Jago sagt, ist — richtig verstanden — in beiden Fällen reine Wahrheit. Richtig verstanden! Das heiſst, daſs im ersten Falle unter good name (bzw. reputation) der soziale, also gleichsam der Marktwert, im zweiten der Eigenwert des guten Rufes zu verstehen ist. Die Niedertracht des Verräters Jago besteht darin, daſs er seine Sentenzen in Zusammenhängen vorbringt, in denen diese beiden Wertarten von den durch ihn Beratenen verwechselt werden müssen. Es ist also nicht angängig, unter Berufung auf solche Zitate Shakespeare als Verurteiler des Mühens um "reputation" anzusprechen — und schlieſslich sieht sich ja auch Pitt selbst genötigt, p. 36 festzustellen, daſs Vernachlässigung des guten Rufes sogar moralische Bedenken hat, da "A proper regard for one's reputation may act as a corrective to those exaggerated feelings of independence and self-sufficiency which sometimes prompt young people into irrational attempts at self-assertion and self-justification."

Im letzten Kapitel sucht Pitt auch dem Weltkrieg Lehren für die Erziehung der Menschheit abzugewinnen, und jeder ehrlich um Wahrheit und Völkerverständigung Bemühte wird freudig der gewissesten und einstweilen wohl auch noch einzigen mit Sicherheit den Erfahrungen der Kriegs- und der Nachkriegszeit zu entnehmenden Einsicht Verständnis entgegenbringen, die p. 82 aus den Worten spricht: Let us, however, avoid as far as we can falling into the grave error of self-righteousness — of becoming too complaisant and optimistic.

Es ist nur zu bedauern, dafs dem Verfasser diese Einsicht erst auf S. 82 gekommen ist. Hätte er sie vorher gewonnen, so würde wohl auf S. 80 nicht der Satz stehen: **All impartial observers of the present world-crisis are agreed that Great Britain, loyally supported by France, Russia, Serbia and Italy, made most determined and persistant appeals, through proper diplomatic channels, to international law in its endeavours to bring about a peaceful solution** . . . —; vor allem aber würden die auf S. 81 ausgesprochenen Anklagen unterblieben sein, die in dem Urteil gipfeln: The German nation was so much imbued with the lust of dominion and the belief in its own superiority that it could not, as a nation, cooperate amicably with other nations, granting to all a share of what it claimed for itself.

Wie sagt doch (zitiert nach Spies, Kultur und Sprache im neuen England) Ch. E. Jerningham in "The Maxims of Marmaduke", London 1909?: Almost every Englishman imagines he is moral because he objects to immorality — in others. Und St. George Lane Fox Pitt, im richtigen Gefühl, wegen seiner Ausfälle gegen Deutschland einer moralischen Rechtfertigung zu bedürfen, verteidigt aus jener urenglischen Mentalität heraus den mit einer Unmoral Behafteten, der gegen ebendiese Unmoral bei anderen sich entrüstet, p. 81 mit den Worten: nor is it true, as often suggested, that anyone is necessarily hypocritical for the reason that, while he is himself tainted with its virus, he at the same time, repudiates it as an *ideal*.

Es ist nicht ganz leicht, eine den Ansprüchen logischer und ethischer Sauberkeit derartig unvollkommen genügende Gedankenführung zutreffend zu charakterisieren. Sie sophistisch oder pharisäisch zu nennen, wäre unrecht — gegen Sophisten und Pharisäer. Sie bleibe also in ihrer Fragwürdigkeit auf sich beruhen — scheint sie doch gewissen right-or-wrong-Patrioten ein unentbehrliches Requisit zu sein, um der goldenen Eudämonistenregel zu genügen, die von Pitt p. 85 "as a serviceable formula for the purpose of education" und als Quintessenz aller ethischen Weisheit "in a nutshell" also formuliert wird: "we all should, as in duty bound, learn how to become truly happy." Herzlichen Glückwunsch!

Hamburg. Th. Mühe.

## III. AUS ZEITSCHRIFTEN.

**Beiträge zur Gesch. d. deutschen Spr. u. Lit.** 49, 2/3: E. Sievers, Theodoice *snad*.

**English Studies** VII, 4: van Dam, Textual Criticism of Shakespeare's Plays. — Koszul, English Studies in France. — English as the third foreign Language. — Reviews: Kruisinga, J. & E. M. Wright, An Elementary Historical New English Grammar. — Prinsen, van Tieghem, Le Préromantisme.

**Leuvensche Bijdragen** XVII, 1: Logeman, The Semasiology of Some Verbs of Motion and the Etymology of Dutch *langwerpig*. — De Ronde, De Romans von Th. H. Hall Caine. — Kesters, Keltische Oorsprong van *Rosmeer* en *Jeuk*. — *Grootaers*, De Namen van de *roode aalbes* in Zuid-Nederland (Naschrift).

**Språkvetenskapliga Sällskapets i Uppsala Förhandlingar** 1922/24: R. E. Zachrisson, English Place-Names in *-ing* of Scandinavian Origin.

**Transactions of the Connecticut Academy of Arts and Sciences.** Vol. 25 (June '22): Tucker Brooke, The Reputation of Christopher Marlowe. — Vol. 26 (June '24): A. S. Cook, The Old English Andreas and Bishop Acca of Hexham.

**University of Jowa Studies** II, 3: Margaret Alterton, Origins of Poe's Critical Theory.

**Yale Studies in English** LXVIII: Bissell, The American Indian in English Literature of the Eighteenth Century.

**Zs. f. Deutschkunde** 1925, Heft 4: Ermatinger, Die deutsche Literaturwissenschaft in der geistigen Bewegung der Gegenwart. — Otto, Die neuere Sprachwissenschaft und die Schule. — Schendell, Probleme der zeitgenöss. deutschen Epik. — Knudsen, Hermann Stehr. — Prahl, Die niederdeutsche und oberd. Wesenslinie in Landschaft und Kunst. — Weicker, Das Auslanddeutschtum und die Schule. — Schön, Oskar Walzels „Gehalt und Gestalt im Kunstwerk des Dichters“.

[17. 9. 25.]

### INHALT.



Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

# Beiblatt zur Anglia.

## Mitteilungen
## über englische Sprache und Literatur
## und über englischen Unterricht.

XXXVI. Bd. November 1925. Nr. XI.

## I. SPRACHE UND LITERATUR.

**Albert Stanburrough Cook, The Old English Andreas and Bishop Acca of Hexham.** New Haven, Connecticut 1924. $ 1.20.

A. u. d. T.: **Transactions of the Connecticut Academy of Arts and Sciences.** Vol. 26, pp. 245—332.

In the treatise here under discussion the learned American professor emeritus has turned his attention to the Old English Andreas and the question of the authorship of the fine old epic. He suggests that the anonymous poem is a work of the famous Bishop Acca of Hexham. Acca, as is well known, was a disciple of St. Wilfrith's, whom he succeeded as bishop of Hexham in 709, was expelled from his see in 731, and died in 740. The evidence to be adduced in favour of Acca's authorship is naturally only of a circumstantial nature, and very likely it is particularly the fact that there is some reason to identify the poet Cynewulf with a bishop of that name, that has suggested to Professor Cook the possibility that the author of Andreas may well have been a bishop too. The epic may very well have been written in Acca's time, and the bishop is one of the men from whom a work of the kind may be expected. The church at Hexham, founded by Wilfrith, was dedicated to St. Andrew, and there is reason to believe that Acca is the founder of St. Andrews in Scotland: this suggests that the life of St. Andrew would have a special interest to the bishop. His teacher Wilfrith's career may have provided material for some episodes in Andreas. All this is very ingenious, and the theory may quite well be right, but after all it need only suggest that Acca was the "begetter" of the poem, to borrow an expression from an earlier work of the learned author's.

But the discussion of the authorship of the poem fills only a comparatively small space in the treatise, whose greater part is devoted to other questions bound up with the old epic. We get interesting side lights on the prominent position held by St. Andrew among patron saints of England, on learning in Anglo-Saxon England, on the chronology of Old English poetry, on the early history of the Northumbrian church, on Bishop Acca's history, on music in Anglo-Saxon England and so on. The book is a mine of information and a monument of erudition and scholarship.

Lund. Eilert Ekwall.

---

**George T. Flom, The Language of the Konungs Skuggsjá (Speculum regale)**, accord. to the chief manuscr. AM. 243 Ba. Fol. Part II. A. u. d. T.: **University of Jllinois Studies in Language and Literature,** Vol. VIII, S. 161—323. 1923.

Mit gleicher Akribie, wie Flom im ersten Teile eine Formenlehre des Substantivums und Adjektivums in der Haupthandschrift des Speculum regale gegeben hat, vollendet er in dem vorliegenden Bande sein Werk und stellt alle Formen zusammen, die der cod. AM. 243 B fol. von Pronomen, Zahlwort, Adverbien, Präpositionen und Verbum enthält. Damit haben wir die vollständige Formenlehre einer der wichtigsten altnorwegischen Handschriften. Dies ist um so dankbarer anzuerkennen, als wir nur wenige ähnliche Arbeiten besitzen und wir uns meist mit den Einleitungen zu liberalen Textabdrücken begnügen müssen, die doch selten an eine leidlich vollständige Zusammenstellung herankommen. Das handschriftliche Material ist aber allein die Grundlage, auf der sich eine altnordische Grammatik aufbauen läſst. Für das Altisländische besitzen wir ja Larssons 'Ordförrådet i de älsta isländska Handskrifterna', für das Altnorwegische dagegen besitzen wir ein ähnliches Sammelwerk noch nicht. Das meiste findet sich noch in den Arbeiten von Jón Þorkelsson, und da wundere ich mich, daſs Flom wohl dessen Beyging sterkra Sagnorða í Íslensku, die doch nur das isländische Verbum enthalten, herangezogen hat, nicht aber seine andern Arbeiten, die neben den altisländischen auch die altnorwegischen Formen stellen, wodurch der Unterschied zwischen diesen beiden Zweigen des

Westnordischen uns oft recht klar entgegentritt. So schon in seinen 'Bemærkninger om Adjunct C. Iversens Islandske Formlære' und den 'Athugasemdir um Íslenzkar Málmyndir' (wichtig namentlich für das Pronomen), besonders aber in den 'Breitingar á Myndum Viðtengingarháttar í Fornnorsku og Fornislensku', worin S. 18 ff. die Konjunktive derselben Handschrift zusammengestellt sind, dessen Formen Flom in vorliegender Arbeit behandelt. Anerkennung verdient es auch, dafs F. nicht nur die einfache Form des Textes aufzeichnet, sondern die ganze Stelle, in der sich das Wort findet, wodurch dieses in dem Zusammenhange erkannt und dadurch die Form erst klar erfafst wird. Auch zur Worterklärung und Bedeutungsentwicklung ist manche treffende Bemerkung gemacht. So hat Blom seine Arbeiten über das Speculum regale, dem er seit langem seine Kraft gewidmet, mit der Formenlehre dieses wichtigen Werkes aufs schönste gekrönt.

Leipzig. E. Mogk.

---

**Essays and Studies by Members of the English Association.** Vol. X, collected by **E. K. Chambers,** Oxford University Press 1924.

Das Sammelwerk als solches ist den Lesern dieser Zeitschrift, falls es noch not tat, schon empfohlen worden (vgl. meine Besprechung von Vol. IX, Anglia-Beibl. 1924, S. 366—70). Auch der diesjährige Band enthält wieder verschiedene Beiträge, die ins Schwarze treffen, wenn auch nicht gerade Munition verfeuert wird, die von ebenso schwerem Kaliber ist wie die des letzten Jahres. In der Einleitung wird an den früheren Vizepräsidenten und Präsidenten der Vereinigung Dr. A. C. Bradley ein Wort des Dankes gerichtet. Der gegenwärtige Präsident ist John Galsworthy.

Den Anfang macht ein hübscher Nachweis von Ethel Seaton, dafs der elisabethanische Dramatiker Marlowe als Sohn einer Zeit gewaltiger geographischer Ausdehnung ihrem Hinweis folgend begeisterter Kartenleser gewesen sei, und zwar für seinen „Tamburlaine“ das Theatrum Orbis Terrarum des Abraham Ortelius, 1570 in Antwerpen veröffentlicht, benutzt habe. Bullens verzweifelte Bemerkung, "Marlowe's notions of geography are as vague as Æschylus's" anläfslich der Verlegung von Zanzibar an die Westküste Afrikas (Tamburlaine

Part II, 1. 6) wird nun widerlegt. Zanzibar ist eine Provinz der Westküste bei Ortelius. Marlowes Irrtümer wie seine Kenntnisse in geographischer Hinsicht sind genau in dem Atlas des Ortelius enthalten. Mit seiner Hilfe können wir uns jetzt einen Plan der Feldzüge des Tamburlaine nach Marlowe machen. „Der Dichter spielte ein grofsartiges Schachspiel mit Königen und Eroberern als Figuren und sein Schachbrett ist das Theatrum Orbis Terrarum."

Es folgt ein Aufsatz von I. Dover Wilson, des schon bekannten Shakespeare-Forschers (vgl. Shakespeare's Hand in the Play of Sir Thomas More, Cambridge 1923) über "Spellings and Misprints in the Second Quarto of Hamlet". Er beschäftigt sich vor allem mit dem Typus der Amnesien des Druckers der Quarto von 1604 (Q II). Dabei kommt er zu dem Ergebnis, dafs die zahlreichen Auslassungen sich meistens am Ende einer Verszeile finden und einen interjektionalen Charakter haben, z. B. Hamlet III, 2, 277: "What, frighted with false fire!" Das ist natürlich auch im Rahmen einer höheren Textkritik bedeutsam. Hamlet hat, wie Bradley zuerst zeigte, die Gewohnheit der manierierten Wiederholung, z. B. "Indeed, indeed, sirs," "Very like, very like" etc. De Groot (Hamlet and its Textual History, 1923) bemerkt nun, dafs mehrere dieser Wiederholungen (nicht alle) sich nur in der Folio befinden und schlofs daher, dafs dieser Zug nicht zu der Sprechweise Hamlets gehört, sondern zu der von Burbage. Nachdem Wilson nun über hundert Auslassungen eines entsprechenden Charakters im Druck selbst von Q II gezeigt hat, ist das Ergebnis von De Groot nachzuprüfen. Es fällt auch sonst noch manche für die Textemendation nützliche Bemerkung. Aber die höhere Textkritik wird nicht systematisch durch Heranziehung von Q I und der Folio gefördert. Ich möchte in diesem Zusammenhang daher auf die Arbeit von Elise Deckner hinweisen, die zu der inneren Kritik des Textes vordringt. („Die beiden ersten Hamlet Quartos"; im Ms., Königsberger Universitätsbibliothek.)[1]

[1] Die Verf. erweitert hier ihren in der Normannia, Heft 4 begonnenen Nachweis, dafs die erste Quarto einem einheitlichen dramatischen Entwurf enthält, der in Q II von Shakespeare weiter bearbeitet wurde. Belleforest und Saxo Grammaticus werden aufserdem in ihrem Verhältnis zu Kyd, dem „Bestraften Brudermord" und Shakespeare untersucht. Gröfser, als man

Warum I. E. V. Crofts eine anekdotische Lebensgeschichte des dichtenden Bischofs Corbett (1582—1635) zusammenfügt, ist geistesgeschichtlich nicht recht begründbar. Aber wir sehen ein wenig hinter die Kulissen der Kirchenpolitik Lauds und lernen in dem "jolly Doctor" einen auch uns noch ergötzlichen Charakter kennen.

Elizabeth Holmes untersucht in *Some Notes on Milton's Use of Words* den Wortgebrauch des Dichters in den Fällen, wo er, zurückgehend auf den mittelbaren oder unmittelbaren lateinischen Ursprung, konkrete Bedeutungen einführt, die leicht übersehen werden, da sich ihre abstrakten Nebenbedeutungen jetzt zu den vorherrschenden entwickelt haben. Aber diese Klassifikation reicht nicht aus. Es werden aufgeführt auch sonstige Wiederbelebungen alter und Schöpfungen neuer Bedeutungen. Die Abhandlung ist für Seminarübungen oder sonstige Beschäftigungen mit Milton von praktischem Wert.

Oliver Elton, der Anglist der Universität Liverpool, äufserte sich in einer Rede (The Adamson Memorial Lecture) über das Verhältnis von *"Reason and Enthusiasm in the Eighteenth Century"*. Die Geschichte des Begriffs "Reason" wird nicht so sehr durch eine absolute Bedeutungsentwicklung gegeben als durch die Beziehung zum "Enthusiasm". Es zeigt sich dabei, dafs selbst in der verhältnismäfsig einheitlichen Epoche der Aufklärung bei Locke, Hume usw. unter Vernunft sehr Verschiedenes verstanden wird, dafs aber die durch diesen Begriff im allgemeinen bezeichnete psychische Gesamteinstellung sich besonders deutlich im Gegensatz eben zum "Enthusiasm" entwickelt. Denn "Enthusiasm" war für das rationalistische Jahrhundert nicht mehr wie für Plato und die Griechen das positiv wertende Epitheton (entheos) für den von Gott erfüllten Propheten oder Sänger, sondern ein verächtlicher Ausdruck für Fanatismus und Aberglauben. Das wird von Elton sehr anziehend geschildert. Erst Shaftesbury befreite nach ihm das Wort von seinen meisten abträglichen Associationen.

Den Schlufs des Bandes bildet eine Huldigung von J. W. Mackail vor dem Schotten Allan Ramsay, dem Vorläufer

bisher annahm, ist der Anteil Kyds an der Hamlet-Tragödie (vgl. Fehr, Anglia-Beibl. 1924). Shakespeares Gestalten gleichen weit mehr den Helden Saxos als denen Belleforests und Kyds.

der Romantik, dessen Haus noch heute von dem Schloſshügel Edinburgh überschaut, eingerichtet als ein "student's hostel". "Something of his gay spirit, of his love for nature and for books ... may still linger there to inspire new generations of students." Wer übrigens mit dem allgemeinen genius loci der schönen Hauptstadt Schottlands sich für eine Studienreise vertraut machen möchte, der greift wohl noch immer zuerst zu dem prächtigen Buch von R. L. Stevenson "Edinburgh", mit Illustrationen von James Heron, London, Seeley, Service & Co. 1912.

Basel. Gustav Hübener.

---

**Thomas Wilson, A Discourse upon Usury,** ed. by **R. H. Tawney.** G. Bell, London 1925. IX + 392 pp.

The treatise which Thomas Wilson — afterwards Dean of Durham — dedicated to the subject of usury, is an interesting document from the Elizabethan period. Besides economical questions, it throws light upon social conditions in a very effective manner. It takes the form of a discussion after dinner between a merchant and his guests: a lawyer, a clergyman, an apprentice, and a doctor of civil law. Wilson was a shrewd man and his attempts at characterization are by no means unsuccessful, though, of course, we get types rather than individuals. The discussion is interrupted by six long "Oracions" by the clergyman, the lawyer, the merchant, the clergyman again, the doctor of civil law, and the clergyman for the third time. The lawyer goes in for usury wholeheartedly: "What a foole weare I not to get 20 li. in the hundred to gaine almost 200 li.?" The merchant thinks that "you may aswel forbidde biyng and selling, as forbidde taking interest for money." The doctor of civil law insists upon a moderate interest, as was to be expected, in a sermon occupying more than a third of the whole book.

Then the clergyman winds up the whole with his third speech which completely converts his hearers, making the doctor wish to be a "true follower of all that you have sayd, and never consent in hart to lend moneye for gayne," the lawyer confesse "to have erred", and the merchant promise to "lend freely by gods grace."

The book has not been fortunate in its editor. He has evidently intended to follow the first edition very closely (cf. statement on p. VII). Lacking familiarity with 16$^{th}$ century English literature and with the art of editing, however, seems to be responsible for careless transcription even of words the spelling of which is interesting (*yeare* for *yere*, *hertely* for *hartely*, *he* for *hee*, etc.), and for making a mess of the punctuation of the text. The latter is arbitrarily cut up into sections, or else the division of the original is disregarded. Latin quotations are marred, marginal references are left out. In the same way, the long introduction (172 pp.) suffers from insufficient knowledge of the Tudor period and the subject. A youthful tendency towards overstating things makes the author's narrative confused and misleading. To justify his choice of Wilson's treatise, he makes him occupy a place apart among the writers upon usury of the period (p. 1 f.), but he has just stated (p. VII) that the treatise is typical of contemporaneous discussion, as it certainly is. Much more unfortunate it is, however, that the author has wholly missed the drift of Wilson's book. He tries to explain its existence by a reference to Wilson's quality of "civilian" and to the pressure of civil on common law (pp. 10—15). This conclusion seems to presuppose that the author has hardly cared to read the book he has edited.[1]) The conclusion of the book is not the doctor's victory over the others, but the clergyman's victory over both the doctor of civil law and the others. To anyone knowing something of the Tudor period, it is clear that Wilson intended his treatise to be — not a matter-of-fact discussion of an economical question, but — a specimen for the ecclesiastical preferment which he had failed to obtain in 1563, but which

[1]) I regret to make so grave an accusation against the editor, but my view of his negligence and insufficient knowledge of the period in question is now confirmed by a recent review of his, in which his mistakes verge on the ludicrous. Mr. Tawney betrays his ignorance of two works with which practically no student of the Tudor period can dispense, by confusing Dugdale's *Monasticon* and Gairdner-Brodie's *Letters and Papers of Henry VIII.* The extensive lists of monastic grants found in the latter work, Mr. Tawney ascribes to Dugdale's *Monasticon*, as if he were acquainted only with the name of the latter work. If he had read the modest treatise he reviewed, he would have found the source and escaped both this and other mistakes of as grave a character.

he got after the publication, though somewhat late. This explains why the whole is practically only a sermon — beginning and ending in God's name — and the author's conjectures are quite beside the mark.

The author's discussion of the social classes, peasants, nobility — gentry and nobility are largely treated without any distinctive line being drawn between them — and the middle class, is also inadequate. He does not master the subject, but makes loose statements which are misleading to those who seek information in the book. English landholding cannot be regarded in the light of conformity down to the civil war. When Harrington speaks of property-owners, he includes capitalists or merchants, as the ruling class in Venice or Holland. By means of general statements of broadest sweep, the author makes his different chapters clash. The only inference the author has a right to make from his material, is that more or less marked tendencies existed in one or more places.

Wilson's book undoubtedly merits to be adequately edited. Its value is beyond question, in many respects. It is to be hoped that a reliable and well-informed edition will appear before long.

Lund. S. B. Liljegren.

---

**Dryden, Poetry and Prose.** With Essays by Congreve, Johnson, Scott and others. With an Introduction and Notes by David Nichol Smith. Oxford, at the Clarendon Press, 1925. XVI und 204 S.

Diese Auswahl ist zum Gebrauch an englischen Schulen bestimmt. Die Einleitung gibt eine sehr brauchbare, sorgfältig abwägende und das Bleibende an Drydens Werk betonende Würdigung des Dichters, während seine Lebensdaten in einer zweiseitigen Tabelle gesammelt sind. Dadurch hat der Hgb. die problematischen Momente in Drydens Persönlichkeit vermeiden können. Auf 38 Seiten werden lange Auszüge aus Aufsätzen von Congreve, Johnson, Scott, Hazlitt, Saintsbury und Raleigh geboten, was als anschauliche Darstellung einer kritischen Entwicklung höchst interessant ist, m. E. aber den Lernenden ohne eingehende Erläuterung nur verwirren kann.

Congreves Worte über den Menschen Dryden haben als Äufserungen eines Freundes heute noch Wert, aber was Johnson und selbst Scott und Hazlitt über den Dichter sagen, mufs heute wohl mit dem Körnchen Salz der geschichtlichen Einstellung hingenommen werden. Die benutzte Stelle aus Saintsburys Biographie, eine mit bekannter Weitschweifigkeit vollführte Phantasie über das Thema: This is a great poet, erhöht den Wert des Buches nicht und fällt neben Raleighs feinen Bemerkungen sehr ab. Die Auswahl ist umfassend und gut. Sie bringt Proben aus dem Gedicht auf Cromwell, aus Astrea Redux, den Stadtbrand aus Annus Mirabilis, Stellen aus Granada und Aurang-Zebe, eine Szene aus All for Love (die Komödien sind mit Recht übergangen worden), etwa 600 Zeilen aus Absalom and Achitophel, Proben aus The Medal und Macflecknoe sowie Religio Laici und Hind and Panther, einige Oden, darunter acht Strophen aus der Ode an Anne Killigrew und die beiden Cäcilien-Oden, die Epistel an Congreve, aus den Fables Cymon and Iphigenia fast vollständig und schliefslich einige Lieder aus den Dramen. Der prosaische Teil enthält: Of Dramatic Poesy (Einleitung und die Stelle über Shakespeare und Jonson), drei längere Stellen aus dem Discourse of Satire und das Vorwort zu den Fables fast ganz. Die Anmerkungen sind knapp, aber ausreichend. Auf S. 188 weist der Hgb. die übliche Annahme zurück, dafs Macflecknoe eine Erwiderung auf The Medal of John Bayes und im Sommer 1682 entstanden sei, bietet aber keine eigene Hypothese und läfst das Problem offen.

St. Gallen. H. Lüdeke.

**L. R. Merrill, The Life and Poems of Nicholas Grimald.**
A. u. d. T.: **Yale Studies in English. Albert S. Cook,** Editor. New Haven, Conn. 1925. IV und 458 S.

Diese Yalenser Dissertation sucht eine allerdings auffallende Lücke in der Literaturgeschichte zu füllen. Über Grimald und seine Werke flossen die Nachrichten bisher so spärlich, dafs der Artikel über ihn in dem D. N. B. kein Exemplar seines „Christus“ kennt und die Cambridger Literaturgeschichte ihn als Dramatiker kaum erwähnt. Verf. bietet nun eine Sammlung aller seiner bekannten Dichtungen — d. h. die beiden lateinischen Dramen „Christus Redivivus“ und „Archi-

propheta“, die 40 Beiträge zu der ersten Ausgabe von Tottels Miscellany, die vier lateinischen Gedichte aus William Turners "A Preservative ... agaynst the Poyson of Pelagius" und zwei bisher unbekannte lateinische Gedichte aus Coopers Ausgabe von Eliots lateinischem Wörterbuch von 1552 —, nebst biographischen und literarhistorischen Einleitungen und Anmerkungen, sowie Übersetzungen der lateinischen Texte.

Der wichtigste Beitrag in biographischer Beziehung ist die Feststellung, dafs Grimald aus der Gegend von Leighton-Bromswold bei Huntingdon von einer Bauernfamilie stammte, die dort seit Jahrhunderten eingesessen war, folglich zu dem bekannten Promoter Heinrichs VII. keine verwandtschaftliche Beziehung hatte. Im übrigen benutzt Verfasser die bekannten Quellen und bringt die auffallende Tatsache, dafs Tottels Miscellany in der zweiten Auflage Grimalds Gedichte fast alle strich und seinen Namen nur mit den Initialen andeutete, mit seinem ehrlosen Verrat der protestantischen Bischöfe an Marias Inquisitoren in Verbindung. Aus der langen Vorrede zum „Christus“ wäre m. E. die Bemerkung, dafs Grimald schon als Knabe sich in Dichtungen, auch dramatischen, versucht hatte, in einer Dichterbiographie erwähnenswert gewesen. Verf. druckt Bales vita in extenso ab, mit nachfolgender Übersetzung und fachlicher Gruppierung der Werke, wobei er merkwürdigerweise Grimalds Briefe an Bale als "Poetry" rubriziert. Auch scheint er zu vermuten, Grimald habe 155 Gedichte auf die Freilassung des Herzogs von Somerset verfafst, während es sich doch wohl um einen Sammelband handelt, dem Grimald seine Gabe beisteuerte. Für das Bibliographische über den „Archipropheta“ wird der Leser auf die Einleitung zu diesem Stücke verwiesen, während der „Christus Redivivus“ bibliographisch hier schon behandelt wird. Zu dem verschollenen Drama „Athanasius, seu infamia“ bietet Verf. eine ausführliche Erklärung von Athanasius' kirchlichem Standpunkt, bemerkt aber nicht, dafs Grimald in seinem Stück ihn und seine Lehre offenbar bekämpfen wollte, was hier doch wohl ebenso wichtig ist. Der „Christus Redivivus“ wurde nicht, wie Verf. angibt, von Martin, sondern von dessen Vater Johannes Gymnicus gedruckt. Ein Exemplar befindet sich auch in Kopenhagen, wie Johannes Bolte festgestellt hat.

Die Einleitungen, namentlich die zum „Christus“, wiederholen manches vorher Gesagte, zuweilen fast wörtlich. Verf. findet es "surprising", daſs der Humanist Grimald in seinem biblischen Drama die Sprache Virgils derjenigen der Vulgata vorzog, erklärt aber andererseits die gröſsere dramatische Kraft des „Christus Redivivus“ vor anderen ähnlichen Dramen aus Grimalds Humanismus heraus. Nach Boltes Angaben (Herrigs Archiv, Bd. 105) zeichnet Verfasser den Einfluſs des „Christus“ auf das deutsche Schuldrama und das Oberammergauer Passionsspiel, indem er die betreffenden Stellen aus Wilds Stück abdruckt. Boltes Hinweis auf das Freiburger Passionsspiel ist aber übergangen worden. Verf. hat die handschriftlichen Aktprologe in dem Münchener Exemplar des Augsburger Druckes unabhängig von Bolte abgeschrieben, leider aber mit solcher Unkenntnis von Sprache und Schrift, daſs zahlreiche Fehler untergelaufen und sogar sechs Zeilen im II. Prolog übersprungen sind. Literaturwissenschaftlich ist die Einleitung auch sonst mangelhaft; namentlich spürt man nichts von einer ausreichenden Kenntnis des mittelalterlichen oder des lateinischen Schuldramas. Creizenach ist nicht erwähnt, aber Meyers Konversationslexikon wird S. 61 zitiert!

An der weit kürzeren Einleitung zum „Archipropheta“ ist derselbe Mangel zu rügen. Verf. begnügt sich mit dem Abdruck einer längeren Textstelle aus einer englischen Übersetzung des Josephus und spart sich die Mühe einer eingehenden Analyse nach Stoffgeschichte, Technik und literarischer Stellung. Er zitiert Goedeke in der Ausgabe von 1859 und kennt unter den wenigen Exemplaren des Stückes dasjenige der Berliner Staatsbibliothek nicht. Er spricht von dem handschriftlichen Exemplar im britischen Museum, hat es aber textlich offenbar nicht mit dem Druck verglichen und gibt auch nicht an, welches der beiden seinem Texte zugrunde liegt. Die Einleitung zu den kleineren Gedichten verbreitet sich in populärer Weise über Tottels Miscellany, von der das Datum der dritten, nicht aber das der beiden ersten Auflagen angegeben wird. Verf. verteidigt Grimalds Priorität im Gebrauch des Blankverses gegen Gladys Willcock, die Surreys Virgilübersetzung diese Stellung zuspricht (Mod. Lang. Rev. 14, 15, 17). Die Anmerkungen zu den Gedichten schöpfen groſsenteils aus der Arbeit von Hudson (Mod. Lang. Notes 39).

Der Druck genügt wissenschaftlichen Anforderungen ebenfalls nicht ganz, so dankenswert auch die Gegenüberstellung von Text und Übersetzung ist. Verf. gibt nicht an, welchen Druck er benutzt, hat auch keinerlei Kollation unternommen. Die Zeilen sind nicht gezählt, und die Korrektur läfst viel zu wünschen übrig. Der Text ist voller Druckfehler und kleiner Lücken, wie schon kurze Stichproben zeigen; in der Vorrede zum „Christus" allein sind trotz der Zeilentreue sieben Abweichungen vom alten Druck zu verzeichnen. Auf Seite 242 verbessert Verfasser in einer Fufsnote einen alten Druckfehler, läfst aber in derselben Zeile einen neuen stehen. Der Drucker auf dem reproduzierten Titel des „Christus" ist deutlich Ioan. Gymnicus, wird aber daneben in der englischen Übersetzung des Titels als Martin Gymnicus angegeben. Die Wissenschaft verlangt doch wahrlich mehr Sorgfalt!

St. Gallen. H. Lüdeke.

---

**Laura A(landis) Hibbard, Medieval Romance in England.** A Study of the Sources and Analogues of the Non-Cyclic Metrical Romances. New York, Oxford University Press 1924. 8°. VIII, 342 S. (Wellesley College Semi-Centennial Series). Preis in Leinw. geb. Doll. 3.50.

Wieder eines der ausgezeichneten bibliographischen Hilfsmittel zum Studium der me. Literatur, wie sie uns schon in gröfserer Zahl — ich erinnere nur an die Namen Hammond, Billings, Wells, Bruce — aus Amerika beschert worden sind. Das vorliegende Buch hat sich engere Grenzen gezogen als Wells, mit dessen Anlage es im übrigen viel Ähnlichkeit hat. In der Hauptsache war es schon 1916, vor dem Erscheinen von Wells, der Universität Chicago als Doktordissertation vorgelegt worden. Im Textteil wie im Titelverzeichnis ist es dann durch die Berücksichtigung der bis Ende Januar 1923 erschienenen wissenschaftlichen Literatur erweitert und auf die Höhe gebracht worden. Wells gegenüber bewahrt es auch in der Art der Behandlung des Gegenstandes seinen Eigenwert, da die Beschränkung auf die nichtzyklischen Versromane natürlich ein viel genaueres Eingehen auf Einzelheiten gestattet.

Ihre Absicht, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung auf dem von ihr abgesteckten Gebiet kurz, aber

alles Wichtige berücksichtigend zusammenzufassen, hat die sorgsam und genau arbeitende Verfasserin aufs glücklichste erreicht. Die Angaben über die vorhandenen Handschriften, Drucke und Neuausgaben, über Zeit und Ort der Abfassung der einzelnen me. Romane konnte sie im Hinblick auf Wells kürzer fassen; auch im rein bibliographischen Teil begnügt sie sich unter Verweis auf Wells und ältere Bibliographien mit der Aufzählung der seit 1900 erschienenen Arbeiten, was mir sehr vernünftig scheint. Um so eingehender kann die Verfasserin sich den beiden Fragen zuwenden, welche ihr besonders am Herzen liegen: der Übersicht über die uns bekannten Behandlungen eines bestimmten Stoffes in den verschiedenen Literaturen und der Darstellung der literargeschichtlichen Beziehungen dieser verschiedenen Dichtungen zueinander. Natürlich stehen dabei die me. Versromane im Vordergrund des Interesses, aber die Rundschau ist so umfassend, dafs das Buch eine besondere Bedeutung auch für die vergleichende Literaturgeschichte erhält.

Nichts irgendwie Erwähnenswertes scheint dem aufmerksamen Auge der Verfasserin entgangen zu sein. Ihre Berichte begnügen sich nicht mit unkritischen Inhaltsangaben über die gelesenen Bücher und Aufsätze, sondern kommen dank der objektiven Gruppierung und dank der kenntnisreichen Hervorhebung des Wesentlichen oft auch zu selbständiger begründeter Stellungnahme zu den Streitfragen. Wie die Verfasserin bei ihrer Arbeit vorgegangen ist, lehrt am besten eine Stelle aus dem Vorwort, die hier wiedergegeben werden mag: "For the purpose of selection the Middle English [non cyclic] romances offered a convenient and somewhat neglected group with which to begin. Though a few of them are relatively unimportant, others are versions of some of the most famous European stories of the Middle Ages, and for the sake of convenient reference it has seemed well to include the less with the more important. Each romance is tracted individually in a section, one part of which deals with *Versions*, and one with the *Origins* of the tale. Under *Versions* I have attempted to give something of a life history of each legend by listing all of the literary versions which were composed before 1500, and by indicating so far as possible their relationship. In the section on *Origins* I have recorded the opinions of scholars

on the historical and legendary elements that gave rise to the story and have tried to set forth the most important *motifs* which characterize the different versions. The *Index of Matters and Literature* at the close of the book is designed to co-ordinate this material and to reveal for these romances, as the similar index in Volume V of Professor Child's monumental edition of *The English and Scottish Ballads* revealed for the ballads, the recurrent themes, the stock situations, characters, incidents, properties, the dominating conceptions, which mark the favorite patterns of mediæval story-tellers as diverse in purpose and ability as the authors of these romances." Wenn man etwas an der sonst vortrefflichen Leistung vermissen kann, so ist es eben ein einleitendes Kapitel allgemeiner Art, worin im Zusammenhang alle die Gesichtspunkte berücksichtigt wären, die jetzt nur als die soeben angedeuteten Schlagwörter im Index auftreten.

Ein kleiner Schönheitsfehler an dem sonst tadellosen Druck ist die etwas mangelhafte Vertrautheit des Setzers mit der deutschen Sprache, welche sich gelegentlich bei deutschen Titeln bemerkbar macht.

Einige Nachträge zum bibliographischen Teil mögen hier noch Platz finden.

S. 10: Die Hs. G. von Gray's Inn, London, des Sir Isumbras ist 1918 von Charlotte D'Evelyn in E. St. 52, 72—76 herausgegeben worden.

S. 21, Florence of Rome, nachzutragen: Holthausen, F., Zu me. Romanzen. 7: Le bone Florence of Rome. Angl. 41 (1917), 497—512.

S. 43 nachzutragen: Holthausen, F., Zum Erl of Tolous. (Textbesserungen.) Angl. Beibl. 27 (1916), 171 f.

S. 48 bei Wells noch p. 1106 hinzuzufügen.

S. 56 l. Kippenberg statt Kippenderg.

S. 72 hinzuzufügen: Holthausen, F., Zu me. Romanzen. 5. Amis and Amiloun. Angl. 41 (1917), 456—462 und Krappe, A. H., The Legend of Amicus and Amelius. Mod. Lang. Rev. 18 (1923), 161 f.

S. 95 hinzuzufügen: Brodeur, The English King Horn and its Continental Relations. Progr. MLA. Dec. 1920. — Funke, O., Zum Verkleidungsmotiv im King Horn.

Angl. Beibl. 31, 224. — Ders., Zur Wortgeschichte der französ. Elemente im Englischen (betr. auch King Horn). E. St. 55 (1921), 1—25. — Mac Sweeney, Jos. J., "Hind Horn". Mod. Lang. Rev. 14 (1919), 210 f. — Töpperwien, Aug., Sprache und Heimat des me. King Horn. Diss. Göttingen 1921 (nur Auszug gedruckt in Jahrbuch d. phil. Fakt. 1921, I).

S. 105 bzw. 113 nachzutragen: Kern, J. H. De taalvormen van't me. gedicht Havelok. Mededeeliingen k. akad. wetensch. Letterkde. 55, Amsterd. 1923 (Sprachformen weisen nicht nach Lincolnshire, sondern nach dem Norden von Norfolk, Cambridgeshire, Huntingdonshire oder Northamptonshire).

S. 114 nachzutragen: Björkman, Erik, Zur Haveloksage. Angl. Beibl. 28 (1917), 833—335.

S. 125 nachzutragen: Dingerling, Lothar, Das gegenseitige Verhältnis der Handschriften der Fassung III des festländ. Bueve de Hantone. Götting. Diss. 1917.

S. 139 lies Man statt Mau.

S. 170, Anm. 7 lies Wilamowitz statt Williamowitz..

S. 182 f. hinzuzufügen: Campbell, Killis. A Note on the Seven Sages of Rome. Mod. Lang. Rev. 17 (1922), 289. — Tuddle, Edwin H., Notes on the Seven Sages. MLR. 16 (1921), 166 f.

S. 194 nachzutragen: Holthausen, F., Zu Floris and Blauncheflur. Angl. 40 (1916), 408—411.

S. 196, Z. 6 u. 5 von unten l. Germany statt France und Fromunt statt Froudmont; entsprechend im Index zu ändern.

S. 199 nachzutragen: Cooper, A dissertation upon "Sir Orfeo". Mod. Lang. Not. 21, 2. — Holthausen, F., Zu me. Romanzen. 8. Sir Orfeo. Angl. 42 (1918), 425—429.

S. 223 über Mundart und Entstehungsart des William of Palerne sind zu vergleichen Hulbert in Mod. Phil. 19, 1 ff. und Menner in Publ. MLA. 37, 503.

S. 229 nachzutragen: Holthausen, F., Zu me. Romanzen: Life of Ipomydon. Angl. 40 (1916), 412—419.

S. 262 nachzutragen: Mac Clausland, Elizab., The Knight of Courtesy and the Fair Lady of Faguell. (Smith College Studies in Mod. Lang. IV, 1.) Northampton, Mass. 1922.

S. 299 nachzutragen: Edit. Guillaume in einer ungedruckten Pariser These von 1922.

S. 311 lies Finsterbusch statt Finsterbuch. Ebenda nachzutragen: Bülbring, K. D., Untersuchungen zur me. Metrik. Stud. z. engl. Philol. 50 und Holthausen, F., Zu me. Dichtungen. 1. Zu Sir Degrevant. Angl. 44 (1920), 78.

S. 321 nachzutragen: Borchers, Kurt, Die Jagd in den me. Romanzen. Kiel. Diss. 1912.

S. 322 nachzutragen: Deters, Fr., Die englischen Angriffswaffen zur Zeit der Einführung der Feuerwaffen. (Anglist. Forschgn. 38.) Heidelb. 1913. — Funke, O., Die Fügung *ginnen* mit dem Infinitiv im Me. (betr. meist die Versromane). E. St. 56 (1922), 1—27.

S. 324: Lausterer, Der syntakt. Gebrauch des Artikels in den älteren me. Romanzen. Kiel. Diss. 1914. — Nissen, Herbert, Über den Gebrauch des Artikels in einigen me. Romanzen. Kiel. Diss. (nur Auszug gedruckt). 1922.

S. 326: Sparnaay, H., Verschmelzung legendarischer und weltlicher Motive in der Poesie des Mittelalters. Groningen 1922. — Wedel, Mediæval Attitude towards Astrology. (Yale Studies in English, 60). — Weston, Mystery Survivals in Mediæval Romances. Quest. Janv. 1920.

Wells führt immer auch die Rezensionen, wenigstens die wichtigeren, auf. Verfasserin hat leider in den meisten Fällen diese nicht berücksichtigt oder wenigstens auf ihre Erwähnung in der Bibliographie verzichtet.

Basel, 7. Aug. 1925. Gustav Binz.

---

**J. R. Tanner, Mr. Pepys.** An Introduction to the Diary together with a Sketch of his Later Life. New York, Harcourt Brace & Co. o. J. [Vorwort 6. September 1924; erschienen 1925]. XVI u. 308 S. Preis etwa 3 $ geb.

Der bekannte Herausgeber von Pepys' *Memoires of the Royal Navy* (1906) unternimmt es hier mit ausgezeichneter Sachkenntnis, das Leben des Marineministers der Restaurationszeit auf Grund alter und neuer Quellen kurz zu erzählen und zugleich das Verständnis für die politische, kulturelle und literarische Bedeutung von Samuel Pepys zu erleichtern, indem er den Inhalt des Tagebuchs, nach praktischen Sachgruppen

geordnet, analysiert. Das unmittelbare Ergebnis ist ein lebendiges Kulturbild der Restaurationszeit, das mittelbare die Erfüllung der Absicht des Autors *"to provoke to the reading of the famous document itself"*. Tanner ist mit der Abfassung einer ausführlichen Biographie Pepys' beschäftigt und hat alles Material, das Wheatley (†), der verdienstvolle Herausgeber des Tagebuches, gesammelt hatte, zu seiner Verfügung. Daher konnte er auf manch schwierige Stelle des Tagebuches neues Licht werfen und weniger bekannte Züge aus dem späteren Leben Pepys' in ihrer wahren Bedeutung würdigen. So erscheint etwa die Episode, wie Pepys die Provostwürde von King's College, Cambridge, zugunsten eines verdienten Fellows des College ablehnte und sie nur gegenüber einem "foreigner", einem Aufsenseiter, annehmen wollte (1681), als eine besonders taktvolle Handlung des älteren Pepys. Ausgezeichnet ist das kurze Kapitel über "The Diary as Literature". Ein einziger Eintrag genüge, mit Tanner hier Pathos wie Bathos des Schreibers zu charakterisieren: Nachdem er am 13. Juni 1666 anläfslich der Leichenfeier des verstorbenen Admirals Myngs seinem Andenken einen rührenden und — für Pepys — philosophischen Tribut gezollt, schliefst er den Bericht: *"In my way home I called on a fisherman and bought three eeles, which cost me three shillings."*

Dresden. W. Fischer.

---

**J. Milton, Paradise Regained.** Edited by **L. C. Martin.** Oxford Univ. Press 1925. XX + 67 pp.

**J. Veldkamp, Samuel Butler, The Author of Hudibras.** Diss. Amsterdam. Hilversum 1923. 239 pp.

**P. Dottin, Daniel de Foë.** Perrin, Paris 1925. VIII + 248 pp. 7,50 fr.

**A. W. Secord, Studies in the Narrative Method of Defoe** (University of Illinois Studies in Language and Literature IX, 1). Urbana 1924. 248 pp. $ 1,50.

1. This little nice and handy edition of Milton's second epic makes us regret, in a certain sense, even more deeply the great loss sustained by English philology through the premature death of J. S. Smart. His edition of Milton's sonnets was an achievement of which English scholars may justly be

proud. It was nothing short of an event in Miltonic research, when he showed us that important discoveries could still be made in a field industriously cultivated for centuries.

The merits of the present edition by the able editor of Henry Vaughan's poetry, are of a different kind. There is nothing new about it. The editor's readings are hardly up-to-date, at least from the point of view of modern Miltonists. The introduction is constructed on traditional lines, the discussion of the qualities of Milton's poetry might, with few changes, have appeared in the *Spectator* of Addison's time. Some of the notes strike the general reader as uncalled for, most of the rest are superfluous for the Miltonist. Accordingly, we must take the book for what it was meant to be: a handy nice edition intended for the average educated reader. In the kindly and well-written introduction, in the beautifully printed text, and in the general information of the notes, he will find what he wants and needs for a few quiet hours in the company of Milton's genius such as it manifested itself in *Paradise Regained*. In some places, he might be inclined to be of a different opinion from that of the editor, *e. g.* as regards the sense of words. *Unconniving* (I, 363) ought rather to mean *relentless*. The word undoubtedly includes a sense of a subject. But these are only minor points.

2. Mr. Veldkamp's treatise is of a general character and consequently does not specialize on any particular point of Butler's personality or work. The first chapter is dedicated to the poet's life and conscientiously chronicles what information the author has been able to collect on the subject. Here as elsewhere, principally printed and more easily accessible authorities are laid under contribution. The second chapter tackles Butler's work and, as a matter of course, *Hudibras* here occupies most of the space. Then, the general question of Butler and his relation with the puritans is taken under consideration. As a matter of fact, this chapter grows into an interesting account of the times of *Hudibras* under manifold aspects. The two remaining chapters inquire into the influence of Cervantes and Rabelais on Butler.

In this way, the author has written a useful and generally well-informed handbook in which some problems are tackled with more or less success, but others are left much as the

author found them. There is no doubt that Mr. Veldkamp has established the importance of Butler and *Hudibras* to the student of the middle period of 17th century England, even if he is inclined to overstate the case a little. The author has likewise correctly grasped the fact that this period was consequential for the survivals of medievalism in English society. It is perfectly true that destroyers of medieval conceptions — as Butler and Cervantes undoubtedly both are in similar ways — are conditioned by the outlook of the Middle Ages.

Otherwise, it is of course not difficult to supplement particular sections of a book which is laid on so broad a basis. The second chapter might have profited from a study of my paper on *bullbaiting* etc. (1922). The pages on hermetism (p. 85 ff.) might have been expanded on the reference given in my *Notes on the Name of Oceana* (*Festschrift für Hoops* 1925), etc.

As regards the faults which *Hudibras* imputed to puritanism, I think that the author's attitude is a little too much apologetic. We need only go through some dozens of the treatises in the Thomason collection in order to become aware that the puritans really were dreadful sticklers on subtle, futile or barren questions, indeed more so than their adversaries. I need only remind the author of Prynne's innumerable treatises, all of them models of pedantry. As regards puritans and marriage, I think the author ought to distinguish between a dissipate mode of living and the theoretical conception of woman. In the latter case, the puritan views are not at all conform, not even in the same person. You can easily prove that Milton had a very high opinion of woman, wished her to be the intellectual and social equal of the man. But you can as easily prove that his ideas on the subject were quite oriental. It all depends on what notions you put stress on. Men like Henry Nevile — in his pamphlets on the ladies' parliament and elsewhere — betray a very low point of view on the subject. Here too, the Thomason collection and the newspapers of the period are badly needed to supplement the author's book.

It is no easy matter to state the exact effect of puritanism on the English people (p. 108). We know too little of how puritanism found the English to discern what it left them.

3. With his admirable treatise on Defoe, last year, Mr. D. acquired right to be listened to as the authority on the writer of *Robinson Crusoe.* The present book strengthens the favourable impression made by the former work. And in addition, Mr. Dottin here appears as an excellent storyteller. The book is not only based on extensive readings in contemporaneous chronicles and documents of every description, but it is told in an easy and fascinating way which would have done credit to Defoe himself. I need hardly add that this fact does not impair the exactness of the narrative. The author has even undertaken a pilgrimage to all places in England visited by Defoe, in order to be able to speak authoritatively on the topographical side of the subject. Every student of the period will profit from the study of the book.

The judgment which Mr. Dottin brings to the questions connected with Defoe, equals his knowledge. Problems on which the best-intentioned writers have spent much ink and energy, are settled by the author with apparent ease and in a thoroughly convincing manner. He knows what to think of the moral purport of *Robinson* as well as of the character of its author, and he founds his opinion on facts and arguments which are cogent to the sane.[1]) It is to be hoped that Mr. Dottin will be able to follow up particular points, as he has done already in his papers published in the *Revue Germanique*, the *Revue Anglo-américaine,* and the *Mercure de France.*

4. Mr. Secord's book splits up into three main parts: the first dedicated to the composition of *Robinson Crusoe*, the second to the composition of *Captain Singleton*, the third to the authorship and composition of the *Memoirs of Captain Carleton.* An introductury chapter deals with the *Defoe Problem* and there is a final chapter on *Defoe's Method and Composition.*

From the beginning, it is evident that the present treatise belongs to the few valuable contributions to the study of Defoe which have appeared within the last few years and of which the most notable examples are the results obtained by

[1]) It would be hard to find a happier expression of Defoe's moral attitude than is offered on p. 61: "Il assimile les mensonges du marchand à des 'licences poétiques parfaitement légitimes'. De tels principes lui permirent plus tard d'accorder sa conduite avec la voix de sa conscience."

W. P. Trent and in particular by Paul Dottin. I do not think that Mr. Secord equals the penetrating insight and judgment of the latter in several cases, but there can be no doubt whatever that the author is a sound critic who does valuable service to Defoe research both on the negative — clearing away rubbish heaped up by uncritical scholars — and the positive side of the questions.

Not that Mr. Secord settles all points beyond dispute. On the contrary, his conclusions sometimes may be open to doubt. But whatever statements he makes, he founds them on facts or sensible reasons. It may be that *Robinson Crusoe* stands outside picaresque tradition in English literature, but some of Defoe's novels certainly do not do so. In general, the author inclines towards the view which places Defoe as a novelist in the moralist treatise tradition. This, however, chiefly regards the form. Otherwise Hakluyt and Purchas are among the principal sources of Defoe's novels. The stricture ought to be made, however, that the indirect influence, in this case, is probably as strong as, or stronger than, the direct. Hakluyt and Purchas were authorities of overshadowing importance and permeated the whole 17th century in England upon their particular subject. — Deficiency in plot, Mr. Secord traces to the literature of travel. The adroit handling of incident must, in all probability, be set down to the same account. Defoe had a keen sense of reality, he was inclined to build on facts and he impresses us with a notion of truth and matter-of-factness. His characterdrawing, on the other hand, is found wanting, and we cannot expect to meet with expressions testifying to a developed sense of nature.

What the author says p. 24 f. on the age of the great geographical discoveries and its effect on the English mind, is eminently true. For further development of these ideas, I may refer to my "Notes on the Origin of the Name of Harrington's Oceana" in "Festschrift für J. Hoops", Heidelberg 1925. As to the literature of travel and its effects on fiction, Chinard's well-known books on the subject often offer an admirable discussion. I think the author has overlooked books like More's *Utopia*, Andreae's *Christianopolis*, and others, the importance of which can hardly be overestimated. As to the quarrels of the colonizing states, the incident between the

Dutch and the English at Amboyna was certainly one of the most famous cases (p. 25).

Discussing Defoe and the picaresque novel on p. 13, the author obviously has in mind *Robinson* only. He seems to forget that others of Defoe's novels undoubtedly belong to the picaresque genre.

As to the discussion about the cataracts of the African river described in *Captain Singleton* pp. 131—32, I should like to refer to my treatment of the cataracts of the Nile in Harrington's *Oceana* (cf. my edition, p. 326). There, I have shown that the idea of the noise from the cataracts making people deaf was taken over from Antiquity. Defoe's description of the first cataract of the Quilloa River tallies with this current notion.

It seems that Nevile's *Isle of Pines* (referred to *e. g.* on p. 105) was at once translated into several foreign languages. There is a "*Nouvelle découverte* de l'Isle Pinés située au delà de la ligne Æquinoctiale. Faite par un navire hollandois l'an 1667", published in 1668, and a "Nuovo scoprimento dell' isola Pines", probably out in 1670. (The author mentions a German translation, p. 95.) This seems to indicate that it was fairly celebrated and this fact, together with its author's political ideas, makes it probable that it was known to Defoe. I do not think one ought to attach too much importance to real similarities between Robinson and Nevile's little pamphlet — which it is hardly fair to call a novel, as Mr. Secord does p. 105. As a matter of fact, it ought to be a lesson to all source hunters who are not wholly incorrigible, that *The Isle of Pines* presents a most striking similarity — given the difference of time — to Rose Macaulay's *Orphan Island* which cannot possibly have anything to do with the 17th century book.[1])

---

[1]) Another "curious" source of a modern novel is found in *The Kingdomes Weekly Intelligencer. Sent abroad to prevent mis-information.* Collected by R. C. From Tuesday, Octobre 12. to Tuesday, Octobre 19. 1647, p. 695 f.: "There happened a passage or two this weeke which though not memorable, it is yet remarkable. The one is of a Young Man who being high in wine and reeling over the Bridge at *Stratford* upon *Avon*, it so fell out, that the neck of one of his spurs did fasten itselfe in the other, whereon he fell downe into the River and was drowned. The other was of a Yeoman not farre from *Warwick* who for want of discretion or

The author seems to feel obliged to imitate the common practice of taking up an apologetic and panegyrical attitude. There is nothing illegitimate in Mr. Secord's statements to this effect. But I would certainly prefer — personally — to let the facts speak for themselves. They do so, not only in the case of great men like Milton, Swift and Defoe, but also as regards the "small fry" of literature.

Lund. S. B. Liljegren.

---

**Englische Philosophie.** Ihr Wesen und ihre Entwicklung. Von Dr. phil. h. c. **Else Wentscher.** Verlag und Druck von B. G. Teubner. Leipzig, Berlin 1924.

A. u. d. T.: **Handbuch der englisch-amerikanischen Kultur.** Herausgegeben von **Wilhelm Dibelius.**

In ihrem einschliefslich Sachregister 140 Seiten umfassenden Buch gibt Else Wentscher ein ebenso anschauliches — wenn auch teilweise ein wenig kunterbuntes — wie treffendes Bild von Wesen und Entwicklung der englischen Philosophie. Die Mängel ihrer Stoffanordnung ergeben sich daraus, dafs das Prinzip der Einteilung nach philosophischen Problemen nicht

---

other discourse would sell his wife to his Companion. He asked what he would take for her, The Yeoman answered five pound. The other looking on her (for she was present) and conceiving with himself *that a good wife is worth gold*, he thought that she was worth five pound or worse then nothing; whereupon he presently layd down the money, and took his purchase in his Armes and kissed her: Not a quarter of an houre after, The Yeoman repented of his bargaine, and offered to restore the money, and desired to have his wife returned. His Companion left it to her choyce, not without some intimation that he was loath to leave her; The good woman assured him that she was well content to live with him and had rather goe with the buyer than the seller, and accordingly expressing a courteous farewell to her Husband. she went along with his Companion. The poore Yeoman who (on better consideration) had rather lose his life then lose his wife, hath since made his complaint to all the Justices in that county, and because he cannot get her by love he is resolved to try if he can get her by law, and with extreame impatience attends the approache of the Tearme intending at the very first sitting if he can, to have this cause heard in Westminster Hall before the Judges of the Common Pleas."

There is no need to add that Hardy cannot possibly have built his *Mayor of Casterbridge* on this old newspaper-notice. The occurrence of coincidence like this ought to be a caution to source-hunters.

konsequent durchgeführt, sondern durch das rein chronologische Prinzip durchbrochen worden ist. 17. und 18. Jahrhundert sind in zwei Kapiteln über „Das psychologische und erkenntnistheoretische Problem“ und über „Die englische Ethik“ behandelt, wobei die religiöse Spekulation, statt eine an diese beiden anknüpfende gesonderte Bearbeitung zu erfahren, in das erste Kapitel einbezogen wird. Als drittes Kapitel erscheint „Das 19. Jahrhundert“, dem als Schlufskapitel „Der jüngste englische Idealismus“ folgt.

Dankenswert ist die namentlich in den beiden ersten Kapiteln gut durchgeführte Veranschaulichung des in der englischen Philosophie vorhandenen dualistischen Entwicklungsverlaufs, in dem neben dem Empirismus als einer dem englischen Nationalcharakter wesensgerechten Oberströmung in gleichsam kontrapunktischer Vertiefung eine rationalistische Unterströmung einherläuft. Wenn es nach E. Wentschers nicht weniger als dreimal (pp. 1, 35, 70) mit fast identishcm, etwas stereotypem Wortlaut ausgesprochenen Urteil der englischen Philosophie versagt geblieben ist, „ein Problem in seiner letzten Tiefe zu erfassen“ (was eine Selbstverständlichkeit für jede Philosophie ist, wenn unter „letzten Tiefen“ etwas Absolutes verstanden wird — und nicht zutrifft, wenn das zeitgemäfs Erreichbare gemeint ist), so beruht das, was an diesem Urteil richtig zu sein scheint, vielleicht auf der Tatsache, dafs die repräsentativen Typen der philosophischen Besinnung in England vor allem unter den Vertretern jener Oberströmung zu suchen sind, weshalb den englischen Rationalisten nicht immer die Beachtung zuteil wird, die sie verdienen. So ist z. B. die Behauptung, die Engländer hätten „in der ethischen Theorie nichts Grundlegendes geleistet“ (p. 61), schon im Hinblick auf Shaftesbury anfechtbar; für Berkeley, den vielleicht folgerichtigsten und tiefsten Denker aus der Reihe der „Unterströmung“, der Shaftesburys Optimismus religionsphilosophisch-metaphysisch unterbaut hat, trifft E. Wentschers Verdikt bestimmt nicht zu. Ja, auch die „Oberströmung“ zeitigte u. a. in Bernard Mandeville einen Philosophen, der, teils Rousseau, teils Nietzsche vorwegnehmend, in gewisser Weise als ethisch grundlegend gelten darf.

Doch wie die Wirksamkeit der englischen Philosophen im einzelnen oder in ihrer Gesamtleistung bewertet wird, ist

von verhältnismäfsig untergeordnetem Belang angesichts der klarlinigen Sachlichkeit, mit der scharf umrissen das Wesentliche des englischen Philosophierens herausgearbeitet und damit ein bedeutsamer Zug in der Struktur des englischen Volkscharakters auch hier wiederum sichtbar wird. Mit Recht kann daher die Verfasserin ihre schöne Abhandlung mit der Feststellung abschliefsen, „dafs die Typen der englischen Philosophie — wie überall — im Einklang stehen mit dem Charakter des Volkes, aus dem sie hervorgegangen sind.“ Für eine Neuauflage sei die Ausmerzung folgender Druckfehler empfohlen: p. 2, Z. 9 v. u.: der statt die Scholastik; p. 31, Z. 2: Instanzen statt Substanzen; p. 65, Z. 15: uns statt und; p. 69, Z. 2: und p. 70, Z. 15: Whemell statt Whewell; p. 128, Z. 20: des Engländer statt Engländers.

Hamburg. Th. Mühe.

---

## Angelsächsischer Gesetzestext gefälscht?

K. Sisam, (*The authenticity of certain texts in Lambarde's 'Archaionomia'* 1568 in *Modern Lang. Rev.* XX, July 1925, p. 253—269) bleibt gegen mich (*Beiblatt z. Anglia*, Juli 1924, S. 214) bei seiner Behauptung, Lambards Text sei nicht, wie ich annehme, aus echten Lesungen verlorener Handschriften nach 1100 nur verderbt, sondern aus dem Latein des Quadripartitus ins Angelsächsische zurückübersetzt durch einen gelehrten Antiquar unter Elisabeth, wahrscheinlich Laurence Nowell vor 1567; der habe den Wortschatz, aber nicht die Grammatik, des 11. Jahrhunderts beherrscht. — Keineswegs überzeugt, danke ich meinem Gegner für den vornehmen Ton seiner Polemik, halte aber deren Fortsetzung auf bisheriger Grundlage für fruchtlos und als Partei mich zum Richteramt ungeeignet. Mögen andere Anglisten entscheiden! Die sachliche Erklärung und literarische Wertung der Gesetze durch meine Ausgabe läfst Sisam unangefochten.

Nach Sisams zweitem Artikel sollen nun auch *Norðleod, Mirce, Að* im Texte Ld sprachlich Fälschungen desselben Altertümlers, kurz vor 1567 aus Q verfertigt, darstellen. Die Unmöglichkeit einer solchen Annahme bleibt zwar unerweisbar; ihre höchste Unwahrscheinlichkeit ergab mir jedoch soeben

ein erneuter Vergleich der Texte; unter den vielen Beweispunkten werden zur Abwehr die folgenden genügen:

1. Norðleod 6 gibt dem Gemeinfreien als Wergeld laut Lesart HD (Q): 266 *þrimsa, þ' bið* (*id est* Q) 200 *scill be Myrcna lage* (*sol. secundum lagam Mircenorum* Q); laut Lesart Ld: 267 *ðrimsa be ðam* [!] *Dena laga.* Da dieses Denkmal, obwohl dem Inhalte nach aus Nordengland, uns nur in Mercischer Kompilation mit Interpolation überliefert ist, so nehme ich die hinzugefügte Vergleichung mit der Währung Merciens als original an und von einem Abschreiber, auf den Ld zurückgeht, nur übersprungen. Dieser oder sein Korrektor nun hat den so gekürzten Text sinngemäfs verbessert, indem er statt der Mercier Dänen [d. h. Anglo-Skandinaven] einsetzte. Er hat zweitens die Umrechnung, welche genau $266^2/_3$ beträgt, der Wahrheit genähert, indem er 267 setzt. Beider sachlichen Besserungen halte ich das 12. Jahrhundert, aber nicht mit Sisam einen Elisabethaner für fähig. Daneben wahre ich alternativ die Möglichkeit, dafs Lds Vorlage hier aus der Quelle von Norðleod schöpfte (etwa durch Erinnerung an früher anderwärts Gelesenes oder durch eine Marginalkorrektur seiner Vorlage, die aufser der Linie jene Dänen-Lesart vermerkte).

2. Ein Elisabethaner, der (Mirce 1) in Q *in Mircenorum laga*las, würde daraus in das originale *on Myrcna laga* zurückübersetzt haben; Ld aber liest *land*, was als nicht sinnwidrig leicht dem Mittelalter angehören kann.

3. Zu den „Verwandten" fügt in Norðleod Ld zur Lesart Q überflüssig hinzu: *ðæs cynecynnes*, was fürs 12. Jh nicht, für 1567 aber wohl auffällt

4. *Se of-spring* entspricht in Q *qui nascetur ex eis*; Norðleod 11. Kein Rückübersetzer konnte dahinter ein originales Substantiv ahnen; dagegen ein Bearbeiter um 1100, der überhaupt Wörter in Synonyme zu ändern liebt, jenes Nomen in *hiora æftergengas* [Endung verderbt] ändern. — Jene Vorliebe für Ersatz durch Synonyme zeigt der m. E. mittelalterliche Vorgänger Lds auch sonst: für das originale *geþeo* [gesellschaftlich gedeihe, ständisch emporkomme] bietet an sechs Stellen (Norðleod 2. 7—11) Ld vier verschiedene Synonyma, die eigentlich „reich werden, steigen, erlangen, hinaufsteigen" bedeuten. Und für *gebyrian* anderer Texte setzt Ld *habban* (Mirce 4) oder *belimpan* (Norðleod 1).

5. Aus *habeat* in Q hätte ein Elisabethaner wahrscheinlich beidemal *hæbbe* rückübersetzt, wie die beiden älteren Texte lesen; Norðleod 7. 9. Ld aber bietet *age*, was für 1100 nicht auffällt.

6. Aus *ordinibus ecclesiae* fände der Elisabethaner *ciric-had*[*um*] der Angelsachsen, aber schwerlich *cyriclicum ende-byrdnissum*, wie Ld liest; Að 2.

Ich lehne daher auch hierfür Sisams Ergebnis ab.

Berlin. F. Liebermann.

---

## II. UNTERRICHTSWESEN.

**Moosmann, Eberhard, Englischer Kulturunterricht auf der Oberstufe auf Grund der direkten Methode.** II. Teil [I. Abteilung] zu: Englisch nach dem Frankfurter Reformplan, von **Max Walter.** Marburg a. d. Lahn, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, G. Braun, 1925. VIII und 120 Seiten. 8°.

A. u. d. T.: **Die neueren Sprachen.** Zeitschrift für den Unterricht im Englischen, Französischen, Italienischen und Spanischen. 3. Beiheft.

Wie der Titel anzeigt, haben wir es mit der Fortsetzung einer früheren Publikation zu tun: Englisch nach dem Frankfurter Reformplan. Lehrgang während der ersten $2^1/_2$ Unterrichtsjahre ($II_2$—$I_2$) unter Beifügung zahlreicher Schülerarbeiten dargestellt von M[ax] Walter. Marburg, N. G. Elwert, 1900. 8°. [Bespr. von Paul Lange in Beiblatt zur Anglia, Jg. 11, 1900. S. 20—23].

Zunächst gibt Max Walter dem Buche Moosmanns das Geleite und knüpft dabei an sein eigenes Buch und die darin beschriebene Methode an; hieran schliefst sich in Kap. 1 Moosmann selber mit einigen allgeinen Bemerkungen über Methode und Einteilung seiner Arbeit. Diese sogenannte direkte Methode ist im wesentlichen dieselbe, die heute an schweizer Schulen wohl schon ziemlich allgemein gebräuchlich ist. Ihr wesentlicher Zug ist: das fast gänzliche Ausschalten der Muttersprache aus dem fremdsprachlichen Unterricht.

Darum gilt schon bei der Lektüre (Kap. 2) als oberster Grundsatz: „Es wird nicht übersetzt.“ Diese Methode stellt an die sprachliche Gewandtheit und an die Vielseitigkeit der Sachkenntnis des Lehrers ungleich gröfsere Anforderungen als die alte, wirklich ungenügende Übersetzungsmethode.

An Hand der Lektüre entwickelt Moosmann die verschiedensten Themata, deren er zwei Proben in Dialogform wiedergibt: 1. The Spirit of the People (an Hand von: Sander und Cliffe, Grofsbritannien, ein englisches Lesebuch. Frankfurt 1920). 2. What is Greater Britain? Das zweite Thema wird behandelt an Hand von: Seeley, The Growth of Great Britain, Schulausgabe. Berlin 1917. Moosmann nimmt im Laufe des Dialoges Gelegenheit, die Schüler auch auf hervorragende moderne Werke über auftauchende Fragen hinzuweisen; so über die Frage, was aus den englischen Kolonien geworden sei seit Seeleys Vorlesunngen, auf: Wilhelm Dibelius, England ... 1923. Und auch dieses genügt ihm nicht, sondern derjenige, welcher 1924 oder später über diesen Stoff unterrichtet, mufs noch neuere Quellen zu Rate ziehen, z. B. The Manchester Guardian.

Anschliefsend an das eben erwähnte Thema redet Moosmann von der einzigen Ausnahme von seiner Regel des Nichtübersetzens, nämlich bei philosophischen Texten. Als Beispiel behandelt er Bacons Essay "Of Studies". Man hätte wohl erwarten dürfen, dafs nicht oder nicht ausschliefslich der Inhalt, sondern auch das Alter des Textes den Ausschlag hätte geben sollen, so dafs z. B. auch ein Shakespeare-Text übersetzt werden müfste. Denn auch bei Shakespeare, um nur einen einzigen Namen zu nennen, stimmen die Worte in ihrer Bedeutung lange nicht immer mit der heutigen überein, so dafs man zum näheren Verständnis sich über solche Wörter genaue Rechenschaft geben mufs. Aber Moosmann verzichtet auch bei Shakespeare auf eine Übersetzung. Solche Wörter, die einer Erklärung bedürfen, werden eben auf englisch erklärt, genau so, wie es in einer englischen Schule geschehen wird.

Da ich Shakespeare erwähnt habe, will ich das 4. Kap. (Shakespeare) vor dem dritten betrachten. Moosmann will die Betrachtung Shakespeares, ähnlich wie in Griechischklassen diejenige Homers, zum Gegenstand besonderer „Shakespearestunden" machen, welche ganz für sich bestehen sollen, nicht etwa blofs als Nachtisch in den gewöhnlichen Stunden. Das eigentümliche dabei ist, dafs hier wirklich die tiefe und vielseitige Weltweisheit und Menschenkenntnis des Dichters die Hauptsache sein soll, und demgemäfs sollen die Schüler den Text zu Hause in der klassischen deutschen Übersetzung

studieren. Erst dann geht man in der Klasse zur Lektüre des englischen Textes über, deren Genuſs nicht durch fortwährendes Nachschlagen von Vokabeln getrübt werden soll. An die Lektüre schlieſst sich eine englische Besprechung seitens des Lehrers an, mit gelegentlich gestellten Fragen.

Wie der Verfasser in Kap. 2 über die Lektüre sprach, so behandelt er nun in Kap. 3 die Literatur; er teilt, wie man sieht, den englischen Unterricht in verschiedene Unterfächer ein: er kennt nicht einfach Englischstunden, sondern Lektürestunden, Literaturstunden und Shakespearestunden.

Wenn der Verfasser betont, daſs er in den Literaturstunden nicht systematisch Literaturgeschichte treibe, sondern die Hauptwerke bis zur neueren Romantik herausgreife und diese, oder wenigstens Proben daraus, lesen lasse, so könnte man vermuten, daſs eigentlich kein Unterschied gegenüber den Lektürestunden bestehe. Ein solcher besteht jedoch; denn der Zweck der Literaturstunde ist, „die deutsche Seele im Spiegel der fremden Seele zu erkennen“. Mit diesem Zweck wird der Verfasser vermutlich allein stehen. Denn um die Seele des eigenen Volkes kennenzulernen, wird man im allgemeinen nicht den Umweg über eine fremde Literatur einschlagen. Was für eine Seele werden wohl die Franzosen zu erkennen trachten, wenn sie englische Literatur studieren? — Ich glaube, wir werden den Sinn des Literaturstudiums besser treffen, wenn wir gerade eine französische Publikation nennen, welche sich die Vergleichung der verschiedenen Literaturen zur Aufgabe macht, nämlich die „Revue de littérature comparée“. So eine Verallgemeinerung des Begriffes Literatur, ein Fallenlassen der nationalen Beschränkungen, wird dem Verfasser jedenfalls vorgeschwebt haben.

Wie dem auch sei, so ergibt sich aus der Tatsache, daſs dem Verfasser nicht das Englische, sondern die Literatur die Hauptsache ist, die methodische Folgerung, daſs er sich nicht einmal ausschlieſslich an die englischen Originaltexte zu halten braucht. Wenn gute Übersetzungen existieren, so werden erst diese der Klasse vorgelesen, um einen vollständigen Eindruck des Kunstwerkes zu erhalten. Ich möchte bloſs die Frage aufwerfen, wozu dann der englische Text überhaupt noch nötig sei?

Wenn mir nun schon der angebliche Zweck des Literaturunterrichtes nicht einleuchtet, so wird doch wohl, abgesehen

von der Verschiedenheit des Stoffes, das tatsächliche Resultat der Literaturstunde dasselbe sein wie das der Lektürestunde: Übung im Hören des gesprochenen Englisch und im eigenen Ausdruck in der Fremdsprache, sowie Aneignung eines recht schätzenswerten Wissens über englische Geschichte und Kultur. Für die Methode der Darbietung und Vertiefung gilt auch hier, wie bei der Lektüre, dafs die Schüler gegebenen Falles auf die Urteile deutscher Autoren hingewiesen werden. So liest der Verfasser z. B. bei der Behandlung Goldsmiths den Schülern dasjenige vor, was Goethe in „Dichtung und Wahrheit" über Goldsmiths "Vicar of Wakefield" sagt. Von Inhaltsangaben verwendet der Verfasser schon vorhandene, soweit sie ihm brauchbar erscheinen, so die von F. Sefton Delmer (English Literature from Beowulf to Berhard Shaw. Berlin 1912) und die biographischen Notizen im Lesebuch von Herrig-Förster (English Authors. Ed. 3 Braunschweig und Berlin 1914).

Kap. 5 enthält eine Auswahl von Schülerarbeiten. Wenn neben den im vorigen behandelten Übungen gelegentlich schriftliche Arbeiten von den Schülern verlangt werden, so geschieht dies, um zu ermitteln, wieweit der Lehrer vom Schüler verstanden wurde und wieviel dem Schüler eindrücklich geblieben ist. Diese Arbeiten zerfallen stofflich in Arbeiten aus der Lektüre, aus der Literatur und aus Shakespeares Dramen; technisch in selbständige Aufsätze und freie Wiedergaben vorgelesener deutscher Texte. Bei den Arbeiten aus der Literatur und aus Shakespeares Dramen kommt als dritte Kategorie hinzu: die kurze deutsche Wiedergabe englisch behandelter Texte und Stoffe.

Als Kap. 6 folgen „Deutsche Texte zur freien Wiedergabe oder zur Übersetzung".

Das Ganze wird eingerahmt von Kap. 1, worin Bemerkungen über die Methode im allgemeinen stehen, und Kap. 7, das in einer Schlufsbemerkung besteht. Man wird in den Schülerarbeiten beobachten können, dafs grammatische Fehler und Verstöfse gegen die gebräuchliche Orthographie ziemlich häufig sind. Der Verfasser sucht sie auch durchaus nicht zu verhehlen, sondern druckt die Arbeiten genau nach den Originalen ab. Aus dem Schlufswort geht hervor, dafs er auf diese Dinge kein allzu grofses Gewicht legt. Hauptsache ist ihm in den

beiden obersten Klassen ein ungezwungener fliefsender Ausdruck in der Fremdsprache und sachliche Richtigkeit des Gesagten.

Gewifs ist nicht alles in dem Buche Empfohlene neu. Wie ich schon andeutete, sind in schweizer Schulen Ziel und Methode dieselben. Allerdings sind sie in Moosmanns Werk systematisch besser ausgebaut, und das Buch bietet viele praktische Winke und läfst ein aufserordentliches Können erkennen, sowohl was die sprachliche Gewandtheit und Methode als auch den Umfang des sachlichen Wissens des Lehrers anbelangt. Beides ist vielleicht noch nicht glückliches Eigentum aller Englischlehrer von heutzutage; aber diese beiden Faktoren sind für denjenigen, der nach dieser modernen Methode unterrichten will, unbedingtes Erfordernis.

Basel. Heinrich Nidecker.

---

**Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung.** Herausgegeben von Oberstudiendirektor i. R. **Prof. Dr. Jlberg**, Leipzig, unter Mitwirkung von Studienrat Privatdoz. Dr. W. Flitner-Jena, Oberschulrat Dr. W. Hübner-Berlin, Universitätsprofessor Dr. F. Knapp-Würzburg, Oberschulrat Dr. W. Lucke-Stettin, Oberlehrer Dr. E. Schön-Hamburg, Hochschulprofessor Dr. F. Schnabel-Karlsruhe, Oberstudiendirektor Dr. K. Weidel-Magdeburg. Jährlich 6 Hefte zu 8 Bogen. — Preis für das Halbjahr M. 9.—, für den Jahrgang M. 18.—, für Einzelhefte M. 480. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig uud Berlin.

Die „Neuen Jahrbücher" wollen auch in ihrer neuen Gestalt die Aufgabe zu erfüllen suchen, der sie seit ihrer Begründung nunmehr 100 Jahre hindurch dienen, die Verbindung zwischen Wissenschaft und höherer Schule aufrechtzuerhalten. Über das von wissenschaftlichen und pädagogischen und Fachzeitschriften zu Leistende hinaus wollen sie die für die höhere Schule als Bildungsschule unerläfsliche Einheit des in der Mannigfaltigkeit der einzelnen Geisteswissenschaften beschlossenen Kulturinhaltes zur Darstellung bringen und das für die Gestaltung des nationalen Lebens Wirksame herausheben, um so die Erforschung der Vergangenheit zugleich fruchtbar zu machen für das tiefere Erfassen der Aufgaben der Gegenwart und Zukunft.

Die „Neuen Jahrbücher“ vereinigen künftig, der Ausgestaltung unseres höheren Bildungswesens folgend, alle ihm heute zugrunde liegenden geistesgeschichtlichen Wissenschaftsgebiete, die also, welche der Erforschung der deutschen, der wichtigsten anderen europäischen Kulturen und ihrer überseeischen Weiterbildungen, sowie der antiken als unerschütterlicher Grundlage aller heutigen dienen und die das Werden und Wesen der Religion, Philosophie und Kunst wie des staatlichen Lebens umfassen.

Den Inhalt bilden Aufsätze, ferner für die einzelnen Gebiete in regelmäfsiger Folge erscheinende Berichte und kürzere Nachrichten. Inhalt von Heft 1:

Geleitwort des Herausgebers. — Reichwein: Das Problem der Pädagogik bei J. G. Fichte. — Tumarkin: Die Einheit des Platonischen Phädrus. — Schroeder: Aristoteles als Dichter. — Norden: Dreieck. Ein Beitrag zur Geschichte des Fremdwörtergebrauchs im Altertum. — Neckel: Germanische und klassische Philologie. — Wolf: Goethe und die griechische Plastik. — Sickel: Der Traum im Leben und in der Weltanschauung Hebbels. — Lerch: Das Problem Anatol France. — Hübner: Welche Aufgaben stellt die Schulreform dem neusprachlichen Unterricht? — Ritter: Die Idee der Staatsräson. — Hamann: C. D. Friedrich und die Romantik (mit 1 farbigen Tafel und 4 Abbildungen). — Hoffmann: Eine Unterrichtsfahrt. Ihr Sinn und ihre Methode. — Götze: Die deutsche Schallform. — Wagner: Goethes Faust als Schullektüre. — Elterngedanken zur Schulreform. — Berichte: Weidel: Philosophie (Kant und seine Ausleger). — Schön: Auslandskunde (Französisch). — Nachrichten. — M.

[27. 9. 25.]

## INHALT.



Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

# Beiblatt zur Anglia.

**Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.**

XXXVI. Bd. Dezember 1925. Nr. XII.

## I. SPRACHE UND LITERATUR.

**F. Boillôt. The Methodical Study of Literature.** Paris, Les Presses Universitaires de France, 1924. — VIII u. 162 S.

Wie dringen wir in das Herz der Literatur? Wie öffnen wir in uns selber den Weg, auf dem das Geheimnis der Schönheit eines dichterischen Kunstwerkes unser Innerstes erreichen kann? Und wie machen wir es andern sichtbar? Hier gilt natürlich das Goethesche Wort: Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nie erjagen. Entweder, man hat den Schlüssel, der verschlossene Türen öffnet, oder man hat ihn nicht. Und doch kann die Methode dem Suchenden Erleichterungen schaffen. Der Kenner gibt mir wertvolle Winke und siehe, ich betrachte das Bild ganz anders; ich verstehe es besser. Ein geborener Franzose, der an der Universität Bristol das Fach der französischen Literatur als Professor vertritt, entsetzt über die Unfähigkeit englischer Studierender — implicite auch englischer Lehrer —, mit dem Geist ihrer eigenen Literatur in Berührung zu treten, wirft ihnen als Geschenk dies Büchlein hin, das die französische Methode beschreibt, die ihnen den Weg weisen soll. Die Methode, sagt er, ist gar nicht unsere Erfindung; aber sie hat sich bewährt.

Ich möchte nun nicht diese Methode des nähern beschreiben, da sie uns im wesentlichen nichts neues bringt. Der Wert der Schrift liegt vielmehr in den vorzüglichen Einzelbemerkungen, die der Verfasser unterwegs links und rechts ausstreut, in den sieben Beispielen, die er am Schlufs ausarbeitet,[1]) und auch in den praktischen Winken, die er

[1]) 1. Ruskin, The Harbours of England, 2. Byron, Don Juan II 40, 52, 58, 3. J. Blanco White, To Night, 4. E. A. Poe, Eldorado, 5. C. Lamb,

gibt in bezug auf die Anlegung von Zetteln mit Stichworten und Zahlen, die einem besonderen Numerierungssystem entnommen sind. Ich darf aber vielleicht den Finger auf den einen oder andern Punkt der Methode legen. Das richtige, hingebende Lesen des Textes ist schon ein Schritt vorwärts auf dem eingeschlagenen Wege der Deutung. Bereite dich deshalb in Mufse vor und wähle dazu die guten Stunden — Kant hat, glaube ich, einmal gesagt die heiligen Stunden des Tages. Dann lokalisierst du den Text, zunächst rein mechanisch, indem du Versnummern und Kapitel des Werkes angibst, dem er entnommen ist, dann historisch-soziologisch, indem du den Passus in die Vergangenheitsatmosphäre und in die zeitgenössische literarische Tradition hineinstellst. Du kannst ihn vielleicht auch in den geistigen Lebensgang des Dichters einfügen und du wirst ihn sicherlich als ein bestimmtes Entwicklungsstadium der führenden Idee des ganzen Werkes erkennen. Die Kenntnis der Quelle ist für dich wertvoll, soweit du dadurch die Eigenart der Dichterpersönlichkeit erfassest, die ihn gerade bei dieser und keiner andern Quelle verweilen liefs. Und diese Eigenart erkennst du wieder im Temperament, vielleicht im Alter des Autors, das sich im Passus widerspiegeln mag. Beim Stoff wirst du dich zunächst rein äufserlich fragen, in was für einem Medium der Dichter ihn vorgeführt hat, ob als psychologische Analyse, als Abenteuer, als Naturszene, als Gefühlsaufruf und — innerlich — was für ein Zeugungsprinzip in ihm liegt. Es mag verhüllt, mag nur einmal zum Ausdruck kommen. Erkenne es; es ist lichtspendend. Vergifs nicht, es kann etwas ganz einfaches, es kann ein blofser Gemeinplatz sein. Die Originalität liegt dann in den sekundären Ideen, in der Ausführung, in dem Wie. Und nun die Struktur! Dichtung ist organisierter Organismus. Du wirst deshalb finden, dass die Gedanken alle einer inneren Einheit untergeordnet sind. Diese wiederum hängt von des Dichters Weltanschauung ab. (Deshalb ist Form von Inhalt nicht zn trennen.) Die herrschende Einheit kann das Ergebnis bewufster Reflexion oder unbewufster Schöpfung sein. Was die Form im einzelnen betrifft, so ist es leichter ihre

---

Dream Children, 6. Keats, Ode on a Grecian Urn, 7. Swinburne, The Interpreters.

intellektuellen Qualitäten unter die Lupe zu nehmen, also Wortschatz und Syntax, schwieriger ihre emotionellen Werte zu erkennen, d. h. vor allen Dingen die Bilder zu erfühlen und dann zu analysieren. (Der Verfasser empfiehlt das Schema von A. Guyau: Bilder sind entweder *transposition of sensations* oder *translation of feeling into sensation* oder *of sensation into feeling* oder *of feeling into action.*) Das höchste Bild ist das durch Dematerialisierung des Gedankens entstandene (Shelleys: *Our boat is asleep on Serchio's stream, Its sails are folded like thoughts in a dream*). Am Schlufs wirst du Gedanke, Gefühl und Ausdruck in ihrem Verhältnis zueinander quantitativ und qualitativ abzuwägen versuchen. Ist eine Diskrepanz vorhanden? Was überwiegt? (Man denke an Swinburne, wo diese Frage sich aufdrängt.) Ist nicht der eine Ausdruck mehr eindrucksvoll, der andere mehr suggestiv, von Begleitgedanken beschwingt?

Die genaue Ausführung und Anwendung der Methode erfolgt in den sieben Beispielen, die eine Fülle feiner Beobachtungen enthalten.

Das Büchlein ist wohl symptomatisch. Was hier gefordert wird, ist auch bei uns Postulat: ernsthaft ästhetische, nicht rein philologische Betrachtung! Wenn deshalb der Verfasser auf S. 58 im Hinblick auf den alten Primat der Philologie von gewissen Lehrern spricht *with the taste of German science upon their lips*, so ist er nicht im Bilde. Seitdem in Deutschland und auch bei uns die deutsche Literatur nicht mehr in den Händen des Linguisten liegt, der jetzt seinen besonderen Lehrstuhl hat, ist die philologische Textbetrachtung aus ihrer Stellung verdrängt. (Und das hat wiederum auf die Fremdsprachen gewirkt.) Was Walzel, Unger, Gundolf, Strich und bei uns Ermatinger, deren Bücher einen ganz neuen Geist ahnen lassen, in ihren Seminarien betreiben, ist doch grundverschieden davon. Es wäre wünschbar, dafs Ermatingers lichtvolles Buch, Das dichterische Kunstwerk, Grundbegriffe der Urteilsbildung in der Literaturgeschichte, Teubner, Leipzig 1921, ins Französische und Englische übersetzt würde, namentlich wegen der neuen Ausblicke, die es auf Probleme wie die des Erlebnisses und der innern Form öffnet. (Freilich, keine einfache Aufgabe, da das Buch von der deutschen Literatur aus geschrieben ist und die deutschen Beispiele

durch anderssprachige ersetzt werden müfsten, was ungeheuer schwierig ist.)

Der Geist des Boillotschen Buches ist gesund und ist von dem Geiste, der auch unsere akademische Jugend beseelt.[1])

Zürich. Bernhard Fehr.

**Lytton Strachey. Pope.** The Leslie Stephen Lecture for 1925. — Cambridge at the University Press, 1925. — 31 S.

Eine sehr pikante Vorlesung! Pikant ist ja schon der Titel: "Pope", und zwar von dem Lytton Strachey, der in *Eminent Victorians* 1918 und in *Queen Victoria* 1924 so elegante Boshaftigkeiten gesagt hat.[2]) Steht es aber bei der Popevorlesung nicht anders? Hat Strachey nicht in Pope das ihm kongeniale Objekt gefunden? Sicherlich, und dazu kommt noch, dafs hier der Stilist über den Stilisten spricht. Die Vorlesung ist ein Kabinettstück der raffinierten Personen- und Gesellschaftscharakterisierung in Nebensätzen. Erstaunlich, was auf diesen wenigen Seiten an Kritik der Dichterpersönlichkeit, seiner Verskunst, seiner Handhabung poetischer Fein-

[1]) Wir haben dementsprechend bei der neuphilologischen zürcherischen Staatsprüfung neue Dispositionen getroffen. Wir verlangen z. B. als sog. zweite Hausarbeit (neben der Dissertation, die als erste Hausarbeit eingereicht wird) nicht eine zweite rein wissenschaftliche, in fremder Sprache abgefafste Abhandlung wie bisher, sondern die erschöpfende Darstellung (in fremder Sprache) eines Textes, in der gezeigt werden soll, wie man ein dichterisches Kunstwerk in der obersten Klasse eines Gymnasiums usw. behandeln würde, natürlich nicht pädagogisch-methodisch, sondern künstlerisch-methodisch. Der Kandidat soll zeigen, was er aus dem Text herausholen kann. Längst Bekanntes organisiert sich mit persönlich Erkanntem zu individueller Deutung.

In meinen Interpretationsstunden, die mir in meiner akademischen Tätigkeit das Liebste sind, gehe ich ähnliche Wege wie die von Boillot gezeichneten. Ich lege Gewicht darauf, meine Schüler erkennen zu lassen, wo die dichterische Anschauung ihre stärksten Wirkungen tätigt. Oft ist es lehrreich, die Hörer aufzufordern, innerhalb einer Einheit — einer Strophe, eines Abschnittes — den Finger auf die Stelle zu legen, die die überwältigendste ist. Es wird sich oft zeigen, dafs sie zugleich die lichtspendende, die Zeugungsidee enthaltende — und schliefslich auch die schönste ist. Es wird sich dabei auch bald verraten, wer das Wichtige zu sehen und anzufassen vermag, und wer immer wieder daneben hauen mufs.

[2]) *Books and Characters* (1922) handelt über Beddoes, Thomas Browne, Creevey u. a.

mechanik im heroischen Reimpaar und seiner — trotz alledem vorhandenen — Universalität hineingewoben worden ist. Freilich, es ist oft ein Tanz auf eisglatten Flächen, verbunden mit virtuosem Fangkunstspiel. Es geht ohne Paradoxa nicht ab: *There is only one kind of verse that is not artificial, and that is, bad verse* (20). *The essence of all art is the accomplishment of the impossible* (25). Natürlich auch nicht ohne Schwefelsäuretröpfchen: *Matthew Arnold was a poet, but his conception of poetry reminds us that he was also an inspector of schools* (11).

Der Schlufs klingt in ein glückliches Beispiel aus. Pope versetzt Addison Nadelstiche und kreischt dazu. Aber es ist doch kein Kreischen. Es sind Schreie, mit Unsterblichkeit geschmückt. *Pope has waved his wand.*

Zürich. Bernhard Fehr.

**Mario Praz. La Fortuna di Byron in Inghilterra.** Firenze. Società an. editrice „La Voce", 1925. — XII u. 181 S.

Byrons hundertster Todestag hat zwei hervorragende Bücher zur Reife gebracht, die sich mit des Dichters Schicksal in England zu seinen Lebzeiten und nach seinem Tode beschäftigen: Samuel C. Chew, *Byron in England*, London, Murray 1924 und die vorliegende Studie von Mario Praz. Chews Buch ist eine eigentliche Enzyklopädie des Byronismus. Man vermifst vielleicht in diesem umfänglichen Sammelwerk die durchziehende Orientierungslinie. Andrerseits ist Chews Betrachtung der Byronkritik durch die vorgefafste Meinung getrübt, Byron sei der Dichter der Revolution und der Demokratie. Demgegenüber zeigt Praz im ersten Teil seiner Untersuchung, die der Byronwürdigung gilt, wie sie sich im zeitgenössischen Leben spiegelt, dafs Byrons Dichtung — zumal Childe Harold, The Corsair, Lara usw. — die Atmosphäre der Regenz und ihre sittliche Lockerung nicht einfach negiert, sondern z. T. auch postuliert. Noch einmal und zum letzten Male ist die englische aristokratische Gesellschaft die Welt, die Dichtung zeugt und in sich widerhallen läfst. Samuel Rogers, Byron! Sie ist allerdings blofse Kleinwelt und dazu eine dem Verfall entgegeneilende. Man denke an die näherrückende Zeitgrenze 1832. Das fühlt der Dandy Brummel, der die Idee dieser untergehenden Welt in der studierten Pose,

in Tracht und Gebärde agiert gegenüber dem mächtigen, sich immer näher heranschiebenden Hintergrund des Philistertums, zu dessen Negation er sich macht.[1]) Das fühlt auch Byron, der seine Welt — die der Regenz — negiert, um sie in der Verneinung zu übertrumpfen. Aber — und das ist eben das Wichtige — sein Dichtertum ist nicht ausschliefslich Gesellschaftsverneinung, es ist ebensosehr Einssein mit ihr. Er erhebt sich über die ihn gebärende Kulturlage und macht sich zu ihrem Gegensatz und dann sinkt er immer wieder in sie zurück, um mit ihr zusammen zum puritanischen Bürgertum den Gegenpol zu bilden. Nur so ist Byrons eigene Pose zu erklären, sein Stutzertum und modehaftes Streben, das bewufste Angleichung an den Dandyismus, den sichtbaren Ausdruck der Regenzgesellschaft, war. Nur so wird auch der ungeheure Erfolg seiner Harolddichtung in der eleganten Welt jener Tage begreiflich. Byron war eins mit dieser Welt, deren Geschmack sich seit dem frühesten 18. Jahrhundert nicht geändert hatte, die von Religion und Moral nur firnisartig übertüncht war und deshalb Haroldschen Zynismus und Skeptizismus wohl zu schätzen wufste, während sie sich von Shelleys Irreligion als traditionsgefährdend und umstürzlerisch triebmäfsig abgestofsen fühlte. Dazu bot ihr die Harolddichtung in Motiv und Hintergrund gerade das, was literarisch Mode geworden war. Es war ja Reiseliteratur und Exotismus — Griechenland, Türkei, für die man damals schwärmte (man denke an den türkischen Pavillon des Prinzregenten in Brighton). Auch die Gestalt war nicht neu; die Radcliffe hatte sie vorweggenommen. Neu war nur, dafs Byron den schuldbeladenen Dämon auf Reisen schickte, ihn zum Wanderer machte. Es ist also eine Kleinwelt, die sich Byron zum Dichter und Abgott gemacht und als solchen der Grofswelt präsentiert hat. Hier wurde er angenommen. Sein Name prangte in Schaufenstern als Symbol für die neuesten Kragen- und Krawattenformen. Innerhalb der Kleinwelt aber waren es die Damen, die erregt und begeistert die Werbearbeit betrieben. Ein

[1]) Der Gedanke von der Regenz als der letzten organischen Gesellschaftsgebundenheit vor der grofsen Auflösung, gegen die der Dandy sich stemmt, findet sich geistvoll ausgeführt in der Schrift von Otto Mann „Der moderne Dandy, ein Kulturproblem des 19. Jahrhunderts“, Berlin, Julius Springer, 1925.

gewisses weibliches Element in des Dichters Wesen, die oberflächliche Musikalität seiner Verse und die *grandezza* seiner Bilder zogen die Frauen mächtig an. Über diese Kleinwelt hinaus schlug Byron Töne an, die in allen Herzen verwandte Saiten mitklingen liefsen. Er sang von Leidenschaften und stürmischen Emotionen und kam damit der in der Zeit verankerten Neigung für das Romantische entgegen. Man erblickte in ihm den „Erspäher trüber Herzen".

Aber drüben in den Reihen der Bürger, die die Krawatten herstellten und verkauften, hatten sich die Kräfte der Feindschaft längst gestaut und der Moment kam, wo sie die Dämme durchbrachen. Was ging sie schliefslich das Götzenbild von Mayfair, einer blofsen Minderheit, an? Sie waren ja die Mehrheit, die nur allzubald — in der viktorianischen Zeit — Träger der Epoche werden sollte. Ein bequemer Vorwand und die Feindschaft brach offen aus. Die aristokratische Kleinwelt aber liefs jetzt ihren Abgott von gestern fallen. Der Vorwand war bekanntlich der Inzestverdacht. Praz hält mit dem Referenten den Verdacht für begreiflich, die Tat für höchst wahrscheinlich. (Vgl. die in Lovelaces Astartebuch abgedruckten Briefe Byrons an Augusta vom 14. 8. 16, 17. 8. 16 und 19. 8. 16, von mir auszugsweise wiedergegeben in meiner Besprechung des Buches in den Engl. Stud. 56, 440 f., und Byrons wichtigen Brief an Lady Melbourne, den Praz heranzieht, in *Correspondence chiefly with Lady Melbourne* I, 256 f.).

Byron ging ins Exil. In den weiteren Kreisen Englands nahm jetzt das Interesse für den Dichter ab, während es bei gewissen Gruppen, bei Journalisten, Schriftstellern und Geistlichen zu fanatischer Heftigkeit wurde. Die Veröffentlichung des *Cain* gab Anlafs zu einem grofsen Byronstreit, an dem der Klerus sich emsig beteiligte. Noch einmal leuchtete die Lampe auf bei der Todeskunde Byrons.

Ein zweiter Teil beschäftigt sich mit Byrons Nachleben. Wie den Hamlet, so hat man in England auch Byron immer wieder anders gesehen. In den 1820er und 1830er Jahren begeisterte er zahllose Dichterlinge, die ihre Gefolgschaft schon äufserlich in der Pose — Hemd ohne Kragen, reuevolle Gesichtszüge, schwermütige Blicke — zur Schau trugen. Sie überschwemmten den Büchermarkt mit ihren Ergüssen: grauenvollen Geschichten von Giaours, Räuberhäuptlingen, irrenden

Derwischen in romantischer Wildnis. Sie beschleunigten damit die Reaktion gegen den kurzlebigen Byronismus.

Das Bürgertum, das seit 1832 in allen Dingen den Ton angab, wufste mit Child Harold und Don Juan ohnehin nichts anzufangen. Vom Throne herunter leuchtete ihm — und seiner Dichtung! — in der Folgezeit das Beispiel reinster Familientugend und lieblicher Häuslichkeit. Kein Wunder, dafs die Dichter und Geschmacksrichter jener Tage — Tennyson, Macaulay, Carlyle, J. H. Newman, Sir Henry Taylor — durch ihre Haltung dem bürgerlichen Vorurteil gegen Byron in die Hände arbeiteten. Die Schlagworte, die man aus ihrer ablehnenden Kritik zu hören bekam, waren: Deklamation, Rhetorik, Theatralität, Gefühlspose oder Misanthropie, Melancholie, sogar Kapophonie, bestenfalls etwa starke Persönlichkeit. Um 1850 erreichte die Byronverachtung ihren Tiefpunkt; für Thackeray war Byron der Simulant, welcher der Öffentlichkeit Ekstasen vormacht.

Das Urteil war falsch; es mufste revidiert werden. Die Revision kam, und zwar in den Triumphjahren des Stockphilistertums mit seinem häfslichen Nützlichkeitsglauben. Swinburne ritt 1866 in seinen *Poems and Ballads* eine feurige Attacke gegen das Banausentum, dessen Dichterideal er in Tennysons süfslicher Poesie verwirklicht sah. Damit beschwor er unbewufst den Geist Byrons, dieses Erzrebellen unter Dichtern und Menschen, herauf. Und das Zeitalter sah den Geist und erkannte ihn. Ruskin lobte dessen Wahrheitsfreude. (Das Urteil, einseitig didaktisch, ist richtig; hat doch Byron von sich selber ausgesagt: „Ich schreibe immer am besten, wenn mich die Wahrheit begeistert.“) Swinburne selber brachte eine lange Würdigung in Prosa, die allerdings einen schlimmen Passus über Byrons unzulängliches Dichtergehör enthielt.[1]) Das Auffallendste aber: das utilitarische Zeitalter beanspruchte den grofsen Rebellen, den Luzifer unter den Engeln, für sich; es sah in ihm den Träger einer Kulturrolle. Er drückt seine Zeit und Gesellschaft aus. Er ist der Exponent der Revolution, meinte der Freigeist John Morley. Er hat das emotionelle

[1]) Swinburnes Äufserungen über Literatur finden wir jetzt bequem zusammengestellt und gedeutet bei A. Löhrer, Swinburne als Kritiker der Literatur, Dissertation, Zürich, 1925.

Leben für alle freigemacht, fügte der feinsinnige Edward Dowden hinzu.

Damit kommen wir zum Jahre 1880, dem Wendepunkt. Die englische Kritik setzt sich ein Monokel auf, um wenigstens mit dem einen Auge Byron in europäischer Perspektive erkennen zu können. Dabei konnte der Dichter nur gewinnen, wenn auch das aus den zwei Ausblicken sich ergebende Gesamtbild an das hoch oben gesehene Idol der deutschen Kritik bei weitem nicht heranreichte. Die europäische neben der englischen Blickrichtung besafsen J. A. Symonds, Nichol, Matthew Arnold, Herford, Saintsbury, Arthur Symonds und zuletzt Oliver Elton in seinem schönen Werk über die englische Romantik. Arnold fällt am Menschen immer noch die Pose auf, die aber in der Dichtung metamorphosisch schwindet, um einer schlagfertigen Persönlichkeit das Feld zu überlassen. Elton stimmt dem nur teilweise bei. Byron ist aufrichtig, wenn er durch die Dichtung hindurch der Welt seine Beschwerden beichtet. Aber seine Gröfse ahnen wir eher in der Gestalt als solcher, weniger in seinem Dichtertum. Mir scheint, Arnold dürfte der Wahrheit näher stehen. Aber wir müssen die letzte Einschätzung als die jetzt geltende hinnehmen und sie richtig werten. Sie zeigt, wo heute nach einem Wandel von 100 Jahren der Kampf um Byron steht.

Die Studie von Mario Praz erweist sich als eine schöpferische, aus enger Vertrautheit mit allen verfügbaren Quellen entstandene Darstellung des geistigen Byronbildes im Werden der Zeiten. Eine nähere Beschäftigung mit ihr lohnt wohl der Mühe.

Zürich. Bernhard Fehr.

**Frank Harris. Oscar Wilde.** Eine Lebensbeichte. S. Fischer, Berlin 1923. — 465 S.

Ein Buch, aus dem Mitleid und der edelsten Gesinnung geboren. Es wurde 1910 geschrieben und kam dann mit einigen Zusätzen versehen 1914 in einer sehr kostspieligen, auf wenige Exemplare beschränkten Ausgabe heraus. Eine ebenso teuere Neuauflage folgte 1923. Dieses schwer zugängliche Buch ist nun in einer guten von Toni Noah besorgten deutschen Übersetzung allgemein zugänglich gemacht worden.

Hier spricht der Freund über den Freund, den er seit 1884 kennt. Er läfst ihn so oft wie möglich als Causeur zu Worte kommen, um uns seine Persönlichkeit, seine Seele, seinen Lebensgang erkennen zu lassen. Sehr oft sprechen die aus dem Moment geborenen Stegreiferzählungen. Wir müssen sie als das hinnehmen, was sie sind, nicht als feste Urkunden, sondern als farbige Beleuchtungen. Harris gibt an einer Stelle selber zu, dafs Wilde seinen Erinnerungsbildern starke Stilisierungen aufzwang. Deshalb sind die Kapitel, welche die Jahre behandeln, die vor der persönlichen Bekanntschaft liegen, nicht die zuverlässigsten. Gelegentlich täuscht sich auch Harris. So etwa, wenn er behauptet, Wildes Gedichte seien innerhalb weniger Wochen in vier Auflagen verkauft worden und hätten „einen gröfseren Erfolg erzielt als irgendein dichterisches Erstlingswerk jemals in England erzielt hat oder nach Menschenermessen je erzielen wird." Die vier Auflagen sind wohl eine Tatsache, aber es scheint Harris entgangen zu sein, dafs dies ein Verlegerkniff war. Man nannte die ersten 250 Exemplare die erste, die folgenden 250 die zweite Auflage usw. Innerhalb sieben Monate wurden 750 Exemplare, d. h. drei „Auflagen", dann innerhalb weiterer zehn Jahre noch 270 neue Exemplare verkauft.[1]) Sicherlich kein aufsehenerregender Erfolg!

Wir können Harris auch nicht immer beipflichten, wenn er literarische Kritik übt. Dafs er in der Salome eine „schülerhafte Arbeit" sieht; dafs er die Ballade von einem Gedicht A. E. Housmans, das zum Vergleich abgedruckt wird, beeinflufst glaubt; dafs er Hardys Begabung gering schätzt, ist höchst befremdend. Gerne aber folgen wir ihm, wenn er uns durch die sonnigen Tage führt, als Wilde auf der Höhe seines Erfolgs wandelte, und dann durch die dunkeln Stunden des Unheils und des Leidens. Er stützt sich hier z. T. auf eigene wertvolle Aufzeichnungen. Er kennt die äufseren und inneren Schwächen seines Freundes und verschweigt sie nicht. Wildes Äufseres war abstofsend. (Man betrachte sich dazu die Karikaturen von Max Beerbohm!) Wilde kam Harris vor wie ein „römischer Kaiser zur Zeit des Niedergangs". Aber sein

---

[1]) s. B. Fehr, Studien zu Oscar Wildes Gedichten, Palaestra 100 (1918), S. VII–VIII.

Gespräch und der Klang seiner Stimme waren entzückend. Wilde war eitel. Und die Eitelkeit regte sich in ihm stärker als die Dankbarkeit. Wilde war willensschwach und weich wie eine Qualle, widerstandslos dem Jüngling gegenüber, der ihn ins Verhängnis trieb. Aber Harris' fast „krankhaftes Mitleid“ — so nennt es Bernard Shaw — verzeiht alles. Schöne Momente leuchten auf. Harris hat naiv an Wildes Unschuld (auch im bürgerlichen Sinne) geglaubt. Da will er vor der zweiten Gerichtsverhandlung den Geknickten aufrichten. „Aber du bist doch unschuldig, nicht wahr?“ — „Nein, Frank, ich dachte, das hättest du längst gewufst.“ — Welche Entdeckung! Aber Harris gibt sich einen Ruck, reicht Oscar die Hand und bleibt sein Helfer und Freund.

Es kommen die unsäglich schweren Stunden der Gefängnisqual. Ein Schauer ergreift uns, wenn wir diese Kapitel lesen. Harris hat hier eine Tragödie zu gestalten gewufst durch die klassisch einfachen Mittel von Rede und Gegenrede. Die Freunde treffen sich allein in einem Gefängniszimmer. Flüsternd, wie ein mifshandeltes Tier, geängstigte Blicke nach allen Seiten werfend, trägt der Sträfling sein Leiden vor. Harris flöfst ihm Mut ein und erreicht Milderung und Erleichterung. Es tut weh, wenn man durch ihn vernehmen mufs, dafs der grofse Meredith sich geweigert hatte, seinen Namen unter eine Eingabe zu setzen, die bei der Regierung Verkürzung der Zuchthausfrist für den gemarterten Künstler erwirken sollte.

Ein Jahr später und die Sonne bricht wieder durch die Wolken. Aber die neue Verfinsterung, die bald eintritt, ist fast noch trauriger als die Kerkernacht. „Fang an zu arbeiten, schreib ein Buch!“ ruft Harris dem Willenlosen zu. Aber die Zersetzung hat ja schon begonnen. Welch ein Ende!

Soweit Harris, der uns von den beiden bis jetzt unvermeidlichen Sherard-Biographien glücklich erlöst hat.

Ein Einwand drängt sich uns über die Lippen, wenn wir Harrisens Buch, aber auch Shaws darin abgedruckte „Erinnerungen an O. Wilde“ und Laurence Housmans kürzliche Äufserungen über Wilde lesen. Warum habt ihr denn nicht früher — 1895 und in den folgenden Jahren, als Wilde seinen langen Leidensweg ging — vor aller Welt gesprochen? Zola hat sich für Dreyfus wenige Jahre nach dessen Verurteilung vor dem Lande und vor der Welt mit dem ganzen

Gewicht seines Ansehens als Schriftsteller der öffentlichen Meinung zum Trotz für den Beschuldigten eingesetzt und dessen Befreiung und — was wichtiger war — Wiedereinsetzung in seine alten Rechte erreicht. Ihr aber habt euern Freund zuerst sterben lassen, um nun zwei bis drei Dezennien zu spät für ihn zu zeugen.

Dennoch wird man Harris für sein offenes Buch dankbar sein. Man wird es mit ebensoviel Anteilnahme lesen wie die *Epistola in carcere et vinculis*, die unverkürzte Ausgabe von *De Profundis*, die uns zu Beginn dieses Jahres von Max Meyerfeld in deutscher Übersetzung mitgeteilt worden ist. Die Epistola ist ein grofsartiges Menschheitsdokument, dessen Wert nicht herabgemindert wird durch die ahnungslos phantastischen Deutungen, verkehrten Beurteilungen und wunderlichen Erweiterungen, die beide Bücher seither in zahlreichen deutschen Zeitungen und Zeitschriften erfahren haben. Nicht nur, dafs diese Äufserungen jedes gesunde Augenmafs vermissen, dafs sie die Einschätzung von Wildes Künstlertum ins Mafslose spinnen lassen — dies übrigens im Gegensatz zu Harris selber und zu André Gide, der Wilde so wohlgesinnt war, aber von Anfang an so durchaus richtig sah —, wir erleben noch mehr; wir erkennen, wie langsam vor unsern Augen eine Legende aufgebaut wird, an deren Werden schon Harris unbewufst beteiligt war. Noch einige Jahre ekstatischer Deutung, und wir werden als literarisches Geschenk einen heiligen Oscar erhalten.

Zürich. Bernhard Fehr.

---

**Some Problems of Shakespeare's 'Henry the Fourth'. By A. E. Morgan.** Published for the Shakespeare Association by Humphrey Milford, Oxford University Press. 1924. 43 S. Preis 2 s. net.

Nach der gewöhnlichen Annahme war einst Sir John Oldcastle der Mittelpunkt des ersten und vielleicht auch des zweiten Teils von Shakespeares Heinrich IV., und ein älteres anonymes Stück, "The Famous Victories of Henry the Fifth", hat als Vorlage gedient. A. E. Morgan stellt sich die Aufgabe zu zeigen, dafs 1. die Oldcastle-Version von Shakespeares Heinrich IV. grundverschieden von der Form, in der wir das Stück kennen, und wahrscheinlich ein Versdrama war, und

2., eine Anregung seiner Landsleute Pollard und Dover Wilson weiter ausführend, darzulegen, dafs Shakespeare nicht The Famous Victories benutzte, sondern ein noch älteres Stück, auf dem auch The Famous Victories beruhen.

Der Verfasser geht in Teil I auf The Famous Victories ein, welche viele Punkte mit Shakespeares Heinrich V.-Zyklus gemeinsam haben (z. B. des Prinzen tolles Gebahren, die zügellosen Zechgenossen, die Beutelschneiderei auf der Landstrafse), zugleich aber derartige Abweichungen zeigen, dafs man sich dieses Stück nur als Neubearbeitung einer älteren Vorlage vorstellen kann, der manche Einzelheit zum Opfer fiel, während Shakespeare das vorhandene Material in weit ausführlicherer Weise benutzte und vieles beibehielt, was nur andeutungsweise in The Famous Victories erhalten ist. Das ältere Stück — zur besseren Unterscheidung "Henry the Fifth $\alpha$" genannt — war ein Versdrama, aus dem zahlreiche Verse und Spuren von Reim in The Victories übergingen. Zeitgenössische Anspielungen deuten darauf hin, dafs dieses Oldcastle-Stück vor 1588 mit dem Komiker Tarlton als Dericke von der Schauspielertruppe der Königin (The Queen's Men) gespielt wurde, die es gelegentlich ihrer Auflösung im Jahre 1594 an den Buchdrucker Creede verkaufte.

Creede meldete das Stück im Mai desselben Jahres zum Druck an, scheint es aber dann an The Admiral's Men weiterverkauft zu haben, die es einer Revision unterzogen und am 28. November 1595 in der „Rose" als neues Spiel — harey the Fifth — aufführten. Bis zum 15. Juli 1596 wird dieses neue Stück — Henry the Fifth $\beta$ — dreizehnmal wiederholt und hält sich auf der Bühne bis 1598. In demselben Jahre druckt Creede "The Famous Victories of Henry the Fifth" "as it was plaide by the Queenes Maiesties Players". Drei Möglichkeiten werden ins Auge gefafst, um das Stück zu identifizieren:

1. Die Revision der Admiral's Men war das bekannte Stück The Famous Victories, fiel in die Hände Creedes und wurde 1598 ohne nochmalige Registrierung gedruckt, weil ein Stück von Heinrich V. — Henry V. $\alpha$ — ja bereits eingetragen war; dann war die Bemerkung auf dem Titelblatt "plaide by the Queenes Players" ungenau. 2. Nicht das mangelhafte Stück The Famous Victories wurde von der Admiralstruppe erfolgreich gespielt, sondern ein verloren gegangenes Stück

— Henry V.$\beta$; der von der Königin-Truppe nach dem Verkauf rekonstruierte Text von Henry V.$\alpha$ kam an Creede, der das Stück auf die Eintragung von 1594 hin im Jahre 1598 druckte; dann war die Bemerkung auf dem Titelblatte exakt. 3. Die Königin-Truppe verkaufte Henry V.$\alpha$ vor Mai 1594 direkt an die Admiralstruppe und rekonstruierte dann den Text noch einmal — dies war das noch erhaltene Stück The Famous Victories, das an Creede verkauft wurde; die Admiralstruppe kann das mangelhafte Stück nicht brauchen, da Henry V.$\alpha$ schon in ihrem Besitz ist; aber Creede läſst es 1594 eintragen und druckt es auch; dann ist die erste Auflage verloren gegangen.

In jedem Falle kam das Manuskript von Heinrich V. — $\alpha$ oder $\beta$ —, das der Admiralstruppe gehörte, in die Hände der Lordkämmerertruppe (The Chamberlain's Men), und Shakespeare bearbeitete nun als Theaterdichter dieser Truppe die Geschichte Heinrich V. Wie all dieses zuwege kam, wissen wir nicht; aber die Tatsache, daſs die beiden Truppen 1593—94 eine gemeinsame Provinztour unternahmen und im Juni 1594 im Newington Butts Playhouse zusammen auftraten, wirft einiges Licht auf die Angelegenheit.

Teil II der Abhandlung Morgans behandelt Shakespeares Anteil an der Geschichte Heinrichs IV. bzw. Heinrichs V.

Der Dichter schrieb zuerst ein Oldcastle-Stück nach der Methode, die er bisher bei historischen Stücken angewandt hatte (etwa in R. III.), d. h. ein Versstück, das zwar die Episode des Prinzen Hal mit Oldcastle alias Falstaff bereits brachte, in dem aber doch das ernste historische Moment vorherrschte.

Der groſse Erfolg der komischen Episoden brachte Shakespeare auf den Gedanken, das Komödienhafte des Stückes noch weiter auszubauen. Dazu kamen Unannehmlichkeiten mit der Familie Cobham wegen der Verspottung ihres Ahnherrn, des guten alten Sir John Oldcastle, der als Märtyrer gestorben war. Der Dichter nahm also im Jahre 1597 oder 1598 eine Revision des ersten Teils von Henry IV. vor, und was er an Prosa in den komischen Szenen hinzufügte, muſste in den historischen Versteilen verkürzt werden.

Aber auch überall in den komischen Szenen, wo sich eine Parallele mit The Famous Victories ziehen läſst, oder wo ein

Übergang von komischen Szenen zu der geschichtlichen Erzählung in Shakespeares eigenem Versstück erkennbar ist, finden sich Verse oder Spuren verarbeiteter Verse, während ganz neue Szenen oder die humoristischen Zusätze, welche dem Ausbau der Falstaff-Episode dienen und einer späteren Epoche angehören, verhältnismäſsig frei von solchen Reminiszenzen sind. Ähnliches gilt für den zweiten Teil von Heinrich IV., wo als Neuschöpfung Shallow und sein Genosse Silence hinzukommen, um den Witz und die Spitzbüberei Falstaffs wirkungsvoll zu unterstützen.

Ein Zitat von 12 Zeilen aus den Henslowe Papers ist herbeigezogen, um zu zeigen, daſs die Oldcastle-Version Shakespeares den Tod Hotspurs in einer Weise behandelte, die von dem uns bekannten ersten Teile von Heinrich IV. durchaus abweicht.[1])

Sämtliche Thesen Morgans sind durch zahlreiche Beispiele aus The Famous Victories und den beiden Teilen von Shakespeares Henry IV. belegt. Noch überzeugender würden sie wirken, wenn darin Shakespeares weitere Ausgestaltung der Charaktere nach bestimmten Gesichtspunkten deutlicher zum Ausdruck käme.

Aber auch wie sie ist, bedeutet die Arbeit Quellenforschung auf realistischer Grundlage. Wir sehen Shakespeare bei der Arbeit und belauschen das dichterische Geheimnis, das Morgan so treffend beschreibt: "he vivifies the old bones, clothing them with quick flesh."

Königsberg i. Pr. Elise Deckner.

**The Two Dated Sonnets of Shakespeare.** By **J. A. Fort** (Formerly Second Master at Winchester College). Oxford University Press. London, Humphrey Milford. 1924. 3/—.

J. A. Fort liefert in den drei Kapiteln seiner Abhandlung einen mehr argumentativ interessanten als wissenschaftlich befriedigenden Beitrag zu der letzthin wieder recht reichhaltigen Literatur zu Shakespeares Sonetten.

Er geht besonders auf die sogenannte Freundschaftsserie ein (1—126) und stellt Nr. 104 und Nr. 107 in den Mittel-

[1]) Es könnte hier allerdings ebensogut eine Reminiszenz an ein intermediäres Stück vorliegen, wie Pollard und Dover Wilson es für möglich halten.

punkt seiner Ausführungen, da man nach seiner Ansicht aus diesen beiden Gedichten viel mehr herausholen kann, als bisher geschehen ist.

Kapitel I bringt zunächst eine Reihe von Daten bezüglich Shakespearescher Dichtungen bis zum Jahre 1598 nach der Encyclopaedia Britannica (ohne Angabe der Auflage). Dann folgt ein Abrifs der Geschichte des Henry Wriothesley, dritten Grafen von Southampton, nach der Encycl. Brit. und der Biographie Southamptons von Mrs. C. C. Stopes; denn kein anderer als Southampton kann nach Fort der schöne Freund der Sonette sein. Kapitel II behandelt das eigentliche Thema: "the two dated sonnets of Shakespeare" (Nr. 104 und 107). Von jeder künstlerischen Bewertung der Gedichte absehend, durchforscht Fort den Text der ganzen Serie nach Anspielungen, welche auf aktuelle Begebenheiten im Leben Southamptons Bezug haben könnten.

Als Grundlage für seine Arbeit gilt ihm a) der rein private Charakter der Sonette,[1]) b) die Unanfechtbarkeit der an den Grafen von Southampton gerichteten Dedikationen zu Venus and Adonis und Lucrece als authentischer Shakespeare-Dokumente und c) die Theorie Sidney Lees, dafs der Freund und Gönner, für den Shakespeare die erste Serie der Sonette schrieb, dieselbe Person ist, der er die beiden epischen Gedichte widmete, also Southampton.[2])

William Herbert (seit 1601 Graf von Pembroke) kam erst Anfang 1598 als Achtzehnjähriger nach London, als die Sonette in England bereits ein wenig aus der Mode waren. Shakespeare, "always prompt to follow change", so führt Fort weiter aus, hatte sich schon in Love's Labour Lost und Romeo and Juliet in dieser Gedichtform versucht, und die Ähnlichkeit der Bildersprache weist den meisten Freundschaftssonetten ihren Platz in derselben Schaffensperiode an, der jene beiden Dramen, sowie Venus and Adonis, Richard III. und Lucrece angehören, nämlich den Jahren 1592—95. Für 1593 oder 1594 passen auch die in Nr. 16, 10 gebrauchten Worte "my pupil pen", während sie im Jahre 1598, als Shakespeare bereits von Meres

---

[1]) Forts Gewährsmann T. Tyler hat dafür den, wie mir scheint, recht glücklichen Ausdruck "private letters" geprägt.

[2]) Vgl. Lee: "The only patron known to biographical research" (Life of William Shakespeare).

der führende Theaterdichter des Tages genannt wird, lächerlich wirken müfsten. Fort lehnt deshalb die Pembroke-Theorie zugunsten Southamptons ab und fixiert nach Sonett 104, 3—8 und dem Registrierungsdatum von Venus and Adonis (18. April 1593), ziemlich genau die Zeitdauer, welche für die Abfassung der ersten 104 Sonette in Betracht kommt, nämlich April bis Dezember 1593, die Jahre 1594—95 und die ersten drei bis vier Monate des Jahres 1596. Er ist überzeugt, dafs der Apriltag (nach Nr. 104, 7), an dem Shakespeare Southampton zuerst kennen lernte, auch der bedeutsame Zeitpunkt war, zu welchem er dem Grafen das Manuskript von Venus and Adonis überreichte, und das Sonett 104 wurde entweder in der zweiten Hälfte März oder in der ersten Hälfte April 1596 verfafst.

Schwieriger ist es, für Sonett 107 den November 1598 herauszukonstruieren. Fort sagt, die poetische Korrespondenz stockte zwischen Frühjahr 1596 und November 1598; denn Shakespeare sandte seinem Gönner, der wegen eines Liebesverhältnisses zu der Hofdame Lady Elizabeth Vernon bei der Königin in Ungnade gefallen war, während dieser langen Zeit aufser Nr. 105 und 106 nur jene 329 Zeilen, welche als Lover's Complaint in der Thorpeschen Ausgabe den Sonetten hinzugefügt sind und erst als Appell an den Liebhaber einer hart bedrängten Frau, der Shakespeare seine Feder leiht, ins rechte Licht gerückt erscheinen.

Ich erwähne noch als Beispiel der kombinatorischen Betrachtungsweise Forts die Datierung von Nr. 126, des letzten an Southampton gerichteten Sonetts aus dem Januar oder Anfang Februar 1601; es enthält eine freundschaftliche Warnung an den Grafen, der sich an der Essex-Verschwörung beteiligt hatte und am 19. Februar 1601 wegen Verrates in den Tower geworfen wurde.

Hiermit endet die Geschichte, welche den 126 Freundschaftssonetten zugrunde gelegt wird, um zu zeigen, dafs sie trotz ihrer konventionellen Form und Sprache mit zahlreichen wirklichen Geschehnissen im Leben zweier grofser Männer verknüpft sind.

Der Verfasser hat es verstanden, in Kapitel I unser lebhaftes Interesse für Mrs. Stopes zu erregen, auf deren wertvolle Archivarbeiten Keller bereits hingewiesen hat.[1])

---

[1]) Vgl. Shakespeare-Jahrb. 58, 128 ff.

Kapitel II zeigt Forts feines Verständnis für das elisabethanische Zeitalter, das ihn auch bei der gewagtesten Spekulation nicht im Stiche läfst. Vielfach ist er allerdings etwas oberflächlich. Er übergeht das Problem des rival poet (Nr. 76—96), das ihm doch Gelegenheit gegeben hätte, sich mit Conrad über Southamptons körperliche und geistige Vorzüge auseinanderzusetzen und zu Spenser als Nebenbuhler Shakespeares Stellung zu nehmen.[1]) Er wiederholt die besonders von Conrad und Mats Redin[2]) bestrittene Behauptung Lees, dafs Sonett 26 nur die Prosadedikation zu Lucrece paraphrasiere; er unterschreibt bedingungslos Lees Southampton-Theorie[3]) und bemerkt an anderer Stelle, die Sonette 117—120 kommentierend, der neue Gönner, um den sich Shakespeare in diesen Gedichten zu bewerben scheine, könne sehr wohl Lord William Herbert gewesen sein, der fast ebenso berühmt wurde als patron of poets wie Southampton. Recht bedenklich für die Stichhaltigkeit der spekulativen Argumentationen Forts ist die autoritative Bedeutung, die er, gestützt auf Knox Pooler und Dowden, der Thorpeschen Anordnung der Sonette beimifst. R. M. Alden[4]) hält dieselbe für unsicher; M. J. Wolff nennt sie ganz wertlos[5]), wenn er auch zugibt, dafs jede neue Anordnung ebenso subjektiv und daher kaum weniger wertlos sein mufs.

Mit Thorpes Anordnung aber steht und fällt der Wert der Fortschen Abhandlung, und bei aller Scharfsinnigkeit der Problemführung bleibt schliefslich doch nur eine „haltbare Hypothese" übrig, die ein wenig an die Shakespeare-Parallelen Lilian Winstanleys[6]) mit der zeitgenössischen Geschichte erinnert.

---

[1]) Vgl. H. Conrad, Der Freund der Shakespeareschen Sonette (Preufs. Jahrb. 1919, 177, Heft 2, S. 220 ff.).

[2]) Vgl. Mats Redin, The Friend of Shakespeare's Sonnets (Engl. Stud. 56, H. 3, S. 390 ff.).

[3]) Vgl. S. 368, Anm. 2 dieses Aufsatzes.

[4]) Vgl. das Referat von Brandl über R. M. Alden, The quarto arrangement of Shakespeare's Sonnet (Shakespeare-Jahrb. 51, 247 ff.).

[5]) Vgl. M. J. Wolff, Neue Literatur zu Shakespeares Sonetten (Engl. Stud. 50, 152 ff.).

[6]) Lilian Winstanley, Macbeth, King Lear and Contemporary History (Referat von Keller, Shakespeare-Jahrb. 58, 182 ff.).

Kapitel III, Thorpes Text der Southampton-Sonette, den er unter dem Gesichtspunkt seiner Authentizität behandelt, täuscht darüber nicht hinweg, wenn wir auch mit dem Verfasser hoffen, dafs Thorpe die Sonette nicht stahl, wie Conrad behauptet, sondern auf rechtmäfsige Weise in ihren Besitz kam. Man kann sich ganz gut vorstellen, dafs im Jahre 1609, als Southampton wieder zu Macht und Ansehen gekommen war, niemand gewagt haben würde, auf eigene Faust Dokumente herauszugeben, die zwar von den Zeitgenossen nicht mehr als kompromittierend empfunden wurden, aber doch auch jetzt kaum für die breite Öffentlichkeit geeignet waren.

Ganz verfehlt scheint mir Forts Auffassung der Thorpeschen Dedikation.

Angenommen Hoops [1]), Morsbach, Mats Redin haben unrecht und *begetter* bedeutet hier wirklich „Verschaffer" [2]); angenommen, dafs Mrs. Stopes (wie Brandl) zu Unrecht William Harvey, den Stiefvater William Herberts, als den „Verschaffer" hinstellt, so kann doch keineswegs zugegeben werden, dafs Thorpes Widmungsworte auf einen Scherz hinauslaufen und dem obskuren Buchhändlergehilfen William Hall zugedacht waren.

Ich möchte Fort hier mit seinen eigenen Waffen schlagen: „Wie hätte Thorpe das wagen können?"

Recht zweckmäfsig wird der Abhandlung Anhang A mit den Dedikationen zu Venus und Adonis, Lucrece und den Sonetten beigefügt. Anhang B bringt Notizen zum Text der Sonette; Anhang C ist eine literarische Spekulation über die Dark Lady Sonnets, die noch nicht ganz ausgereift ist. Doch findet sich hier ein Hinweis, dessen Möglichkeit sich mir ebenfalls bei Betrachtung der historischen Fakta aufdrängte: Könnten nicht Southampton und Pembroke zusammen die Herausgabe der Sonette geleitet haben? Oder noch besser: Könnte nicht Pembroke (Lord William Herbert) aus Verehrung für seinen Schützling den älteren Gönner und Freund Shakespeares dazu veranlafst haben?

---

1) Vgl. Hoops, Deutsche Gesamtausgaben und Übersetzungen von Shakespeares Werken (Engl. Stud. 50, S. 151).

2) Des Verfassers „Cf. Hamlet III, II, 8" ist hier wenig am Platze; denn das Verb *to beget* „(das richtige) Bild erzeugen" (Brandl) gibt der Stelle weit mehr Tiefe wie „erwerben" (Kellner) oder gar „verschaffen" (Lee).

So trägt Fort bis zum Schlufs seines Buches zur Belebung der Vergangenheit bei und bringt jene aktuelle Note zur Geltung, ohne die man sich nun einmal eine starke Persönlichkeit wie Shakespeare nicht zu denken vermag.

Königsberg i. Pr. Elise Deckner.

---

**Friedrich Schönemann, Mark Twain als literarische Persönlichkeit.** Verlag der Frommannschen Buchhandlung (Walter Biedermann), Jena. 119 S.

A. u. d. T.: **Jenaer Germanistische Forschungen**, herausgegeben von **A. Leitzmann.** 8.

Mark Twain (Samuel Langhorne Clemens) galt bis an sein Lebensende (1910) als der amerikanische Humorist und die Literarhistoriker sahen in ihm bis vor wenigen Jahren nichts als einen Hauptvertreter des amerikanischen Humors. Es ist Archibald Hendersons Verdienst, Mark Twains Persönlichkeit und Werke einem tieferen Studium unterzogen und uns ein Bild seiner geistigen Entwicklung gegeben zu haben. Da aber sein Buch vor der Veröffentlichung der wichtigen Briefe Mark Twains (1917) und dem Werke *"The Mysterious Stranger"* (1916) erschien, sind auch bei ihm noch manche alte Vorurteile anzutreffen. Fred Louis Patee behandelt Mark Twain in seinem wertvollen Buche *"American Literature since 1870"* sehr liebevoll und setzt ihn in der Periode nach dem Bürgerkrieg, dem sogenannten *"Gilded Age"*, an die erste Stelle. Ein ganz neues Bild von unserem Schriftsteller gibt Van Wyck Brooks' Buch *"The Ordeal of Mark Twain"* (1920), worin ausgeführt wird, dafs Mark Twain ein wirklicher Künstler war, der das Gröfste hätte erreichen können, aber durch die Verhältnisse des damaligen Amerika in seiner Entwicklung gehemmt worden sei.

Nach dieser allgemeinen kritischen Übersicht geht der Verfasser, dem wir schon mehrere gediegene Arbeiten über Mark Twain verdanken, daran, die einzelnen Seiten der literarischen Persönlichkeit Mark Twains in folgenden Abschnitten näher zu beleuchten: a) der amerikanische Humorist; b) der unliterarische Mark Twain; c) der Antiromantiker; d) der Geschichtsphilosoph; e) der Essayist und Erzähler. Mark Twain begann seine Laufbahn damit, dafs er in Kalifornien die

Pioniere und Goldgräber als "funny man" durch humoristische Vorträge unterhielt, später drollige Geschichten und Erzählungen in Zeitungen veröffentlichte und dann selbständige Bücher, wie *"Sketches Old and New"* schrieb. Hinter dem drolligsten Humor steckte jedoch oft ein bitterer Ernst, der sich bisweilen bis zum Pessimismus und zur Menschenverachtung steigerte. Mark Twain bildete sich an den Werken eines Cervantes und Goldsmith zu immer tieferer Auffassung des Humors heran; oft mischt sich Satire mit dem Humor, so besonders in den Werken *"The Connecticut Yankee"* und *"The Mysterious Stranger"*, in deren letzterem sein Menschenhafs den des Swift erreicht. — Dem Verfasser gelingt es, das Vorurteil von dem „unliterarischen" Mark Twain gründlich zu zerstören. Er weist nach, dafs dieser nicht nur die amerikanische und englische Literatur vollkommen beherrschte, sondern auch mit den klassischen Werken der französischen und deutschen Literatur wohlvertraut war. Seine Belesenheit beweisen die vielen Lesefrüchte und Zitate in seinen Werken. Obwohl Shakespeare nie von ihm erwähnt wird, ist es nach Ansicht des Verf. ganz ausgeschlossen, dafs er ihn nicht gelesen hätte. Jedenfalls kannte Mark Twain die englische Sprache des 16. Jahrhunderts sehr genau, wie Ref. in seiner Schrift „Über die altertümelnde Sprache in dem Roman *The Prince and the Pauper"* (Wien 1902) nachgewiesen hat. — Deutlich zeigt sich der Einflufs von Cervantes' "Don Quichotte" in Mark Twains Werken *"Innocents Abroad"*, *"Tom Sawyer"* und *"Huckleberry Finn"*. Indem M. Twain zu Cervantes hinneigte, der das mittelalterliche Rittertum lächerlich machte und ihm so einen tödlichen Hieb versetzte, mufste er sich von W. Scotts Romanen abgestofsen fühlen, worin ebendieses Rittertum in seinem alten Glanze wieder eingeführt wurde. Wenn auch M. Twain für manche seiner Werke irgendeine romantische Geschichte wählte, ist doch die Ausführung stets realistisch im unnachahmlichen Stil Mark Twains. In dem Abschnitt „Der Geschichtsphilosoph" wird gezeigt, dafs der junge Clemens aus Goldsmiths *'Citizen of the World'* sein Interesse für Geschichte und zugleich die pessimistische Einschätzung aller europäischen Geschichte schöpfte. Weitere geschichtliche Vorbilder waren ihm Suetons römische Geschichte, Leckys *History of European Morals* und das *'Diary of*

*Samuel Pepys'*, dessen Lektüre seine historische Auffassung von dem Wahnsinn der Monarchie und des Feudalismus und der Notwendigkeit des Republikanismus bestärkte. Ganz besonderen Einflufs jedoch übte auf ihn Carlyles *'History of the French Revolution'*. Die Vorbilder Mark Twains für seine Essays und Erzählungen waren Goldsmith, Addisons *'The Spectator'*, Montaigne, Emerson. Mark Twains Sprache ist im Vergleich zu der Addisons und Goldsmiths „unliterarisch"; „dafür aber hat sie eine um so gröfsere Vitalität, ursprüngliche Kraft und Freiheit, und alles das, weil sie so ungeheuer einfach ist". Sehr originell ist das Urteil des Kritikers Howells in seinem Buche *"My Mark Twain"* (S. 160) über Mark Twains Sprache: *He writes English as if it were a primitive and not a derivative language, without Gothic or Latin or Greek behind it, or German or French beside it."*

Das schöne und anziehend geschriebene Buch ist allen Freunden Mark Twains und der anglo-amerikanischen Literatur wärmstens zu empfehlen.

Wien. Joh. Ellinger.

---

**Georg Rudolf Weckherlin. The Embodiment of a Transitional Stage in German Metrics.** By **Aaron Schaffer,** Ph. D., Assistant in German, The Johns Hopkins University. Baltimore Md., U. S. A., The Johns Hopkins Press, 1918. VI + 116 S.

A. u. d. T.: **Hesperia.** Studies in Germanic Philology, edited by **Hermann Collitz** and **Henry Wood.** Nr. 10.

Diese Schrift zerfällt in zwei Teile. Im ersten Teil (S. 3—57) bespricht der Verfasser die Entwicklung der deutschen Metrik von der ältesten Zeit bis zum Auftreten des Martin Opitz. Nachdem er uns die alliterierende Langzeile vorgeführt hat, wendet er sich zu Otfrid, in dessen „Evangelienbuch" sich die ersten Spuren einer Schwenkung vom akzentuierenden zum alternierenden System zeigen, verfolgt dann die Auflösung der alten Langzeile im Mittelhochdeutschen und kommt so zu den kurzen Reimpaaren des 15. und 16. Jahrhunderts, in deren Versen der alternierenden Tendenz zuliebe oft der natürlichen Betonung der Wörter Gewalt angetan wird. Allerdings wird dieser Kampf zwischen Rhythmus und Wortakzent vielfach ausgeglichen, und zwar durch schwebende Betonung (*hovering*

*accent*), den grammatischen Nebenton und einen rhythmischen Nebenton, den der Verfasser „*Crypto-rhythmia*“ nennt. Obwohl Opitz in seinem 1624 erschienenen „Buche von der deutschen Poeterey“ eine heilsame Reform der deutschen Poetik anbahnt, kann ihm der Vorwurf nicht erspart bleiben, dafs er gerade durch die strenge Forderung der regelmäfsigen Aufeinanderfolge von Hebung und Senkung wesentlich zur Monotonie des Versrhythmus beitrug.

Der zweite Teil (S. 58—111) ist der Untersuchung der Metrik der Werke Weckherlins, der von 1584 bis 1653 lebte, gewidmet. Aus einem kurzen Lebensabrifs erfahren wir, dafs Weckherlin als Begleiter von württembergischen Prinzen an die Höfe von Frankreich und England kam, 1616 eine Engländerin heiratete, die letzten 30 Jahre seines Lebens in England verbrachte und in London starb. Von der französischen und englischen Literatur beeinflufst, wandte er in seinen Dichtungen („Oden und Gesänge“ usw.) die metrische Technik der romanischen Poesie an und hielt daran fest, auch als in Deutschland sich alles dem Opitzischen Gesetz beugte. Obwohl er im Auslande lebte, konnte er sich als Deutscher dem Einflusse des Opitz nicht ganz entziehen, und seine späteren Werke zeigen deutlich das Bestreben des Dichters, seine Metrik den Grundsätzen des Reformators anzupassen. Doch gab er die von ihm bisher geübte unregelmäfsige Alternierung nie ganz auf, weil er die von Opitz vorgeschriebene Metrik allzu mechanisch und eintönig fand. Von Opitz und seiner Schule als veraltet und rückständig angesehen, wurde Weckherlin erst von Herder der Vergangenheit entrissen und als ein begabter Dichter der Übergangszeit von der älteren zur modernen deutschen Dichtung gewürdigt.

Das Buch schliefst mit einer sorgfältigen Untersuchung der Metrik von Weckherlins Werken und belegt alle Eigentümlichkeiten wie schwebende Betonung, Nebenton usw. mit zahlreichen Beispielen. Die mit gewissenhafter Benutzung der Fachliteratur und lobenswerter Gründlichkeit ausgearbeitete Dissertation legt ein glänzendes Zeugnis ab für den Fleifs und Eifer, mit dem an der Johns-Hopkins-Universität das Studium der germanistischen Philologie betrieben wird.

Wien. Joh. Ellinger.

**Al. Carthill. Verlorene Herrschaft ("The Lost Dominion").** Übersetzt von **Martha Haushofer.** Verlag Kurt Vowinkel, Berlin-Grunewald 1924.

Schon der Titel des Werkes spricht von dem schweren Pessimismus des Verfassers. Das Buch ist wie eine Totenrede am Grabe der englischen Herrschaft in Indien. Der Redner ein Beherrscher grofser Redeformen. Er handhabt groben und feinen Humor wie auch die zu lastender Kritik werdende Satire mit unverkennbarer Meisterschaft. Ein Mann von gründlicher echter Bildung, ein Realpolitiker mit grofsartigem Einschlag idealpolitischen Verständnisses, dem die Mittel umfassender Geschichtskenntnis zu rücksichtslosem Urteile zur Verfügung stehen. Ein Menschenkenner, der mit prachtvoller Offenheit seine wohl auf tiefer und langer Erfahrung beruhenden Kenntnisse des asiatischen und europäischen Menschen den Lehren des englischen Volkes und seiner Staatsmänner, aber auch der gesamteuropäischen Auffassung vom politischen Handeln entgegenhält. Das Buch wächst aus einer Darstellung und Kritik der Geschichte der englischen Herrschaft in Indien an zu einer Kritik abendländischer Anschauungsweise indischer Dinge.

Auf dem weiten Spielplatz der betrachtenden Gedanken Carthills steht der uralte Kampf zwischen Ost und West als unerklärter selbstverständlicher Riesenvorgang da, innerhalb dessen das „britisch-indische Abenteuer" nur als kleiner, sogar unbedeutender Ausschnitt erscheint. Daneben hat England in diesem Abenteuer den ebenso alten Kampf zwischen einer beherrschenden und beherrschten Kultur zu bestehen. In originaler, vom Grotesken bis zum Tragischen spielender Darstellung zieht das Abenteuer an uns vorüber. Europäisches Unverständnis für die uns völlig fremden Lebensanschauungen und Lebensformen des indischen Orientalen vereitelt die Beherrschung Indiens durch England. Die Unterhöhlung der englischen Macht fördern grofse Gruppen der englischen Gesellschaft unbewufst, während indische Gruppen bewusft darauf losarbeiten. Die „Mugwumps" — die grofsen Ketzer, die in unbeschränkter Freiheit ihre Ansichten über Sitte, Brauch und nationales Gefühl, über Moralgesetze, Nationalismus und Rasseninstinkt hinwegspringen lassen aus einer zeitgeistlosen, verantwortungslosen, nur in ihrer Persönlichkeit berechtigten

geistigen oder seelischen Heimat; die "Humanitarians", die Sentimentalisten, die Weltverbesserer: die beiden uns so geläufigen Typen europäischer Kultur arbeiten dem sich bewufst losringenden indischen Geist in die Hände, Dem Geist, den Carthill in der fiktiven Gestalt der Menschenklasse der Panditji als treibendes Element zur Loslösung auftreten läfst. Der Panditji benützt diese in Indien völlig unverstandenen und heimatlosen Strömungen für seine von England wegstrebenden Zwecke. Mit schneidender Bitterkeit legt Carthill unter anderem dar, wie die „Menschenfreunde“ auf Grund ihres politischen Bekenntnisses verpflichtet waren, die Regierung in Indien zu schwächen. Es habe keinen Zweck, anarchistische Organisationen zu suchen oder zu erfinden — die Freimaurer, die Juden —, die in Europa indische Anarchie vorbereiteten. Nur einen Apostel der Anarchie gibt es, der jenen unbewufsten und bewufsten Feinden der Festigung der englischen Herrschaft zur Seite tritt, und das ist das Elend, die Paria. Auch sie sind Werkzeug in der Hand des Panditji. Mit orientalischer Schlauheit und Skrupellosigkeit benutzt dieser alle englandfeindlichen Stimmungen in Indien und alle indienfreundlichen Bewegungen in England, um die Säulen des Kaiserreiches unmerklich ins Wanken zu bringen. Der Weltkrieg hat das Seinige getan, um den Indern die Augen zu öffnen über das wahre Christentum des Abendlandes und den Tiefstand westlicher Zivilisation. Auch Gandhi ist nur ein treibendes Rädchen in der Gesamtbewegung gegen die westliche Atmosphäre. Sein Einflufs wird stark überschätzt. Über ihn geht die Bewegung hinweg. Der Gesamtvorgang entwickelt sich langsam. Panditji hält sich bei Aufständen und Revolten bescheiden und unbeteiligt im Hintergrund. Denn sie stärken England für den Augenblick, geben ihm das Recht in die Hand und schieben den Zersetzungsvorgang hinaus.

Panditji hat es in langem steten Unterwühlen erreicht, dafs Indien eine den Dominions gleiche Regierungsform erhielt. Damit ging die Exekutive auf die Inder über. Nur die Verwaltung trägt formell englischen Namen. „So haben die Engländer die Herrschaft über Indien verloren.“

Carthills Worte entspringen der Liebe eines bedeutenden Politikers zu seinem Lande. Der offene Kritiker, der sich hinter dem verschleiernden „Carthill“ verbirgt, hat England

durch seine reinliche Gesinnung entschieden einen grofsen Dienst geleistet. Seine Ausdrucksweise, sein Freimut, seine ganze Art scheint mir typisch für eine gewisse geistige Richtung des England der Nachkriegszeit, für die auch im literarischen Bereich wertvolle Vertreter zu finden sind. Die Anschauungen und Thesen Carthills auf ihre Richtigkeit und Verwirklichungsmöglichkeit zu prüfen, liegt nicht im Sinn und im Rahmen dieser Besprechung. Carthills Pessimismus erfuhr naturgemäfs viel Ablehnung in England. An Werken, die dem Studenten der indischen Probleme wertvoll sein können und sich auch gelegentlich mit Carthill auseinandersetzen, seien folgende erwähnt:

1. India as I knew it, 1885—1925. By Sir Michael O'Dwyer. London 1925.
2. The heart of Aryavarta, a study of the psychology of Indian unrest. By Lord Ronaldshay. London 1925.
3. India, a bird's eye view. By Lord Ronaldshay. London 1924.
4. Sidelights on the crisis in India. By H. Harcourt. London 1924.
5. Indian politics, a survey. By J. T. Gwynn. Introd. by Lord Meston. London 1924.
6. The Challenge of Asia. By Stanley Rice. London 1924.
7. Die jährlichen Berichte der indischen Regierung unter den Titeln "Indian Politics" und "Statement exhibiting the moral and material progress of India".

Erlangen. Eduard J. W. Brenner.

---

## Zur Stellung des ein Pronominalobjekt vertretenden Adverbs *so*.

Das Adverb *so*, das bei den Verben *to think, to hope, to say, to tell, to do* usw. ein Pronominalobjekt vertritt, wird gewöhnlich wie ein Pronomen dem Verbum nachgestellt. Also z. B.: *I hope so. I thought so. Will he say so? I have told you so. Why did you do so? I am willing to do so. In doing so you will help him.*

Daneben aber behält *so* seine Bewegungsfreiheit als Adverb und kann an verschiedenen Stellen des Satzes vor dem

Verb stehen. Mätzner, Engl. Grammatik III, 125 sagt bloſs: „Oft ist der Inhalt oder Gegenstand des Wahrnehmens, Denkens, Aussagens und Tuns usw. durch ein rückdeutendes *so* ausgedrückt“, ohne sich über die Stellung dieses *so* zu äuſsern. Unter den Beispielen, die er aus der neuenglischen Literatur beibringt, finden sich auch solche, in denen *so* an der Spitze des Satzes steht: Southern, Oroonoko, II, 3: *I'll answer with my life for his behaviour; so tell the governor.* Bulwer, Maltravers, IV, 5: *So I have heard whispered.* Ausführlicher bespricht E. Kruisinga diesen Gebrauch des Adverbs *so* in seinem Buche *English Accidence and Syntax* (Utrecht 1922). Er sagt § 1035: "Although the function of *so* is very similar to that of the pronouns there is a difference in that *so* can have *front-position* where the personal pronoun cannot. Front-position of *so* is rather literary than colloquial. *Mid-position* is also found." Ferner § 1045: "The use of *so* seems to be exclusively literary with verbs expressing 'will'. Note that *so* precedes." In den beigegebenen Beispielen zeigt *so* folgende Stellungen:

1. an der Spitze des Satzes:

Ant. Trollope, Framley ch. 3: *Was he not going to preach on behalf to the Papuan Mission next Sunday? Ah! so he, the Bishop, heard.*

2. mitten im Satze, und zwar vor dem Verbum in einfacher Zeit:

Ant. Trollope, Last Chronicle of Barset, ch. 47: *But various excuses were made for him by those who so believed.*

3. mitten im Satze zwischen Hilfsverb und Infinitiv:

Galsworthy, Man of Property, 5, 76: *If any one had asked him if he wanted to own her soul, the question would have seemed to him both ridiculous and sentimental. But he did so want and the writing said he never would.*

Zu den unter 1 und 3 angeführten Beispielen mögen noch einige moderne Belege hinzugefügt werden:

Zu 1. Ant. Trollope, The Mistletoe Bough and other Stories (T.), p. 129: *But the emphasis bore another meaning; and so the widow perceived as soon as she had spoken.* Mark Twain, The Adventures of Tom Sawyer (Freytag, Leipzig), p. 52: *So thought every harassed, hampered, respectable boy in St-Peters-*

*burg.* H. Rider-Haggard, Mr. Meeson's Will (Nordhoff, Groningen), p. 166: *'That's right', said Eustace. 'Well, I have come about a will.' 'So I understood,' said James, 'but what will, and where is it?'*

Zu 3. Ant. Trollope, The Mistletoe Bough etc., p. 20: *The time will perhaps come when you will so think.* H. Rider Haggard, Mr. Meeson's Will, p. 158: *Clearly James's friend would not so consent, and had passed on the responsibility, minus the fee.*

Aufser diesen drei Stellungen des Adverbs *so* habe ich noch andere beobachtet, die ich im folgenden in zahlreichen Beispielen belegen will.

4. Stellung des *so* zwischen Hilfsverb und Partizip Perfekt:

A. Trollope, The Mistletoe Bough etc., p. 42: *'But your mother says you do love him. 'Oh, mamma!' 'I will not ask you. But if you do; — if you have so told him, ...* Ib., p. 128: *And there had been something, she knew not what, in his eye as he had so declared.* Ib., p. 174: *Captain Broughton had been told that he was not to come unless he came with a certain purpose; and having been so told, he still persisted in coming.* The Literary Digest, May 20, 1922, p. 13: *Instead of setting up a dictatorship, as he (General Wu) could easily have done had he so desired, he extended his support to Hsu Shih-Chang, the actual president.*

5. Stellung des *so* vor *to* + Infinitiv:

Sheridan, The Rivals I, 2: *I thought it my duty so to do.* Dickens, The Pickwick Club, II, ch. XI: *Sam reclined upon the back of the chair, reflecting, partly on the situation of his master, and partly on the great satisfaction it would have afforded him to make a fierce assault upon all the turnkeys there assembled, one after the other if it were lawful and peaceable so to do.* Ib., ch. XV: *'Well,' said the cobbler, 'he left five thousand pound behind him.' 'And wery genteel in him so to do,' said Sam.*

6. Stellung des *so* zwischen Possessivpronomen oder Präposition und Gerundium:

Dickens, The Old Curiosity Shop, ch. XXXI: *Then they smiled and glanced at Miss Monflathers, and then, their eyes meeting, they exchanged looks which plainly said that each con-*

*sidered herself smiler in ordinary to Miss M., and regarded the other as having no right to smile, and that her so doing was an act of presumption and impertinence.* Ib., ch. VIII: *Miss Wackles, I believed you true, and I was blest in so believing, but now I monrn that e'er I knew a girl so fair, yet so deceiving.* Dickens, The Pickwick Club (T.), I, p. 123: *that gentleman got himself into complicated entanglements with harness, and mixed up with horses and wheels of chaises, firmly believing that, by so doing, he was materially forwarding the preparations for their resuming their journey.* Ib., p. 250: *Nathaniel Pipkins thought it best to keep his own counsel, and by so doing gradually rose into high favour with old Lobbs.* Ib., p. 264: *Mr. Winkle, thus admonished, abruptly altered its position, and in so doing contrived to bring the barrel into pretty smart contact with Mr. Weller's head.* Ib., p. 330: *'Immediately, ma'am; this instant ma'am,' said Mr. Pickwick opening the door, and dropping both his shoes with a loud crash in so doing* (*in so doing* kommt noch öfter in demselben Buche vor: I, 331, 407; II, 8, 144, 158, 168). Charlotte Brontë, Shirley, ch. V: *She did not choose to adopt English fashions because she was obliged to live in England; she adhered to her old Belgian modes, quite satisfied that there was a merit in so doing.* Ib., ch. XXVI: *I never made it a secret; I had no reason for so doing.* A. Trollope, The Mistletoe Bough etc., p. 44: *'God bless you, dear Godfrey,' said Mrs. Garrow, 'you will find Bessy in the dining-room,' she whispered; but in so whispering she was quite unconscious of the mistletoe bough.*

7. Stellung des *so* vor dem Partizip Präsens:

Kipling, Wee Willie Winkie: *Why should Coppy be guilty of the unmanly weakness of kissing a 'big girl,' Miss Allardyce to wit? In the course of a morning ride, Wee Willie Winkie had seen Coppy so doing.* Bulwer, Rienzi: *So saying, he bent his head over the corpse* (zitiert von H. Poutsma, A Grammar of Late Modern English, I, 1, p. 321). Dickens, The Pickwick Club, II, p. 285. *'Nothing,' replied Martin. So saying, the surly man leisurely descended from the wheel.* R. Buchanan, That Winter Night, ch. I: *So saying, and once more subsiding into broken mutterings, the crone moved feebly away.* Ib., ch. VI: *So saying, with a respectful salute, Huët took his leave.* Zu

der Verbindung "*so saying*" bemerkt Poutsma, a. a. O.: "The adverbs *so* and *thus* regularly stand before *saying*."

Poutsma findet, dafs *so* nur, wenn es ein Prädikatsnomen vertritt, gelegentlich vor dem Verb steht. Er sagt a. a. O., p. 312: "Only when replacing a subordinate statement, or a nominal that is a predicative adnominal adjunct, do we occasionally find it (sc. *so*) at the head or in the body of the sentence" und führt folgendes Beispiel aus den Notes and Queries an: *The examples sometimes cited of such irregularities in Milton do not prove that they are beauties or that Milton himself so regarded them.* Auch zu diesem Falle mögen noch andere Belege hinzutreten:

Ant. Trollope, The Mistletoe Bough etc., p. 121: *Has it ever occurred to you that the Creator has so intended it?* Mark Twain, Sketches, (T.), p. 111: *I will not call this matter of George Fisher's a great deathless and unrelenting swindle upon the Government and people of the United States — for it has never been so decided — but will simply present the evidence and let the reader deduce his own verdict.*

Wien. Joh. Ellinger.

---

## Once more the Prop-Word.

When I wrote my little article "Prop-Word and Numeral" (Anglia Beiblatt, 1925, pp. 154) against Miss Björling, I was naïve enough to suppose that no one familiar with the history of English would mistake the character of my argument; but now Miss Björling's rejoinder (p. 287) shows me the necessity of trying to make myself clearer. The prop-word is a colourless unstressed *one* serving no other purpose than to "prop up" an adjective or similar "secondary" word so as to make the whole combination function as a "primary" (in the terminology of my *Philosophy of Grammar*; formerly I used the term "principal"). This use of *one* is one of the characteristics of Modern English, but has not sprung into existence all at once: some employments are even quite recent. Among these I reckon *this one* and *that one*, the earliest example hitherto known to me being found in Sterne's Tristram Shandy. But *that one* with stressed *one* contrasted with such words as *the other* or *others* is very old in the language and presents nothing

strange or peculiar to English: *one* here must not be called the prop-word.

Miss Björling has found *that one* in Tindale's version of Matthew 18. 12 and thinks that *one* here is the prop-word: I say that it is much more probable that it is the numeral, because it is quite natural to stress *one*, which is used in contrast to the other ninety-nine sheep, and because the whole history of gradual development of *one* as a prop should make us wary in assuming the prop-word in the first half of the sixteenth century unless the context admits of no other interpretation. I strengthened this argument by saying that if we take Tindale's *one* (wō) as the prop, we must necessarily also take *an* in the corresponding passage in the Old English versions as the prop, thus centuries before the ascertained beginnings of what can legitimately and undoubtedly be termed the real prop-word use of *one*. If it is (to my mind) absurd to assume the prop instead of the numeral in the OE. text, why then assume it in Tindale?

Miss Björling now writes: "Does not Professor Jespersen's second argument [i. e. that drawn from the OE. Matthew] lose some of its weight in face of this explicit statement of Tindale himself?" How is that? Did Tindale say that his *one* was the prop-word and not the numeral? Of course not: he said that he had had no assistance from earlier translators. But I never said that he had, and at any rate this is quite irrelevant with regard to the grammatical question occupying us here. Tindale may of course have introduced his numeral *one* to make the contrast more clear than he found it in his original text, exactly as the Old English translator had done some centuries before.

Miss Björling also has "consulted several of the Cambridge clergy", who think that Tindale's *one* is the prop-word. Why the clergy? Are these reverend and highly revered gentlemen more competent to judge about a question in sixteenth century syntax than anyone else? Would it not be better to go to those who with some training in historical and comparative grammar combine some knowledge of earlier English?

Gentofte, Copenhagen, September 1925.

Otto Jespersen.

## II. MITTEILUNGEN.

### Angekündigte Schriften.

Demnächst erscheint im Verlag von Stiepel in Reichenberg i. B. aus A. Martys Nachlafs ein Band „Satz und Wort“. Er bringt eine kritische Auseinandersetzung mit der üblichen Lehre von Satz, Wort, den Redeteilen und der syntaktischen Darstellung. Herausgeber ist Prof. Dr. O. Funke in Prag.

---

## III. AUS ZEITSCHRIFTEN.

**Germanisch-Romanische Monatsschrift** XIII, 7/8: Brie, Johannes Hoops zum 20. 7. 1925. — Singer, Karol. Renaissance. II. — Elisabeth Schäfer, Shakespeare und das Domestic-Drama. II. — Holthausen, D. G. Rossetti und die Bibel. I.

**Philological Quarterly** IV, 3 (July '25): Parry, Celtic Tradition and the *Vita Merlini*. — Moffett, Oswald the Reeve. — Searles, *Discours à Cliton*. — Graham, Henry Nelson Coleridge, Expositor of Romantic Criticism. — Ibershoff, Concerning a passage in Heine's *Harzreise*. — Van Horne, Notes on Sixteenth Century Spanish Narrative Poets. — Mott, Carlyle's American Public. — Zeydel, An Early Reference to Anton Graff's Portrait of Lessing. — Steele, Non-recurrence in Vocabulary as a Test of Authorship. — Rypins, Johnson's Dictionary Reviewed by his Contemporaries. — Book Reviews.

**Studies in Philology** XXII, 1 (Jan. '25): Clark, The Literary Influences of Philip Freneau. — White, Literature and the Law of Libel: Shelley and the Radicals of 1840—1842. — Shackford, „Hyperion". — Howell, Sir Thomas Browne and Seventeenth-Century Scientific Thoughts. — Nethercot, The Reputation of the "Metaphysical Poets" during the Age of Johnson and the "Romantic Revival".

[30. 11. '25.]

---

Im Inhaltsverzeichnis der Nov.-Nr. ist nachzutragen:



### INHALT.



Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.


UNIVERSITY · OF · MICHIGAN


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03053 6109

